THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
ZUK
v.100

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Hunderterster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1918

Die Zukunft.

Berlin, den 1. Dezember 1917.

053
ZUK
v.100

Erster Advent.

Erreichniß.

Der neunundneunzigste Band der „Zukunft“ schloß, vor fünf Monaten, mit den Sätzen: „Wer auf Wunder hofft, lähmt selbst sich den Willen. Und nur ein Wunder könnte schnell Frieden bescheren: eins, das die Feinde zermalmt, oder eins, das Deutschlands Trachten dem der Erdmehrheit vermählt. Sieht über deren Ziel Deutschland die großen Himmelszeichen der Zeit leuchten, dann ist, da über alles Andere Verständigung leicht möglich würde, der Friede morgen erlangbar. Scheint ihm der Zustand, den eine Menschenmilliarde ersehnt, schmählich, dann muß es weiterkämpfen, bis eine Gruppe siegt, eine in Ohnmacht sinkt. So steht, ohne Phrasenbehang aus beiden Lagern, Wirklichkeit vor dem Auge des furchtlos Wissenden. Wer sie, weil er den Anblick nicht erträgt, schminken will, muß ins Dunkel hinab. Verantwortlich für das Werdende kann nur der Volkswille sein, der in dem Gewordenen frei athmen soll. Staatsmannsgeist aber muß ihm, vor der Wahl, die Wege erhellen.“ So ists noch heute. Militärisch scheint Alles gut (in Europa; die Türken haben Gaza und Jafa, die Städte Simsons, des Makkabäers Simon, des Briten Richard Löwenherz, und Jerusalem aufgegeben). Riga und die durch den Seehundsund getrennten Russeninseln Oesel und Dagoe sind von deutschen Truppen besetzt. Ein fast tannenbergisch großer Angriffserfolg am Isonzo, Tagliamento, Piave. Oesterreich-Ungarn wird, im vierten Kriegswinter, von keinem nahen Feind mehr bedroht. An Wunder grenzt, was deutsche Krieger, noch in Wasser

464189

und Schlamm der Granatentrichter lächelnd, und ihre Führer leisten. Die Zahl unserer Feinde ist hoch in die zweite Milliarde geschwollen. China, Brasilien, Bolivia und kleinere Republiken sind in den Kriegszustand übergetreten. Argentinien hat, nach unwahrscheinlichem Anstandsfehl des Deutschen Gesandten, den Diplomatenverkehr mit Berlin „abgebrochen". Da sind, außer den Bundesgenossen von heute, nur noch Spanien, die Skandinavenreiche, Holland, die Schweiz, Luxemburg, Mexiko, Persien, vielleicht noch ein paar Südamerikaner vertreten (früher sechsundvierzig, jetzt höchstens sechzehn Staaten). Von neuem Lenkergeist wurde die Lichtspendung erwartet, die dem alten nicht gelungen war. Herr von Bethmann, dem in der Kriegszeit niemals seine Tragoedie zeugenden Wesensmängel, stets nur die Bleibsel behutsam wägender Vernunft Tadel eingetragen hatten, schied aus dem Kanzleramt; mußte, obwohl alles seitdem Gewährte (Weitung der Parlamentsmacht, Wandel des preußischen Wahlrechtes und Herrenhausbaues, bedächtig langsamer Vorschritt in Demokratie) von ihm empfohlen, bereitet war, aus dem Amt scheiden: weil er, statt in die „Mehrheit", die heute (noch) ist, und die er ersprochen, durch Versprechen ermöglicht hatte, sich fest einzugurten, die lahme Entschlußkraft in dem Versuch aufbrauchte, um die Gunst feindlicher Fraktionen zu werben, freundliche in erkältendem Abstand zu halten. Auch: weil Kurzsicht selbst mählich erkannte, daß Dieser um ein gar zu beträchtliches Maßstück kleiner war als sein Schicksal. Mit ihm ging der Staatssekretär Zimmermann, der (wie oft, seit Kiderlen, aller Luxburgs unseliger Ahn, den Forschen auf steile Höhe schob, habe ichs hier gesagt!) in dem wichtigsten Generalkonsulat, auch in der Handelspolitischen Abtheilung des Auswärtigen Amtes, auf dem Stuhl Johannis, nützlich geworden wäre. Solches war auf keinem Sitz von dem Mann zu hoffen, der als Sechster dann, allzu lange, Reichskanzler hieß. Als Unterstaatssekretär hatte er selbst laut sich unbeugsamer Willenskraft gerühmt. (Wann sprach so Einer, dem im Brennpunkt des Wollens nicht nur ein mattes Flämmchen zuckte?) War er von Unwissenheit als Erfinder der Brotkarte gepriesen worden. (Am fünfzehnten März 1795 befahl ein Erlaß des pariser Nationalkonvents den Bäckern, Brot nur den durch Bürgerkarte Beglaubigten zu geben; jedem Mann, Weib, Kind ein Pfund, jedem Handarbeiter anderthalb.)

Blinder Drang in Größe, die von keinem Thron doch verleihbar ist, trieb ihn in wechselndes Geberdenspiel einer Flackerpolitik, deren Unwahrhaftigkeit sein frommes Herz wie Muskelentartung fühlte. Vorbei. Dem gläubigsten Lutherischen folgte, am Tag nach der vierten Jahrhundertfeier der Reformation, der treuste Papist in die Aemter des Kanzlers und preußischen Ministerpräsidenten; dem Weichling, der gehürnt scheinen wollte, der vierundsiebenzigjährige Graf Hertling. „Ein päpstlicher Hasso-Bayer!“ Schon im Herbst 1912 wurde der Ministerpräsident des Königreiches Bayern laut gescholten, weil er eine klare Auslegung des Jesuitengesetzes gefordert hatte. Er wolle, hieß es, Deutschland verrömern, den Ewigen Bund lockern, Bayern von der Reichsspitze abdrängen. Ward damals vergessen, daß ein liberaler Reichsrath (Auer) dem Prinzregenten Luitpold, der doch gewiß nicht „ultramontan“ war, und dessen mächtigem Generaladjutanten für die unbequeme Nachfolge des Grafen Podewils den Professor der Philosophie, Kämmerer und Geheimen Rath Dr. Georg Freiherrn von Hertling empfahl? Der war niemals dumm, nie Preußens Feind, immer ein deutscher Patriot; unter seinem Vorsitz hat die Centrumsfraktion für die berliner Regirung so viel gethan, daß ihr zu thun fast nichts mehr übrig blieb. Mitglied der münchener Akademie der Wissenschaft und Verfasser der „Kleinen Schriften zur Zeitgeschichte und Politik“, die auch dem anders Empfindenden wohl einmal Anregung und Lehre bescheren. Daß er sich Dem, was Bismarck „die maßgebende Zukunft“ zu nennen pflegte, anzupassen trachtete, war allzu menschlich; Klugheit, Pflicht und Neigung trieben ihn in diesen Versuch. Mußte man deshalb den Baron Hertling verschreien und überall ausposaunen, er und sein Soden seien nur die Exekutoren der im münchener Erzbischofspalast ausgeheckten Jesuitenwünsche? Hier wurde gesagt: „Die Kürung Hertlings, den eine große, festgefügte Mehrheit stützt, war der sichtbarste Sieg, den im Deutschen Reich der Parlamentarismus (die nächste, die unvermeidliche Etape unserer Entwickelung) bis heute erfochten hat; dieses Sieges Nachwirkung wird erweisen, daß auf die Zinne verantwortlicher Macht erhöhte Parteihäupter in Wollen und Handeln vorsichtiger sein müssen und sind, als sie in den Tagen der (nicht nur von Gladstone erstrebten), Macht ohne Verantwortlichkeit‘ waren; wird, so dürfen wir hoffen, auch den Wahn

ausjäten, ein Heydebrand könne als verantwortlich Regirender an jedem Satz des Programmes kleben, dem er sich als Führer einer Fraktion verlobt hat. Was Freiherr von Hertling auf dem neuen Sitz bisher sprach (zu thun vermochte er noch nichts Rechtes), war verständig; weder dem Wittelsbacherstaat noch dem Reich schädlich. Die Jesuiten? Erwachsene sollten sich nachgerade schämen, den Kindermärchen zu glauben, in denen die Söhne des großen, reinen, im feinsten Seelensinn edlen Ignatius als eine Bande von Schleichern und Trügern, Gaunern und Meuchelmördern gar am hellen Tag spuken. Fürchtet, heute noch, das starke Deutschland sich vor dem Häuflein der Jesuiten? Die könnten ihm, wenn sies selbst wollten, nichts Arges anthun; und wollens auch nicht: weil sie klug (nicht nur schlau) sind und früh gelernt haben daß des Gecken und anderer Narren Art ist, sich unerreichbare Ziele zu setzen. Sie sind dem Protestantismus feind? Jeder gläubige Katholik ists; muß es sein, wenn er sich nicht aus Roms Geistesbezirk scheiden will. Als der Trugglaube entstand, Luthers Enkel könnten rasch, nach tollkühnem Sturmlauf, die Mauer Roms brechen, war der Wunsch, zunächst die Kerntruppe des Römerheeres aus den deutschen Grenzen zu weisen, immerhin begreiflich. Seit dieser Wahn verwest, ist das Ausnahmegesetz gegen die Jesuiten ein Denkmal schmählichen Kleinmuthes." Das ist nun zertrümmert. Und Graf Hertling steht, erst als Greis, vor der höchsten Staatsmannsprobe. Steht fest auf dem Boden, den der Reichstagsbeschluß vom neunzehnten Juli, Deutschlands Antwort auf das Vermittlerangebot des Papstes und die budapester Oktoberrede des Grafen Czernin angeschwemmt haben. Um den Erdfrieden zu sichern, muß jeder Staat nicht nur auf Raumgewinn und Tribut, sondern auch auf ein Stück seiner Selbstherrlichkeit verzichten, internationale Aufsicht zulassen, sich dem Schiedsgericht des Völkerbundes unterstellen, die Militärmachtmittel in das zur Wahrung innerer Ruhe Unentbehrliche beschränken. Die Nothwendigkeit solchen Entschlusses zu „neuer Weltordnung" (Czernin) ist seit zwei Jahren hier oft erwiesen worden. Im vorigen Heft (vom dreißigsten Juni) zeigte ich das Ziel der uns feindlichen Völker: „Demokratie, Selbstbestimmungrecht des zu eigener Lebensform reifen Stammes, redliche, nicht nur den Schein wahrende Minderung der Wehrlast, Schiedsgerichts-

ordnung, der auch alle der Schuld, großer oder kleiner, am Ausbruch des Krieges Verdächtigen sich zu unterstellen und für deren Vollstreckergewalt alle in den Bund civilisirter Völker zugelassenen Staaten zu bürgen hätten; ein Zustand, der dem Recht gegen den Uebermuth der Gewalt Waffen leiht, das Wagniß eines Angriffes mit Lebensgefahr bedroht, die Entscheidung, ob Friede bleiben, ob Krieg werden solle, dem Willen eines Sterblichen enthebt und der Volksgemeinschaft aufbürdet, das Hoheitrecht aller Reiche durch das Zugeständniß internationaler Aufsicht ungefähr so eng eingittert, wie der vom Staat schon anerkannte Sozialismus das Hoheitrecht des Einzelnen eingezäunt hat." Sind auf wüster Gräberstatt, in der Millionen von Pulver und Erz, Feuer und Stickgas Getöteter modern und über die Europens verkrüppelte Zukunft auf Krücken sich hinschleppt, die Völker im Geist des Wollens nun einander so nah, daß uns das hohe Wunder inniger Seelenvermählung, das einzige von Menschenkraft erwirkbare, morgen aufblühen kann? Noch gellen, aus Nähe und Ferne, rauhere Stimmen in das achtsam horchende Ohr.

Jaels Söhne.

„In eines Weibes Hand, lehrt das Heilige Buch der Richter, ward einst das Schicksal des Volkes Israel und der ihm Verderben sinnenden Welt gegeben. Neunhundert eiserne Wagen hatte Sisera, der Feldherr der Kanaaniter, und zwang damit die Kinder Israels zwanzig Jahre lang. Debora, die Richterin, ruft den starken Barak auf, daß er mit zehntausend Mann auf den Berg Tabor ziehe und die Macht Siseras zerschlage. Die wankt von dem Anprall des thalwärts stürzenden Stromes; aus dem wilden Gerassel der ehernen Streitwagen wird ein unentwirrbares Knäuel, das, statt die Heldenleiber zu schützen, bis an ihr Herz den Weg erleichtert; und über die tote Eisenmasse, über verreckte oder noch, im letzten Schmerz, brüllende Thiere hin wälzt die Fluth sich und vernichtet, was Odem hatte. Mann vor Mann sinkt unter den Streichen der Schwerter, die einem Volk die Freiheit bereiten wollen. Den stolzen Sisera jagt die Schmach der Niederlage vom Wagen und der Flüchtling pocht an die Hütte Hebers, mit dem sein Herr in Frieden lebt. Freundlich nimmt Jael, Hebers Weib, ihn auf, labt den Müden mit Milch, deckt ihn mit einem Mantel

und verspricht, jedem Sucher zu sagen, außer ihr weile Niemand in der Hütte. Da er aber entschlummert ist, nimmt sie einen Hammer, einen langen Nagel und hämmert ihm den in die Schläfe. Einen Toten kann sie dem Barak zeigen, der den feindlichen Feldherrn verfolgt hat. Gedenket an das Triumphlied Baraks und Deboras, seiner Gefährtin im Kampf. ‚Lobet den Herrn, da Israel wieder frei geworden und das Volk willig dazu gewesen ist! Die Erde erbebte, der Sinai und alles Gebirg beugte sich vor dem Herrn und aus allen Wolken troff Wasser. Vertreten waren die Wege und viel Volk sah man wandeln auf krummem Pfad. Unter Vierzigtausend war nicht Spieß noch Schild zu sehen und dem Feld fehlte der Bauer, bis Debora aufstand, eine Mutter in Israel. Weh Dem, der am Tag der Entscheidung sich aussondert, zwischen den Hürden bleibt, das Blöken der Heerde zu hören, während des Volkes Seele um Leben und Tod streitet! Mit ihr stritt der Himmel, der Sterne Zug und jeder Wasserlauf bis in des Bächleins Frieden. Gesegnet sei unter den Weibern Jael, die den Feldhauptmann schlug! Milch gab sie, da er Wasser heischte, brachte in herrlicher Schale Butter und durchbohrte mit Nagel und Schmiedehammer dann seinen Schlaf. Am Fenster harrt seiner die Mutter. Warum höre ich noch nicht die Räder des Wagens, darauf mein Sohn heimkehrt? Warum springt er noch nicht ab, die Beute zu theilen, jedem Mann eine Metze Korns zu messen und sich selbst bunte, gestickte Kleider als Lohn zu heimsen? Sisera aber krümmt sich vor Jaels Füßen wie ein Wurm und liegt, zerstört, verderbt, vor dem Weib. Also müssen umkommen, Herr, all Deine Feinde, wie die in ihrer Macht aufgehende Sonne aber Alle leuchten, die in Liebe an Dir hangen. Und das Land Israels ward danach still für vierzig Jahre.‘ Hat Jael je gefragt, was Recht, was Unrecht sei, ob die That sich nicht an ihr und ihrer Sippe rächen werde, ob man einen wehrlos schlafenden Gast töten dürfe? Dieser Gast war ihres Volkes Feind: wo er in ihre Hand fiel, da mußte sie ihn erschlagen. Und sie durfte nicht lange besinnen, ob kleines Geklügel, etwa der Versuch, dem Feind gut zuzureden, erreichen könne, daß er seiner Bosheit entsage und den Plan aufgebe, Israel von der Erde zu tilgen. Weil ihr Muth nicht in Zaudern zerfloß, weil sie so groß war wie ihre Aufgabe, ist sie, neben Debora, unsterblich.

Das, denken bekümmerte Herzen, die der Lehre des Hirnes

nicht mehr muthig lauschen, sind ferne Mythoszeiten, die wir anstaunen, denen unser Handeln sich aber nicht anpassen kann. Solche Redensart kommt von der Schlange, hat Staubgeruch und verschleimt den Sinn, der sie einläßt. Andere Zeiten! Wie auch die Kleider wechseln, die Mode, in Tracht, Geräth, Sprache und allem Formwesen sich wandelt: unverändert und unveränderlich bleibt, in Millionen verschiedener Schalen, der Mensch. Einer dem Anderen ein Wolf; jedes Volk jedem in tiefstem Grund feindlich, weil eines Gedeihen des anderen Verderben ist. Das Gesetz aller Natur ist Kampf; also auch der Menschheit. Wer gab der Eiche das Recht, sich hoch über Krüppelgehölz zu wölben? Nur durch ihre Kraft hat sies vermocht. Die Wurzel, die ein breites Bodenstück aussaugen kann, darf es auch; und wers ihr mit Moralpredigt verbietet, mag im Phrasenhimmel selig werden, doch nie auf unserer festen Erde. Da gilts, jeden Kraftquell auszuschöpfen und jede Gelegenheit zu nützen, die dem engsten Lebenskreis und dem weiteren der Volksgemeinschaft Vortheil verheißt. Da ist nur groß, wer mit der Gefahr wächst und vor Uebermacht niemals zittern lernt. Jaels Schritt konnte Sisera wecken, der Nagel abgleiten, der Feldherr dann aufspringen und das Weib erdrosseln: durfte so feige Berechnung schlimmer Möglichkeit die That hindern? Folgen Sie mir aus dem Dunst der Mythostage in hellere Zeit; der Sprung über Jahrtausende wird Sie erfrischen. Der Franzosenkaiser Napoleon Bonaparte hat die Behauptung, Friedrich von Preußen, dessen Land vier Millionen Einwohner zählte, habe drei Großmächten mit zusammen achtzig Millionen Einwohnern sieben Jahre lang widerstanden, einen Irrthum, ein Märchen genannt. Frankreichs Heer, sagt er, wurde während der ganzen Kriegszeit von Engländern, Hannoveranern, Braunschweigern und Hessen, von den zehn in Englands Sold fechtenden Fürsten an Rhein und Weser festgehalten. Oesterreich hielt, im Vergleich mit dem bis an die Zähne gerüsteten, wie ein Lager organisirten Preußen, nur eine ärmliche Wehrmacht. Und Rußland hatte gar nicht den Willen, Preußen zu vernichten, sondern nur den, im Kampf gegen ein geübtes Heer die Kraft für die Ausführung von Plänen zu stählen, die seinem Ehrgeiz schon damals vorschwebten. Das Geld, das England dem Preußenkönig zahlte, ermöglichte ihm, in ganz Deutschland Soldaten und Offiziere anzuwer-

ben: und that dadurch mehr für Fritz als für Oesterreich das russische Heer mit seinen fünf Streifzügen, von denen es jedesmal rasch in seine Eisregion zurückging. Als Preußens Menschenborn seicht geworden, Dresden, Schweidnitz, Kolberg vom Feind genommen und Friedrichs Lage gefährlich war, starb die Kaiserin Elisabeth und die Russen gingen zu Preußen über. Einen ernsthaften Krieg Frankreichs, Rußlands und Oesterreichs, sagt der Korse, hätte Friedrich nicht auszuhalten, die Last des Krieges nicht einmal zu tragen vermocht, wenn die petersburger Regirung auch nur befohlen hätte, daß ihr Heer auf den Kampfplätzen überwintere. ‚Ein Wunder war der Siebenjährige Krieg nicht. Durch das in diesem Kriege Geleistete aber hat das preußische Heer den Ruhm, in dem es ein Halbjahrhundert lang stand, eben so verdient wie Friedrich den Namen eines der größten Feldherren. Und daß er in den gefährlichsten Stunden am Größten war, ist das schönste Lob, das man ihm spenden kann. Die Schlacht bei Leuthen, in Bewegungen und Manövern ein Meisterstück von Entschlossenheit, würde allein genügen, ihn unsterblich zu machen. Mit einem Heer, das, zum Theil wenigstens, aus soeben hart geschlagenen Truppen besteht, greift er ein viel stärkeres an, das nach Siegen in fester Stellung ist, und erkämpft, mit Opfern, die im Verhältniß zum Ertrag nicht allzu groß sind, vollkommenen Sieg.‘ Weder hat blinde Liebe dieses Urtheil gesprochen noch ist unser großer König blind in die Gefahr hineingerannt. Gegen alle Regeln der Kunst, sprach er in Parchwitz zu den Befehlshabern seiner Truppen, ‚werde ich einen fast ums Doppelte stärkeren Feind, der auf Anhöhen verschanzt steht, angreifen. Ich muß es thun oder Alles ist verloren. Wir müssen die Oesterreicher schlagen oder uns vor ihren Batterien begraben lassen. Falle ich und kann Sie deshalb nicht für Das, was Sie übermorgen leisten werden, belohnen, so wird es unser Vaterland thun. Sagen Sie, was ich Ihnen hier gesagt habe, im Lager Ihren Regimentern. Ich werde auf jedes achten; Infanterie, die vor irgendeinem Hinderniß zu stocken anfängt, verliert die Fahnen, die Säbel und ich lasse ihr die Borten vom Rock schneiden. Das Kavallerieregiment, das nicht sogleich nach dem Befehl sich à corps perdu in den Feind stürzt, lasse ich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregiment. Uebermorgen um diese Zeit haben wir den Feind geschlagen oder wir

sehen uns nie wieder.' Wer so redet, weiß, was er wagt. Der Herzog von Bevern ist über die Oder zurückgegangen, von Panduren gefangen worden, Kyau, der nach ihm den Oberbefehl hat, nach Glogau marschirt und Lestwitz hat Breslau geräumt. ‚Der König empfing all diese niederschmetternden Nachrichten an einem Tag; er ließ sich von den Schicksalsschlägen aber nicht niederdrücken, sondern sann nur auf Rettung und gelangte in zwölf Tagen von Leipzig bis an die Oder. Kein Augenblick war zu verlieren. Er mußte die Oesterreicher, um jeden Preis, sofort angreifen und aus Schlesien werfen oder sich für immer in den Verlust der Provinz fügen. Die schlesische Armee hatte eine Niederlage erlitten und war muthlos. Man faßte die Offiziere bei ihrer Ehre, erinnerte sie an frühere Siege, suchte durch Frohsinn den frischen Eindruck der traurigen Ereignisse zu verwischen; auch der Wein mußte zur Wiederbelebung der niedergeschlagenen Geister herhalten. Der König sprach mit den Soldaten und ließ unentgeltlich Lebensmittel vertheilen. Was die Einbildungskraft irgend ersinnen konnte, wurde angewandt, um das Vertrauen wieder zu wecken, ohne das auf Sieg nicht zu hoffen ist.' So ist Leuthen vorbereitet worden. In der Schlacht, die nur acht Stunden dauerte (Friedrich meint, sie hätte die wichtigste Entscheidung des Jahrhunderts gebracht, wenn nicht so früh Nacht geworden wäre), haben dreiunddreißigtausend Preußen sechzigtausend Oesterreicher geschlagen; und der Mannschaftverlust des Besiegten war fast ums Zehnfache größer als der des Siegers. Die Hauptsache aber: das ganze Bild der Kriegslage sah anders aus. Als die Trümmer des österreichischen Heeres sich mühsam nach Böhmen gerettet haben, verdampft die Kriegslust des wiener Hofes, der sich Schlesiens schon sicher gefühlt hat. Pitt, der im englischen Kabinet an die Stelle des gestürzten Fox getreten ist, stellt den Preußen ein Hilfscorps, erbittet die Abordnung des Prinzen Ferdinand von Braunschweig zur Führung der verbündeten Heere (deren Vertrauen der Herzog von Cumberland verloren hat) und läßt durch Joseph Yorke in Schlesien versichern, daß König Friedrich für die ganze Dauer des Krieges von England in jedem Jahr vier Millionen Thaler erhalten werde. Dem leuchten, endlich, ‚neue Hoffnungstrahlen' und geben ihm den Muth, mit straffster Anspannung der ganzen Preußenkraft den Feldzug fortzusetzen. Das wäre ohne das Wagniß, das

bei Leuthen gelang, unmöglich gewesen. Eine Schlacht, die mit geringerem Kraftaufwand zu gewinnen war, konnte der Stimmung nicht solchen Kraftzuwachs bringen. Wer höchster Gefahr Herr werden muß, braucht Vertrauen; und Vertrauen, das den Tag überdauern soll, wird nur aus gelungenem Wagniß erworben. Ein Weib erschlägt den gewaffneten Feldherrn, ein kleines, gestern enttäuschtes Heer treibt ein großes, vom Erfolg beflügeltes aus steilen Schanzen: solche Thaten werden aus Zuversicht, die felsfest war und der nie wieder Zweifel naht. Wenn Preußen nach Kolin schlapp wurde und den Kampf aufgab, war es verloren.

Ganz verschiedene Zeiten und Figuren. Mythos und Geschichte, Frau und Mann, Israel und Preußen: in beiden Fällen höchster Lebensgefahr aber die Rettung durch Entschlossenheit zum Schwersten; zu Kraftanstrengung, neben der jede frühere Kinderspiel schien. Aus Sage und Geschichte könnte ich Dutzende ähnlicher Beispiele anführen; von der Haltung der von Hannibal bedrohten Römer und von unseren Befreiungskriegen, von den Amazonen und von den Seherinnen, die mit den germanischen Streitern in die Schlacht zogen, erzählen. Immer das Selbe. Daß Kriege nur durch den Aufwand des letzten Hauches von Mann und Roß, Weib und Kind zu gewinnen sind. Wer sie abschaffen zu können glaubt, ist ein Träumer oder noch Aergeres. Ungeduldig warten die Völker immer auf die Stunde, wo sie über andere, reichere, tüchtigere oder vom Glück mehr begünstigte herfallen können. Deshalb muß jedes Volk gerüstet sein, den Nachbar, der ihm ins Gehege kommt, nach Noten zu dreschen. Was ein Volk dem anderen räth, mit freundlicher Fuchsmiene empfiehlt, soll und kann ihm nur schaden; und wer auf solchen Rath hört, stiftet sich selbst nur Unheil. Weg mit den Phrasen! Bereit sein, schlagen, nicht locker lassen: nur nach diesem Rezept werden und bleiben Völker gesund. Weil allerlei Gerede die Köpfe verwirrt hat, wurden Sie hergebeten, die Stimme harter Nothwendigkeit zu hören. Uns hat kein Kanaaniterhäuptling geknechtet und wir haben kein Kolin hinter uns. Aber fünfundzwanzig Staaten, Riesen und Zwerge, haben die diplomatischen Beziehungen zu uns abgebrochen und elf, zwölf oder vielleicht schon dreizehn führen gegen uns Krieg. Was soll da der Schwatz von Verständigung? Die giebt es nicht. Sieg oder Niederlage: kein Drittes. Daß bei uns von Verständigung geredet

werden kann, danken wir doch nur unserem Heer, dessen Siege uns ermöglichen würden, heute Frieden zu schließen. In Wilna und Warschau, in Ostende und Brüssel, in Nordfrankreich, Venetien, der Walachei, Südtirol, Serbien, Makedonien, Kleinasien: überall steht irgendein alter Landsturmmann im abgewetzten Rock auf Posten. Ueberall sind wir tief in Feindesland. Das wird uns nicht in Uebermuth verleiten; das friedlichste Volk der Erde will keinem anderen die Kehle zuschnüren. Wir sollen vernichtet oder durch Demokratie und Queckſalbe aus ähnlichen Büchsen vergiftet, bis in Ohnmacht geschwächt werden. Parlamentsherrschaft, auch über das Heer, jeder Volksstamm wachsend, wie ihm beliebt, Abrüstung, Schiedsgericht, also Einspruch des Feindes in unsere wichtigsten Angelegenheiten, am Ende gar Republiken von Hamburg bis nach Triest: Das könnte den Engländern, Franzosen und Konsorten passen. Dann hätten sie, im Bund mit Amerika, die freie Verfügung über Rohstoffe und Handel und ließen uns nur die Abfälle. Glauben sie, uns so weit zu haben, dann werden auch sie den Segen der Verständigung rühmen. Aus Menschenliebe? Weil sie es gut mit uns meinen oder Europa, die Welt, Menschheit, Kultur (der Name des Fetischs ist gleichgiltig) vor neuem Kraftverlust bewahren wollen? Blödsinn. Weil ihnen der Athem ausgeht und sie lieber drei Viertel einsäckeln als das Ganze noch länger auf gefährliches Spiel setzen wollen. Wenn auch nur ein Ton von Verständigung aus ihrem Mund kommt, ists ein Zeichen, daß sie nicht mehr können; und dann möchte ich die deutsche Nachtmütze sehen, die nicht mit dem Ersuchen antwortete, sie im Mondschein zu besuchen. Genau so aber denken die Feinde. Daß bei uns von Verständigung die Rede sein kann, wird ihnen, die nicht wissen, wie ungeheuer stark wir sind, nur durch die Vermuthung erklärlich, auch wir fingen an, lahm zu werden. Vermuthung fälschen sie in Gewißheit, machen Plakate draus und peitschen mit der Behauptung, die schlimme Sache könne nicht mehr lange dauern, ihre müden Leute zur letzten Anstrengung aller Kräfte auf. Wer andeutet, daß es nun eigentlich genug sei, muß darauf rechnen, daß ihn der Feind hört und mit neuem Muth ins Feuer stürmt.

Solche Andeutung dürfen wir nicht dulden. Die feste Stimmung, die von feigem Zweifel freie Gewißheit des Sieges ist uns eben so nothwendig wie Geschütz, Granaten und Kriegsgeräth

aller Art. Ob Einer Stiefel hat oder barfuß geht, ob das Brot ein Bischen schlechter oder besser wird, ob Aepfel zu kaufen sind, die Woche ein oder drei Pfund Kartoffeln bringt: darauf kommt es gar nicht an. In diesem Krieg ist Jeder Soldat, muß in jeder Stunde Jeder, auch der Greis, die Frau und das Tragkind, bereit sein, Gesundheit und Leben dem Vaterland zu opfern. Sollen wir, während im Felde die Kräftigsten, zur Familiengründung Tauglichsten fallen, zu Haus Untüchtige schonen? Wir haben weder die Zeit noch den Kraftüberschuß, die gestatten würden, Drohnen durchzuschleppen. Meinungen und Urtheile darf es jetzt nicht geben; für Propheten und Richter ist in der bedrängten Heimath nicht Raum. Ueber uns waltet ein eiserner Wille. Der hat uns fest in die Hand genommen und führt uns an das Ziel, das die Pflicht zeigt. Der bestimmt, was geschehen muß und nicht geschehen darf, welche Blutopfer, Geldopfer, Entbehrungen nöthig sind, welche Wege das Denken gehen und welche es meiden soll. Lange Wege. Lassen Sie sich nicht einreden, das Ende des Krieges sei nah. Damit es bald nahe, müßte ein Wunder aufleuchten, auf das wir nicht rechnen dürfen. Nach dem Ermessen nüchterner Vernunft müssen wir mindestens noch durch einen Winter. Dann erst ist vielleicht auch Englands Inselfestung sturmreif. Und dauerts länger, glauben sie drüben, den nur zum Theil ersetzlichen Schiffsraumverlust bis in den nächsten Sommer aushalten zu können: wir werden nicht müde. Gerade, weil wir auf langen Marsch vorbereitet sind. Müde wird, wer den Weg unterschätzt hat. Wenn ich Einem sage, von der Gedächtnißkirche nach Halensee sei ein Katzensprung, fängt er schon an der Schlüterstraße zu quarren an und weint an der Wilmersdorfer, er könne nicht weiter. Er kann. Wir können. Länger als alle Anderen. Was danach wird, bekümmert uns heute nicht. Wir brauchen den Sieg und werden ihn haben, wenn Jeder treu auf seinem Posten steht. Wahl haben wir nicht. Das kleinste Zeichen von Nachgiebigkeit, das nicht nur den Feind aus dem Bau erheuchelter Kampflust locken soll, besiegelt unser Verderben. Kein Seufzer und kein Haarspaltergerede über Recht und Unrecht. Kein Gestöhn über Mangel und Entbehrung. Die beginnen erst und werden im Vergleich mit denen von gestern übermorgen sein wie ein Himalayagipfel neben dem Kreuzberg. Die Zähne zusammen! Seid Ihr, deutsche Frauen, hinter der Männerfront der

unerschütterliche Erzwall, dann ist das Spiel gewonnen. Wieder liegt eines Volkes Schicksal in Weibes Hand. Werdet wie Jael und sehnet Euch nur in die eine Wonne: die Schläfe des Feindes zu durchbohren. Kinder und Enkel danken es Euch."

So, zwischen den Bibeltönen des Jahwebundes und der Preußenreligion, schwingt alltäglich die Rede tüchtig Wackerer, die sich von heiligster Pflicht gewarnt glauben, ihres Denkens Faden bis ans Ende zu spinnen; denen hinter dem Morgen kein Uebermorgen in Hoffnung grünen, in Feuersbrunst lodern soll; die um jeden Preis, noch um den zerrüttenden Blutsturzes, an ihr Ziel wollen. Nicht bei uns nur wird so gesprochen: auch in dem militärisch wehrhaftesten Feindesland. Kann das Wunder der Seelenvermählung, kann aus ihm Weltwende werden, während Herr Georges Clemenceau im Rath unserer Feinde vornan sitzt? Auf die Frage nach seinen Kriegszielen hat dieser borstigste, preußischste aller sichtbaren Franzosen neulich geantwortet: „Mein Auge erblickt nur eins: Sieg, der den Feind zermalmt."

Der Tiger.

Der fünfte Ministerpräsident der in Krieg gerissenen Franzosenrepublik ist noch älter als der siebente Kanzler des Deutschen Reiches. 1841, im Geburtjahr der Kornzollbill Peels und des Prinzen Albert, Fürsten von Wales, der sich auf dem Thron Eduard den Siebenten nannte, wurde das Knäblein Clemenceau dem Mutterschoß entbunden. Sohn eines wohlhabenden Arztes in der Vendée. Als pariser Student Mitarbeiter des kleinen Wochenblattes „Le Travail". Als Republikaner im Kaiserreich nicht zu Haus. Er geht nach Amerika und bringt eine reiche Frau in die vom Dritten Napoleon frei gewordene Heimath mit. Arzt auf Montmartre und Mitglied des pariser Gemeinderathes. Während der Communeherrschaft Vermittler zwischen Versailles und Paris, Rebellen und Geiseln. In der Kammer Gambettas Nachfolger als von Belleville Abgeordneter. Zola stellt ihn, der die Zeitung „La Justice" herausgiebt, schon 1880 (im „Figaro") über Gambetta. „Herr Clemenceau ist ein wissenschaftlicher Geist von ernsthafter Bedeutung. Er geht mit dem Jahrhundert und gehört ins Erste Glied der neuen Männer. Er spricht klar, einfach, logisch; die Sprache des modernen Redners. Ich finde seine Reden,

weil sie schlicht bleiben und vom Ueberschwang der Rhetorik nicht bespült werden, viel besser als Gambettas. Trotzdem ist dieser Abgeordnete fast vereinsamt und noch ohne alle Autorität im Kreis der Kollegen. Ich bin sicher, daß der mittelmäßige Floquet früher als er ans Ruder gelangen wird." So ists gekommen. Der radikale Armenarzt erlebt erst seinen großen Tag, als er (Brisson sitzt vor und Fallières, ders dann bis zur Präsidentschaft der Republik brachte, ist Kultusminister) dem von der Wuth umheulten Ministerpräsidenten Jules Ferry zuruft: „Weg mit Ihnen (Allez-vous-en!) Wird seitdem als Ministerschlächter berühmt. Ein Ehescheidungskandal schmälert sein Ansehen. Die Panamaschlammfluth spült den Freund des Promotors Cornelius Herz aus dem Palais Bourbon. Er gilt als von den Kanalräubern und von England Bestochener und wird, wenn er den Mund aufthut, mit dem albernen Hohnruf „Aoh yes!" zum Schweigen gebracht. Vernichtet? Er lächelt; fühlt sich unverwüstlich. Gründet wieder eine „Justice", dann den „Bloc"; leitet schließlich die „Aurore". Wer nicht hören will, soll lesen. Clemenceau wird der Generalissimus des Dreyfusvolkes; ruft zum Widerstand gegen die Staatsgewalt und verdammt den Militarismus sammt den Kriegsgerichten (denen er jetzt alle Landesverrathsprozesse zuweisen will). Wird Senator und, wie alle Dreyfuskämpfer, weltberühmt. Erst als Sechsundsechziger aber Minister. Ein Asiat? Dem ersten Blick scheints. Erinnert, mit der gelben Haut und der Sattelnase zwischen vorstehenden Backenknochen, dem Tatarenschnurrbart, an die Mongolei eher als an die Vendée. So aber sah mancher greise Kelte aus. Hager; nur Sehne und Nerv. Einer, der den Kampf um des Kampfes willen liebt. Batailleur, wie Cyrano von Bergerac; wohl auch bretteur sans vergogne. Ein ewiges Zucken und Leuchten auf der durchfurchten gelben Fläche der Wangen. Nach alltäglichem Sprachgebrauch ein Greis; doch ein nervöser Raufbold, der mit Degen, Zunge und Feder gern ficht und am Liebsten nicht eine Sekunde auf demselben Fleck säße. Hat er nicht Alles, was seine Jugend begehrte, in firnem Alter erreicht? Republik. Herrschaft der Radikalen. Trennung des Staates von der Kirche. Bündniß mit England. Vereinsamung Deutschlands. Eine Diktatur, wie Gambetta sie niemals erträumte. Die unversiechliche Vitalität des Mannes, die Summe seines Erlebens zwingt zu

Bewunderung. Staatsmann? War er nie. Mit dem Bretonenschopf und mit der Glatze immer nur Journalist. Einer, der nicht athmen könnte, wenn ihm verwehrt würde, den just berühmtesten Kollegen anzufallen. Gambetta, Ferry, Millerand, Jaurès, Delcassé: wer einen Namen hat, muß ihm vor die Klinge. Von dem wissenschaftlichen Geist, den Zola ihm nachrühmte, ist bei der Rückschau nicht viel zu merken; höchstens von der grausamen Grobheit, die uns aus altem Gelehrtenzank entgegenfuchtelt. Mannichfache Talente, die einem jähen Willen gehorchen; einem Autokratenwillen, der sich nicht beugen lernte und zügellos irrlichtelirt. Der Laune wird, dem Augenblickserfolg Alles geopfert: Dinge und Menschen. Journalist: Erfolg, nicht Wirkung, das Ziel. Hat dieser Hang ins Zuchtlose den übermüthigen Tyrannen gestürzt?

Seit dem vierzehnten März 1906 war er Minister; am fünfundzwanzigsten Oktober des selben Jahres trat er als Präsident an Sarriens Stelle. Mit dem Prestige des Wahlmachers, der den Radikalen einen Triumph verschafft hatte. Immerhin wars ihm nicht leicht, ein halbwegs brauchbares Kollegium zusammenzutrommeln. Als die Reporter ihn fragen, ob er ans Ziel zu kommen hoffe, das Gehäuf der Hindernisse nicht fürchte, giebt er die Antwort: „Je suis comme le pneu Michelin: je bois l'obstacle.“ (Ein Deutscher hätte vielleicht gesagt: „Ich bin wie ein Daimler-Motor und fresse im Lauf jedes Hinderniß.“) Als er seine Liste fertig hat, bittet er, einige Komplimente für den Tag seines Sturzes aufzusparen. Lange wirds ja nicht dauern, denken die Hörer; aus dem launischen Rebellen, der alle Autorität gehöhnt, mit der stacheligen Gerte seines Witzes gepeitscht hat, wird mit Sechsundsechzig kein Geschäftsführer der Republik. Er fühlts wohl im Innersten; und zieht drum gar nicht erst in die Amtswohnung. Doch die Menagerie des Palais Bourbon zittert vor seinen Hieben. Auch ist er nicht nur Demokrat von der rötheften Farbe und für die Trikolore begeisterter Patriot in einer Person (wir hatten den Typus in Deutschland damals noch nicht), sondern obendrein Eduards Günstling. Und jeder gute Franzose hofft das Heil von der entente cordiale, die gefährdet schien, als Delcassé, der jüngere Vertrauensmann des King, für ein Weilchen verschwinden mußte. Jetzt ist sie gerettet. Und Marianne spürt endlich wieder eine Faust. Der Winzeraufstand im Süden wird mit Gewalt und List nieder-

gerungen; ein Regiment, das den Gehorsam weigert, zur Strafe nach Tunis versetzt; in Marseille werden Bäckergesellen, in Paris Elektrizitätarbeiter zu Paaren getrieben; wo ein Fünkchen aufglimmt, müssen Soldaten gegen Kleinbürger und Arbeiter marschiren; und am ersten Maitag gleicht die Hauptstadt einem Feldlager, das des Alarmrufes harrt. Jaurès, der große Redner, schäumt; wird aber mit Lauge beschüttet und erstreitet im Kampf gegen diesen Feind nie einen Sieg. Alle Mittel gelten. Clemenceau hat 1871 gegen den Präliminarfrieden gestimmt und die Hoffnung auf Rache für Sedan nie bestattet. Ihn haben, von Hohenlohe bis auf Radolin, alle deutschen Geschäftsträger als den Bereiter der revanche gefürchtet. Der wird ihnen den Daumen aufs Auge drücken. Sorgt, durch Vertragsabschlüsse mit Spanien, mit Japan für Ruhe am Atlas, in Indochina, auf Madagaskar. Geht dann furchtlos nach Udjda, das der algerische Soldat, nach dem langen Zaudern der Pariser, kaum noch zu betreten gehofft hatte. Und lobt munter jeden General, der in der chaleur communicative des banquets dem Nachbar Eins ausgewischt hat. Im März 1907 hatte Oberst Goepp, ein Elsässer, dem die Führung des Sechsundzwanzigsten Infanterieregimentes anvertraut war, die Altersgrenze erreicht. Beim Abschiedsfest rief er den Kameraden zu: „Ihr seht mich traurig, weil ich nach fünfundreißigjähriger Dienstzeit scheiden muß, ohne den Rachekrieg erlebt zu haben, den wir täglich erwarten. Vor zwei Jahren schien die große Stunde gekommen. Doch mein alter Traum wurde wieder nicht Wirklichkeit. Der Krieg muß kommen. Jetzt kann ich nur noch auf den Nachwuchs rechnen, auf Frankreichs tapfere Jugend. Die Sechsundzwanziger werden den Deutschen zeigen, daß unser Regiment auf der Höhe seiner Aufgabe ist.“ Ein jüngerer Kamerad hatte mit noch ungestümerer francisque fureur geantwortet. Dann sprach General Bailloud, der Kommandant des Zwanzigsten Corps. „Der Oberst hat daran erinnert, daß wir 1905 dicht vor dem Krieg standen. Das ist richtig. Die selbe Ursache oder ein neuer Vorwand zwingt uns vielleicht bald zur Erfüllung dieser Patriotenpflicht. Der Krieg wird kommen. Und ich habe die Zuversicht, daß Ihr Regiment, Herr Oberst, wenn es so weit ist, sieghaft mitwirken wird, Frankreich die verlorenen Provinzen und Ihnen die Heimath wiederzugeben.“ Das geschah in Nancy, im Kasino der

Sechsundzwanziger. Kein Unglück; unter Kameraden fällt manchmal ein rasches Wort. Aber die Reden werden in die Presse gebracht. General Bailloud (der in Tientsin, gegen Boxer, die internationale Schutztruppe geführt, also auch Deutschen befohlen hat) meldet, er habe nicht gesagt: La guerre se fera, sondern: La guerre peut se faire. (Vielleicht kommt der Krieg. Nicht: Der Krieg kommt.) Und veröffentlicht den Hauptinhalt seiner Rede in einem Parolebefehl. Sozialistische Abgeordnete künden eine Interpellation an. Der Kriegsminister Picquart läßt den Kommandirenden General nach Paris rufen und empfiehlt, da die Erklärung Baillouds ihm nicht genügt, dem Kabinet, die Kommandanten des Sechzehnten und des Zwanzigsten Corps ihre Plätze wechseln zu lassen. Am vierundzwanzigsten März erscheint das Dekret, das Bailloud nach Montpellier versetzt. Nun interpellirt außer dem Genossen Constant auch der lothringische Nationalist Maurice Barrès, damals noch der feine Dichter des Jardin de Bérénice und der Déracinés. „Der Kriegsminister konnte den General Bailloud nach Paris rufen und zur Rechenschaft ziehen; als er ihn aber gehört hatte, mußte er ihn umarmen und ihm sagen: Sie sind ein tapferer Soldat!" (Zwischenruf des Ministerpräsidenten Clemenceau: „Vielleicht wars so!") „Ueber die Ostgrenze dringen oft heftigere Reden in unser Ohr. Die Deutschen haben sich wegen der nancyer Feier nicht aufgeregt. Ihr Oberster Kriegsherr hat sie an eine viel schroffere Tonart gewöhnt; er pflegt vom scharfen Schwert und vom trockenen Pulver zu sprechen. Ahnt die Regirung nicht, wie ihre Maßregel auf die Lothringer wirken mußte, deren Patriotismus sehnsüchtig auf den Tag harrt, der den hohen Glockenthurm der Stadt Metz endlich wieder mit der Trikolore schmücken wird?" Zuerst antwortet der Kriegsminister; der selbe Picquart, dem unsere liberale Presse als dem würdigsten Erben Bayards gehuldigt hat und dessen Bild manche deutsche Maid in ihrem Postkartenalbum bewahrt. „Herr Barrès hat daran erinnert, daß ich Straßburger bin. Ich vergesse es nicht; eben so wenig aber, daß ich französischer Kriegsminister bin. Echter Patriotismus braucht nicht Lärm zu machen. General Bailloud ist durchaus nicht in Ungnade; wir haben ihn nur in eine Garnison versetzt, wo er weniger Anlaß zu Nervosität hat. Sein Nachfolger ist nach allgemeinem Urtheil einer der tüchtigsten Offiziere unseres Heeres. Er wird da-

für sorgen, daß sein Corps schlagfertig ist, wenn der Tag anbricht, der ...“ Die radikalen Parteigenossen hindern den Minister, in der Kammer und vor Europa so zu reden, wie Bailloud im Kasino geredet hat. Dann kommt Clemenceau. Seine Hauptsätze müssen wörtlich angeführt werden. „Die Regirung war in einer schmerzhaft schwierigen Lage. Wenn Sie die Worte, mit denen ich in meinem Kabinet den General Bailloud empfing, zu hören vermocht hätten, würden Sie erkennen, daß in meinem Herzen das selbe Gefühl pulst wie in dem dieses Generals. Unmöglich aber ist, zu erlauben, daß ein General den Krieg gegen ein bestimmtes Volk mit einem bestimmten Ziel ansage. Solche Ankündung gehört in den Rechtskreis des Parlamentes.“ Diese Reden sind am siebenundzwanzigsten März 1907 im pariser Palais Bourbon gehalten worden. Haben sie nicht kriegerische Pläne genährt?

Ein französischer General spricht mit überschwingender Hoffnung von dem Rachekrieg, der den Deutschen das eroberte Reichsland wieder nehmen werde. Die Rede wird in Lokalblättern, in der France Militaire, dann in einem Corpsbefehl (mit unwesentlich veränderten Wortlaut) veröffentlicht. Die Regirung kann sie überhören; kann, im Journal Officiel oder im offiziösen Temps, erklären, der Inhalt sei nicht richtig wiedergegeben, und ein paar höfliche Worte an die Adresse des Nachbars hinzufügen. Fällt ihr nicht ein. Sie giebt dem General zwar ein anderes Kommando. Doch der Kriegsminister empfängt ihn mit offenen Armen (und muß durch freundschaftlichen Zwang dann gehindert werden, ihm die Chauvinrede nachzusprechen). Und der Ministerpräsident erklärt auf der Tribüne des Abgeordnetenhauses: Ich theile die Empfindung dieses Generals und habe es ihm offen gesagt; nur das Parlament aber ist zu der Ankündung befugt, daß Frankreich gegen ein bestimmtes Volk zu einem bestimmten Zweck Krieg führen werde. Kein Radikaler, kein Sozialdemokrat widerspricht. Zwölf Stunden lang ist das Land ein Bischen unruhig. „Dieser Clemenceau lernt sein Temperament doch niemals zügeln! Was wird Deutschland antworten?“ Nichts. Schweigen in der Wilhelmstraße und in der Presse. Seit am sechsten Juli 1870 der Herzog von Gramont die Drohrede über die Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern hielt, hat kein französischer Minister auf der Tribüne der Kammer je wieder so zu Deutschland ge-

sprochen. Und Gramont hatte immerhin noch der sagesse du peuple allemand ein Kompliment gedrechselt. Sechsunddreißig Jahre nach dem Krieg hörten wir, aus dem Munde der radikalen Journalisten, die Frankreich regirten, wieder den hochfahrenden Ton von 1870. Lange nach den resigniranden Reden Ferrys und des Herzogs von Broglie. In der Stunde, wo Frankreich in Marokko mit Waffengewalt die pénétration pacifique vorbereitet. Der Kriegsminister drückt den Revanchegeneral ans Herz, der Ministerpräsident versichert ihn innigster Sympathie und zaudert nicht vor der Andeutung, daß der Krieg geführt werden wird, sobald die Zeichen günstig scheinen. Acht Wochen vor dem Beginn der Konferenz, die den Weltfrieden sichern und deshalb die Wehrkraftleistung begrenzen soll. Der von den Landsleuten als Sündenbock in die Wüste gestoßene Delcassé hatte uns nie annähernd Aehnliches zugemuthet. Den überliefs kalt, wenn von Dauerbesetzung marokkanischen Gebietes die Rede war. Gambetta mahnte noch: Stets dran denken, nie davon sprechen! Clemenceau läßt den General Lyautey marschiren und spricht, als handle sichs um die harmloseste Sache, von dem Rachekrieg. Das klang, nach dem kieler und berliner Geplauder mit dem rundlichem Algerier Eugen Etienne, nicht wie Hochzeitmarsch. Doch nur ein Kindergemüth konnte wähnen, Frankreich sei von Englands Seite zu uns herüberzuziehen, so lange Herr Clemenceau den Gang französischer Politik bestimmt. Den hatte, als einen Geschäftstheilhaber des Generals Boulanger, schon Chlodwig Hohenlohe durchschaut.

Noch ist er aufrecht; ungefährdet, bis, im Oktober oder November, das Parlament wieder (schrecklich) zu tagen beginnt. Nur bis in die ersten Maiwochen, halten die Zeichendeuter verkündet, werde der Sperberkopf des Horos ihn freundlich anblicken. Noch aber thront er. Die Kollegen und Abgeordneten klagen zwar über wilde Sprünge, über die kluftige Unstetheit im Denken und Handeln ihres Führers und die Sozialisten nähern sich dem Entschluß, gegen dieses Ministerium, in dem die Genossen Briand und Viviani sitzen und das dennoch auf den Straßen der Industriestädte mehr Bürgerblut fließen läßt als je ein Staatscommis des Kapitalismus, in einer Front mit Konservativen und Nationalliberalen Sturm zu laufen. Aber die Diäten werden um zwei Drittel erhöht, die Abgeordneten dürfen fortan fünfzehntausend

Francs für die Arbeit eines Parlamentsjahres einstreichen: und bücken sich in gedoppeltem Demuth nun unter die Ruthe. Auch endet die Legislaturperiode bald. Und nur Clemenceau darf die Wahlen vorbereiten und als Manager leiten. Das bleibt bis in den Hochsommer der Herzenswunsch der Radikalenpartei. Und die Angst ihrer Gegner. Die Wahl ist in der Republik frei. Das versteht sich. Aber wenn Clemenceau den Präfekten befiehlt und die Fädchen lenkt, weiß Jeder wenigstens ungefähr, was zu erwarten ist. Gleicht er nicht von Tag zu Tag mehr dem wüthenden Narren, als den er Edmond About einst dem Studentengelächter preisgab? Seine Verheißungen bleiben unerfüllt. Mit den Sozialreformen, der Einkommensteuer, dem Zolltarif geht es nicht vorwärts. Er hat seine Leute an der Schnur und ist noch in der dunkelsten Stunde der Mehrheit sicher; kann sich aber nicht auf dem Land nützliche Leistung berufen. Knirschend folgen ihm die ins Joch Gezwungenen; und sehen aus einem heiteren, einem nassen Auge, wie sein Nimbus mählich verbleicht. Seit er gesagt und gezeigt hat, daß er immer auf der anderen Seite der Barrikade zu finden sein werde, liebt ihn die Masse nicht mehr. Seit er sich in den Tagen der Balkankrisis (Annexion der türkischen Serbenprovinzen) erinnert hat, daß die Republik im europäischen Orient andere Interessen habe als England und die achtzehn Milliarden französischen Geldes, die in Osteuropa liegen, nicht durch Abenteuer gefährden dürfe, ist er in London nur noch als lässiger Diener angeschrieben. Hundert Augen sahen ihn auf dem Balkon des marienbader Hotels in einem Gespräch mit Eduard, das einem Streit ähnelte. Chauvins Enkel, der, wenns so weit ist, nicht vom Leder ziehen will und das Friedensbedürfniß seiner humanen Seele betheuert: nicht zu brauchen. Schon entnervt Alter den Tatzengriff. und die Freunde selbst fangen zu glauben an, daß in den staatlichen und in den privaten Betrieben der Republik alle Bande gelockert, gerissen seien. Strike der Postbeamten; morgen vielleicht der Armee, die den Kriegsminister nur widerwillig erträgt. In der Marine eine lange Reihe arger Mißgriffe. Wird das alte Experimentirland der Menschheit das erste moderne Schreckbild einer Gesellschaftrevolution bieten? In England fürchtet mans; hat sich lange genug daran geärgert, daß die Pariser, von Tardieu bis zu Judet, die militärische Schwachheit der Briten bespötteln,

die gegen deutschen Drang unzulängliche Helfer wären, und spricht von Frankreich leise nun als von einem völlig desorganisirten und sozial zerrütteten Land. Der Diktator wird unsicher. Opfert den Marineminister Thomson, schifft ihn bei höchstem Seegang aus, ersetzt ihn durch einen Mann von dem unbestrittenen Ansehen Picards und gestattet zur selben Stunde dreiundreißig Abgeordneten, unter dem Vorwand einer Enquete die Schiffe, Geschütze, Marineakten zu beschnobern. Das geht den Großlieferanten, den Kanonen-, Pulver-, Panzerplattenproduzenten über den Spaß; und als der Ministerpräsident sich in der Hitze des Gefechtes verleiten läßt, Firmen von Weltruf in der Kammer anzugreifen, ahnen Jungfern, daß seine Herrlichkeit nicht lange mehr währen wird. Die Gleichgewichtsstörung, heißt es, muß enden.

Fröhlich sitzt er am Nationalfesttag in Longchamp auf dem Ehrenplatz neben dem Präsidenten Fallières; sieht zum ersten Mal von solchem Sitz auf das Paradefeld herab. Und dieser vierzehnte Juli 1909 bringt dem alten Kampfhahn einen regelrechten Triumph. Der plumpe, gleichgiltige Herr Fallières wird kaum beachtet; nicht einmal, als ein armer Narr, um sich in öffentliches Interesse zu schieben, dicht vor dem Präsidenten mit einem altmodischen Revolver Lärm gemacht hat. Aller Augen hängen an dem Gallierschädel des Mannes aus der Vendée. Welche Erlebenssumme! Mit Picquart war er gedehmtund des Landesverrathes geziehen worden; in Gemeinschaft mit ihm, dem Paradebefehlshaber, verkörpert er der festlich erregten Menge auf diesem Felde den Gedanken der nationalen Wehrgewalt. Ein Unverwüstlicher. So wild wie noch in der Zeit, da er die Große Revolution einen Block nannte, von dem der echte Franzose nicht das winzigste Stückchen abbröckeln dürfe, ist er, freilich, nicht mehr. Heißt sich selbst einen homme de gouvernment und ist stolz auf seine Faust. Mit dem Schwert seiner Rede hat er den zuvor unüberwundenen Jaurès hingestreckt. Als die Maifeier drohte, die Hauptstadt in ein Heerlager verwandelt. In jedem Strike die Partei der Kapitalisten ergriffen. Die übermüthige, verhaßte C G T (Confédération Générale du Travail) geknebelt. Beamten und Lehrern, wenn sie sich ungeduldig rührten, die Faust unter die Nase gehalten. Uebermorgen muß er fallen, hieß es; seit Ostern schiens sicher. Wen hat er denn noch? Nicht mal mehr die Vereinigten Sozia-

listen. Sein Block ist gesprengt. Und der Einkommensteuerentwurf des Finanzministers Caillaux ist allen Besitzenden ein Gräuel. Als gar noch die Winzer in Raserei aufbrüllten, der fromme Demagoge Marcelin Albert wie ein neuer Heiland angebetet wurde, die Departements Aude, Hérault, Tarn sich frech von der Republik losreißen wollten und das Siebzehnte Regiment den Gehorsam weigerte, schien Alles verloren. Aber Clemenceau stand auch diesem Sturm. Er ließ den arglosen Albert zu sich kommen, gab ihm Geld und nahm ihm so den Erlöserschein. Er schickte die Siebenzehner in ein tunesisches Biribi, wo ihnen bei Sonnenbrand und Strafarbeit aller Art das Meutern vergehen werde. Er griff im Aufstandsbezirk so fest zu, daß die Schreier erschraken; und ließ, als sanftere Mittel nicht wirkten, sogar schießen. Un mâle! Keiner hatte es ihm zugetraut. Noch, vielleicht, Eduards Liebling? Der Exponent der Pläne, die Herren Delcassé das Ministerleben gekostet haben. Laut jauchzte die Nation dem Mann zu, der unter Schwächlingen ein Eisenkopf schien. Die Abgeordneten waren ihrer Lohnerhöhung froh und fanden, den Spender solcher Bescherung müsse Dankbarkeit noch ein Weilchen im Amt halten. Die Garde im Paraderock, über der Tribüne das lenkbare Luftschiff Patrie: ward diesem Sterblichen des Lebens ungemischte Freude? Bis er Senator und Minister gar wurde, rief er den Sozialistenfressern stets zu: „Von rechts droht die Gefahr!“ Er thuts nicht mehr. Nach der Heimkehr von der Truppenschau aber sprach er, der, als der schwachsinnige Matrose Maillé in die Luft knallte, auf der linken Seite des Präsidenten gesessen hatte, zu seinen Beamten: „Seht Ihr nun ein, daß die Gefahr rechts ist? Oft genug habe ichs gesagt.“ Immer guter Laune. Immer ein Witzwort auf der Lippe. In Fährniß noch bereit, sich selbst zu bespötteln. So kennt Frankreich ihn seit bald fünfzig Jahren. Zieht dem witzigen Kopf, dem Spötter und unüberwindlichen Dialektiker aber den Mann mit den starken Nerven vor. Der hat in Longchamp lächelnd triumphirt.

Am Tag des Paradetriumphes fällt General Picquart vom Pferd. Ein böses Omen? Clemenceau läßt sich nicht einschüchtern; steppt flink einen Witz für die Zeitung. Am zwanzigsten Juli wird in der Kammer wieder mal über die Marineschäden lamentirt. Als auch dieser Jammer überstanden ist, wählt die Regirung die von ihr bestellte „Resolution“, die nach kurzem Ausdruck vollen Ver-

trauensden Uebergang in die Tagesordnung empfiehlt. Die Ferien sind nah. Hundert Abgeordnete auf einer Reise durch Norwegen. Die Abstimmungen also nicht so sicher wie sonst. Aber der kleine Delcassé hat den Ministerpräsidenten geärgert; hat an die Thatsache erinnert, daß der Untersuchungausschuß, dem Clemenceau 1904 vorsaß, nichts Wirksames erreicht habe. Der Gnom muß gezüchtigt werden. Sofort; darf nicht als Sieger vom Redeturnier heimschreiten. „Herr Delcassé war damals Minister (neben Pelletan und André, unter deren Leitung das Gift in Flotte und Heer drang). Was hat er denn für die Sicherheit der Landesvertheidigung gethan?“ Delcassé fordert das Wort. „Im März 1885 haben Sie, Herr Clemenceau, als eine falsche Depesche die Niederlage bei Langson meldete, dem Ministerpräsidenten zugeschrien: ‚Weg mit Ihnen! Wir wollen mit Ihnen nichts mehr zu thun haben!‘ Möchten Sie dieses Spiel mit mir wiederholen? Machen Sie sich nicht fruchtlose Mühe! Ich habe zwischen Spanien und Amerika, zwischen Britanien und Rußland vermittelt, mit Spanien, Italien, England Verträge geschlossen; habe uns überall Vertrauen und Freundschaft geworben und brauche das Urtheil über mein Thun nicht zu scheuen. Marineminister war ich nicht. Herr Clemenceau, der ein Vierteljahrhundert lang jedes Ministerium unbarmherzig kritisirt hat, war Ausschußvorsitzender und ist Ministerpräsident: und hat sich in beiden Aemtern der Patriotenpflicht entzogen.“ Rechts, links, in der Mitte lärmt langer Beifall. Der Diktator muß das letzte Wort haben. „Herr Delcassé hat der Republik die schmählichste Demüthigung ihres Lebens verschafft. Er wollte den Krieg und mußte doch wissen, daß weder Heer noch Flotte bereit war.“ Sturm. Von allen Seiten heult, pfaucht, prasselt die Wuth auf. Die Getreusten selbst senken die Köpfe. Ein Kabinetshaupt, das, um seine Rachsucht zu kühlen, vor dem Ohr der Menschheit sagt, Frankreich sei durch seine Ohnmacht gezwungen worden, erniedernde Schmach wehrlos hinzunehmen: Das ward noch nicht erhört. Rouvier, Bourgeois, Pichon haben feierlich erklärt, die Republik habe den deutschen Konferenzplan angenommen, um ihr Rechtsgefühl und ihr friedliches Wollen zu erweisen. Jetzt vernimmt der Erdball, daß der Gang nach Algesiras vom Bewußtsein der Schwachheit geboten war und als Schande empfunden wurde. Der Mann, dessen Zorn Solches ausplaudern konnte, ist unmöglich. Darf nie-

mals wieder im Namen Frankreichs sprechen. Konservative, Liberale, Sozialdemokraten verbünden sich gegen ihn und lehnen das bestellte Vertrauensvotum ab. Während die blauen Stimmzettel sich in den Körben häufen und die Schlappe der Regirung Gewißheit wird, packt Clemenceau seine Akten zusammen und sagt lächelnd: „Ich gehe". („Je m'en vais.") Herr Brisson präsidirt wieder, wie am Schicksalstag Ferrys, der Kammer; und Herr Fallières, der damals neben dem Martyrer auf der Ministerbank saß, empfängt nun, als Staatsoberhaupt, aus Clemenceaus Hand das Entlassungsgesuch des Kabinets. „Wars nicht sehr vernünftig, daß ich in meiner Wohnung blieb? Mit dem Regenschirm kam ich ins Ministerium; mit meinem Spazirstock gehe ich. Gar keine Umzugskosten also. Meine Nachfolger mögen an solcher Vorsicht ein Beispiel nehmen." Ein letzter Witz: und der Diktator wird wieder Zeitungschreiber. Bleibt Witz- und Raufbold. „Meine Mehrheit war unter der Mitternachtsonne. Und wie konnte ich mich zwischen zwei Kollegen rühren, deren einer (Caillaux) sich für Napoleon, der andere (Briand) gar für Jesus Christus hält?"

Vier Jahre danach fällt sein hagerer Schatten wieder in das belichtete Gelände der Staatsgewalt. Der letzte Jakobiner von ansehnlichem Wuchs scheint berufen, gegen den Spuk der Gironde zu kämpfen. Clemenceau („le tigre": nennen ihn schon die Kammern) wollte nicht, daß Herr Poincaré Präsident werde; fand, daß der Lothringer sich allzu gierig in den Vordergrund dränge, zu fest an den Plan der Listenwahl und Proportionalvertretung geknüpft und zu lau im Kampf gegen die Priestermacht sei. Noch am Tag vor der versailler Wahl heischte er, als Haupt einer Senatorenschaar, Poincaré solle auf das höchste Amt der Republik verzichten; war bereit, im Nothfall sogar für Herrn Delcassé zu stimmen; trug aber eine höflich ablehnende Antwort heim; und sah im Schloß des Sonnenkönigs dann des Gegners Triumph. Der Tigersprung war mißlungen; und Clemenceau galt, wieder einmal, als abgethan. „Wenn Poincaré nicht rasch müde wird und, wie Casimir-Périer, die lästige Würde den ihn umschnuppernden Rüden hinwirft, kommt der zweiundsiebenzigjährige Zänker aus der Vendée nicht mehr heran." Der schien aber nach der Ruhe des Altmännerhauses noch nicht Sehnsucht zu fühlen. Im Senat erwürgte er das Ministerium Briand. (An diesem Tag war auch der sonst ernst-

hafte Aristides witzig. Clemenceau, der ihn als den kingmaker, den Manager Poincarés, befehdete, sagte zu ihm: „Ich werde gar nicht reden; meine Mehrheit ist sicher.“ Briand: „Reden Sie doch lieber; vielleicht wird sie dann unsicher.“) Im Frühjahr gründete er eine neue Zeitung, L'Homme Libre, und bewies dadurch, daß er noch mitreden, mithandeln wolle. Das Ziel seines Feldzuges war jedem Blick sichtbar: Vernichtung aller Bleibsel römischer Herrschgewalt und Abwehr der aus dem militärischen Uebergewicht Deutschlands drohenden Gefahr. Die Blindheit der berliner Politik, die von dem Gelübde, jeden irgendwie möglichen Fehler zu machen, getrieben schien, half ihm schnell vorwärts. Nach der Irrlandung eines deutschen Luftschiffes wurde in der Wilhelmstraße Frankreichs Botschafter nach den Gründen gefragt, die einem Unterpräfekten ein höheres Amt eingetragen hatten; dieser Beamte habe sich den Leitern des Militärluftschiffes nicht freundlich gezeigt. Der Frager mußte die Antwort hinnehmen, der Vertreter der Republik könne über diese Angelegenheit des inneren Dienstes mit ihm von Amtes wegen nicht sprechen. In der schwarzen Serie, die für Frankreich seit dem Pulverskandal, dem Rentensturz, dem deutschen Rüstungentschluß begonnen hatte, wagte man nicht, den (nicht vereinzelten) Zwist öffentlich zum Ereigniß zu bauschen. Das schwache Ministerium Barthou bangt vor jeder Flamme. Doch der Funke glimmt weiter; und hatte Clemenceaus Pfännchen schon angewärmt, als, noch vor der Annahme der dreijährigen Wehrpflicht, der Beschluß verkündet ward, den Jahrgang, der im Herbst entlassen werden sollte, bis in den Oktober 1914 bei der Fahne zu halten. Dieser Beschluß schien ein grober Fehler. Der an blinden Gehorsam und straffste Zucht gewöhnte deutsche Soldat selbst würde laut knirschen, wenn er plötzlich hörte: Du mußt ein ganzes Jahr länger dienen. Er hat sein Plänchen gemacht, sich Arbeit, Anstellung gesichert; zählt längst die Wochen, die ihn noch von der Stunde trennen, da er singen kann: „Reserve hat Ruhe“; allabendlich streicht er auf dem Kalenderblatt den überstandenen Tag; noch hundert, neunzig noch: dann gehts in die Heimath, in die Freiheit. Wie Blitzschlag träfe auch ihn der Befehl, noch fünfzig Wochen in der Kaserne zu schmachten. Und der in der Republik erwachsene Franzose fühlt sich, auch im Waffenrock, als den Enkel der Männer von 1789, die Menschenrecht,

Freiheit, Gleichheit erstritten und schon von den Generalständen verlangt hatten, „die Pflichten des Wehrdienstes mit denen des Bürgers in Einklang zu bringen und die Rechte des freien Mannes von der Nothwendigkeit militärischer Unterordnung nicht über Gebühr kürzen zu lassen.“ Wo dieses Gefühl fehlt, wird es von der CGT, dem Ausschuß der sozialistischen Syndikalisten, den Geistern eingehämmert. Die scheut sich nicht, die Kasernen mit Aufrufen zu überschwemmen, in denen empfohlen wird, im Oktober die Weiterleistung der Dienstpflicht zu weigern. Noch ists nicht, wie 1907, während der Winzerputsche, zu offenem Aufruhr (sédition militaire) gekommen. In mancher Garnison aber ähnelt der Truppengeist wieder dem aus der ersten Zeit des Girondistenkrieges gegen Oesterreich und Preußen schlimm berüchtigten, der erst wich, als Lazare Carnot die Heeresleitung übernommen und im Wohlfahrtausschuß den Entschluß zu grausamster Strenge durchgesetzt hatte. Ihr Strafgesetzbuch, sprach er zu Danton, Robespierre und Genossen, „ist unzulänglich; wenn nicht jeder Soldat, der eine Stecknadel gestohlen hat, auf der Stelle erschossen wird, ist Gedeihliches nicht auszurichten.“ Hunderte wurden seitdem füsilirt, Stabsoffiziere sogar, und mit blutigem Schwert die Keime des Aufruhrs ausgejätet, der während des Haders der Generale Rochambeau und Dumouriez entstanden war. Carnot hatte nur mit den Jakobinern gestimmt. Clemenceau ist ihr echter Enkel. Der Mann, der alle Gedanken der Großen Revolution, noch heute, verficht, soll berufen werden, wider das Gespenst der Gironde zu fechten. Weil Herr Poincaré, den Feindschaft damals nicht blendete, in ihm den Einzigen erblickt, der das Ansehen, die Härte, als Greis noch die Nervenkraft und tollkühne Verwegenheit habe, die dem Unternehmer so schweren Werkes unentbehrlich sind.

Schwer war das Werk. Dreijährige Dienstpflicht für alle Männer, ohne irgendwelche Ausnahme noch Erleichterung: das Gesetz sah unhaltbar aus. Ein junger Mann, der die Universität, das Polytechnikum besucht, in Handel und Industrie die Lehrzeit durchgemacht hat, soll drei Jahre lang die Waffe tragen. Fände er danach eine ihn nährende Stellung? Hätte er nicht fast alles zuvor Erlernte vergessen und müßte sich in neue Lehre ducken? Konnte die französische Industrie, deren Blutumlauf träg geworden ist, konnte der Ackerbau so viele Männer-

arme entbehren? Und würde Frankreich, das sich so gern als das freiste Land der Erde rühmen hört, den Ruf tragen, es zwinge seine Männer fortan in längere Waffenfron als irgendein anderer Staat Westeuropas? Nur, wenn in ihm der Glaube an deutsche Bedrohung so fest wie ein Felsblock wird. An Tagen heftigen Nationalgefühls ist von Frankreich noch immer Alles zu haben. Nach Agadir prasselte es in Feuergarben auf; nach dem Nachtgerempel von Nancy und dem Einspruch in den Präfektenschub wärs zu neuer Brunst gekommen, wenn die anglo-russische Löschmannschaft nicht flink ihre langen Schläuche benutzt hätte. So bliebs bei privatem Groll; dem Gitter, das den Deutschen den Eintritt in die Gesellschaft sperrt, wurden Stacheldrähte aufgestülpt, im Theater und im beuglant die Spottworte über deutsches Wesen lauter als sonst belacht und unsere Weine, die Rauenthaler, Steinberger, Forster, Grünhäuser und ihre Geschwister, von vielen Tafeln verbannt. Aber Frankreich ist nicht das Land langwieriger Bewegung und sein rothglühender Zorn hält sich in Pökel noch weniger als von anderer Sonne gereifte Begeisterung. In Bern waren, schon ein paar Wochen nach Nancy, hundertfünfundachtzig Mitglieder der pariser Kammer bereit, den vom Frankfurter Frieden geschaffenen Zustand anzuerkennen. Und in den Kasernen wurde ingrimmig raisonnirt. „Sind wir nicht freie Bürger? Hat uns der Waffenrock etwa entrechtet? Wir sind ein Theil des souveränen Volkes und sprechen aus, was uns zu sagen nöthig dünkt.“ Daraus (sagte ich hier im Mai 1913) zu schließen, daß der französische Soldat im Feld rasch zu besiegen sein müsse, wäre gefährlicher Irrthum. „Wie vor einem Halbjahrtausend, in den Kämpfen um die Provence und um Neapel, würde, heute noch, die prima furia dieses Heeres dem stärksten Gegner den Sieg sauer machen und ungestüme Kampflust in Raserei steigern. In Friedenszeit aber Frankreich in noch wuchtigere Rüstung zu zwingen, den Rechten der Demokratie die Pflichten des Militarismus anzuketten, kann nicht leicht werden. Wird um so schwerer, je ruhiger wir uns halten. Der Aera Bethmann haben die Franzosen die Auferstehung des Kriegergeistes zu danken. Clemenceau müßte ihn füttern; Tag für Tag ihm die Muskeln stählen. Der Abschluß des von Alfonso gewünschten franko-spanischen Bündnißvertrages und der franko-russischen Marinekonvention, die der Botschafter

Delcassé und der Admiralstabschef Le Bris drängend dem Zaren empfehlen, würde nicht lange genügen. Clemenceau könnte bald genöthigt sein, die Stimmung zu nähren, der Herr Léon Daudet das Bannerwort ‚L'avant-guerre' gegeben hat, und, wie die Männer der Action Française, in das Volksbewußtsein die Ueberzeugung zu rammen, ihm bleibe nur die Wahl zwischen unbeugsamem Widerstand und demüthiger Duckung unter das deutsche Joch. Wäre er am Tag von Agadir Ministerpräsident gewesen, dann hätte Grey den Krieg nicht zu hindern vermocht. Wird ers wieder, dann denkt er vielleicht, wie mancher gute Franzose: ‚Lieber heute als nach unerschütterlicher Sicherung der deutschen Uebermacht.' Immer drohen, nach Waddingtons Warnwort, ‚höchst ernste Ueberraschungen', wenn Herr Clemenceau Frankreich regirt."

(Wir sind im Jahr 1913; in dem Jahr hoch gehäufter Erinnerungfeiern, des Wehrbeitrages, des Strafverfahrens gegen die Firma Friedrich Krupp, der berliner Trauzeugenschaft des Zaren, des Britenkönigs. Und in dem Heft, dem ich zuvor ein paar Sätze entnahm, fand ich noch andere, die der Wiederholung nicht unwürdig sind. „Drüben die Flugblätter der CGT, hüben die Aechtung Krupps und des Kronprinzen, weil er, ein junger Reiteroberst, geschrieben hat, Deutschland müsse sich den stolzen Kriegergeist wahren: zwei Systeme, die an das selbe Ziel hinstreben. Den Völkern soll der Wahn eingeträufelt werden, daß sie längst in unbewaffnetem Millennarfrieden leben dürften, wenn die Geldgier eines Verbrecherklüngels nicht die ihm einträgliche Kriegsgefahr heraufbeschwüre. In der Zeit so gefährlicher Verlockung zerstampft der gehorsame Kanzler den Grundgedanken allgemeiner Wehrpflicht: daß alles zur Wehr Gehörige von allen in Heimathgemeinschaft Lebenden geleistet und dadurch das Bewußtsein der Interessengleichheit und Bedürfnißeinheit gefestigt werde. Nur der Wohlhabende scheint dem Genossen Bethmann am Landesschutz interessirt. Der Deutsche ist geduldig wie ein Erzengel, der die Kapitulantenzulage erstrebt; nicht geduldiger. Er hat die schönen Reden über das ‚Opferjahr' geschluckt, das dem von Ost und West gefährdeten Reich neuen, ins Ungeheure wachsenden Wehraufwand aufbürde, und ohne hörbaren Unwillen die Kunde hingenommen, statt der verheißenen herrlichen Tage sei Hagelschlag und Windbruch zu erwarten. Hat sich rechtschaffen gefreut, als er

im Februar las, des Kaisers Tochter habe sich dem Herzog Ernst August verlobt und der alte Hader zwischen Hohenzollern und Welfen werde nun enden. Daß er aber im politisch verlustreichsten Jahr der Reichsgeschichte nur Feste sehen, hören, schmecken, riechen solle, will ihm nicht in den Sinn. Wer lügt, des Volkes Herz sei bei diesem ewig währenden Feiern, müßte als Hochverräther gerichtet werden. Das Volk murrt in Ungeduld: weil es heute mit der Frucht seiner Arbeit, morgen vielleicht mit seinem Blute die Rechnung des Höflingtruges bezahlen muß." 1913.)

Nur als Treiber im Senat, nicht als Haupt der Regirung, hat der jakobinisch grimmige Patriot Clemenceau damals für die Dienstzeitdehnung gewirkt. Nach der (in Deutschland, leider, nicht ernst genug beachteten) Frühjahrswahl, die den Willen zu friedlicher Führung des internationalen Geschäftes aussprach, schien dem Alten kein Stern mehr zu blinken. Sein Gefolge hatte sich in trauter Stille mit Herrn Poincaré verständigt; und der Tiger selbst pfauchte den Präsidenten wild erst wieder an, als Krieg geworden war. Wen nicht unter den vierzig Blutmonden? Viviani, Delcassé. Briand, Ribot, der bethmännisch bedenkliche Painlevé, der Marnesieger Joffre sogar (weil er Verdun aufgeben wollte und zuvor schon mehr auf das „Zerknabbern" als auf Zerschmettern hoffte), Malvy, Caillaux und andere gefährlicher Lauheit Verdächtige: Jeder mußte vors Messer. Keiner so oft wie der Elysier, der, ohne triftigen Grund, des Verfassungbruches geziehen und wegen seiner „Fehlgeburten" (Auswahl untauglicher Geschäftsführer) grob verhöhnt wurde. Was der Leiter der Tageszeitung L'Homme-Enchaîné gegen Deutschlands Regirer, Volk, Krieger schrieb, ragte manchmal noch über die Schimpfgipfel hinaus, die im Petit Journal Herr Pichon (einst ein Redakteur, jetzt wieder der Auslandminister des grand chef) in trüber Dämmerung erklomm. Auch den Präsidenten Wilson aber, manchen Russengeneral, den Rechtsanwalt-Diktator Kerenskij, die Redner und Mächler in Sowjets und Wohlfahrtausschuß hat der Zahn des Tigers heftig gebissen. (Deutschland, sagt in der Humanité der geistreiche Sozialdemokrat Sembat, „braucht morgen nur die wahnwitzigen Verleumderartikel, in denen Clemenceau, wahllos, alle Häupter der russischen Revolution käufliche Landesverräther schalt, übersetzen, den Sowjets vorlegen und unter die Sammlung schrei-

ben zu lassen: So Nachbarn, denkt der Vormann der französischen Bundesgenossen über Euch.“) Jeder zur Kabinetsbildung Berufene bot, um Ruhe zu haben, dem gefährlichsten Senator einen Ministersitz an. Fremdem Willen gehorchen? Lieber, als Cato Censorius, Hirn und Faust des Senatsausschusses für Wehrwesen und Auswärtiges. Täglich knurrt oder heult er: „Wir haben keine Regirung!“ Schwätzer, nicht Männer der That. (Daß Herr Briand, der Civilist, gegen Joffres Zaudererkopf den Kampf an der Marne und den Zug nach Saloniki erzwungen hat, wird nicht als That gewogen.) Er wartet. Bläht die Nüstern der Sattelnase. Almereyda, Turmel, Bolo Pascha, anderes fleckige Gelichter: da stinkt es nach Landesverrath; nach Bestechungsilberlingen der Boches. Das ist Clemenceaus Wind. Flaumacher Malvy, in jedem Kriegskabinet Minister des Innern, dessen Vorsager Caillaux, ihre Handlanger und Begünstiger sind für die Seuche verantwortlich; und werden von der scharfkralligen Tatze bös zerschrammt. Hinter Italiens Niederlage und schwer ersetzlichem Artillerieverlust droht ein Winter ärgsten Mißvergnügens. Kann Professor Painlevé in dem Großen Kriegsrath, der am Saturninustag in Paris beginnen soll, Frankreichs Wortführer sein? Am dreizehnten November spricht am Frühstückstisch des französischen Kriegsministers Herr Lloyd George über die Mängel der Entente-Politik und ihrer Kriegsführung mit so genialisch grausamer Offenheit wie zuvor nie und nirgends im Marsdrang ein Staatskopf. Wer darf wagen, sich neben Diesen zu stellen? Selbst der bis ans Kinn mit Trikolorestoff umwickelte Genosse Hervé schreit: „Nur Clemenceau“ (wider dessen tobsüchtige Zerstörungwuth er vorgestern gewettert hatte). Der schreibt am Fünfzehnten über seinen Leitartikel: „Eine Regirung wird gefordert.“ Nachmittags ersucht ihn Herr Poincaré, diese Regirung zu schaffen. Am Sechzehnten, um Zwölf (nicht erst um Fünf, wie der hurtige Geis den Reportern verheißen hatte), ist sie aufrecht. Aus dem Homme Enclraîné (weil der Knebler heraus ist?) wieder L'Homme Libre geworden. Die erste Kammerrede: trutzigste, schrillste Fanfare. Zu den in allen Ländern spürbaren Weißbärten, denen der Kriegskoller als Geschlechtskraft-Ersatz schmeckt, gehört dieser Sechsundsiebenziger nicht. Mit der Sehnensgluth und gewitterträchtigen Eifersucht des nie ganz befriedigten Freiers hat er das Vaterland

schon geliebt, als er aussah, wie Manet ihn malte; und nur der Ruch von Hermelin und Kutte scheuchte ihn von Déroulèdes Patriotenbund (den, aller Warnung leidig frischer Geschichte zum Trotz, Urteutonen jetzt nachmachen). An Versöhnung, Verbrüderung der Völker, an Weltwende und sanfte Herrschaft des Rechtes glaubt er nicht; die „Nationengesellschaft", die Herr Bourgeois seit zehn Jahren empfiehlt, ist ihm Brimborium für Kinder und fast jeden Satz in Wilsons Friedensprogramm hat sein Spott hämisch zerstichelt. Ihn kann nur Sieg, der den Feind in Ohnmacht schmettert, sättigen; auf der franko-britischen Front (jede andere war ihm Quark) rascher Sieg über den Erzfeind: das von Preußen gewaffnete Deutsche Reich. Er ist, er allein, die Regirung; spielt, als Präsident und Kriegsminister, die letzte, die höchste Partie; und wird alle Pulse, Nerven, Willensfasern an den Versuch setzen, morgen, endlich, vor dem Blick einer Welt sich in das Größenmaß zu recken, dem er stets sich gewachsen fand. Sein bester Besitz ist: die Gabe schneller Auffassung und findigen Entschlusses. Seine Gefahr: ruhelos jäher Launenwechsel und die Eitlenwonne an spiegelndem Geistreichthum, der noch blank schillert, weil er fast immer nur an edlerem Stoff sich gewetzt hat, niemals aus sich selbst fruchtbar geworden ist. Das Karthago des neuen Cato wird nicht in Asche sinken; sein Rom aber wird, wenn nicht Unstetheit wieder dem Altgallier den Wirkensraum schmälert, nach ihm nicht sein, wie es vor ihm war. Großes kann er der Heimath gewinnen; ihr auch Ungeheures verlieren. Ehe aus dieser gelben Knochenhand der Würfel fiel, ist das Adventwunder der Seelenvermählung nicht nah. Baumeister Solneß wagt sich auf den First des Hauses, das sein Traum gebaut hat. Stürzt er: dann jauchzt die Jugend, die nicht von fiebernden Greisen ihre Wohnstatt bereitet, nicht mit schimmelnden Gedanken das Heim ihrer Sehnsucht möblirt sehen will; die vor müden Beamten und kühlen Wortlern auf den Schlag eines großen Herzens horcht. Mit dem Zahn des Tigers verwest dann auch der (nach dem Glockenspruch unseres Dichters schrecklichere) Menschenwahn. Und aus verglühender Schlacke des von Machtgier- und Raumsucht entseelten Patriotismus schwingt, als Phönix der in Feuersbrunst gestorbenen Internationale wimmelnder Armuth, Menschheitbewußtsein sich himmelan.

Adventisten.

Wölbt über Rußlands Erde sich nun die Kuppel des dem Sonnengott geweihten Tempels, aus dessen Myrrhennest der verbrannte, unsterbliche Indervogel einst wolkenwärts stieg? Graut in Petersburg die Phönixperiode, von der im pennsylvanischen Pittsburgh vor neunz'g Jahren Millers Baptistengemeinde das milde Licht tausendjährigen Friedens erhoffte? Der Urrusse, in dessen Seelengefäß (nach Dostojewskijs Wort) immer mindestens zwei unverwandte Gefühle Platz finden, dessen Reich aber seit Ruriks Tag streitlustige Wikinger, Deutsche, Dänenenkel beherrschten, war niemals im hitzig starren Westlersinn Patriot, nie nach Machtgewinn und Raumeroberung lüstern; indo-asiatischem Dämmergeist auch darin näher als dem Drang aus Europens Enge. Lauschet dem Zeugniß von Dichtung und Wirklichkeit!

„War die Bergpredigt von der Christen Seligkeit aus Eurem Gedächtniß, russische Männer, wie aus grobem Sieb in einen schadhaften Topf gesickert, den Ihr achtlos in einen schmutz'gen Winkel stelltet? ‚Selig sind die Sanftmüthigen: denn sie werden das Erdreich besitzen. Selig sind, die nach Gerechtigkeit hungern und dürsten: denn sie sollen satt werden. Selig sind die Friedfertigen: denn sie werden Gottes Kinder heißen. Versöhnet Euch den Menschenbrüdern und seid willfährig den Widersachern. Dem, der Euren Rock fordert, gebet zugleich auch den Mantel; und haltet die linke Wange Dem hin, der Euch die rechte schlug. Liebet Eure Feinde, segnet, die Euch fluchen, betet für Alle, die Euch beleidigen und verfolgen, und spendet Wohlthat Denen, die Euch hassen: auf daß Ihr Kinder des Vaters seid, der seine Sonne über Gute und Böse aufgehen und Ungerechte wie Gerechte von seines Himmels Regen erquicken läßt. Thut den Menschen, wie sie, nach Eurem Wunsch, Euch thun sollen.' Ist diese Lehre vergessen sammt Allem, was zuvor und danach Asiens uralte heilige Weisheit ersann, und schicket Ihr Euch an, in das dumpfe, finstere Gäßchen zu kriechen, darin das unselige Volk Israel einst seine Gebärerinnen sogar Vernichterinnen werden hieß? Jahrtausendfluch hat den Aberglauben an Rachepflicht gerächt. Und nun, da ringsum keimende Hoffnung auf das Reich des Friedens das entsühnte Volk Israels in das Land seiner Propheten und Richter heimruft, wollt Ihr dahin, wo es mit den salzigen Ruthen des Leides ge-

schlagen ward, und nach rühmlicher Befreiung von Menschentyrannei die Knechte schändlichen Wahnes werden! Vaterlandliebe, wird Euch zugeraunt, aus der Ferne des Westens zugeschrien, verpflichte zu Kampf. Den dürfe, wenn Noth befiehlt, der Patriot niemals scheuen. Die solchem Wort trauen, sind wie Fliegen, die sich ins Spinnennetz einfangen lassen. Ihnen haben die Weisen des Ostens, von dem Buddha und dem Christus bis auf Tolstoi, nicht gelebt, aus Leben und Lehre nichts vermacht. Wo, fragte Lew Nikolajewitsch einst einen Popen, mahnt unser Heiland zu Erfüllung Eurer Patriotenpflicht? Und da, statt klarer Antwort, nur ein Gestammel aus dem Munde des armen Kirchenbeamten gekommen war, entstand in Jasnaja Poljana die unsterbliche Schrift wider die Erbsünde engherziger Hingabe an ein Vaterland. ‚Das Ziel der Menschheit ist die brüderliche Einigung der Völker. Die wird aber gehindert, die Völker werden einander immer noch mehr entfremdet, wenn die Eigenart jedes Volkes mit stolzer Abwehr alles Fremden gepflegt und erhalten wird. Will das russische, deutsche, französische, angelsächsische Volksthum sich so, wie es war und ist, erhalten: dann will es auch das polnische, irische, magyarische, baskische, provençalische, tschuktschische und jedes andere. Der Patriotismus (der ‚richtige', von der Mehrheit aller Menschen als ‚gut' anerkannte, unter dessen Wirkung die Menschheit so furchtbar leidet) will Vortheil, Macht, Wohlstand nur für ein Volk, einen Staat; und dieser Vortheil ist nur auf anderer Staaten und Völker Kosten zu erwerben. Da jedes Volk sich für das beste, des Vortheils würdigste hält, ist sonnenklar, daß alle Völker in Irrthum leben. Der Einzelne und die Menschheit steigt die Stufen der Gedankentreppe hinan; von den Ideen der Vergangenheit, die Menschenfresserei, Straßenraub und Aehnliches kannte, über die Gegenwart hinweg, die an die Rechte des Staates, des Eigenthums, Handels, der Menschen- und Thierausbeutung glaubt, steigt die Menschheit, langsam oder schnell, zu den Ideen der Zukunft hinauf, als deren nothwendigste wir die Gleichberechtigung aller Menschen, Männer und Frauen, die Befreiung von Gewaltwillkür und die Verbrüderung der Völker erkennen. Jeder Mensch steht im Kampf zwischen überlebten, vergehenden und werdenden Gedanken. Und überall ist eine Gruppe oder Kaste, die alte Ideen zu erhalten, verweste für lebendige auszugeben strebt,

weil der Vortheil dieser Gruppe oder Kaste an das Gelingen dieses Strebens gebunden ist. So ists mit dem Patriotismus. Eine große Menschenschaar hat ein Interesse daran, ihn als ein Heiligthum zu erhalten; und sie verfügt über unzählige Mittel, von denen Einfluß auf das Denken der Menge ausgeht. Was würde aus dem Kriegerberuf, wenn nicht zwischen den Völkern die Feindschaft genährt und die Möglichkeit bewaffneten Zusammenstoßes erhalten würde? Der Beruf wäre entbehrlich und die Kaste verlöre Ansehen und Vorrecht. Deshalb tritt jeder Krieger mit Feuereifer für den Patriotismus ein, ohne den er nie vorwärts kommen und ‚Karriere machen' könnte. Auch dem Staatsbeamten hilft er in fettere Pfründe und der Zeitungschreiber kann ohne ihn des Geschäftes nie ganz sicher sein. Kein Mensch, der unsere Welt, wie sie ist, kennt, kann auch nur eine Minute lang daran zweifeln, daß der Professor, Lehrer, Schriftsteller nur als Patriot sorgenlos leben und seiner Stellung ganz gewiß sein darf. In Schule und Kirche, Heer und Beamtenschaft, von Kapital und Presse wird alles Erdenkliche gethan, um Patriotismus zu züchten. Der war die höchste Idee einer Zeit, in der jedes Volk für möglich und für erlaubt hielt, seine Macht und seinen Wohlstand durch Totschlag und Plünderung im Gebiet eines anderen Volkes zu mehren. Das Feindschaftgefühl, das daraus entstand, wurde zu Haus dann zur Schürung neuer Feindschaft benutzt. Dem Zweck, das Recht und die Tugend des eigenen Volkes, das Unrecht und die Schändlichkeit anderer Völker zu zeigen, dienten Schulunterricht, Schauspiele, Nationalfeste, Denkmale und Zeitunglügen. Seit zweitausend Jahren vertreten die Weisesten den Gedanken der Menschenverbrüderung. Gerade heute aber, wo die Verkehrserleichterung, die Aehnlichkeit der geistigen und wirthschaftlichen Interessen, Kunst, Wissenschaft, Industrie, Handel die Menschen einander näher als je zuvor gebracht haben und die Völker in Frieden und Freundschaft sich gesellen könnten und, weils ihr Vortheil wäre, auch möchten, gerade heute wird der gefährliche Brennstoff des Patriotismus in Europa noch einmal zu hitzigster Gluth entzündet. Das thun die Regirungen, nicht die Völker. Die aber finden Gefallen daran; sie wollen möglichst große Stücke fremden Landes rauben, die schon geraubten mit Gewalt sich erhalten: und verseuchen mit dem sinnlos gewordenen, schädlichen Gefühl die kleineren, von ihnen unterjochten Völker so tief, daß diese Bedrückten,

Iren, Czechen, Polen, Finen, Armenier, den Hauptheil ihrer Kraft für Patriotenarbeit aufwenden. Ohne irgendeine vor dem Richterstuhl der Vernunft haltbare Ursache ist es dahin gekommen, daß die Völker in Waffen gegen einander stehen und fast jedes nur auf die Stunde wartet, wo es über ein anderes, in Bedrängniß gerathenes mit dem Schwert, mit Nägeln und Zähnen herfallen und durch Thaten, die es selbst sonst Verbrechen nennt, ‚Ruhm' erwerben kann. Solcher Thaten freuen sich dann nicht nur Erwachsene, sondern sogar die reinen und weisen Kinder: sie jubeln, wenn sie hören, daß durch Bomben, die ihre Landsleute geschleudert haben, ein paar Hundert oder Tausend Menschen zerstückt worden sind. Und ich kenne Eltern, die ihre Kinder zu solcher Grausamkeit aufstacheln. Thun nicht auch die Erwachsenen wie bösartige Kinder? ‚Ich haue Dir Eine herunter!' ‚Dann kriegst Du was mit dem Knüppel!' ‚Wenn Du schlägst, schieße ich!' Hier befiehlt Patriotismus, das Heer zu vergrößern: also muß es drüben erst recht vergrößert werden; hier werden zwei Festungen und zehn Panzerschiffe gebaut: also müssen es drüben drei und elf sein. So geht es weiter. Und die Regirungen, die so handeln, geben sich für die berufenen Erzieher zu Vernunft und Sittlichkeit aus. Konferenzen und Schiedsgerichte helfen nicht. Auf die Haager Konferenz folgte der Burenkrieg. Einigung ist nur zwischen Menschen und Völkern möglich, die einander trauen; und Vertrauen kann erst entstehen, wenn die Völker, wie Parlamentäre, die verhandeln wollen, die Waffen abgelegt haben. Wer die Völker fragt, wird hören, daß sie schon einig sind. Doch weil sie täglich vor Ueberfall gewarnt und in anderen Patriotenländern auch wirklich Ueberfälle geplant werden, binden sie sich, wie kämpfende Tscherkessen mit Stricken, mit dem Seil des Patriotismus so fest an einander, daß der Machthaber mit ihnen machen kann, was er will; irgendein Narr oder Schurke mag das Seilende fassen, das sie weggeworfen haben: und hat sie nun in der Hand. Nicht ein Sklave oder Gladiator, ein wüthender Stier oder Kampfhahn soll der Mensch sein, sondern ein Kind Gottes oder wenigstens ein freies, von seinem Verstand geleitetes Wesen. Ist er so, dann muß er begreifen, daß ihm ganz gleichgiltig sein kann, wer in Port Arthur und auf Kuba herrscht, welchem Reich Irland, Elsaß-Lothringen, Polen zugehört; dann muß er, als Deutscher, Russe, Engländer, Franzose, Czeche, Ire, Pole, wünschen, Gefühle, Gedanken und Waa-

ren mit anderen Völkern auszutauschen, deren Dasein, Gebietsumfang, Wohlstand seinen Interessen in keiner Weise hinderlich, in jeder förderlich ist. Erwachet aus der Hypnose des Patriotismus! Der hohe Gedanke von heute heißt: Völkerverbrüderung.'

Seid Ihr, russische Männer, denen vor siebenzehn Jahren dieses Evangelium verkündet wurde, noch nicht aus der Hypnose erwacht? Glaubet Ihr noch immer, Böses mit Bösem vergelten, die Kraft Eures Armes, die Gewalt Eures Vernichterwillens bewähren zu müssen und aus den Blutfurchen solchen Thuns würdigen Ruhm zu ernten? Glänzt der Ruhm der Großkhane Dschengis, Timur, Attila, die ihrem Schwert ganze Erdtheile unterwarfen und über Dutzende geknechteter Völker herrschten, in so reiner Helle durch die Menschheitgeschichte, daß er Euch in Nachfolge zu locken vermag? Fandet Ihr da oben, die gestern eine Regirung stürztet, so schnell Euch in das häßlichste Wesen einer Regirung, daß Ihr nur als Aufpeitscher des Patriotismus auf der Machtzinne gedeihen könnt? Vor der Aussaat ist Pflügerarbeit nothwendig; sie wird schädlicher Unsinn, wenn weithin das Feld schon in Halmen steht. Ueberfall droht uns nicht mehr; und neuer würde, ohne Eure kleinen Abwehrkünste, an unserem Boden und unserem Himmel, an der dickschaligen Geduld und dem Urchristengemüth unseres Volkes zerschellen. Unser Wille war nicht, einen Machthaber, den Weiber, Popen oder andere Gaukler am Draht hin und her zogen, durch zweitausend, zweihundert oder zwölf zu ersetzen, deren jeder irgendwo an einem Zwirnsfaden hängt. Ihr sollt, dürft, werdet nicht die Macht erlangen, uns, als eine vom Wahngespinnst des Patriotismus willenlos zusammengeknotete Masse, Euren Herrschaftbegierden anzuseilen und auf die Schanze zu werfen, die Eurem Regentengeschäft Schutz verheißt. Ihr sollt, dürft, werdet nicht Anderes wollen und können, als das Russenvolk will und kann; denn als Arbeiter, nicht als Herrscher, zu Verwaltung, nicht zu Regirung, seid Ihr auf den Posten gestellt, der sichtbar sein, also emporragen muß und Eitlen deshalb eine Machtzinne scheint. Das Volk aber will Frieden, Ordnung, Ruhe, Reinigung seines Hauses, Eintracht und Freundschaft mit allen anderen Völkern; es will weder erobern noch Angriff rächen. Bauet ihm Schulen und Eisenbahnen, schaffet ihm das Geräth, das im Erdwesten und in Japan dem Ackerbau und Gewerbe in Blüthe half, und lehret es damit arbeiten. Das ist nützlicher als der Versuch,

Groß- und Kleinrussen, Ukrainer und Tataren, Menschen Nordsibiriens und der Krim, Raskolniken und Mohammedaner, Juden und Marienpilger mit dem Tau des Patriotismus zusammenzukoppeln. Das Leben für den Zaren: diese Losung gilt nicht mehr. Soll Rußland nun sein Leben für die Provisorische Regirung, den Sowjet, die Reichsduma hingeben? Nein. Ihm gehört sein Leben und frei will es damit schalten. Jeder lebe, wie ihm beliebt, und spüre die Kraft der Verwaltungmaschine nur, wenn er sich aus der Bruderpflicht verirrt und das Leben Anderer stört. Jeder lerne, was er begehrt und vermag. Leben und lernen: danach schreit Rußland. So lange Ihr Einen, den zerlumptesten Flößer, den schmierigsten Dorflümmel, zwingt, einen von Euch ausgesuchten Rock zu tragen, einen Säbel umzuschnallen, ein Gewehr aufzubuckeln, auf Befehl zu schlagen, zu schießen, Blut zu vergießen und Eigenthum zu vernichten, so lange seine Weigerung, solchem Befehl zu gehorchen, schon seine Frage, warum und zu welchem Vernunftzweck er so handeln müsse, als Verbrechen geahndet wird: ists nicht Heuchelei und Frevel, im Besitz dieser Willkürmacht von Freiheit zu reden? Unsere Revolution wurde möglich, weil Väterchen Nikolai das Saufen verbot, das vielleicht die Tüchtigkeit im Schlagen und Schießen gehemmt hätte. Von Champagner, Bordeaux, Cognac und Wodka wäre aller Groll der Garde, der Offiziere und ihrer Mannschaft, weggeschwemmt worden; von den Flaschenbatterien der Kasinos und Kantinen wären die Preobrashenfker nicht zu Huldigung und Treuschwur ins Haus der Duma marschirt. Den Alkohol des Patriotismus, der die Vernunft blendet, in Ueberhebung berauscht, die Trugvorstellung von eigener Vollkommenheit und fremder Niedertracht schafft und Lallenden Menschenbrüder als Todfeinde zeigt, müsset Ihr Euch selbst abgewöhnen. Seid Ihr zu zaghaft, zu schwach, zu fest noch in Altes verstrickt: wir werden leisten, woran Ihr erlahmt. Männer begraben Todes; Weiber gebären Lebendiges. Aus warmem Weiberschoß stieg die Liebe des Buddha, des Christus in die Welt rauhen Männerstreites. Ihr riefet die russische Frau, verhießet ihr Stimmrecht, Einlaß in alle Aemter, die Zuwage jedes Rechtes, als dessen Inhaber der Mann stolzirt. Noch fordert sie nur ihren Pflichttheil. Uns sendet, nicht Zufallsapostel, hinaus, Frauen zu Frauen, in alle Kinderländer: und aus allen pflücken wir rasch Euch die Frucht des Glaubens an Frieden und Menschheit."

Als Wortführer der Politiker, die Rußlands Palaeologenadler, von Europas Kulturfeldern fort, nach Asien wiesen, ließ Baron Rosen, der im amerikanischen Portsmouth Wittes Helfer bei der Friedensverhandlung mit Japan war und in Belgrad, Tokio, Washington der Gesandtschaft des Zaren vorstand, also den nahen und den fernen Orient aus Erlebniß kannte, vor vier Jahren im Kreis ihm Vertrauter eine Denkschrift umlaufen, der Goremykins Regirung das Licht der Oeffentlichkeit nicht gönnte und die dennoch, wie fast alles Schriftwerk ähnlicher Art, durch ein Schlüpflöchlein ins Ausland gelangt ist. Schon im Herbst 1915 habe ich sie hier erwähnt; da sie (und mit ihr vielleicht der Verfasser, dessen Zeugniß die Leninisten anrufen) morgen wichtig werden kann, will ich ihre Hauptsätze wiederholen. „Seit dem unglücklichen Ausgang unseres Krieges gegen Japan, seit der Mißwende unserer ganzen Fernorientpolitik, die allen unserer asiatischen Rieseninteressen Unkundigen stets nur ein Abenteuer schien, ist in der Oeffentlichen Meinung fest der Glaube verankert, Rußland müsse sich wieder Europa, als dem Mittelpunkt seines politischen Wollens, zuwenden. Abermals wird uns die Bedeutung und Macht des ‚Slawischen Gedankens' ringsum angepriesen: und nirgends ernstlich die Frage geprüft, ob eine haltbare Förderung unserer wahren Interessen von diesem ‚Gedanken' zu hoffen sei. Was hat er uns bisher eingebracht? Den Türkenkrieg von 1877, der für die Revolution den Boden pflügte; die Erkaltung des Verhältnisses zu Deutschland und die Lösung des Dreikaiserbundes, der uns die Sicherheit der Westgrenze verbürgte; das Bündniß mit Frankreich, das, weitab von Rußlands Interessen, uns dem Drang verpflichtete, die Niederlage bei Sedan und den Verlust Elsaß-Lothringens zu rächen; und schließlich den anglodeutschen Zwiespalt, aus dessen Kluft der nächste Europäerkrieg entbrennen wird. Die ganze Rednerei vom Slawischen Gedanken ist eben Wortgymnastik; im Slawophilenlager sehr beliebt, doch ohne nützlichen Vernunftinhalt. Was draus werden sollte (die Slawische Bank, unsere Bibliotheken und Ausstellungen in Slawenländern und Anderes dieser Sorte), ist entweder gar nicht geworden oder siecht kümmerlich hin. Im Bezirk stofflicher Civilisation brauchen weder wir irgendwelche fremde Slawenwelten noch sie uns. Der russischen Industrie, deren innerer Markt ungeheuer groß ist, sind die slawischen Balkanstaaten heute durch

so hohe Zollschranken gesperrt, daß der Wettbewerb mit Deutschen und Oesterreichern ihr dort nur Verlust bringen könnte; und für die Südslawen wird der Handelsverkehr mit der austro-ungarischen Nachbarmonarchie immer fruchtbarer sein als der mit dem fernen Rußland. Die Slawen des Balkans und noch mehr die Oesterreichs paradiren zwar gern in Deutschenhaß; schöpfen aber, natürlich, eben so gern mit eigener Hand aus dem klaren Geistesborn des Westens. Begreifliche Selbstsucht, nur sie, bestimmt Oesterreichs Slawenvölker, mit uns zu äugeln und die Erfüllung ihrer Wünsche mit dem Schreckgespenst des Panslawismus der wiener Regirung abzupressen. Das ewige Preßgeschwätz und das Gelärm unserer Schwärmer für Slawenverbrüderung haben Oesterreich schon in unerwünschte, unserer Sache sogar gefährliche Gewährung an die ukrainophilen Mazeppisten und andere feindliche Gruppen getrieben, deren Verrätherſinn von der Zerstückung des Russenreiches träumt. Unser Widerstand gegen Oesterreichs Balkanpolitik ist der einzige Beweggrund, der diese Monarchie in Krieg gegen uns stoßen könnte. Oesterreich ist, wie Deutschland, in einer Wachsthumszeit; und der Blick auf seine Erdlage weist ihm, seit es aus dem Deutschen Bund gedrängt wurde, nur einen Weg: den in den slawischen Süden. Auf diesem Weg prallt es nirgends gegen wirkliche, nicht nur eingebildete Interessen Rußlands; die Fülle wirrer Verwickelungen, in die es dort gerathen muß, wird ihm den Werth unserer Freundschaft erst richtig beleuchten. Eintracht mit Deutschland ist uns unentbehrlich. Wir dürfen nicht im Lager der Feinde des Deutschen Reiches sein. Frankreichs Sehnsucht nach Rache, Englands Groll über die Rüstung, Industrie, Kolonialwirthschaft und den Handel der Deutschen: diese Gefühle sind ohne irgendwelche Bedeutung für Rußlands Lebensinteressen. Das Vertrauen, das Franzosen und Briten uns schenken, ruht auf bröckelnder Grundmauer; Deutschlands Vertrauen ist uns unvergleichlich wichtiger. Warum soll Rußland, das zunächst doch eine asiatische Macht ist, sich an Deutschlands Vorherrschaft in Westeuropa ärgern? Wenn es in rein europäischen Händeln sich dem Nebenbuhlerstreit der Großmächte fern hält, ist es seiner Westgrenze sicher und kann ganz der Aufgabe leben, die in Asien seiner harrt. Bleiben wir, wo wir sind, dann wird Deutschland versuchen, uns von Frankreich zu lösen oder uns bald so zu schlagen, daß wir lange in Ohnmacht liegen." Ungefähr eben so hatte (als Kriegs-

minister in einem Immediatbericht an den Zaren und im Buch seiner Erinnerungen) General Kuropatkin gesprochen. Ihn dünkt auch die vom Berliner Kongreß bestimmte turko-russische Grenze, die den Vormarsch nach Erserum ermöglicht, durchaus günstig, keiner Verschiebung bedürftig; die austro-russische aber erst dem Strategenanspruch genügend, wenn sie den Karpathenrand streift. „Würden wir denn aber durch den Besitz Galiziens stärker, nicht schwächer, ruheloser noch, als wir jetzt sind? Nur mit Gewalt, also durch Mittel ohne gesunde Dauerbarkeit, wäre Galizien von Oesterreich zu trennen; in dieser Provinz, die lange, uns fern, ihr eigenes Leben gelebt hat, haust ein Schwarm der Russinen (Ruthenen), deren Sehnen nach Einverleibung in den Körper des Russenreiches eben so gering wie das der Polen ist. Den galizischen Ruthenen geht es schlecht, sie haben weniger Recht als der Pole und auf ihnen lastet schwereres Steuergewicht als in Rußland auf ihren Brüdern; nicht ohne Grund aber fühlen sie sich einer Civilisation zugehörig, deren Höhe in den russischen Nachbargebieten noch nicht erreicht ist. Ihnen wäre der Eintritt in unser Staatshaus Rückschritt, nicht Vorschritt. Wir schüfen uns selbst stete Sorgen, wenn wir auf dieser Seite uns bis an die Naturgrenze dehnten. Galizien könnte unser Elsaß-Lothringen werden; eins, aus dem noch größere Gefahr droht als aus dem westlichen. Jeder Versuch, auf Deutschlands oder Oesterreichs Kosten unser Reichsgebiet zu weiten, müßte unsere Westgrenze so gefährden, wie kein Stück russischen Landes im Lauf der Zeiten gefährdet war."

Die Schriften des Gesandten, des Feldherrn sind nachprüfbar; und jede Versammlung, Verkündung der Leninisten lehrt, daß die Russin, die ich so tolstoisch vaterlandlos, so christkommunistisch zu Kerenskijs Schaar reden ließ, in tausend Hüllen auf Rußlands Erde athmet. Wenn der Tiger röchelt, wird ihr aus Frankreichs tiefstem Schacht Antwort. Nicht, jetzt schon, aus Deutschland? Wer ihr aus Menschenbrust, aus dem Herzen evangelischer Wahrhaftigkeit zustimmt, hat sie sammt dem Mann und der Brut; und kann die von Blut gesäuberte Tenne Osteuropas mit Myrrhe, Tannenreisig, Mistelgerank für die Ankunft des Heilands aus kaltem Orient, für das Fest verjüngender Weltumordnung weihen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 8. Dezember 1917.

Hahnenschrei.

Traumspiel.

Zwei Nachbartische in einem schweizer Speisesaal. An jedem ein Mann slawischen Blutes. Herren? Nur der Eine hat die Haltung des in Befehlsrecht Gewöhnten. Durch das Asiatenantlitz des Anderen zuckt der scheue Trotz des von Gewalt schändlich Erniederten. Beiden war in der dunklen Heimath nicht wohl; war die Luft, mit rüttelndem, Funken weckendem Wort auf die Volkheit und mit deren Seeleninbrunst dann auf die Menschheit zu wirken, von Büttelwillkür verleidet worden. Im Bezirk der über die Wuth protzigen Nationaldünkels gehobenen Eidgenossenschaft labt sie starke Bergluft der Freiheit; begegnet in jeder Gasse und Schänke ihnen ein ähnlich Gestimmter. Hier ist nicht Krieg. Nur Bereitschaft zu Abwehr allen Eindrängerwillens. Hier hat nicht Groß und Klein, Alt und Jung irgendein Glied, Finger oder Zehe mindestens, im Geräder, Gezähn der für Kriegsbedarf gebauten, alltäglich geölten Riesenmaschine. Die Sorge für Mann, Sohn, Vater, Bruder, die Angst, trotz der Unzulänglichkeit des Leibes als zu Haus Lästiger fern angeschirrt, in einen Staatsbetrieb, einen Graben oder Hinterfrontdienst geworfen zu werden, furcht hier nicht jede Stirn, lähmt nicht, in Rede und Schrift, den Bekennermuth zu menschenwürdiger Deutung des Lebenssinnes. Kräftige Jünglinge regen sich, ohne Hast, hier noch im Bürgerrock. Brot, aus dem Farbe und Ruch der Kornfeldwelle unverschmutzt lächelt und duftet. Musik winkt fröhliche Paare in Reigen. Ungehemmt rinnt der Fluß gesunder, nicht verfälschter Nährmittel und Keiner

braucht, um draus zu schöpfen, in listige Schliche, in schlaue Vorschriftumgehung sich zu erniedern. Auch hier ist Glücksbesitz oft aus Anderer Qual erstanden. Doch der Athem der Natur, des Menschenalls ist unter dem Firmament des Friedens rein wie des murmelnden Gebirgsbaches und verpestet nicht jeden aus Zufallsfreude steigenden Frühlingssafttropfen. Nur Blindenglück? Das des Beneideten, der seine Landhäuser, Gärten, Seen, Wälder, Vögel, Wildpret, Fische, den Sonnenaufgang aus seinen Buchten, das sonnenhemdgelbe Gold seiner Schatzkammer selbst nicht schauen, der nur hören kann, wie die rostige Ankerkette des Schiffes aufklirrt, das ihm das einzige Kind übers weite Meer wegträgt? Noch aus diesem Friedenseiland müßte Indras Tochter den unverwehbaren Seufzer über die Schwere des Menschseins vor den Thron ihres Vaters tragen; noch von hier zu dem in Ewigkeit, durch Ewigkeit Mitleidlosen empor rufen: „Höre sie! Es ist schade um die Menschen.“ Kehrt sie in neuer Mumme auf unsere Erde zurück, noch einmal den Pferch der Thoren und Tollen zu sehen? Von ihrer Mitleidensbrunst glimmt ein Scheit im Auge des Serbenmädchens, das in der winterlich rauhen Bergwildniß Albaniens den grausen Rückzug seines Heeres, seines Männervolkes erblickt, in Lumpen, mit erfrorenen, zerschundenen, blutenden Gliedern, mitgemacht hat: und seitdem von dem Ruf der Hellsicht, prophetischer Erkenntniß des Künftigen umwittert ist. Von Tisch zu Tisch schreitet die hochstämmig Schmächtige, bietet Cigaretten feil, die der verkrüppelte, stolz noch in Peters Uniform steckende Vater in einer Dunsthöhle fertigt, und spendet vom Zins ihres Ahnungvermögens dem Gast nur, in dessen Atmosphäre sie heimisch wird. Nun steht sie. Taucht den Blick so tief in das Auge, die Wangenschluchten und Schädelbuchten des Kalmykenkopfes wie Ostasiens Fischer die Angel ins Küstenwasser des Gelben Meeres; und spricht dann, in buntem Gemisch serbischer Bauermundart mit russischen und kirchenslawischen Satzbrocken: „Steil reckt aus wüstem Dunkel sich der Pfad Deines Schicksals. Himmelan? Höher noch als des Feinen, der nebenan schmaust und, weil ichs ihm nicht weissagte, nicht weiß, daß er, ehe das Jahr, dessen blutiger Morgen uns leuchtet, verglüht ist, der erste Staatsdiener des Königreiches Polen, eines beide Stücke Galiziens umfassenden, sein wird. Nach dem Ablauf der selben

Frist wirst Du (dem ich, weil er gelitten hat und drum das Elend der Armuth und Knechtschaft empfindet, nicht stumm bin) der Herr und Gebieter Rußlands sein, der Meister über den Willen von hundertsechzig Millionen Menschen, ihr Hirn und ihr Arm. In dem petrograder Winterpalast, den die Zaritza Elisaweta Petrowna nicht für Unsereins schuf, wirst Du, wie ein Gekrönter, die Sendlinge großer Reiche empfangen. Zwischen die weißen Marmorwände des dem Heiligen Georgij geweihten Saales Deine Gehilfen zu Rath schaaren. In der Feldherrengalerie die Bildnisse Suworows und Kutusows vom Nagel haken und durch die Deiner Freunde und Heiligen ersetzen lassen, wenn Dirs so beliebt. Rosenfarbiges Kunstlicht wird, über ein Gebirg gelber Marmorstufen hin, den Weg in Dein Schlafgemach erhellen. In schlummerloser Nacht wirst Du am Glitzern der Krondiamanten Dich weiden, spielend Katharinas Orlow wägen oder in Bettkittel und Schuhen nach der Millionajafront wandern und, einsam, in den Kunstwundern der Eremitage schwelgen. Zum Entsetzen steil ist Dein Pfad. Doch Du trägst nicht schwer an Gewissen und wirst nicht aus Schwindelanfall vor dem Ziel straucheln, Du armes, armes Glückskind .."

Die im Morgengrau des Jahres 1917 noch heimlose Gäste der Schweiz waren, thronen nun auf der Zinne irdischer Macht. Herr Jan von Kucharzewski ist Ministerpräsident des auferstehenden Königreiches Polen. Wladimir Jlitsch Uljanow, der sich, ein Reis von kleinem Adelsstamm, als Politiker und Publizisten Lenin nennt, ist, als das Haupt aller Sowjets, Diktator in Rußland. Und an der Sängerbrücke, in dem Reichskanzlerhaus und Auswärtigen Amt, wo die Nesselrode, Gortschakow, Witte, Iswolskij einst dem Sturm, selbst der Sonne geboten, herrscht allgewaltig ein kaum in die Dreißig Erwachsener, der zugleich mit den Zwei das Schweizerbrot der Verbanntheit aß: der von deutschem Wissensstoff genährte Jude Braunstein, der sich Lew Nikolajewitsch Trotzkij heißt. Mit ihm, dem Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten, verhandeln die Marschalle, Generale, Minister der wider Rußland verbündeten drei Kaiser-, zwei Königreiche. Kennen sie ihn, neben dem der des Hochverrathes schuldig gesprochene Karl Liebknecht ein in Sanftmuth ruhiger Bürger, ein nützlicher Wahrer alles ehrwürdig Gewordenen scheinen müßte? „Der Krieg von 1914 bringt vor Allem die Zertrümmerung

des nationalen Staates als eines selbständigen Wirthschaftgebietes. Alles Gerede, er diene zum Werk nationaler Vertheidigung, kommt von Blinden oder von Heuchlern. Aus der Wirrniß, in die der Imperialismus die Völker kapitalistischer Länder verleitet hat, zwingt der Krieg das Proletariat auf den Weg der Revolution. Er zertrümmert die Nationalstaaten: und deren Zusammenbruch begräbt auch die sozialistischen Parteien der nun entschwundenen Zeit, die mit den Staaten zusammengewachsen, also national geworden waren und sich, gegen die feierliche Betheuerung all ihrer Kongresse, zur Vertheidigung der starren staatlichen Gebilde erhoben, als der aus nationalem Boden aufgeschossene Imperialismus die schon morschen Schlagbäume der Nationengrenzen mit dem Schwert abzuhauen begann. Wie die Nationalstaaten die Entwickelung der Erzeugerkräfte, so hemmten die alten sozialistischen Parteien die revolutionäre Bewegung der Arbeiterklasse. Aus der Welterschütterung wird die neue, die dritte Internationale hervorgehen, die der letzten Kämpfe und endgiltigen Sieges. In der Höllenmusik des Todes bleibt unser Kopf klar. Wir Revolutionäre empfinden uns als die einzige Kraft, die Zukunft zu schaffen vermag. Schon ist unsere Schaar größer, als sichtbar wird. Uebermorgen werden unter unserem Banner Millionen stehen, die noch jetzt, siebenzig Jahre nach dem Erscheinen des Kommunistischen Manifestes von Marx und Engels, nichts Anderes als ihre Ketten zu verlieren haben. Auf der ganzen Front müssen dem rasenden Imperialismus die Kräfte des revolutionären Sozialismus noch einmal entgegentreten. Schnell: Abbruch des Krieges! Die Bedingungen des Friedens (der Völker, nicht etwa versöhnter Diplomaten) müssen für die ganze Internationale gelten. Keine Tributzahlung; das Recht jedes Volkes auf Selbstbestimmung seines Schicksals; Vereinigte Staaten Europas ohne Stehende Heere, ohne Monarchien, ohne Feudalkastenherrschaft, ohne Geheimdiplomatie." Diese Sätze und wilder drohende bietet die (noch in Zürich verfaßte) Schrift „Der Krieg und die Internationale" dem Leser. Das ist Trotzkij. Der sitzt nun auf dem Platz, wo Graf Nesselrode seinem Nikolai das Ehrenzeugniß ausstellte, sein, des Gossudars, Wille habe überall den Wirbel der Revolution geschwichtigt und die schwellende Fluth zerrüttender Demokratie durch unzerstörbare Deiche beschworen.

Morgenroth.

„Ich muß Entschuldigung davon erbitten, daß ich auch Ihre Zeit, meine Herren, wie zuvor schon die mancher in Staat und Parlament mit ernster, verantwortungvoller Arbeit behäuften Männer, Ihre gerade jetzt zur Führung großer Geschäfte so nothwendige Zeit für Reden in Anspruch nehme. Entschuldigt kann ich nur dadurch werden, daß ich Ihnen wichtige, tief in die Praxis hineinreichende Gedanken vortrage, die nicht nur für die Zukunft Ihres und meines Vaterlandes, sondern für das Schicksal der Welt von hoher Bedeutung sind. Wenn ich über den Krieg rede, so habe ich einen Vortheil: in allen vom Krieg ergriffenen Ländern bin ich fast der einzige Minister, der von der ersten Stunde an mitzuwirken hatte. Ich darf also glauben, zu wissen, was geschehen ist und aus welchen verborgenen Ursachen das Geschehen kam. Herr Painlevé, mein Freund und Kampfgenosse, hat Ihnen den wichtigen Beschluß Frankreichs, Italiens und Englands erklärt, einen Obersten Kriegsrath für die Westfront zu schaffen, der dort die Einheit der Führung sichern und aus Staatsmännern und besonders bewährten Generalen bestehen soll. Uns blieb, leider, nicht die Zeit, auch Amerika und Rußland um Rath zu fragen; die schlimme Entwickelung in Italien und die Pflicht, sie zu hemmen, erzwang zunächst die Beschränkung in den Kreis der Mächte, deren Truppen sofort auf der italischen Front verwendbar sind. Soll aber dieser große Versuch durchgreifenden Erfolg haben (und mir scheint an diesem Erfolg der Sieg unserer Sache zu hängen), dann müssen alle unsere mächtigen Verbündeten im Rath vertreten sein. Zwei Fragen kann man uns nun stellen. Warum faßtet Ihr jetzt diesen Beschluß? Und: Warum nicht früher? Die erste Frage ist leicht, die zweite schwerer zu beantworten.

Dem mißtrauischsten Partikularisten unter uns müßte der Kriegsgang die Nothwendigkeit strafferer Einheit in der Kriegsführung erwiesen haben. Wir Verbündete besaßen (und Das gilt, trotz allem Geschehenen, noch heute) Alles, was den Sieg verbürgen kann. Wir haben die Seeherrschaft, die stets, ohne Ausnahme, ihrem Besitzer, wenn er die nöthige Ausdauer hatte, den Endsieg verbürgte. Auf dem Festland haben wir die Ueberlegenheit an Menschen, Kriegsgeräth, Wirthschaft- und Finanzkraft und obendrein, obenan das gute Recht unserer Sache. In langem

Krieg ist nichts Anderes so wichtig wie das Bewußtsein, das Recht für sich zu haben. Die Summe dieser Vortheile müßte den Sieg schon gesichert, müßte uns mindestens ermöglicht haben, auf dem Weg zum Sieg viel weiter vorzuschreiten. Wer und was ist dafür verantwortlich, daß wir noch nicht so weit sind? Dieser Frage müssen wir die Antwort suchen; furchtlos und ohne allzu zärtliche Schonung persönlicher Empfindlichkeit. Es geht um das Schicksal der Welt; und wir haben nicht das Recht, an Anderes zu denken als an die Sache. Die Heere und Flotten sind frei von Schuld. Wir bewundern, Alle, das Können der zu Land und zu Wasser führenden Männer und schauen begeistert auf die Leistung unserer Seeleute und Soldaten. Die Vertheidigung Verduns wird ein Gegenstand stolzen Staunens bleiben, bis die Erde erkaltet. Und die Erzählung von der unermüdbaren Zähheit, die, nach Monaten fast beispiellos wilder Kämpfe, die Höhen von Passchendaele nahm, wird in alle Ewigkeit mit einem Strahl ihres Ruhmes die Nebel meiner Heimath durchleuchten. Lassen Sie auch für Italiens Heer, das jetzt durch schwere Prüfung schreitet, mich ein Wort sprechen. Wer an Italiens Grenze das Gebirg sieht, muß sich vor der Tapferkeit der Männer beugen, die dem fest verschanzten Oesterreicherheer diese Höhen zu nehmen vermochten. Auch diesen Armeen müssen wir gerechte Richter sein. Rußland leidet an hitzigem Fieber, das aus den Lastern eines abscheulichen Regirungssystems stammt. Rußland wehrt sich gegen die Krankheit und sucht, auf Höhen und in Tiefen, einen Weg in festeres und reineres Leben, als ihm bisher je beschieden war. Heute, wo es, ohne seine Schuld, niedergeschlagen ist, dürfen wir nicht vergessen, was es in der ersten Kriegszeit geleistet hat, als seine Tapferkeit und opferfrohe Hingabe zum Schutz des Westens vor grausamer Preußenherrschaft beitrug. Auch der kleinen Heldenvölker, die ihr Land verloren haben, ihrer Kraft und ihrer Opfer werden wir immer eingedenk bleiben. Aber in unserer Kriegsführung hat die wirkliche innere Einheit stets gefehlt. Wir haben es empfunden, haben darüber geredet und in immer neuen Resolutionen Heilmittel dagegen gesucht. Nur: Einheit ist nie draus geworden; nie sind wir von Rhetorik in Handlung, von Worten in Strategie gelangt. Wir haben weiter von Ostfront, Westfront, italischer, egyptischer, mesopotamischer, Saloniki-Front geredet: und ganz vergessen, daß es nur eine Front

mit mehreren Flügeln giebt und das Schlachtfeld dieser Riesenheere ein Erdtheil ist. An Versuchen (die hier anwesenden Kollegen sind meine Zeugen) zur Verwirklichung strategischer Einheit hats nicht gefehlt; in jedem Jahr haben Konferenzen sie für das nächste Jahr zu sichern getrachtet. Große Generale sind, mit sorgsam durchgearbeiteten Plänen, mit gründlicher Kenntniß ihrer besonderen Frontbedürfnisse, nach Paris gekommen. Das war kein richtiger Kriegsrath der Verbündeten. Der müßte aus verantwortlichen, der Vorgänge auf allen Fronten kundigen Männern bestehen. In diesen Versammlungen war man schon im Bezirk bloßer Meinungsaussprache schüchtern und empfindlich; und man wars zehnfach, wenn sichs darum handelte, einem Nachbar auf einem Frontstück Hilfe zu bringen, mit dessen Pflichten keiner der anwesenden Generale belastet war. Weil man aber wenigstens den Schein eines gemeinsamen Strategenplanes wahren wollte, setzten sich, so zu sagen, Alle auf den selben Tisch, nahmen Faden und Nadel in die Hand, nähten ihre Pläne an einander und zeigten der Civilkonferenz, die sie ablöste, stolz das Ganze als ein großes Stück gemeinsamer Strategie. Am nächsten Morgen wurde feierlich dann der Welt angekündet, nun sei die völlige Einheit der Verbündeten erreicht. Auf dem Gebiet der Strategie wenigstens wars: Sand in die Augen. Mit solchen Kunststücken läßt sich in Friedenszeit ein Menschenalter lang auskommen; in Kriegszeit überdauert ihre Wirksamkeit nicht eine Woche. Was wir hatten, war eine Sammlung selbständiger, nur zusammengenähter Pläne. Nähwerk ist aber nicht Strategie: deshalb lockerten sich, wenn die Pläne sich in der grausen Wirklichkeit des Krieges bewähren sollten, die Fäden und die Flickerei fiel auseinander.

Ich weiß, was man den Forderern einheitlicher Führung zu antworten pflegt. Deutschland und Oesterreich, sagt man, bewegen sich auf inneren Linien, während wir auf peripherische Linien angewiesen sind. Das ist keine Antwort. Das ist eine Thatsache; und gerade sie befiehlt mit unüberhörbar lauter Stimme die Einung unseres Mühens, weil nur Einheit uns den Sieg über die natürlichen Vortheile der Feinde schaffen kann.

Betrachten Sie die Ereignisse der letzten vier Feldzüge: und Sie werden erkennen, wie eng unsere Schlappen an den Grundmangel unserer Organisation geknüpft sind. Wir haben große

Siege errungen; manchmal, wenn ich die Liste entsetzlicher Verluste wieder durchblättere, wünsche ich, es wäre nicht nöthig gewesen, so oft zu siegen. Auf einem Haupttheil unserer Landfront ist die Leistung weit über zähe Abwehr hinausgegangen: haben wir den Feind in Rückzug gezwungen. Auf der Seefront haben wir ihn, trotz der Infamie des Unterseekrieges, besiegt. Wir haben viel gethan. Wir hätten, glaube ich, schon Alles gethan, wenn unsere Einheit zu rechter Zeit verwirklicht worden wäre.

Der Kennzug, der diesen Krieg von den unzähligen aus der Geschichte bekannten unterscheidet, ist: die Belagerung ganzer Völker. Wir Verbündete blockiren zwei große Reiche. Wenn uns der Sinn dieser Thatsache immer ganz bewußt gewesen wäre, hätten wir mehr erreicht. Bei einer Belagerung genügt es nicht, daß jeder Theil der Einsperrlinien stark genug sei, um dem stärksten Ausfall des Belagerten zu widerstehen; die Belagerer müssen auch in Bereitschaft sein, überall zu schlagen, wo der Feind gerade am Schwächsten ist. Waren wirs? Blicken Sie auf die Thatsachen. All die reichen Ueberseeländer, aus denen er zuvor große Mengen von Lebensmitteln und Rohstoffen bezogen hatte, waren dem Feind durch unsere Flotten gesperrt. Im Osten war er durch Rußland, im Westen durch die Heere Frankreichs, Englands, Italiens blockirt. Der Süden aber, der so wichtige Süden mit der offenen Thür nach dem Orient, war der Obhut eines kleinen Landes überlassen, dessen Volkszahl von der Belgiens ums Doppelte übersteigen wird, dessen Heer von drei Feldzügen erschöpft war und hinter dem zwei treulose Könige der Stunde harrten, wo sie dem kleinen, in Vertheidigung gegen Uebermacht gezwungenen Volk den Dolch in den Rücken stoßen konnten. Was war die Folge dieses unfaßbaren Fehlers? Was mußte Jeder voraussehen, der mit gesammelter Geisteskraft das ganze Schlachtfeld, nicht nur einen Sektor, umfaßte? Er hätte vorausgesehen, was dann Ereigniß wurde. Während wir im Westen mit aller Kraft auf unbrechbar scheinende Hindernisse einhämmerten, warfen die von der Unbrechbarkeit überzeugten Mittelmächte sich mit ihrer ganzen Wucht auf das kleine Land, brachen seinen Widerstand, überschritten die Orientschwelle und holten aus den gewaltigen Vorrathskammern Korn, Vieh, Metall, Alles, was Deutschland zur Weiterführung des Krieges brauchte. Ohne diesen Zuwachs hätte

Deutschland die Kraft seiner Armeen nicht ungeschwächt zu erhalten vermocht. Hunderttausende kräftiger Männer aus dem besten Kämpferstoff reihten sich unter seinen Oberbefehl; waren ihm gewonnen und uns verloren. Die durch die Absperrung von ihrer einzigen Nährquelle fast erschöpfte Türkei erholte sich wieder und wurde noch einmal eine gefährliche Miltärmacht, die uns nöthigte, zur Wahrung unserer Ansehensreste im Orient Hunderttausende unserer besten Krieger dorthin abzuzweigen. Durch unsere Schuld war dem gräßlichen Krieg neues Leben eingeblasen worden. Und wodurch wurde dieser unglaubliche Fehler möglich? Dadurch, daß Niemand für die Sonderpflicht des Balkanthorwächters bestellt war. Die Fronteinheit war nicht verwirklicht. Frankreich und England waren in anderem Gelände mit anderen Aufgaben beschäftigt. Italien dachte nur an den Carso. Rußland hatte eine sechzehnhundert Kilometer lange Grenze zu schützen; konnte auch, selbst wenn es gewollt hätte, Serbien nicht beistehen, weil Rumänien noch neutral, dem Durchmarsch also geschlossen war. Wir schickten Truppen nach Salonik. Richtig; nur gings wie immer bei uns: sie kamen zu spät, um Serbien zu helfen. Als das Unglück geschehen war, schickte man sie. Die Hälfte, zu rechter Zeit, nur die Hälfte der Männer, die im September 1915 bei dem fruchtlosen Versuch, das Westthor aufzubrechen, fielen: und Serbien war, mit Serbien zugleich war der ganze Balkan gerettet und die Blockade Deutschlands wurde erst dadurch lückenlos.

Mancher wird sagen: ‚Das ist eine alte Geschichte.' Wärs doch so! Aber es ist das erste Stück einer Serie, die bis in unseren Tag hinein währt. 1915: das Jahr der serbischen Tragoedie. 1916: das der rumänischen. Die ist in Ihrem Gedächtniß noch so frisch, daß ich die Einzelheiten nicht zu wiederholen brauche. Was könnte ich darüber sagen? Es war ja fast in jedem Zug die Wiederholung der serbischen Sache. Das klingt Dem unglaublich, der bedenkt, welche Folgen Rumäniens Niederlage für uns hatte. Die üppigen Getreidefelder, die mächtigen Oelquellen Rumäniens fielen dem Feind zu. Deutschland konnte uns bis in die Ernte 1917 entschlüpfen. Abermals war die Belagerung der Mittelmächte aufgehoben, abermals der gräßliche Krieg in die Länge gezogen worden. Das wäre nicht geschehen, wenns irgendeine Centralgewalt gegeben hätte, deren Aufgabe die Ueberwachung

des Gesammtkriegsschauplatzes war. Doch wieder hatten Frankreich und England all ihre Kräfte für die furchtbaren Somme-Stürme aufgeboten, Italien focht auf dem Carso für sein Leben, Rußland kämpfte in den Karpathen: und nirgends war eine Autorität, in deren Pflichtenkreis die Ausarbeitung von Plänen gehörte, die dem Zusammenbruch Rumäniens vorbeugen konnten.

Statt eines Krieges haben wir vier Kriege geführt. 1916 hatten wir die selbe Konferenz, hier, in Paris, mit dem selben Schein der Vorbereitung eines strategischen Gesammtplanes. Was aber geschah, als im März dann Rußlands Militärmacht zerschmolz? Wenn Europa als ein einziges Riesenschlachtfeld behandelt worden wäre, hätte man, sobald sich zeigte, daß eine große Armee da, wo sie eingesetzt werden sollte, gar nicht oder nicht zu rechter Zeit eingreifen konnte, natürlich den Strategenplan geändert. Wir dachten nicht daran. Wir wirthschafteten weiter, als ob in Rußland Alles noch beim Alten wäre. Weshalb? Weil jeder Plan nur in und für sich selbst lebte, nicht innerlich mit anderen Plänen zusammenhing. Gestatten Sie mir, ohne Umschweif zu reden. Zu Versteckspiel oder zu Tüncherkünsten taugt die Stunde wahrlich nicht. Der Krieg ist ein Spiel, in dem nur reale Werthe gelten. Nun ist 1917: und was erleben wir? Gäbe es wenigstens Abwechselung in dieser Tragoedie! Nein: genau der selbe Zusammenbruch und genau die selbe Ursache. Rußland ist lahm und Italien bedroht. Rußland kümmert sich nur um seine Front und Italien führt seinen Krieg für sich. ‚Soll ich meines Bruders Hüter sein?' Unseliger, verhängnißvoller Irrthum! Die italische Front ist für Frankreich, ist für England genau so wichtig wie für Deutschland. Die Deutschen habens eingesehen. Wir, leider, nicht. Es nützt uns nicht, wenn wir vor der Größe des Unglücks das Auge schließen. Wer sie nicht sehen will, wird nie sich zu den Entschlüssen aufschwingen, die nöthig sind, um das noch Rettbare zu retten. Wenn wir in der Feindeslinie einen Kilometer Raum gewinnen, wenn wir dem rauhen Griff des Einbrechers ein von der Artillerie in Staub zerschossenes Dorf entreißen und ein paar Hundert Gefangener haben, jubeln wir; und unsere Freude ist aufrichtig. Ist auch berechtigt; denn das Erreichte ist ein Symbol der Ueberlegenheit über einen Feind, der gern prahlt, und eine Bürgschaft, daß wir den Sieg schließlich erringen können und

werden. Was aber würden wir sagen, wenn wir, wie die Deutschen, um fünfzig Kilometer über die Feindeslinien hinaus gelangt wären, wenn wir zweihunderttausend Mann gefangen, zweitausendfünfhundert der besten Geschütze, Munition und Proviant in ungeheuren Mengen erbeutet hätten? In welche Lettern-höhe würden dann die Titelköpfe unserer Zeitungen wachsen!

Wenn aus der Niederlage jetzt nicht eine Katastrophe werden soll, müssen wir uns schnell und ganz von unserer Gewohnheit scheiden und durch Handlung, zum ersten Mal, eine wirkliche Fronteinheit schaffen. Endlich, glaube ich, haben wir die große Lehre begriffen. Täuscht mein Auge mich nicht, so wird der Oberste Kriegsrath eine Macht, wird unsere Arbeit, endlich, geeint sein und Sieg den Kraftaufwand krönen. Dann schlägt die Stunde, in der wir das in Italien entstandene Unglück segnen werden, weil wir ohne dieses Ereigniß kaum je in echte Einheit gelangt wären; weil Vorurtheil und Argwohn uns immer wieder gespalten hätten. Wie anders sähe es aus, wenn wir drei Monate früher in Erkenntniß gelangt wären! Ich muß Ihnen vorlesen, was der washingtoner Vertreter der ‚Times' vor drei Tagen schrieb. Das ist sehr wichtig; eine alte englische Redensart sagt, wer nicht mitspiele, sehe am Besten, wie gespielt wird. Die scharfsichtigen Amerikaner, die gelassen, über Tausende von Kilometern hin, den Gang der Dinge beobachten, sind zu Schlüssen gelangt, die seit Jahren in unseren Köpfen sein müßten. Hier, schreibt der Journalist, versteht man, ‚daß heikle Prestigefragen sich zwischen die großen verbündeten Europäernationen schieben und daß darunter die Raschheit der Entschlüsse und die frische Thatkraft leiden, auch wo sie unentbehrlich sind. Mancher vertraute Berather des Präsidenten Wilson meint, Deutschland verdanke einen großen Theil seiner Erfolge der Befehlseinheit, die ermöglicht, Alles von Berlin aus zu leiten. Um ganz offen zu reden: Man glaubt hier, wenn unsere Freunde in Europa sich nicht eben solche Einheit sichern wie die, deren Besitz den Deutschen so überraschende (im Innersten, freilich, werthlose) Erfolge verschafft hat, werde Deutschland den Krieg viel länger aushalten, als man zuvor für möglich gehalten hätte. Nach der Auffassung amerikanischer Militärkritiker hätten die jetzt nach Italien geschickten franko-britischen Truppen, wenn sie eingesetzt worden wären, als Cadorna kaum noch vierzig Meilen vor Lai-

bach stand, vielleicht den Weg nach Wien geöffnet. Ein Sieg bei Laibach hätte wie ein neues Austerlitz gewirkt. Die Schuld an der italischen Niederlage schreibt man hier der Kraftzersplitterung zu und ist überzeugt, daß Alles gut stände, wenn ein Gesammtbefehlshaber, nur mit festem Blick auf den Sieg und ohne jede Nebenrücksicht, den Weg des Gemeinschaftshandelns vorgezeichnet hätte.' Sie könnten mir sagen, die Amerikaner überschätzten das auf der italischen Front Erreichbare. Warum denn? Ich bin nur ein Civilist, aber zu der Meinung berechtigt, daß die Italer nicht schlechtere Soldaten als die Oesterreicher sind. Im Gegentheil: wo die zwei Heere mit gleichen Streitkräften gegen einander fochten, war der Sieg stets auf der Italerseite. Auch die Deutschen haben sicher nicht bessere Truppen als Frankreich und wir; wo wir in gleicher Waffenstärke mit ihnen zu thun hatten, haben wir, ausnahmelos, ihre tüchtigsten, berühmtesten Regimenter geschlagen. Und die Schwierigkeit des Truppentransportes nach Italien? Das in den letzten Tagen Geleistete ist Antwort genug.

Und warum hat man das Nothwendige nicht früher gesagt und gethan? Ich habs gesagt und zu thun versucht, eben so einzelne anwesende französische Kollegen; Wochen, Monate, Jahre lang, in Ausschüssen, Konferenzen, Berathungen aller Art haben wirs bis zur Ermüdung versucht. Ich habs auch niedergeschrieben und man kanns lesen; wird es lesen, wenn die Stunde gekommen ist. Ich möchte Ihnen vorlesen, was ich, im Januar, der in Rom tagenden Konferenz über die Gefahren und die Möglichkeiten der Italerfront in diesem Jahr geschrieben habe; ich wünschte, Sie könnten dieses Schriftstück im Licht des inzwischen Geschehenen beurtheilen. Nichts Anderes würde so klar erweisen, welche Gelegenheiten wir durch das Fehlen der Einheit im Denken und Handeln versäumt haben. Nach der Berathung in Rom und den Gesprächen, die ihr folgten, ist allerlei vorbereitet worden, um den Italern, im Fall gefährlichen Angriffes, schnell Hilfe zu senden. Und wenn sich jetzt die Tragoedie Serbiens und Rumäniens nicht wiederholt (wovon ich, trotz der brennenden Gefahr dieser Stunde, überzeugt bin), dann danken wirs diesen Vorbereitungen, die einen gründlichen Wandel der Situation bewirkten. Bei rechtzeitig straffer Zusammenfassung unserer Kräfte wären wir heute aber in Italien nicht mit der Abwehr eines Schlages, sondern mit der Führung eines Streiches beschäftigt, der die Feinde hinstrecken könnte.

Jetzt sind wir in die Ueberzeugung gelangt, daß der schwerfällige, unhandliche Mechanismus der Sonderberathungen durch einen ständigen Kriegsrath ersetzt werden muß, der den Gesammtkriegsschauplatz zu überwachen und zu bestimmen hat, wo und wie unsere Kräfte mit der besten Ertragsaussicht zu verwerthen sind. Ich für meinen Theil war fest entschlossen, nicht länger die Verantwortlichkeit für eine Kriegsführung zu tragen, die, wenn sie nicht anders wurde, zu Fruchtlosigkeit verurtheilt war. Italiens Mißgeschick kann die Verbündeten retten. Ohne dieses Unglück hätten die Ueberlieferungen der Völker und der Berufsgewohnheit, hätten Prestigefragen und Empfindlichkeit sich weiter zur Vereitelung unserer besten Absicht verschworen. Nicht ein Einzelner ist schuldig; es war eben höllisch schwer, so viele Nationen und Organisationen so fest zusammenzuschweißen, ihre individuellen Sonderheiten so zu verschmelzen, daß ihr Handeln dem eines Volkes glich. Den Kriegsrath haben wir nun: und wir müssen dafür sorgen, daß die Einheit, die er schaffen soll, Wirklichkeit, nicht leerer Schein werde. Deshalb habe ich heute mit einer Offenheit, die man brutal nennen kann, gesprochen, dem Mißverständniß, hier und draußen, Thür und Thor geöffnet; und muß riskiren, daß der Feind aus dem Inhalt meiner Rede ein Weilchen neuen Muth schöpft. Der Kriegsrath lebt und ist schon an der Arbeit. Doch der Partikularismus, dessen unzerstörbare Kräfte in jede politische und militärische Organisation tief verankert sind, wird sich wieder regen: und nur die der ernsten Gefahr bewußte Oeffentliche Meinung kann hindern, daß kleine Triebe, winzige Interessen, enge Gesichtskreise uns in die Verfahrensgewohnheit zurückwerfen, aus der in Serbien und Rumänien Tragoedien entstanden sind und in Italien beinahe eine noch düsterere Tragoedie entstanden wäre.

Partikularismus hat den Krieg verlängert; Gemeinschaftbewußtsein wird ihn kürzen. Wenn wir die Einheit des Handelns erreichen, zweifle ich nicht am Ausgang des Krieges. Das Gewicht der Menschenzahl, des Kriegsgeräthes und des sittlichen Werthes (in jedem Sinn dieses Wortes) ist auf unserer Seite. Das sage ich für jeden Fall; was auch den Russen, was auch in Rußland geschehe. Zu Denen, die an Rußland verzweifeln, gehöre ich nicht. Für den Hohenzollernismus kann ein revolutionäres Rußland nie etwas Anderes sein als eine drohende Ge-

fahr. Und müßten wir an Rußland verzweifeln: unerschütterlich bliebe, dennoch, mein Glaube an den endgiltigen Triumph unserer Sache. Die im Sturm erprobten Demokratien Frankreichs, Englands, Italiens müssen, mit der Hilfe der großen Demokratie des Erdwestens, schließlich das Uebergewicht behalten. Ein rascher Streich mag der Autokratie leichter werden; aus dauerndem Kampf ist Freiheit günstiger. Wir werden siegen. Ich aber möchte so schnell, mit so kleinen Opfern wie möglich siegen; ich möchte recht viele der jungen Prachtkerle, die den Sieg erstreiten, seine Frucht genießen sehen. Einheit, wirkliche, nicht vorgetäuschte: kein anderer Weg führt sicher zum Sieg. Die ungeheure Größe der von allen kämpfenden Völkern gebrachten Opfer befiehlt uns, alle kleinen Bedenken und Rücksichten fallen zu lassen und nur dem Hauptzweck zu leben. Alle persönlichen, parteilichen, sonderfachlichen Interessen müssen schweigen. Wir erleben eine der feierlichsten Stunden aller Menschheitgeschichte: und dürfen sie nicht durch unverzeihliche Kleinlichkeit entweihen. In Italien, woher ich komme, sah ich prächtige Truppen muthig ins Treffen mit ihren alten, ewigen Feinden ziehen und Schlachtfelder streifen, auf denen Männer ihres Stammes einst unverwischbar kühne That ins Historienbuch unserer Alten Welt einschrieben: Arcole, Lodi, Marengo. Auf dem Feld von Solferino, wo wir den Italerkönig trafen, erblickten wir französische Krieger wieder auf dem Marsch zur Vertheidigung der Freiheit, für deren Sieg das Blut ihrer Väter geflossen ist. Als ich sie dort, im Weihekreis solcher Erinnerung, sah, empfand ich, daß Frankreichs Volk, mehr als irgendein anderes, den Willen und Trieb hat, sich für die Freiheit der Welt zu opfern. Und während ich besann, welche Opfer in unserem Krieg wieder dieses Franzosenvolk für die Befreiung des Menschengeschlechtes schon gebracht hat, war mir, als schluchze mein Herz. Sie Alle, die heute hier versammelt sind, müssen stolz darauf sein, in so großer Stunde ein so großes Volk zu führen. Gestatten Sie einem Mann, der Frankreich aufrichtig liebt, der zuversichtAusdruck zu geben, daß Sie in der Erfüllung ihrer großen Pflicht stets und überall Ihres ruhmreichen Vaterlandes sich würdig zeigen werden."

Im Speisesaal des pariser Kriegsministeriums (dessen Haupt damals noch der in der Zunft angesehene Mathematiker Painlevé war) hat Herr Lloyd George diese Rede gehalten. Nie und nirgends kam, gar im finstersten Dickicht der Kriegszeit, ähnliche Rede

noch von der Lippe eines Reichsgeschäftsführers; nie so unzärtlich schonungslose, so grausam wahrhaftige. Sie konnte die Landsleute vom warmen Pfühl des Vertrauens aufschrecken, die Bundesgenossen in Angst jagen, Amerika vor die Frage stellen, ob in so lockerer, schwanker Wehrgemeinschaft der schwere, als schwer längst erkannte Kampf zu wagen sei. Doch Pflichtbewußtsein bändigt alle Bedenken. General Cadorna war seiner Sache, seines Vermögens, sie allein zu gutem Ende zu führen, ganz sicher: und hatte nicht im Winzigsten, nicht durch die Skizze einer Grabenlinie die Rückzugsmöglichkeit vorbereitet. Der Gallierstolz des Generals Pétain sträubt sich schon gegen die Vorstellung nicht französischen Oberbefehles und ist nur zu Kürzung der von ihm zu bewachenden Front immer bereit. Marschall Haig und sein Generalstab blickt nur auf die flandrische Britenfront, rümpft über alles aus Venetien, Saloniki, Griechenland, Polen, Litauen, Kurland Gemeldete die Nase, wie über heute unbeträchtlichen Quark; will, auf dem Gipfel des „Westlerthumes", nicht einen Mann, nicht ein Geschütz von dem Frontheil hingeben, wo er des Sieges, allentscheidenden, erzgewiß ist, noch das Geheimniß der Siegesbereitung vor irgendeinem Obersten Kriegsrath entschleiern, dessen Kurzsicht, Selbstsucht, Neid die Gewißheit ankränkeln könnte. So gehts nicht weiter. Nicht ohne Befehlseinheit, die dem Gesammtheer und jeder Gruppe Beweglichkeit gewährt und da, plötzlich, zu schlagen erlaubt, wo der Feind schwach, nicht stets nur, wo er riesenstark ist. Durch Gespräch, durch Lotsenkunst in geheimer Verhandlung ists nicht zu erlangen; nur durch den Weckruf, der Oeffentliche Meinung aus träger Dämmergewohnheit scheucht. Den wagt, auf die Gefahr von Amt und Volksthümlichkeit, mit seines Wortes Schleuder David Lloyd George. Wie Richelieu stöhnte, er müsse täglich, um Frankreichs Herrscher zu sein, die vier Quadratmeter des Zimmers erobern, in dem sein Lilienkönig throne, so hatte, knirschend, der genialische Waliser oft von der zerreibenden Nothwendigkeit geredet, zum Heil des Britenreiches die Widerstände des Hauptquartiers, des Höflingtrosses und anderer Hochtories zu brechen. Jetzt hat er, Englands Bolschewik, zu der verbündeten Völkergemeinde gesprochen; mit gellender Stimme, die in jedes Ohr sich den Hörgang erzwingt; vom Ausland her. Kein Anderer durfte solcher Verwegenheit sich erdreisten. Er führt die Feinde des Deutschen Reiches von 1914. War zuvor aber ein

eifernder Förderer der Erdfriedenssicherung und der kräftigste Freund, den Deutschlands Volk und Edelgeist in dem mürrischen England des Lord Lansdowne hatte (des Entente-Stifters und Goliath, der, spät, nun die Stunde zu diplomatischer Rekognoszirung des deutschen Vernunftwillens und zu Umkehr in bequem konservatives Staatswesen gekommen glaubt). Wir brauchen den Schöpfer des Volksbudget und der Kriegsindustrie, der, allein, nach dem Zeugniß des Marschalls French, ein Millionenheer mit allem Gräuelzubehör der Tötungtechnik aus der Erde gestampft (und damit die Wurzel des von Spinoza, Danton, Scharnhorst wie Sakrament umfangenen Wehrpflichtgedankens, des Glaubens an die Unentbehrlichkeit Stehender Heere gelockert) hat, nicht kleiner zu sehen, als er ist; ihn nicht zu bewitzeln, wie ein bis heute nur durch jungbülowische Wortkünste empfohlener Staatssekretär neulich versuchte. „This was a man“: hinter jedem Kriegsausgang werden wir über diesen Feind sagen dürfen, was Antonius vor dem entseelten Leib des Brutus spricht; wenn nicht alles Merkmal trügt, auch, mit zeitgemäßer Wortsänderung, was dem Lob der Mannheit voranging. Diesen hat nicht Neid auf Deutschland zu That gespornt. Um den Widerhall seiner pariser Rede zu längern und durch das streitbarste Preßcorps sich die Flanke zu decken, ließ er, drei Tage danach, von der noch frischen Lordschaft Northcliffes, der die Hand über die Hauptzeitungen Britaniens und manchen Genossenlandes hat, den Schreckruf noch einmal in die Lüfte posaunen. Der Erste Werber um Amerikas Goldvließ und Schwert hieß in seine „Times“ drucken:

„Lieber Herr Minister, Ihre wiederholte Aufforderung, Leiter des neuen Luftministeriums zu werden, habe ich sehr ernstlich erwogen. Die Gründe, die mich zwingen, diese große Ehre und eben so große Verantwortlichkeit abzulehnen, hängen nicht etwa an dem neu geschaffenen Amt. Fünf Monate habe ich in der Mannheitluft der Vereinigten Staaten und Kanadas gelebt, die mit einer hier kaum gewürdigten Begeisterung den Krieg vorbereiten. Nun bin ich wieder zu Haus: und merke den Unterschied. Die allgemeine Wehrpflicht, vor der wir zwei Jahre gezaudert haben, wurde in den Vereinigten Staaten sofort Gesetz; alle Hetzer werden gestraft, in Kanada dem Bürgerrecht entkleidet, das auch alle in den letzten fünfzehn Jahren naturalisirten Kinder feindlicher Länder verlieren. Wir aber, die von diesen Völkern ungeheure

Opfer fordern, wir sehen noch immer Leute am Werk, die Beschlüsse von höchster Dringlichkeit verzaudern: die Einheit der Kriegsleitung, die Unterdrückung des Aufruhrs, die Mobilisirung aller Männer und Frauen, den Zwang zu Nährmitteleinschränkung. Noch immer wird die Censurgewalt mißbraucht und Männern in angesehener Stellung, statt der verdienten Strafe, Beförderung gewährt. Gestatten Sie mir bei dieser Gelegenheit eine Mahnung im Hinblick auf unser Verhältniß zu dem großen Volk, aus dessen Land ich heimgekehrt bin. Die russische Tragoedie, die wir erleben, ist, zum Theil, deutscher Stimmungmache zuzuschreiben, die unserer überlegen war. Die selbe Ursache erklärt reichlich die italische Tragoedie. Wir halten auch die Serbiens, Montenegros, Rumäniens. Eine Tragoedie der Vereinigten Staaten werden wir nicht sehen. Gewiß nicht. Unzählige Gespräche mit Amerikanern von Rang haben mich aber mit der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Vereinigten Staaten, wenn wir nicht von Grund aus unsere Methoden verbessern, in weitem Bezirk die Kriegsführung ganz für sich fordern werden. Sie haben keine Lust, für eine unzulängliche Leitung europäischer Geschäfte ihr Blut und ihr Geld hinzugeben. Seien Sie gewiß, daß herzlichste Freundschaft für Sie mir diese Worte eingiebt und daß ich von Ihrem Anerbieten mich hoch gehrt fühle. Aufrichtig Ihr Northcliffe."

Thorheit wähnte, der Streich solle die Haut des Premierministers striemen. Ihm, durch Einschüchterung seiner Gegner, helfen sollte er. Mit dem Stimmgewicht Eines, der gestern jenseits vom Ozean war und Geltung erwarb, vor der Versailler Konferenz in alle Hauptquartiere und Reichskanzleien die Warnung schmettern: „Amerika, der einzig noch feste Hort Eures Hoffens, wallt sich in Einsamkeit, wenn wir die Führung des Kriegsgeschäftes nicht schleunig bessern." Die Ablehnung des Ministeramtes (in das Northcliffes Bruder sich dann bequemte): Vorwand; unter vier Augen wohl zuvor schon erledigt; Gelegenheit zu weitestem Hall schroffer Rede. Die dünkt den walisischen David heilsamere Arzenei als linderndes, die Sorge einlullendes Harfenspiel. Ein Ministerpräsident, der an die Erlöserkraft rauher Wahrhaftigkeit glaubt, wächst den solchem Anblick entwöhnten Augen in Wundermaße. Wissenschaft ist in Diesem weder ganz rein noch bruchlos und manche Strecke der Seelenhaut von Demagogenlauge zerbeizt. Aber hätten wir einen Kerl seines

Schlages: der Wägbalken könnte sich, trotz dem Namensdruck auf das andere Ende, noch früh genug den Civilisten zuneigen.

Herr Clemenceau möchte den Lloyd George Frankreichs spielen. Daß er, all in seiner klassisch-voltairischen Verstandesklarheit und Bürgerkühnheit, die Schöpferkraft des Staatsmannes noch nie auch nur ahnen ließ, sagte ich vor acht Tagen. Doch sein Ministerium ist, schon als die vielleicht letzte Stufe vor der Flur einer Internationalität wollenden Sozialistenregirung, so wichtig, daß ich ihr Glaubensbekenntniß, nach sorgsamerer Uebertragung, als die Hast der Tagespresse erlaubt, hierher setzen muß.

„Wir haben eingewilligt, die Regirung zu bilden, um mit gedoppeltem Willensaufwand den Krieg zu führen und den höchsten Ertrag aller eingesetzten Kräfte zu erreichen. Wir stellen uns Ihnen mit dem einzigen Gedanken an einen Integralkrieg vor. Das Vertrauenszeugniß, das wir von Ihnen erbitten, soll das Zeugniß Ihres Selbstvertrauens sein und all die historisch gewordenen Seelenkräfte aufrufen, die uns zu Franzosen gemacht haben. Nie hat Frankreich so tief das Bedürfniß gefühlt, in dem Ideal einer dem Menschheitgewissen dienstbaren Macht zu leben, zu wachsen und das Verhältniß der Bürger, der zu Selbstbefreiung fähigen Völker immer fester auf den Gedanken des Rechtes zu gründen. Siegen, um Gerechtigkeit walten zu lassen: Das war die Losung aller Regirungen, die wir in währendem Krieg hatten. Dieses unumwölkte Programm bleibt unseres. Wir haben große Krieger aus großer Geschichte; unter Führern, die in Fährniß erprobt wurden, sind sie zu der letzten Hingebung, die ihren Vätern den hohen Ruf eintrug, bereit. Mit ihrer, mit unserer Hilfe wird das unsterbliche Vaterland von Menschen in beherrschtem Stolz auf seine Siege und in edelstem Drang nach Frieden auf seinem Schicksalsweg vorwärtsschreiten. Die Franzosen, die wir ins Feuer werfen mußten, haben Rechte an uns. Sie heischen, daß unser Denken niemals von ihnen weiche, unser Handeln ihnen nie fremd werde. Alles danken wir ihnen; ohne Vorbehalt: Alles. Alles für das glorreich blutende Frankreich, Alles für die Vergöttlichung des triumphirenden Rechtes. Auf uns liegt eine Pflicht, die einfachste: mit unseren Kriegern leben, leiden, kämpfen; Allem entsagen, was nicht am Vaterland haftet. Uns schlug die Stunde, wo wir nur Franzosen sein und stolz uns sagen dürfen: Das genügt. Frontrechte und Hinterfrontpflichten müssen sich heute vermählen.

Alles muß Kriegsgebiet, Heereszone werden. Sollte es noch Menschen geben, die alte Hassessaat in ihrer Seele aufkeimen lassen: weg mit ihnen! Alle civilisirten Völker kämpfen denselben Kampf gegen das neue Gebild uralter Barbarei. In Eintracht mit unseren guten Genossen sind wir eine felsfeste Schranke, die Keiner brechen wird. Immer und überall auf unserer Bundesfront innige Brudergemeinschaft; auf keiner anderen Grundmauer könnte die Welt, die werden will, sicherer ruhen. Unser Frankreich, das Gefilde des Ideals, hat für alles der Menschenseele Zugehörige gelitten. In der Zuversicht seines aus dem Quell reinster Menschlichkeit geschöpften Hoffens nimmt es, zur Vertheidigung des von großen Ahnen ererbten Bodens, neues Leid auf sich; und ist gewiß, durch diese Bereitschaft den Menschen, den Völkern alle Lebenspforten weit und weiter zu öffnen. Darin beruht die Kraft der französischen Seele. Das treibt unser Volk zur Arbeit und zum Handeln im Krieg. Die stillen, schlechtem Geflüster tauben Krieger der Werkstatt, die über ihre Scholle gebeugten alten Bauern, die rüstig schaffenden Frauen, die Kinder, deren ernste Schwachheit Helferdienst leistet: auch sie zählen, Alle, zu unseren ‚haarigen' Kriegern und dürfen einst, wenn sie an das große Werk zurückdenken, sagen: Wir waren dabei. Auch ihnen müssen wir nah bleiben; unser Thun muß, um des Vaterlandes willen, so, fern kleinem Alltagsjammer, sein, daß wir für dieses einen Menschheitstages Dauer einander lieben. Nicht in Worten erweist sich Liebe: nur in Handlung. Diese Probe müssen wir zu bestehen trachten; und dazu erbitten wir Ihren Beistand. Ist ein schöneres Regirungprogramm erdenklich? Man hat Fehler gemacht; wir wollen ihrer nur noch denken, um die Folgen auszutilgen. Auch Verbrechen hats, leider, gegeben; Verbrechen, das, weils Frankreich traf, schnelle Sühne heischt. Wir verpflichten uns Ihnen, daß nach der Strenge des Gesetzes gerichtet werde, Ohne Ansehen der Person, ohne die peitschende Wuth politischer Leidenschaft werden wir thun, was Pflicht befiehlt; nicht weniger, nicht mehr. Allzu viel Franzosenblut ist, weil hinten solcher Frevel war, auf unseren Schlachtfeldern geflossen. Schwäche wird Mitschuld. Wir werden weder schwächlich sein noch hitzig wüthen. Alle Angeschuldigten vors Kriegsgericht. Der Krieger im Gerichtssaal als Bürge des Kriegers im Kampf. Weder Pazifizistenfeldzüge noch deutsche Mächlerei fortan; weder Verrath noch

Halbverrath. Sondern: Krieg. Unsere Heere sollen nicht zwischen zwei Feuern fechten. Die Rechtspflege schläft nicht. Das Land wird spüren, daß es vertheidigt ist. Und: vertheidigt im ungeschmälert freien Frankreich. Was wir an Freiheit haben, ist um zu hohen Preis erkauft, als daß wir auch nur ein Theilchen davon aufgeben möchten, wenn es nicht zum Nutzen des Feindes, zu leerem Gerücht und Verhetzung mißbraucht werden kann. Nur für Nachrichten aus militärischem und diplomatischem Gebiet und für solche, die den Bürgerfrieden gefährden könnten, besteht die Censur fort. Sie reicht nur bis an die Grenze, wo die Achtung vor dem Ausdruck der Ueberzeugung beginnt. Ein Preßbureau wird Dem, der sie zu haben wünscht, Aufklärung geben; klärenden Bericht: nichts weiter. Im Krieg wie im Frieden haftet der Schriftsteller mit seiner Person für den Gebrauch, den er von der Freiheit macht. Wo diese Regel gebrochen wird, entgleitet Jeder in Willkürherrschaft, in wirre Gesetzlosigkeit.

Mehr zu sagen, schien uns nicht nöthig. Unter den besonderen Umständen der Stunde beleuchtet das Gesagte das Wesen dieser Regirung hell genug. Ein Tag wird dem anderen folgen, aus der vorigen die nächste Aufgabe erwachsen. In gleichem Schritt mit Ihnen werden wir uns der Ausführung des von Nothwendigkeit Befohlenen zuwenden. Wir sind unter Ihrer Aufsicht. In jedem Fall werden wir fragen, ob Sie uns noch vertrauen.

Wir müssen uns jetzt in Nährmittelbeschränkung schicken. Auf diesen Weg ging England, Italien, in bewundenswerthedlem Eifer sogar Amerika voran. Von jedem Bürger werden wir fordern, daß er seinen vollen Pflichttheil von der Gemeinvertheidigung auf sich nehme; daß jeder willig sei, mehr zu geben und weniger zu empfangen. Unsere Heere leben in Entsagung. Möge das ganze Land sich in Entsagung gewöhnen. Der Umguß in ein größeres Frankreich kann nur gelingen, wenn wir der flüssigen Masse Etwas von unserem Lebenssaft zusetzen. Obendrein wird gerade jetzt ein Theil unserer Spartheller von uns verlangt. Ist am Schluß dieser Sitzung die Stimmenziffer uns günstig: die Weihe dieses Votums wird erst ein vollkommener Erfolg unserer Kriegsanleihe bringen. Denn solcher Erfolg wäre das gewichtigste Zeugniß des Vertrauens, das Frankreich sich selbst in der Stunde schuldet, die für den Sieg, nach Blutopfer, ihm Geldopfer, vom Sieg verbürgtes, abfordert. Lassen Sie diesen Sieg schon in die-

ser Stunde uns in der weihenden Gemeinschaft unserer Herzen durchleben und aus solchem Gemeinschaftbewußtsein unerschöpfliche Entsagungfreude schöpfen, die sich im himmelhöchsten Aufschwung der Franzosenseele, auf dem Grat ihrer Hoffnungsgipfel, herrlich vollenden soll. Wirbelstürme seligen Jubels werden, von Paris bis in das dunkelste Dörfchen, eines Tages unsere von Blut und Thränen verklebten, von Granaten zerfetzten, doch siegreichen Standarten geleiten, als den wundervollen Abglanz vom Leben unserer großen Toten. Das Dämmern dieses Tages, des nach manchem schönen schönsten unserer Rasse, können wir erwirken. Unumstößlichen Beschlüssen erbitten wir, meine Herren, in dieser Stunde das Siegel Ihres Willens."

Vor dem Schluß der Debatte hat der Sechsundsiebenziger, aus dem Stegreif, in anderthalbstündiger Rede alle gestellten und gestreiften Fragen beantwortet. Auch die wichtigsten Stücke dieser Rede will ich hier deutsch wiedergeben. Echter Clemenceau.

„Mit der größten Aufmerksamkeit und dem wachsten Lerndrang habe ich den verehrten Rednern gelauscht, die auf dieser Tribüne, nach Recht und Pflicht, die Regirung, deren Meinungen sie nicht völlig theilen, kritisirt haben. Ihr Hauptzweck war offenbar, mich in geziemende Bescheidenheit zu erziehen. Dieser Zweck ist erreicht: zerknirscht blicke ich auf die Fehler, die ich gemacht habe, blicke ich sogar vorwärts auf die, denen ich wohl kaum auszubiegen im Stande sein werde. Keiner, glaube ich, kann mir vorwerfen, daß ich nach der Macht gestrebt habe. Ich habe den herrschenden Gewalten nicht den Hof gemacht. (Beifall. Der sozialistische Abgeordnete Raffin-Dugens ruft: ‚Aber die Herrschenden Ihnen!') In den Vorzimmern, den Wartekämmerchen hat man mich nicht getroffen; nicht mal hier, in der Kammer, in die ich gern sehr oft gekommen wäre, wenn ich nicht gefürchtet hätte, dadurch geheimer Zettelung verdächtig zu werden. Nun sitze ich in der Macht; und kann nur wünschen, daß meinem Vaterlande daraus nicht Unheil entstehe. (Sehr gut!) Sie sagen, ich habe Fehler gemacht. Vielleicht kennen Sie die ärgsten gar nicht. Wer hat keine gemacht? Wenn Sie meine Richter wären, wenn ich eines Tages vor dem Unterweltgericht der Aiakos, Minos, Rhadamanthys und dieser Kammer Rechenschaft von meiner ganzen Lebensführung ablegen müßte: vielleicht würde ich von Ihrer Geringschätzung verschüttet. Darum handelt sichs jetzt aber nicht. Ich

bin, wie ich bin, der Thäter meiner Thaten; und habe die Macht nicht erstrebt. Nun bin ich hier. Warum? Weil in furchtbaren Stunden die von schwerer Prüfung Heimgesuchten in ihres Herzens Tiefe eine von ihnen selbst kaum geahnte Gefühlsgluth für ihr Vaterland spüren und das Pflichtgebot hören, um jeden Preis, auf jede Gefahr zu ihrem Volk zu sprechen, dem Land warnend die Fehlerkette zu zeigen. Die Männer solchen Pflichtempfindens werden unterwegs oft gescholten; schließlich aber vernehmen sie den Schlag der Stunde, die ihnen Recht giebt. Wollen Sie den Grund meines Denkens schauen? Da werden Sie das allertiefste Bedauern über die unwiderstehliche Stoßkraft der Oeffentlichen Meinung finden, die mich hierher gebracht hat; wider meinen Willen und wider den Wunsch Derer, die mir den Auftrag anvertrauten. Das ängstet mich. Man verlangt zu viel von mir; erwartet mehr, als ich leisten kann. (Sehr gut!) Man tadelt, was ich gesagt, tadelt, daß ich Anderes nicht gesagt habe. Ich bin seit drei Tagen Minister. Nicht eine einzige Frage konnte ich gewissenhaft, methodisch, auf festem und sauberem Aktengrund durcharbeiten. Immerhin sah ich genug, um alle Lust zur Vorlegung einer ernsthaften Gesammtbilanz oder gewisser Einzelbilanzen zu verlieren. Wenn Sie mir nicht Vertrauen schenken, sagen Sies: und ich klettere von dieser Tribüne und bin Ihnen dankbar. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich den Krieg führen will. Gewiß. Das ist der einzige Grund meines Hierseins. Glauben Sie etwa, daß ich, in meinem Alter, für Ideen, die von der Zeit gesänftigt sein mögen, mich in den Parteienstreit gestürzt habe? Vielleicht bin ich manchen Gedanken näher gekommen, finde manchen Fragen jetzt eine andere Antwort als zuvor: einerlei; mein Leben ist aus. Ich biete Ihnen die paar Tage, die mir noch bleiben. Taugen sie Ihnen nicht: sprechen Sies deutlich aus. Ein Mißtrauensvotum ist schnell beschlossen. Leeres Versprechen biete ich Ihnen nicht an. Gern möchte auch ich die alten Jahrgänge aus dem Heer ziehen und dem Ackerbau zuführen. Wenn Sie mir aber zumuthen, sie heimzuschicken, muß ich antworten: Nein. (Beifall auf vielen Bänken.) Die Heimschickung, die Industrialisirung der Frontarbeit vorbereiten, in unseren Kolonien und bei den Bundesgenossen Arbeitkräfte werben: Das kann und will ich. Doch nicht mehr versprechen, als ich einzulösen sicher bin. Man hat nach dem Kennzug meiner Regirung geforscht; hier ist er: Ich werde nichts versprechen und zu handeln trachten.

Ich werde auch nicht herkommen, um Ihnen Reden zu halten; sondern kurz und ehrlich die Fragen beantworten, die Sie, nach Ihrem Recht, mir stellen. Vielleicht werden Sie mich kleinlicher Gemüthsart, unerbittlicher Tadelsucht zeihen, vielleicht sagen, mein Denken sei zusammenhanglos, mein Wille unfähig zu Handlung, manches Andere noch. Eins aber werden Sie nicht erleben: daß Sie von mir getäuscht, von mir belogen werden. (Beifall.)

Ich soll über die Kriegsziele und über die Gesellschaft der Nationen reden. In unserer Erklärung heißts: ‚Siegen, um Gerechtigkeit walten zu lassen.' Ist der Satz nicht ein Programm? Ist der andere, der das Verhältniß der Einzelnen und der Völker immer fester in den Grund des Rechtes verankern will, nicht Jedem verständlich, der verstehen will? Ich weiß ja, daß in unserer Zeit das Wort eine Großmacht ist. Starke Geister sogar glauben, das Wort, die Rede, der schön geformte Ausdruck könne durch sich schon befreien. Nein! Seit eine Menschheit ist, umstreitet sie die selben Wörter. ‚Recht', ‚Gerechtigkeit', ‚Freiheit': jedes Wort ist so alt wie die Menschheit selbst. Was Einer darüber sagt, ist schon einmal gesagt worden. Von mir dürfen Sie nur Handlung fordern. Um zu handeln, bin ich Minister. Die Formel ‚Gesellschaft der Nationen', glauben Sie, könne alle Zukunftsräthsel lösen? Am Quai d'Orsay, im Auswärtigen Amt, dem Herr Pichon vorsitzt, giebts eine (wenn ich nicht irre, von Herrn Ribot eingesetzte) Kommission, die der Nationengesellschaft ins Leben helfen soll und die aus den sachkundigsten Männern, den Meistern des Völkerrechtes besteht. Da wird ja der Völkerbund vorbereitet! (Beifall und Murren.) Und ich verpflichte mich, nach dem Abschluß dieser Arbeit, wenn ich, wider alles Erwarten, dann noch Minister bin, den Bericht hierher zu bringen und hier mit Ihnen zu erörtern. Herr Barenne, dem ich bessere Kenntniß unserer Alltagspolitik zugetraut hatte, nannte mich einen Gegner des Völkerschiedsgerichtes. Was reden Sie da? Ich habe Herrn Léon Bourgeois, als Vertreter Frankreichs, in den Haag geschickt und für die Konferenz beglaubigt, deren völkerrechtlich schöne Beschlüsse das Deutsche Reich jetzt, einen nach dem anderen, bricht. In Casablanca-Streit habe ich das Schiedsgericht angeboten, nicht nur angenommen. Als die Gefahr dieses Krieges aufdämmerte, sahen wir Oesterreich und Deutschland als Weigerer des Schiedsgerichtes. Ernsthaft erörtere ich ernste Gedanken und bin nicht we-

niger Idealist als Sie. Aber ich täusche mich nicht über die Wirklichkeit der Dinge, klebe nicht gläubig an Worten, sondern dringe zu den Thatsachen vor und blicke ihnen fest ins Auge. Ich glaube nicht, daß dieser Krieg mit der Knüpfung eines Völkerbundes enden muß; und will einen meiner Gründe anführen. Wenn Sie morgen die Aufnahme Deutschlands in die Nationengesellschaft von mir verlangen, werde ich sagen: Nein. (Starker Beifall. Raffin-Dugens: ‚Die Saat des Hasses soll also fortkeimen und neuer Krieg aus ihr werden?') Was könnten Sie mir denn als Bürgschaft bieten? Einen unterschriebenen Vertrag? Fragen Sie doch mal die Belgier, wie sie über Deutschlands Unterschrift denken! Für den Völkerbund sind nur Völker tauglich, die (in unserer Erklärung stehts) zu Selbstbefreiung fähig sind. Deshalb müssen die Sozialisten immer die Behauptung aufstellen, Deutschland selbst werde den preußischen Militarismus überwinden. Das Schlimme ist nur: es überwindet ihn nicht. (Sehr gut!) Und eine unerwiesene Behauptung soll uns verleiten, die Volksstimmung aufzuweichen, die wir zu kräftiger Fortsetzung des Krieges brauchen? Zweifeln Sie denn, daß unsere Männer, Frauen, Kinder auch an den Frieden denken? Eben so oft wie wir. Aber sie kämpfen weiter, weil kein anderer Weg in würdige Freiheit des Einzelnen und des nationalen Lebens führt. Drum habe ich Ihnen gesagt: Mein Kriegsziel ist der Sieg. Ich verkenne Ihren, unseren edlen Gedanken, Ihre Hoffnung auf einen Frieden nicht, der die Gerechtigkeit stärken müsse. Sie aber verkennen die gemeine Wirklichkeit. Während die nach Frieden sehnsüchtigen Männer kämpfen und fallen, soll in den Gräben von Verabredung der Parteivertreter aus feindlichen Ländern erzählt werden? Was könnte daraus entstehen? Gestern am Rande des Friedens, morgen ein Willensrückzug: und neue, unabsehbare Verlängerung des Gewates durch Blut und Koth. Das ist die Kunst, ein Volk zu entwaffnen. (Sehr starker Beifall. Marius Moutet: ‚Die Völker entwaffnen sich selbst, Herr Präsident!' Jean Longuet: ‚Zeit ist Blut.') Deshalb bin ich nicht für Konferenzen, auf denen Bürger kämpfender Länder über den Frieden reden, den nur die Regirungen schließen können. (Beifall. Ein Sozialdemokrat: ‚Also bis in die Niederlage!' Heftiger Widerspruch.) Kammerpräsident Deschanel: ‚Solches Gerede zu rügen, lohnt nicht.' Wenn wir der Versuchung zu Machtmißbrauch erlägen, könnten Sie in jeder Minute uns in den Arm fallen und Rechenschaft fordern. Dazu sind Sie hier.

Eins verspreche ich Ihnen: Geheimdiplomatie giebs bei mir nicht. Was man mir sagt, werde ich anhören; auch, wenn mirs nöthig scheint, antworten. Niemals aber werde ich das Gehörte für mich behalten, sondern es stets Ihren Vertrauensmännern mittheilen, deren Auswahl ich mir vorbehalte. Können Sie mehr verlangen? Ich will den Krieg führen, unverstümmelten Krieg. Was heißt Das? Daß es Spaltung in Parteien jetzt nicht geben darf. War je Einer mehr Parteimann als ich? Keiner. Nie. Ich wars, heute ist mirs klar, viel zu sehr. Ich bin zu jedem Sündenbekenntniß bereit. Schimpfen Sie mich, zerstampfen Sie mich in einem Mörser: ändert sich dadurch auch nur das Allergeringste an dem Zustand, der ist? Ich bin gar nichts als ein Mann, der aufsteht und zu Ihnen spricht: ‚Sie haben Fehler gemacht, vor denen ich Sie, unerhört, warnte. Wie wärs, wenn wir versuchten, es besser zu machen?' Das ist, im Grunde, mein ganzes Programm. Noch haben wir nicht gesiegt. Wir erleben die grausamste Stunde des Krieges und stehen vor harter Entbehrungpflicht. Alltäglich werden wir, bis in das Eingeweide, den Krieg fühlen; was unsere Söhne von der Front schreiben und was unsere Lieben ringsum leiden, wird uns daran erinnern. In solcher Stunde müssen Herz und Seele sich zu stärkster Entschlußkraft stählen. Stören Sie diesen Seelenstand nicht durch markloses Gerede von Frieden! Den wollen wir, für den sind wir zu jedem Opfer willig; doch nur für Frieden in schöner, unseres Landes würdiger Gerechtigkeit. Im Wollen sind wir einig; auch im Handeln müssen wirs sein. Nach all diesen (wie ich selbst zugeben muß: ein Bischen wirren) Antworten glaube ich, den Hauptfragen genügt zu haben. (Zwischenrufe. Barthe: ‚Tiger wollen Sie sein? Sie machens wie der Strauß.') Der einzige Vortheil, den das Alter bringt, ist Taubheit. In unserer Erklärung steht das Versprechen, den Stolz des Siegers zu meistern. Das ist nicht leere Redensart. Darin liegt ernster Sinn. Wir wissen eben, daß im Siege Gefahr droht; auch dem Sieger, der versucht sein kann, die Kraft zu mißbrauchen. Aus dieser Schule bin ich nicht. Ich stehe auf dem Recht und bin nie davon gewichen. Wir wollen das Recht und wollen, weil wir müssen, dessen weihende Sicherung durch Kraftaufwand. Wir wollen Gerechtigkeit als Linderungmittel: denn nur Gerechtigkeit, mag sie auch einmal hart erscheinen, befriedigt, durch die Bestrafung des Verbrechers, das Menschengewissen. Sie haben eine Regirung, die im strengsten, aber auch im edelsten, idealistischsten Sinn des Wortes Regirung

sein will. Wir werden trachten, redlich, republikanisch und (gestatten Sie mir, auch Das zu betonen) im Geist sozialer Gerechtigkeit zu regiren. (Zwischenrufe vieler Sozialisten: ‚Das wäre bei Ihnen neu!') Wir werden trachten; an das Gelingen braucht ja Niemand zu glauben. Doch an Eifer wirds uns nie fehlen. Wenn wir aus der Willensgewalt französischer Krieger den Sieg des Rechtes erwirken und Sie mich dann mit einem Tadelsbeschluß treffen: es wäre so herrlich, daß ichs ersehne, und ich würde zufrieden scheiden. (Aergerliche Zwischenrufe. Mayeras: ‚Kommt nun die Ungezogenheit heraus?') Sie werdens ja nicht thun; die Möglichkeit aber darf ich wohl andeuten, nachdem Sie mich schon getadelt haben, ehe Sie noch mein Programm kannten. Niemals werden wir Sie betrügen. Kommt schlechte Kunde: wir werden leiden, unser Herz wird bluten, aber ich werde die Unheilspost Ihrem Urtheil vorlegen und mich, hier, Ihrem Richtspruch beugen. Wenn wir die Landesvertheidigung gefährden: Beweisen Sie es und ich verschwinde aus diesem Saal. Sprechen Sie uns aber das (schon von Anderen, vor uns, erwerbbare) Verdienst zu, daß wir mit aller Kraft, allen Widerständen zu Trotz, das Glück Frankreichs erstreben: dann schenken Sie uns Ihr Vertrauen. Wir werden versuchen, seiner würdig zu bleiben." 418 (gegen 65) Stimmen einen sich zu unbedingtem Vertrauensausdruck.

In einer aus Bethmanns Vermächtniß möblirten, doch vom Südwind gelüfteten Rede (einem stillen Wortflüßlein, das, trotz den Untiefen, vom Senkblei nicht in Klarheit zu durchloten ist) hat der siebente Reichskanzler behauptet, Herr Clemenceau habe jede Milderung der Censur abgelehnt, und den Zeitungschreiber von gestern in erheiternden Abstand von dem Staatsleiter gebracht. Den hieß, in einer häßlich enttäuschenden, nach Knalleffekt äugenden Rede, der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes einen Diktator, der „sein Kabinet absolutistisch, ohne Fühlung mit dem Parlament, gebildet" habe. (Von vierzehn Ministern des Kabinets Clemenceau sind zwölf Parlamentarier, also Fraktionenvertreter; die Sozialdemokraten hatten den Eintritt geweigert; erst nach der Zustimmung beider Parlamentspräsidenten ging der von Poincaré berufene Greis an den Aufbau des Ministeriums; in der ersten Kammersitzung stellte er sich unter die Aufsicht der Volksvertreter, knüpfte seinen Lebensfaden nur an ihr Vertrauen. Der erste Satz des Grafen Hertling begann, mit romanischer Partizipialkonstruktion, also: „Durch das Vertrauen

Seiner Majestät des Kaisers auf meinen Posten berufen ...") Auch Herr Lloyd George, dessen Hilferuf wir zuvor hörten, ist dem Staatssekretär ein Diktator. „In England und Frankreich wird die Freiheit des Denkens, die Freiheit des Wortes, zum Theil mit den brutalsten Gewaltmitteln, unterdrückt." Daß Kriegsdrang, Gesellschaftsitte und das Bedürfniß, den Körper in Waidwerk zu tummeln, zu Durchsicht ausländischer Zeitungen und Parlamentsberichte kaum Muße lassen, ist begreiflich. Unverzeihlich aber, daß uns, Jahr vor Jahr, das Ergebniß irriger Referentenvorträge aufgetischt und im Reichstag nicht, endlich, die Schädlichkeit dieser Märenspeise erwiesen wird. Die Heeresleitung, die Marinehäupter, der Premierminister werden in England, auch der alte Tiger schon wird (nicht nur in der „Humanité") alltäglich hart gezaust, Führung, Fehlschlag, Ziel des Krieges ohne Zimperlichkeit erörtert; wo Klage hörbar ist, kommt sie aus Erziehung, Gewöhnung in Freiheit, von der unsere so weitab ist wie Bollewick von Melbourne. Und: die Westreiche werden von Kabineten regirt, die der Wink der von Volksmehrheit Gewählten fügt und zersplittert. Hastgesetz und unwürdige Vorschrift wird durch den stark wehenden Athem ererbten Freigefühles entgiftet. Der ist einer Volkheit nicht von Dinstag zu Mittwoch einzublasen; niemals aus sterblichem Brustschrein. Nur soll man Ernsthaften nicht den Glauben zumuthen, dem Reichsnabel habe echte Brut der Demokratie und des Parlamentarismus sich schon entbunden, weil mit Fraktionen geplaudert, abgeklärten oder längst in Excellenz aufgebügelten „Volksmännern" und anderem welken Kammergewächs vergönnt ward, die letzte Lebensspanne mit Ehrensold und Titelduft besprengt zu sehen. Mit löblicher Offenheit hat Graf Hertling jede Umformung des Verfassungrahmens, ohne die Demokratie niemals wirksam werden kann, abgelehnt; die (den Fürsten zu Lowenstein und den Grafen Praschma undicht den Genossen Landsberg und Scheidemann versippende) Reichstagsmehrheit, die laut Verfassung wandel gefordert hat, müßte den Weigerer stürzen: und jauchzt ihm zu, weil er, durchaus im Ton hoher Obrigkeit, verheißt, im Rahmen der Reichsverfassung erfüllbaren „Wünschen des Hohen Hauses ein geneigtes Ohr leihen." (Höher noch als das Haus ragt eben der Leiter des Reichsgeschäftes: und muß oben drum, Wunsch und Anregung aus dem Gewimmel zu hören, sein Ohr neigen.) Daß ihn Konservative, mit gramvoll düsterer Miene, wegen fahrlässigen Hanges in Demokratie rüffeln, ist schlau: damit er hart bleibe,

ringen sie ob seiner Erweichung die Hände. So ist unser Alltag. In West rohe Henkersknechte, jedes nach siebenzigjährigem Gesetz schaltende Generalkommando aber ein Bürge wirbelnde Freiheit: Das taugt für die Lieferungsgemane, denen der Kanzlersgehilfe für Interrationales die grell gepinselten Bilder von „ungeheurem Kampf der Giganten“ (des mit Schuppen und Drachenschwanz von den Göttern vertilgten Geschlechtes), dem „angeschossenen deutschen Eber“, der „bis ins Mark der Knochen faulen Rotte von Bureaukraten und Schmarotzern“ in das geneigte Auge und den Erinnernskatalog entlieh. Taugt nicht zu Verständigung mit der jung aus Sintfluth tauchenden Welt, die, kindhaft ungeduldig, sich unter die frei rauschenden Wipfel des Geistes, auf die lenzlich bestickten Wiesen der Menschenliebe, würdigen Menschheitbewußtseins sehnt. Aus Papierfaden, Begriffsersatz ein Ding drehen, das diese Welt in den Glauben an flügge Demokratie und Mehrheitmacht bindet? Mit einer Kiepe voll Süddeutscher ihr das eintönige Geschelt über Preußen erschweren? Ihr Ohr ist wach und ihr Auge braucht nicht fremde Brillen. Herr Trotzkij traut nicht einmal den deutschen Genossen. Ihr im Krieg durchgehaltenes Centralorgan ist ihm „das Doppelzeugniß von der unbegrenzten Brutalität des kommandirenden Junkerthumes und von der unbegrenzten Anpassungfähigkeit der deutschen Sozialdemokratie.“

Und mit dem Deutschen Reich, das sein Rebellenzorn in tieferen Abgrund stieß als je selbst der eingeborene Grimm Clemenceaus, will er nun, will Lenin paktiren? Nein: die Mannschaft drillen, die dieses Reiches Grundmauer sprengt. Mit den bürgerlich-national empfindenden Westmännern, die, noch im Erz dröhnender Rede, an der Archenluke doch sehnsüchtig hoffen, die dritte Taube werde ins Trockene geborgen sein, ist, unter dem Nothdach muthiger Wahrhaftigkeit, haltbare Verständigung möglich. Niemals mit dem kalten Ost solchen Morgens. Der Versuch könnte den Westen noch über Niederlage hin trösten. Blendet nicht selbst Euch, wie der Blutschänder des Griechenmythos! „Die Zermalmung des Zarismus wäre das kleinere zweier Uebel“: also sprach, aus seinem genfer Blatt, 1914 Lenin. Und in Zürich Trotzkij: „Wir fürchten den Krieg nicht; denn er läßt der Kapitalistenwelt nur die Wahl zwischen Dauerkrieg und Revolution.“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 15. Dezember 1917.

Das fahle Pferd.

Die Troika.

Freut nicht jeder Russe sich an vorwärts rasender Fahrt? Jedes Seele sehnt sich in Wirbel, in Taumel; möchte am Liebsten oft aufheulen: ‚Hole der Teufel den ganzen Kram!' Und diese Seele sollte nicht in rasende Fahrgeschwindigkeit verliebt sein, nicht alle Wunder der Seligkeit drin finden? Ein unsichtbares, gewaltiges Ding hebt Dich auf seine Flügel: und im Fluge gehts in unbekannte Fernen. Etwas blitzt auf und verschwindet wieder; was wars? Nichts scheint feste Form zu haben; Alles lockt und schreckt zugleich. Fest ist nur das Himmelsgewölb, der dünne Wolkenschleier und der Mond, dessen aufsteigender Glanz diesen Schleier zerreißt. Versuche doch, von Deinem Dreigespann aus, dessen Raserei keinem Gegenstand Zeit zu Formfestung läßt, die Meilensteine zu zählen! Vor Deinem Auge wirds flimmern. Dich, Troika, liebes Dreiflügelgespann, das ein flinker Bauer aus Jaroslaw fügte, lenkt nicht ein Postillon in deutschen Stulpstiefeln; lenkt ein Bärtiger mit Handschuhen, dem der Teufel irgendeine Sitzgelegenheit angewiesen hat. Und wenn der Kerl aufsteht, die Peitsche schwingt und sein Lied anstimmt, das ins Unendliche forttönt, dann stürmen die Pferdchen in Windeseile über die endlose Ebene hin, zu einer glatten Rundfläche fließen die Radspeichen zusammen, der Weg donnert und der überholte Fußgänger, der, erschreckt, aufschrie und nun wie eingewurzelt steht, erblickt nur noch eine dichte Staubwolke und vor ihr wirbelnde Luft. Gleichst Du, mein geliebtes Rußland, nicht solcher Troika? Jagst nicht

auch Du dahin wie ein kühnes, uneinholbares Dreigespann? Die Erde dampft, jeder Steg donnert, dröhnend lässest Du Alles weit hinter Dir zurück und der überholte Zuschauer steht, gebannt und betäubt, und glaubt, Himmelswunder geschaut zu haben. Zuckte diese Eilkraft als ein Blitz aus dem Gewölk? Welche Macht athmet, ringsum Graus weckend, in diesen nie zuvor gesehenen Pferden, in deren Mähnen Stürme zu nisten, in deren Adern uns Ohren zu wachen scheinen? Wohin, auf flüchtigen Hufen, rasest Du, von Gottheit begeistert, mein Rußland? Stumm bleibst Du. Nur aus den Glöckchen der Troika schallt Wundergesang. Der Sturm Deiner Mähnen durchbraust, zerfetzt, erstarrt die Lüfte; was hienieden lebt und webt, fließt vorüber: und alle Völker weichen vor Dir, alle Staaten gewähren Dir breiten Raum." Mit diesen Sätzen hat Nikolai Wassiljewitsch Gogol, der Kosakensproß und Ukrainer, dessen Lebenswerk für Rußlands Seelenrecht auf die Ukraina zeugt, den ersten Theil seines unsterblichen Romans „Tote Seelen" geschlossen. Als ein fromm konservativ Gewordener, der aber der Dichter des Aktenkopisten Akakij Akakijewitsch („Der Mantel": aus dem alle Wirklichkeitdichtung der Russen hervorging) und des Revisors Chlestakow geblieben war und alle Wunden und Schwären am Leib des Vaterlandes nun erst wie eigene Leidensmale fühlte. Manche Literaturgeschichte zählt ihn zu den Humoristen; und verdient keine Rüge, wenn sie als Vormann dieser Reihe Cervantes nennt. Gogol selbst, den allerlei Anfechtung aus der Heimath gescheucht, der in Rom sich dem asketisch fromm unter Kapuzinern lebenden Christusmaler Iwanow befreundet und den Weg (aller großen Russendichter) in die Schluchten der Mystik beschritten hatte, zeichnet in den Briefen mit bewundernswerth sicherer Hand den Grundriß seines Kunstbaues. „Die Niedrigkeit all meiner Geschöpfe empört den Leser; ihm ist am Schluß meiner Bücher, als steige er aus der Stickluft einer Höhle ins Tageslicht empor. Die Darstellung malerisch bunter Verbrecherwelt hätte man mir verziehen; die gleichtönige Niedrigkeit verdroß. Aus entsetztem Auge schaute der russische Mensch seine Nichtigkeit. Nur Puschkin (Rußlands stärkster und feinster Romantiker) hat den Wesenszug meiner Natur klar erkannt; kein Anderer, pflegte er zu sagen, könne so wie ich die Trivialität des Alltagslebens, die Plattheit der Menschen von Mittelwuchs malen, so

hell die unendlich Kleinen belichten, die das Durchschnittsauge kaum wahrnimmt. Als ich Puschkin die ersten Kapitel meiner ‚Toten Seelen' vorgelesen hatte, wurde er, der so gern über meine Sachen lächelte, ernst, düster sogar und rief dann: ‚Wie traurig ist unser Rußland!' Traurig; aber auch gütig. Das Mitleid mit aller gefallenen Kreatur ist echte Russenart. Dem Verurtheilten giebt Jeder Etwas auf die Reise nach Sibirien mit: Geld, Lebensmittel, mindestens einen christlichen Segensspruch. Weder Verdammung noch, nach westeuropäischem Muster, romanhafte Verherrlichung des Verbrechers; nur der Christenwunsch, den gestrauchelten Bruder zu trösten. Und vernehmt Ihr ringsum nicht das Schluchzen einer Menschheit, deren Seelenleid von allen Listen der Vernunft vergebens Heilung erhofft hat? Ihr Gestöhn wird bis in den Tag anschwellen, der vom härtesten Herzen die Kruste wegschmelzt und aus den Wehen noch ungeahnter Mitgefühlskraft eben so ungeahnte Allgewalt der Liebe entbindet. Dann wird für Menschheit der Mensch in einer Gluth entbrennen, wie die Welt keine je sah." Noch rast, mit klingenden Glöckchen, die Troika. Noch erscholl nicht Antwort der Frage: Wohin?

Ein Enkel der flinken Wagen- und Schollenbauer aus Jaroslaw, Nikolai Alexejewitsch Nekrassow, stimmt früh sein Lied in den Klang der Troikaschelle ein: und dennoch blickt sein Rußland aus noch traurigerem Auge uns an als Gogols. Er sieht, daß alltäglich von aufrechten Wesen mit Menschenantlitz Thiere, daß sogar Menschen mißhandelt werden; fragt, wo im Heiligen Rußland Freiheit und Glück zu finden sei; und tönt, seit die Suchermühe unbelohnt blieb, seine Weise, die Melodie seines Dichtens dunkler. Lauschet auf Grischas Lied. Arm und reich, stark und schwach bist Du, Mütterchen Rußland! Das Herz des durch Knechtschaft erlösten Landes blieb frei; aus Gold ist, aus lauterem Golde das Herz Deines Volkes. Volkskraft ist Allmacht; Kraft und Lüge, die zu Opfer nie willig ist, taugen nicht zu einander; dürften sich niemals paaren. Starr, wie ein Leichnam, liegt Rußland: glimmt im Schoß des Mütterchens aber ein verborgener Funke auf, dann regen sich von selbst, ohne Aufruf, all seine Söhne, strömen herbei und häufen aus Silber und Gold ihm ein Schatzgebirg. Unzählbare Heere schaaren sich und unzähmbare Kräfte treten aus Wolkenschleiern. Arm und reich, stark und schwach bist Du, Mütter-

chen Rußland!“ Birgst aber nirgends noch Freiheit und Glück. Der Bauer (Mushik: „Das Männchen“ in farblos trübem Gewimmel), der Flößer, Grundherr, Pope, Kaufmann, Beamte, Stadtadelssproß: nicht Einer strahlt von innerem Licht. Jede Kaste ist der anderen feind. Der Jaroslawer neigt sich tief zu dem Born, der aus dem Grimm geschändeter Europäervernunft quillt; stillt aus ihm seinen Durst: und steht als Rebell auf. Nun kann der Kränkliche mit manchmal fast homerischer Lungenkraft die Eismajestät des rothnasigen Frostgottes Moroz singen; mit seinem Lied die Unseligen in Sibiriens ewigen Winter geleiten, wo auf der Haut hungernder, durstender, von der Peitsche zerstriemter Leiber der von harter Fron vorgetriebene Schweiß gefriert und aus Verbrecherbrüsten dennoch der Chor schallt: „Zu weisem Zweck schwängert Gott mit Gold den Schoß unserer Mutter Erde; zu weisem Zweck schleppte er uns hierher. Jammert nicht noch sinket jemals in Trägheit. Arbeit sei, so lange die Arme rüstig sind, Eure Losung. Im reichen Rußland werdens die Enkel Euch danken. Hunger, Durst, Frost: was gilts? Jeder tagauf geförderte Stein mehrt den Besitz unseres Rußland.“ Oder nur eines Russen, der, als Reicher, dann schwerer noch durch das Gnadenthor ins Himmelreich schlüpfen kann als das Kamel durch ein Nadelohr? Aus dem umdüsterten Traumgesicht Nekrassows formt sich die Gestalt Kudejars, des jeglicher Todsünde schuldigen Raubmörders, dem, nach der Beichte, ein frommer Einsiedler aufgab, mit seinem Mordmesser eine uralte Rieseneiche zu fällen. „Sinkt sie, dann ist Dir alle Sünde verziehen.“ Jahre lang schabt des alternden Räubers Klinge an dem Stamm. Ehe sie ein Drittel durchsägt hat, fragt ein Reicher, der des Weges kommt, nach dem Sinn des mühsäligen Werkes; und lacht gell des Thorenwahnes, der sein Hoffen an den Spruch des Einsiedlers gehängt hat. Da wallt, noch einmal, das in Reue gekühlte Räuberblut auf: Kudejars Messer ersticht den Spötter. Und siehe: die Eiche beugt sich und sinkt. Dem jeglicher Todsünde Schuldigen ward verziehen: denn er hat die Erde von einem Reichen, einer Besitzbestie, Eigenthumswanze befreit; und kein anderes Werk sät in den Heilandshimmel so edle, so köstliche Frucht verheißende Freude.

Auch in den Himmel des Mörders Raskolnikow, ehe er aus Nihilismus in bewußtes Russenchristenthum aufsteigt, dem Lei-

densgemeinschaft die Weihe giebt. Nicht mehr in den Himmel des reif und im Innersten, auf dem Weg durch das Haus der Toten, frei gewordenen Dostojewskij. Seht vor der Leiche des jungen, in Ketten vertrockneten Sträflings Michailow den Unteroffizier vom Dienst jäh eingewurzelt, wie von Blitzschlag erstarrt; sauste dem Blick seiner Seele in Graus schaffender Hast die von mageren Pferdchen wie von Adlersfittich gezogene Troika vorüber? Lehrt der dürre, nur mit Ketten noch bekleidete Leib den harten Krieger das Zittern? Er enthakt das Kinnband, nimmt den Helm ab, bekreuzt sich und läßt keinen Laut aus der Kehle, als der weißköpfige Sträfling Tschekunow, mit bebender Unterlippe, auf den Toten weist und murmelt: „Und auch ihn hat doch eine Mutter geboren!“ Höret, in Dostojewskijs weitestem, lustigstem, menschlichstem und drum der Unsterblichkeit sichersten Werk, Iwan Karamasow seufzen: „Ueberall, noch in dem von Speisendunst stinkigen Winkel, erörtert der russische Mensch die ewigen Fragen, die nach dem Sein Gottes oder, wenn er an Gott nicht glaubt, die nach dem Werth von Sozialismus und Anarchismus, nach dem Staat, der einst die ganze Menschheit umfassen soll, also die selben, nur vom anderen Ende aus gesehenen Fragen. Was den Europäer möglich dünkt, wird dem russischen Knaben sogleich Gewißheit; und sein Professor ist im Wesen sehr oft auch nur ein Knäbchen. Ist denn das Gebot, den Nächsten zu lieben, nicht von einem Gott nur für Götter erdacht? Ein Mensch kann ihm nicht lange gehorchen; kann wohl den Fernsten lieben, doch nicht den Nächsten, der ihn durch Häßlichkeit, schlechten Geruch oder tiefer sitzendes Uebel abstößt. Kinder mag er lieben; gerade in grausamen, sinnlichen, also karamasowischen Naturen findest Du oft solche Liebe. Ich fand sie in einen Mörder, der bei seinen Einbrüchen viele Kinder geschlachtet hatte und im Kerker nun ein vor dem Gitter des Zellenfensters spielendes Kind mit so inniger Zärtlichkeit liebte, daß er das ganze Herz des Kleinen gewann. Dennoch sind um uns Unzählige, die Kinder schlagen oder mit anderer Marter peinigen. Ist der Anblick nicht noch entsetzlicher als der des Fuhrmannes, den Nekrassow das schwache, schutzlose Pferdchen, weils den überladenen Wagen nicht aus Morast ziehen kann, mit der Peitsche, immer wieder, ‚auf die frommen Augen‘ schlagen sah? Nicht noch unwürdiger aller Menschheit? Aber echt russisch. Und eben so das

Schwurgericht, das den Mißhandler seiner eigenen kleinen Tochter, nachdem der Vertheidiger, ‚das gemiethete Gewissen', geschrien hat, das Strafrecht müsse dem Vater bleiben, unter dem Beifallsgegröhl der Zuhörer freispricht. Die Meisten lieben das Kind nur, weil mans leicht quälen kann. Die Großen, die vom Baum der Erkenntniß gegessen haben, mag der Teufel holen; aber die Kinder! Und gerade sie werden rundum ärger mißhandelt als je ein Lieblinghund. Wo ist da Weltordnung? Auf Unsinn beruht die Welt; und unsere Erde ist vom Herzkern bis zur krustigen Schale von Thränen durchtränkt. Was nützt mir da die Erklärung, daß es keinen Schuldigen giebt, Eins natürlich aus dem Anderen entsteht? Ich will hier, auf dieser Erde, Vergeltung sehen: oder ich muß mich vernichten. Mein Verbrechen, meine Qual soll nicht für ferne, künftige Harmonien den Acker düngen. Mein irdisches Auge will sehen, wie das Reh friedlich neben dem Tiger ruht und der Gemordete aufsteht, seinen Mörder zu umarmen. Ich will verzeihen und will nicht, daß noch länger gelitten werde. Ob ich denn gar nicht des Sündenlosen gedenke, der für Alle sein unschuldiges Blut vergoß? Dessen That ist von den Meistern der Römerkirche ‚verbessert' worden. Strebte sie nicht seit dem Mittelalter nur nach Macht, nach schmutzigem Erdengut als Mittel zu Macht und müßte sie nicht dem wiederkehrenden Heiland, wie der Großinquisitor meines Studentengedichtes, zuherrschen, nie solle er, niemals auf ihre Erde zurückkehren?" Höret den Staatsanwalt wider die Sonderheit des russischen Verbrechers wettern. „Solche Naturen, karamasowische, wollen sich im selben Athemzug edel und erbärmlich fühlen; sie sind fähig, alle Widersprüche in sich zu vereinen, und nur befriedigt, wenn sie aus dem Pfuhl des Lasters bis an die Sterne, ins Idealreich zu ragen glauben. Weiträumig sind unsere Seelen, wie unser Mütterchen Rußland; Alles umfangen sie und leben mit Allem sich ein. Soll, mit solchen Lenkern, solchen Insassen, die Troika unseres Russenschicksals weiterrasen? Bis sie sich überschlägt und in Verderben stürzt? Noch sind die anderen Völker vor ihr ausgewichen. Trieb sie Ehrfurcht, ihr Raum zu gewähren? Wars nicht Entsetzen oder gar Ekel? Und wenn sie, alle, sich zusammenrotten und, das Werk der Aufklärung und Civilisation zu retten, als unbrechbare Mauer sich der zügellos tollen Raserei entgegenstemmen: was wird uns dann?" Horchet auch auf den

großen Vertheidiger, der spricht: „Das Bild einer rasenden Troika, von der alle Völker in Abscheu seitab weichen, soll uns schrecken. In ruhiger Majestät fährt Rußlands Triumphwagen bis an sein Ziel.“

Den besonderen, nur in dieser Empfindenszone wahrnehmbaren Spalt, der durch die russische Seele klafft, den Doppelabgrund, aus dem Höllenfeuer bis in die Sphäre des Engelchores qualmt, hat Dostojewskij oft entschleiert; mit der unbegreiflich hohen Kunst eines Hirndurchleuchters, der, über Jahrhunderte hin, zu den Gipfelwundern Shakespeares sich aufrecken darf. Der Dichter des „Jüngling“ (eines Romanes, in dem der Genius manchmal zu ruhen, mit den köstlichen Bleibseln vom Mahl der Hochzeit zu schalten scheint) läßt einen Balten murren, die Russen seien ein Volk zweiten Ranges, nur Stoff, aus dem eine edlere Rasse entstehen könnte, nicht selbst für eine Hauptrolle im Drama der Menschheitgeschichte vorbestimmt; seit diese Erkenntniß ihnen tage, hinke ihre Thatkraft und allen sinken schlaff die Hände herab. Wir ahnen das zornige Lächeln des Dichters, der solche Majestätbeleidigung ins Ohr der Menge ließ; und hören den heftigen Widerspruch seiner russischen Menschen. Auch sie aber fragen unruhvoll das Schicksal, ob sie, die das Tatarenjoch trugen, die zweihundert Jahre lang leibeigen waren, in gesunder Kraft nun die Freiheit ertragen könnten. Zäh wie ein Hofhund, spricht Einer, bin ich; „unzerstörbar, verträglich, bereit, wie jeder Russe, mit Allem mich abzufinden, und, wie jeder, fähig, zwei Gefühle zugleich in mir zu hegen.“ Ein Uzew Dostojewskijs wäre nicht der aus Pechschwarz und Schwefelgelb gepinselte Verräther aus plumpen Massenbüchern geworden; eher wohl dem Judas ähnlich, der seinen Heiland ins schwerste Erlebniß schleudert, damit es in alle Ewigkeit die Lehre des Meisters weihe. Einer, der Revolutionär und zugleich Lockspitzel sein kann, die Ermordung von Großfürsten und Ministern, aber auch die Strafe, Pein, Hinrichtung ihrer Mörder will: weil nur aus Martyrien Heiligung der (Sache und ihrer Erwirker) wird. Der Gendarmerieoberst Mjassojedow, ein Eckpfeiler der Reaktion und besonders in Finland verrufener Häuptling der Politischen Polizei, der im Morgengrau des Jahres 1915 als Spion gehenkt wurde, die Generale Rennenkampf und Suchomlinow (über dessen Prozeß nur urtheilen sollte, wer den Inbegriff der Hauptverhandlung kennt, nicht auf zugerichtete Bruchstücke an-

gewiesen ist), die verkappten Spür- und Fanghunde der Ochrana (Geheimpolizei), die im März 1915 vom Abgeordneten Kerenskij öffentlich angeschuldigten hohen Beamten der Ministerien für Inneres und Justiz, Kerle, die, unter dem Schalldeckel überlauter Schädlingverfolgung und Aengstlerausrodung, mitten im Krieg ein Getechtel mit Berlinern einfädelten, der immer zwischen zwei Willensgewichten pendelnde Zar: Alle bindet irgendwo ein Zwirnsfaden an die Wesenheit der Karamasow. Alle kennenswerthen Vollmenschen Tschernyschewskijs, Pissemskijs, Turgenjews, Tolstois, Gontscharows, Garschins, Tschechows, schon des alten Komoedienspinners Ostrowskij sogar. Unter Arzybaschews „Sanin", dem (in der Pause zwischen Gaponputsch und Revolution aller russischen Sprudeljugend liebsten) Buch von dem aus Enttäuschung in Wüstlingorgiasmus gestoßenen Rebellen, dampft aus der selben Kluft dicker Brodem. Und in den um letzte Fragen kreisenden Erzählungen Sawinkows (wohl des selben, der unter Kerenskij eine Weile Kriegsminister war), der als Schriftsteller sich Ropschin nennt, lebt die Seele Iwans Karamasow, der bei Dostojewskij noch unbewußte Versuch einer Synthese von Don Juan und Hamlet Faust, noch einmal auf. Den Brüdern Sawinkow näßt, als Studenten in Petersburg, sieben Jahre vor dem Japanerkrieg der Strudel des nach Staatsformerneuung lüsternen Jugenddranges nur leise den Fuß: und schon werden sie in Untersuchung verstrickt, nach Sibirien verschleppt, wird ihr Vater, ein Richter, in Noth und Wahnsinn getrieben, das enge Heim stillen Familienglückes zerstört. Der ältere Bruder tötet sich, der jüngere entläuft dem Strang, reiht sich ins Rebellenheer, wirkt zu Attentaten (unter Azews Oberleitung) mit, wird gefangen und entschlüpft, abermals, der Todesstrafe; aus Paris schickt er Novellen und Romane, unter dem Decknamen Ropschin, in die Heimath, die er erst nach der Entthronung Nikolais wiedersieht. Darf Gewalt herrschen und kann aus ihr je Heil werden? So fragt er; und grübelt sich tief in Dostojewskijs Antwort ein: Niemals; nur aus Liebe und frommem Glauben sprießt Glück, reift gute Frucht. Ropschin läßt Glauben mit Unglauben, fromme Liebe mit empörter Vernunft raufen. „Gott" und „Christus", spricht sein Rebell, sind mir eben so leere Worte wie „Freiheit" und „Land". Er hat, im Dienst der Revolution, getötet, verwürfe mit dem Recht

auf Gewalt sich selbst, kann von seinem Kreuzweg nicht ins Denken Unschuldiger kriechen und muß, weil ihn kein Anderer schützt, selbst sein Schützer, weil er keinen Gott hat, selbst sein Gott werden. Aber lohnt sich denn die Mühe, einen Gubernator zu töten? Der Kerl ist ekelhaft, grüßt auf der Straße immer so freundlich; dennoch: lohnts? Eine Wanze mehr oder weniger! Und der Parteizwang, sich in Ausspäherlist zu erniedern. Nein: es lohnt nicht. Das Leben ist, noch wenn man fast täglich sich mit frischem Weiberfleisch füttert, die langweiligste Jahrmarktsbude. Eine Kugel in die Schläfe: aus ists. Ich bin ich, stehe, einsam, auf spitzer Vernunft, also auf dem Kopf; und wenn die Gleichung ich = nichts richtig ist, lohnts nicht länger. Wie Roptschins Schreckensmann, so haben in Wirklichkeit viele seelisch feine Revolutionäre empfunden und geendet. In seinem breitesten Roman hat der Flüchtling seinen Traum von der Auswirkung der Revolution dargestellt. Wieder ein Terrorist, der, noch auf der Barrikade, an das Schicksal die Frage stellt: Darf man töten? Ja, im Krieg, auf Befehl, der vielleicht aus Gewinngier, aus noch schmutzigerem Trieb quoll. Ja, wenn die Sache der Freiheit, des Volkes, die gute Sache, das Parteiprogramm es will. Sonst nicht. Unsinn! Immer oder niemals. Wer entscheidet denn, welches Programm die gute Sache führt? Kant, Marx, Engels? Keiner von ihnen hat je einen Menschen getötet. Die wissen nichts. Ich, der getötet hat, weiß: auch der Polizeibefehlshaber kann aus Ueberzeugung, in festem Glauben an seine gute Sache gehandelt haben und durfte drum nicht von uns getötet werden. Und weshalb wurde er getötet? Weil das Parteihaupt als Lockspitzel enthüllt und von einem rebellischen Matrosen vor die Wahl gestellt worden war, den Polizeioberst zu töten oder selbst zu sterben. Blicket auf den Idealisten, der alle Staatskassen für die Sache der Revolution leert und sich im Innersten dann dem Räuber nah fühlt, der über ihn Macht gewonnen hat. Auf den für Nietzsche und dessen (aus Dostojewskijs Welt gewachsenen) Uebermenschen schwärmender Jüngling, der nach der Wonne lechzt, Terrorist und zugleich Polizeihund (nur im Interesse der Partei, versteht sich) zu sein. Ueberall der Doppelabgrund, die gefährliche Sucht, in die gesunden Seelen unvereinbaren Reize des Doppellebens sich hinaufzuschwingen, hinabzustürzen; das Gelüsten nach unerschautem Erlebniß, das der Monade ein Welt-

gefühl vortäuscht, und wärs das Erlebniß gräßlichster Qual. Der Zwielichtwunsch, durch zerfließende Welten in der Troika hinzurasen und zugleich vom Blitz aus ihrer Fahrbahn geweht zu werden.

An welches Ziel ruft das Gewink der Glöckchen? Noch nicht in die Gewißheit eines neuen Bundes. Noch immer auf Kreuzigungstätten und in die Gräuelwelt der Offenbarung Johannis. Alles Gefeufz aber, das im Erdwesten längst zu Sturmgebraus angeschwollen wäre, überdröhnt im Ostreich der Dreieinheit Tatartschina, Oblomowtschina, Oischajanje der Pilgerjubel der Masse, die in Leid, wie nach allzu langer Sommersgluth in Eiswasser, bis an den Scheitel sich baden, durch Leidensmeere in die ferne Seligkeit der Erlösung schwimmen will. Aus glühendem Dampfbad gings, nach wildem Kopfsprung, in den Schnee; aus dem Pelz, von der Britschka in reißendes Hochwasser, das sich der Mannheit des Meeres vermählen, von seinem Salzsamen trächtig sein möchte. Danach wird Erlösung; leuchtet, hinter dicht umnebelten Möglichkeiten, der Glücksmorgen, der die von Schmach und von stolzer Hoffnung Taumelnden fast noch betäubt. Wann graut er und kleidet in Goldgelb sich, in Scharlach, in das Strahlengewand des Mittages? „Die Zeit des sittlichen Minimums muß erfüllt sein, ehe das Maximum der Sittlichkeit Erreichniß werden kann.“ Das sprach Tschernows Sozialethik; Alexander Iwanowitsch Herzen hats bestritten, der Moskauer, der unter dem Namen Iskander schrieb, wie beinahe alle in Freiheit strebenden Geister Rußlands nach Sibirien verschickt wurde, sich selbst aus der Heimath bannte und vom sicheren West aus den Russen die Glocke schwang. Wieder nur Worte, denken die Terroristen vom ungeborstenen Stamm Roptschins. Erfüllt ist die Zeit, wenns unser Wille gebietet. Die Stunde schlug. In der Blutröthe des Kriegsmittages muß die Maximalforderung eingelöst werden.

Der Kreuzweg.

Im vierten Kriegsmonat wurden in Petrograd fünf zur Reichsduma abgeordnete Sozialdemokraten (Badajew, Chagow, Muranow, Petrowskij, Samuilow) verhaftet und mit sechs Genossen unter die Doppelanklage gestellt: als Mitglieder eines vom Centralausschuß der Sozialdemokratischen Partei geleiteten Geheimbundes den gewaltsamen Umsturz des Staatsgebäudes und

die Einrichtung einer demokratischen Republik erstrebt und versucht zu haben, mit rechtwidrigen Mitteln auf dem Kriegsschauplatz im Heer Ausschüsse und Gruppen zu bilden, die, unter Ausnützung der Kriegsnoth, die Sache der Revolution fördern sollten. Als Beweisstücke konnte der Staatsanwalt nur den Entwurf eines für die Werberarbeit im Heer geplanten Beschlusses und die Artikel vorlegen, die Herr Lenin in seiner genfer Zeitung „Der Sozialdemokrat" veröffentlicht hatte. In der ersten Reichsdumasitzung nach dem Kriegsausbruch (die sonst fast genau wie unsere und die pariser verlief: zu besonderem Nationalstolz giebt dieser vierte August also keinen Grund) hatten die zwei Fraktionen der äußersten Linken, Sozialdemokraten und Trudowiki (Bauerdemokratie, Partei hart arbeitender Menschen) vor der Abstimmung den Saal verlassen. Die Erklärung der Sozialdemokraten sagte: „Das uns Theuerste werden wir gegen die feindlichen Regirungen unbeugsam vertheidigen. Bedenket aber, russische Bürger, daß die Arbeiterklasse der gegen uns Krieg führenden Länder Euch nicht feindlich gesinnt ist und daß dieser Krieg nicht ausgebrochen wäre, wenn überall, auch in Rußland, die Regirung von den großen Grundsätzen der Demokratie, die Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit fordern, sich leiten ließe. Noch in dieser furchtbarsten Stunde aber entschließt unsere Regirung sich nicht, die eingekerkerten Kämpfer für die Freiheit, das Glück des Reiches zu begnadigen, mit den Fremdvölkern, die Alles verziehen haben und begeistert neben den echtrussischen Kriegern für das gemeinsame Vaterland kämpfen, Frieden zu machen und die Lage der Arbeiterklasse zu erleichtern. Nein: gerade auf diese Klasse wälzt sie, durch die Erhöhung der indirekten Steuern, den Haupttheil der Kriegskosten ab. Gegen jeden Angriff werden wir den Schatz der vom Volk erworbenen Civilisation vertheidigen." Als Führer der Trudowiki hatte der Abgeordnete Kerenskij, ein kaum in die Mitte der Dreißig gelangter Rechtsanwalt, gesagt: „Wir hoffen, daß aus den Schlachtfeldern, im Gehäuf des Leides, die Bruderschaft aller Russenvölker erwachsen und eine Willenseinheit sprießen wird, die auch im Inneren das Reich aus Ketten löst." Nur die damals kleine Gruppe, deren Willen, von Genf aus, Lenin lenkte, wünschte schon, daß Rußland geschlagen werde. Für die Internationale des Proletariates, schrieb Lenin, „mag fraglich sein, ob der Sieg der einen oder der

anderen Mächtegruppe das kleinere Uebel wäre; wir Russen aber sind für Rußlands Niederlage, weil sie dessen innere Befreiung, die Erlösung aus den Ketten des Zarismus erleichtern würde." Und der Marxist Martow, der ihm bis ins Jahr 1903 nah gewesen war, deutete im „Golos" (so frei durfte man im alten Rußland schon reden) an, die Niederlage werde den Umsturz des ganzen Regirungsystems auf die Tagesordnung russischen Lebens stellen. Im Jahr 1903, auf dem londoner Kongreß, hatte die russische Sozialdemokratie sich gespalten. Die Männer des jüdischen „Bundes" entschlossen sich zu Sonderorganisation; die Mehrheit (der „Harten") folgte Lenin, die Minderheit (der „Weichen") Martow. Die Fraktionennamen Bolschewiki (Mehrheiter) und Menschewiki (Minderheiter) paßten im Ursprungsinn bald nicht mehr; und bezeichnen nun längst Meistforderer und Mindestforderer, Maximalisten und Minimalisten. Die Menschewiki wollten durch die Reichsduma, in Gemeinschaft mit der Konstitutionell-Demokratischen Fraktion (Kadeten) wirken; die Bolschewiki erwarteten vom Parlament nichts, Alles von revolutionärer That und lehnten jede auch nur taktische Arbeitgemeinschaft mit einer rechts von den Trudowiki stehenden Fraktion schroff ab. Während die Menschewiki, nach den Putschen von 1905, den Ruhm einer reinen Proletarierpartei erstrebten, die Intellektuellen aus ihren Reihen scheuchten und, damit nur die Masse selbst herrsche, die Parteileitung „liquidiren" wollten, näherte der linke Flügel der Bolschewiki, mit dem Verlangen nach restloser Enteignung und Auflösung alles Regirungwesens, sich den Anarcho-Sozialisten, deren im Osten ehrwürdigstes Haupt Fürst Kropotkin war. Minimalisten und Maximalisten hießen damals noch die beiden Theile der Sozialrevolutionären Partei, deren Werbekraft sank, seit (1909) eins ihrer thätigsten Mitglieder, Azew, der die Ermordung des Großfürsten Sergej und des Polizeiminister Plehwe vorbereitet hatte, durch Stolypins eigenes Zeugniß als seit sechzehn Jahren von der Geheimpolizei besoldeter Lockspitzel entlarvt worden war. Die Menschewiki verloren, weil sie allzu tief in Kompromiß mit den bürgerlichen Demokraten neigten, Plechanow, den stärksten Theoretiker des russischen Marxismus (er ist, trotz enger Befreundung mit den deutschen Glaubensgenossen, für die Niederringung des Deutschen Reiches von 1914). Die Bolschewiki spalteten sich, aber-

mals, in Otzowisten (Parlamentsgegner) und Leninisten. Bei einem der im November 1914 verhafteten Abgeordneten war der Entwurf zu einem Parteibeschluß gefunden worden, der Lenins Gedanken aufnahm, „die Niederlage des Zarismus und seines Heeres sei als das kleinere der vom Krieg zu erwartenden Uebel anzusehen." Gegen diesen Gedanken hatte sich nicht nur Tschejdse, der Sozialistenführer, in der Reichsduma gewandt: auch „Nache Slowo" (Unser Wort), das pariser Organ der Sozialdemokraten, hatte gesagt, solchem Gedanken werde der russische Arbeiter, so fern ihm auch aller Chauvinismus sei, niemals zustimmen. Die alte Mahnung, niemals „niemals" zu sagen, erweist sich wieder als vernünftig. Im ersten Kriegsjahr waren petrograder Arbeiter von der rötheften Färbung noch so willig, den Sieg des Heeres zu fördern, daß sie von der Armeeverwaltung bestelltes Geräth, das der Fabrikleiter frühstens nach vier Wochen liefern zu können glaubte, nach nie erblickter Kraftanstrengung am dreizehnten Tag zur Abnahme fertig hatten. Im dritten Kriegsjahr rissen proletarische und bürgerliche Demokraten den Zaren vom Thron; im vierten ist der Sieg der Leninisten möglich geworden.

„Ueber die Köpfe und über die zerstückten Leiber unserer Krieger hin haben diese Landesverräther dem Feinde die Hand entgegengestreckt": so, mit schöner Berufsemphase, rief im Februar 1915 der Staatsanwalt vor dem petrograder Reichsgericht. Die Angeklagten leugneten solche Absicht. Der Beschlußentwurf war vom Ausland (wohl von Lenin selbst) an sie gelangt und Petrowskij hatte daraus den Wunsch nach russischer Niederlage getilgt und Soldatenorganisationen an der Front nur für den Fall empfohlen, daß die Sozialisten der Feindesländer den selben Schritt beschlössen. In Petrowskijs Tagebuch, das sein Vertheidiger in der Hauptverhandlung vorlesen ließ, stand, die Wendung der deutschen Sozialdemokratie, ihr kriegerischer Patriotismus sei ihm „so widrig, daß er ihr Gerede und Geschreibe gar nicht mehr lesen könne"; stand: „Den Sieg Deutschlands ersehnen hier nur die Reaktionäre. Schrecklich, daß die Deutschen Antwerpen genommen haben! Nur aus Barbarei kann solches Ereigniß werden." Der mitangeklagte Journalist Kamenew (Rosenfeld), für den Staatsanwalt der Kopf des Verrätherscheusals, konnte unter Beweis stellen, daß er die Kriegsfrage stets ganz anders

beantwortet habe als Lenin, von dem er sich deshalb trennte. Niemals, sprachen die fünf Abgeordneten, haben wir den Sieg Deutschlands gewünscht; so denken nur ins Ausland verschlagene Genossen, die, weil sie sich selbst zu schwach oder zu träg fühlen, den Sieg der Freiheit von der Schwerthat deutscher Generale erwarten und die unser Volk zornig „Vorwandlieferanten für Deserteurs" nennt. Kerenskij, einer der Vertheidiger, sagte im Schlußvortrag: „Die Angeklagten waren weitab von dem Plan, Denen, die zum Tod fürs Vaterland bereit sind, den Dolch in den Rücken zu stoßen. Nicht in Lenins genfer Blatt haben sie ihre Warnung ausgesprochen. Und wenn sie nicht immer die großen Worte Vaterland und Vaterlandliebe auf der Lippe hatten, so war der Gefühlsinbegriff dieser Worte doch stets in ihnen. Sie erstrebten weder Rußlands Niederlage noch Aufruhr in währendem Krieg; und sträubten sich gegen keine andere Zeitelung so heftig wie gegen die, deren Ziel der Geheimbund russischer und deutscher Reaktionäre ist." Die Schuld an Hoch- und Landesverrath war nicht erweislich; doch als Mitglieder einer strafbaren Organisation und als Theilhaber an revolutionärer Handlung wurden die Angeklagten für die Lebensdauer nach Sibirien verbandt und allen Bürgerrechten entkleidet. Nur, hieß es bis in die Reihen der sanft liberalen Oktobristen, weil sie der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei zugehören, der die Regirung mit anderen Mitteln nicht an den Leib kann. Waren sie dem wilden Lenin, der den kaukasischen Genossen Skobelew, als einen Mitarbeiter an dem Regirungwerk der Flüchtlingherbergung, „aller Sozialistenehre bloß" nannte, wirklich so fern, wie sie vor Gericht aussagten? Im Dezember 1917 hat Lenin den Genossen Petrowskij zum Minister des Inneren, Muranow zu dessen Gehilfen, Kamenew-Rosenfeld zum Friedensunterhändler ernannt.

Noch im Mai 1917 wurde im Taurerpalast, in der den Mitgliedern der vier Reichstage offenen Festsitzung, Lenins Kriegsschädigerarbeit hart getadelt. Der Nationalliberale Chulgin (der Nikolai im Eisenbahnwagen zur Abdankung bestimmt hatte) warf dem aus Genf (durch Deutschland, in einem dort plombirten Wagon) Heimgekehrten vor, er verbreite, besonders in dem Stadtviertel „Petrograder Seite", die Lehre, Rußland müsse, weil es kein Heer und kein Brot, obendrein nur selbstsüchtig imperialisti-

sche Bundesgenossen habe, um jeden Preis Frieden schließen. „Lenin: Das ist eine Firma, hinter der sich allerlei wirre Unheilsprediger verstecken. Und diese Querköpfe haben leichtes Spiel in einem Volk, das von Politik noch so wenig versteht wie unseres." Der Sozialdemokrat Zeretelli antwortete: „Ich billige Lenins Agitation nicht. Aber er kämpft für Gedanken und Grundsätze; und nur Verleumder können ihn anklagen, die Sache der Revolution geschädigt zu haben. Ich hoffe, daß sein Mißtrauen gegen die bürgerlichen Demokraten grundlos ist. Richtig aber ist die Meinung, daß der Versuch, den Militarismus aus einem fremden Land mit Waffengewalt zu roden, das beste Mittel zur Züchtung von Militarismus und Imperialismus im eigenen Land bietet." Zeretelli wurde Minister für Post und Telegraphie. Haben die Leninisten ihn in die Peter-Paul-Festung gesperrt? Herr Trotzkij selbst, heute Lenins Haupthelfer, war ihm nicht in dem Glauben nah, die Niederlage des Heeres müsse den Sieg der Revolution gebären. Im Oktober 1914 schrieb er, von dem Abgeordneten Haase (der damals ja noch die Mehrheit der Fraktion führte) bis zu den in Polen schaltenden deutschen Generalen schaare sich draußen Alles hinter die Aushängetafel mit der lockenden Inschrift „Kampf gegen den Zarismus". Der aber sei nur Vorwand. „Wir, die durch die Schule des historischen Materialismus gegangen sind, müßten uns schämen, wenn wir, trotz all diesen Phrasen, Lügen, Prahlereien, Schmutzereien, Dummheiten und Gemeinheiten, nicht die wirklichen Interessen und deren Zusammenhänge zu erkennen vermöchten. Dem Deutschland der Hohenzollern ist der Zarismus unentbehrlich, weil er wirthschaftlich, kulturell und militärisch Rußland schwächt und weil ohne ihn der deutsche Absolutismus vor Europa als der letzte Stützpunkt feudaler Barbarei stünde. Die Revolution ist durchaus nicht auf einen Krieg angewiesen. Sie brauchte Zeit zur Ausreife; braucht aber nicht die Lanzen der ostelbischen Samurai (Name der japanischen Junkerkaste), die, wider unseren Wunsch, dem Zaren die Gelegenheit gaben, als Vertheidiger der Serben, Belgier, Franzosen eine dankbare Rolle zu spielen. Vernichtende Niederlagen Rußlands können die Revolution beschleunigen, müssen sie im Innersten aber schwächen. Und in Deutschland würde der Umschwung, der mit der Kapitulation der Proletarierpartei vor dem militärischen Nationalismus

begann, sich noch beschleunigen, die Arbeiterklasse sich dort mit den Abfällen, auch ideellen, vom Tisch des siegreichen Imperialismus nähren; die soziale Revolution wäre ins Herz getroffen. Daß unter solchen Umständen selbst eine zunächst gelungene russische Revolution nur eine Fehlgeburt sein könnte, brauche ich nicht erst zu beweisen." Der Weg in helle Zukunft kann, nach Trotzkijs Ueberzeugung, nur gefunden werden, „wenn das Proletariat Europas in die Rechnung der Dynastien und Regirungen kapitalistischer Länder sich nicht, als revolutionärer Faktor, einstellt und einmischt. Zu fürchten braucht es den Krieg nicht. Der agitirt mit furchtbarer Gewalt gegen sich und für uns. Jeder neue Kriegstag führt neue Massen unter unsere Fahnen. Die ‚befreiende' Hilfe, die der deutsche Imperialismus, mit dem Segen seiner Sozialdemokratie, uns in Krupps Geschoßkisten bringt, weisen wir empört ab. Mit der Zerstörung belgischer und französischer Freiheit, mit imperialistischer Vergiftung des deutschen Proletariats wollen wir Rußlands Freiheit nicht erkaufen." Gregorij Alexinskij, der einst auch in der Reichsduma saß und stolz darauf ist, daß die Vertreter der Industriearbeiter in der Kriegszeit nie einen Wehrkredit bewilligt haben, wendet sich in seinem Buch „La Russie et la guerre" gegen die (schon vom Rückblick auf 1812 widerlegte) Behauptung, jeder Sieg Rußlands sei als einer der Reaktion zu nehmen, erhofft das Heil der Demokratie nur von Deutschlands Niederlage und versteigt sich in die Prophetie, auch der Triumph der Revolution werde Rußland nicht von dem Entschluß wegrücken, für Belgien und Serbien, für alle von Gewalt eingejochten Völker zu fechten. Plechanow rief in der londoner „Justice" den britischen Genossen zu: „Nach Deutschlands Sieg würde mein Vaterland der Lehnsmann deutscher Wirthschaft und in ganz Westeuropa wäre der Fortschritt gehemmt. Deshalb ist jedem Vernünftigen begreiflich, daß nur die Förderer schwärzester Reaktion in Rußland den Sieg der Deutschen wünschen." Und sogar in Lenins genfer Zeitung wurde gesagt: „In Rußland läuft das Gerücht um, Wilhelm stütze seine Hoffnung auf den Ausbruch russischer Revolution. Unter dem Vorwande des Kampfes gegen den Zarismus haben die deutschen Sozialdemokraten sich in Gemeinschaft mit ihrem Kaiser erniedert und damit die Internationale der Arbeit verrathen. Wir russischen Revolutionäre haben solchen Beistand weder gesucht

noch gewünscht; und der Verrath der deutschen Genossen, die wir seitdem verachten, hat uns in der ersten Zeit nach der Mobilmachung an jedem starken Protest gegen den Krieg gehindert."

Ueber solche Blasen wallenden Zornes kann nur staunen, wer nicht aus der (in manchem langen Abschnitt berauschend schönen, mit fast jedem Blatte das Menschlichste tief packenden) Geschichte des russischen Sozialismus weiß, daß schon der Wurzelsaft des Stammes, der nun, allein, in den Himmel wachsen zu können wähnt, von gährendem Haß gegen alles deutsche Staatswesen gefärbt war. Schon der geniale, von Marxens vergottetem Schatten in Deutschland verdunkelte Michael Bakunin, der als Erster das (seitdem wohl meistgebrauchte) Kittwort „Sozialdemokrat" formte, der, darin dem großen Rivalen Marx ähnlich, die Idee mehr als den Menschen liebte und dessen Dämon die Zerstörungslust als ein Schöpferglück empfand, hat, als Schüler Schellings und Verehrer Hegels, gegen „die Reaktion in Deutschland" geschrieben. Er war, wie Alexander Herzen, in, freilich besonderem Sinn, slawophil, nach dem falschen Sprachgebrauch von heute sogar „panslawistisch"; rief Oesterreichs Slawenvölker 1848 auf, gegen Habsburg und Windischgraetz sich den Magyaren zu verbünden, und wurde oft gehöhnt, weil er die Möglichkeit slawischer Revolution überschätze. Doch sah er nur, wie mancher Genialische, Fernes allzu nah. Aus seinem Hirn strömte der glühende Wunsch, auf die Trümmer Oesterreichs und der Türkei das Haus eines süd- und westslawischen Völkerbundes zu bauen, in den er auch Rumänien lud. Der Großrusse, den das Gemeineigeneigenthum des „Mir", der Dorfgenossenschaft, in einen Instinkt-Sozialismus gewöhnt habe, war ihm der allem Kriegerthum fremdeste Bewohner Europas, der einzige, der niemals nach Eroberung trachte, leidenschaftlich nur die freie Nutzng des Ackerbodens begehre. Von Deutschlands Regirungschicht und Bourgeoisie war Bakunin so weit abgeneigt wie Herzen. Noch weiter der um vierzehn Jahre jüngere Priestersproß Tschernyschewskij, dessen Sehnsucht immer nach Frankreich, „dem Vulkan Europas", blickte: ob nicht ein Rauchwölkchen neuen Gluthausbruch ankünde. (Der selbe Kopf bewunderte in Deutschland eigentlich nur Lessing, der doch so grimmig gegen den Geist Frankreichs gewüthet hatte: wieder ein Beweis für die Fähigkeit russischer Seelen,

zwei einander feindliche Gefühle zugleich zu umfangen.) Nikolai Konstantinowitsch Michajlowskij, der bis in das Jahr 1904 gelebt hat, schrieb nach Sedan: „Deutschland träumt nur von ‚Ruhm' und ‚Größe' und strebt in Weltherrschaft. Für lange Zeit noch ist dem Krieg fette Weide gesichert und Europa wird von blutigem Schauspiel, von Kanonengedröhn und vom Aechzen Sterbender noch in Jahrzehnten überfallt werden." Mit heftigerem Ungestüm wendet Saltykow-Stschedrin, Rußlands stärkster Satiriker, sich von dem deutschen Machtwillen. W eder, schreibt er, wirst Du, armes Frankreich, das Opfer! Du schufest das Sehnen nach der Freiheit, schufest die Freiheit selbst: aber Mecklenburg-Strelitz nennt Dich, weil Dir die Schuld anhaftet, nicht für ‚Ordnung' gesorgt zu haben, das Heim der Dummköpfe. Bist Dus nicht? Ein in Mecklenburg, Meiningen, Hohenzollern Geborener vergeudet seine Zeit nicht an die Ausformung von Gedanken, die nicht ihm allein nützen können; und muß in Einem, der einer Welt Riesengedanken hinwirft, den Dummkopf sehen. Du, Frankreich, lebst und stirbst für große Grundsätze. Den Deutschen ist die Knüpfung des Bundes zwischen Gaunerei, Schieberei und Patriotismus gelungen. Während Dein Leib von den Krämpfen politischer und sozialer Erkenntniß geschüttelt ward, spannen sie ihre Plänchen aus und sorgten, mit ihrem Dutzendverstand, nur für sich selbst."

Das Herz spricht für Frankreich; das Hirn wird von den Stoffen deutschen Geistes genährt. Die Linie russischer Staats- und Gesellschaftkritik läuft von Hegels „Algebra der Revolution" über Feuerbach zu Marx und den Vätern seiner gottlosen Kirche. Einmal nur hat in neuer Zeit ein nicht dem Zarismus pflichtiger Russe mit weithin wirksamer Wucht sich gegen französische Auffassung seines Heimathwesens gewandt: Herzen in dem Brief an den Historiker Michelet. Doch Herzen (den Namen gab ihm, als einem „Kind der Liebe", einem „natürlichen" Sohn, sein Vater, der urrussische Edelmann Jakowlew, der ihm und seiner Mutter mit stetem Hohn über das ungesetzliche Verhältniß das Leben vergällte) wurde zwar von Franzosen erzogen und in die Bewunderung der Voltaire und Beaumarchais gestoßen, war aber auch der Sohn einer lutherischen Schwäbin, lernte von ihr Schiller schwärmerisch lieben und trat durch Schellings Pforte in den Vorhof deutscher Philosophie. Trotz vierjährigem Leid in Sibirien (welchen

Russen hats gegen Rußland gewaffnet?), trotzdem er zwanzig Jahre, als reicher Erbe, im Ausland lebte und in London seine Zeitschriften, den „Polarstern“ und die weltberühmte „Glocke“ (Kolokol), herausgab, blieb die Seele des Mannes dem Vaterland innig treu. Sie hat geschwankt, von den Schreckensmännern, sogar von dem alten Genossen Bakunin sich zu sanfterer, in Christenmilde getönter Gemüthsart bekehrt; nie aber lange an Rußlands Zukunft zweifeln gelernt. Und er kannte, als ein eher Zugelassener als Zugehöriger, das Reich des Zars, der nicht im Europäersinn Monarch, Herr eines auf Kirche und Feudalkaste gestützten Thrones ist, sondern Hordenkhan, Ostpapst und Diktator; und der gehen wird, wenn das Volk ihn gehen heißt und die Zeit erfüllt ist. Wieder die Frage: Wann ist sie erfüllt? Noch nicht, antwortet, den Nichtsalsrevolutionären zu Aergerniß, Herzen. Nie, schreibt er an Michelet, werden wir eine Vernünftlerreligion (Luthers, Hussens, Calvins), nie eine konstitutionelle Monarchie mit Richtern, Abgeordneten, Polizeibütteln Seiner Majestät, nie das Juste Milieu Eurer Guizot haben; denn die Gemäßigte Zone dieser „richtigen Mitte“ ist nicht unser Klima. Freilich: die Natur macht keine Sprünge. (Auch, könnte man Herzen hier fragen, Rußlands nicht: die aller Uebergänge spottet und aus Eis bunte Pracht hervorzaubert? Herzens Wiederholung des leibnizischen Lieblingssatzes kam wohl aus dem deutschen Mutterblut.) Wir Russen dürfen weder Staat und Kirche, Eigenthum und Familie schon, wie unnützen Tand, wegwerfen noch im Narrenhaus der Reaktion weiter seelisch darben und frieren. Staatsstreich und verwegenes Attentat hilft uns nicht; kein Iwan und kein Attila; die Guillotine nicht mehr als die Knute. Ehe das Außen frei sein kann, muß das Innen frei werden. Sogar unser Adel ist nicht wie der Europas; im Wissen, also im Zweifeln, auch am eigenen Vorrecht, viel weiter vornan. Im Aufstand der Dezembristen (1825), dessen Erwirker die alten Fürstennamen Turbetzkoi, Obolenskij, Wolkonskij, Bariatinskij, Shakowskoj trugen, hat dieser Adel seinen Muth zu Neuem, in dem Endkampf um die Leibeigenschaft (1858 bis 61) seinen Willen zu nothwendigem Opfer bewährt. Er glaubt, als Gesammtheit, nicht an sein Recht auf den Ackerboden. Dem Bauer ist dieser Glaube Religion. Mit unserem Mushik, unserem „Mir“ (Bodenbesitz und Selbstverwaltung der

Dorfgemeinde) und „Artel“ (Arbeit- und Gewerbsgenossenschaft), die Asien uns seit Urväterzeit vererbt hat, können wir die Verwirklichung des Sozialismus wagen, zu der Westeuropa sich 1848 als unfähig erwies. Dies ist unser. Und wir haben keine Katholische Kirche und eine noch schwache, kaum mitzählende Bourgeoisie. Nur geduldig und thätig müssen wir sein; warten und arbeiten. Die alte Lüge ausjäten, aber nicht neue pflanzen. Ueber eine schmale Brücke hin auf „das andere Ufer“ gelangen: in das Reich der Bruderliebe, der persönlichen Freiheit und Menschenverständigung, das nicht Paradies noch Hölle ist und in dessen Grenzen nur das eigene Gewissen, nicht ein Himmelsbeamter, lohnt und straft. Wann? Der Glöckner schreibt an den Sohn: „Noch nicht. Der Mensch von heute, der traurige Pontifex Maximus, den wir vor uns sehen, sollte nicht, wie vor ihm mancher Hohepriester, Offenbarung verheißen. Er kann nur zum Bau der Brücke mithelfen. Beschreiten wird sie, ans andere Ufer gelangen erst ein noch Unsichtbarer, von uns Unahnbarer, wenn die Zeit erfüllt ist.“

Ist sie? Ein Maximum wird gefordert und die Pfründe des Pontifex Maximus nicht wieder besetzt. Herzen, der im Januar 1870 in Paris starb, den Krieg und die Annexion von Elsaß-Lothringen, aus der das Schicksal, das Leid Europas kam, nicht mehr sah, konnte manchmal noch gerecht gegen Deutschland sein. Kaum Einer nach ihm. Die Rache des deutschen Geistes war, eine ungewollte, unbewußte: die Härtung, Verschwielung der Seele aller nach Lebenserneuung eifernden Russen. Vor bald hundert Jahren ließ Puschkin (in „Eugen Onjegin“) den schönen Wladimir Lenskij aus Deutschlands Nebeldämmerung, von ernsten Kantstudien mit einer „Göttingerseele“ heimkehren; und aus diesem Jüngling schlägt eine Flamme, aus seinen langen schwarzen Locken wirbelt Sturm ins Vaterland. Der Westler und Realist Turgenjew stellt, in neumodischer Tracht, Mannesjugend ähnlichen Schlages seinen Bezarows gegenüber, den echten, von keinem Einfluß berührten Russen des „Nitshewo“ (Nichts), die er, weil sie nichts glauben, vor bewährtem Grundsatz, Ehrwürde, rechtlich erworbenem Ansehen sich niemals beugen, Nihilisten tauft. Ihr Nitshewo ist der russische Sonderausdruck des indo-arischen Nirwana, das diesseits von Gut und Böse webt, noch nicht die Wehen der Sittlichkeit kennt, vor dem Dunkel der Moralwelt, vor der Allgewalt des Stoffes

und seiner sichtbaren und unsichtbaren Kräfte erschaudert. Birgt in der Angstkapsel aber die Tschandalawuth der unterworfenen Kaste, den in Dumpfheit lauernden Zorn des Erniederten, ewig Getretenen, der die übermüthig feindliche Welt, ihm die grausestе Hölle, zerstören, das von Göttern und Herren ihm bereitete Fegfeuer mit einer Sintfluth ausschwemmen möchte. Wann wird die Zeit zu solchem Vernichtungwerk, endlich, reif? Nitshewo! Weiß nicht. Warten. Der Nihilist wirft, vielleicht, eine Bombe, freut sich der Möglichkeit, „einen Mandarinen zu töten"; merkt dann, daß solches Thun nicht nützt: und zieht wieder die Inderschlafdecke des Nirwana, des Nicht-Wollens (Tolstoi) hoch über den Kopf. Bakunin, der in Berlin studirt hat, schi t ihn grimmig. „Wärest Du warm oder kalt! Weil Du aber lau bist, will mein Mund Dich ausspeien. Bist Du ein Vollmensch? Nichts glaubst Du inbrünstig; weißt nicht einmal klar, was Du willst. Dürftest mit Dir nicht zufrieden sein. Die Denkseuche hat Dich zermürbt; hat Dir den Willen gelähmt. Weil Du zu viel gegrübelt, auf jeden Widerspruch gehört hast und zu Dir selbst in Widerspruch gerathen bist, wurdest Du, was nun vor uns steht: das arme, traurige Kind einer armen, traurigen Zeit." Die Marxisten, die der neurasthenisch Zerstörungsüchtige eben so wild bekämpft, bringen in ihrem vom Gemisch deutschen und jüdischen Blutes pulsenden Geist das Serum gegen die Seuche. (In Deutschland selbst wird ihm durch die Alltugend, das Durchschnittslaster und Volkheitideal der „Tüchtigkeit" die Heilkraft geschwächt.) Die Verschwörergeste, die Geheimbündelei sinkt in Verruf. Marx hat die Terroristen wahre Helden, ihre Taktik das Kind der Nothwendigkeit genannt? Aus Nothwendigkeit wurde sie, höchstens, in finsterer Nacht, die Tollköpfe, nicht zäh wachsame Männer, Muthverzettelung, niemals einen kräftigen Volkswillen gebar. Wera Sassulitsch selbst, die 1878 auf den Stadthauptmann Trepow geschossen hat, wendet sich schroff nun wider die Genossen, die von neuem Schrecken Heilwirkung erwarten. Nicht der Einzelne, schreibt sie, sondern die von Einzelnen (die in ihr, nicht für sie handeln) hingerissene Masse ist zur Befreierthat ausersehen; nicht Rache und Abschreckung brauchen wir, auch nicht eine Abschrecker-Bureaukratie, die dem Muth und der Wuth Einzelner Ziele zeigt, sondern den gewaffneten Volkswillen, aus dessen Kampf und Sieg die

Volksfreiheit werden kann. Das wurde schon gegen die Sauserjugend der Bolschewiki geschrieben. Volksfreiheit (Narodnaja Wolja): Das war auch das Ziel und der Werbename der Terroristenpartei gewesen, die das Werk des alten Geheimbundes „Land und Freiheit“ (Semlja i Wolja), das Werk der Pissarew, Dobroljubow, Engelssohn, Netschajew wieder aufgenommen, im Namen der „Kinder“ von den „Vätern“ Rechenschaft gefordert und in ihr Programm die heißesten Wünsche aus Ost und West gereiht hatte: das Land dem Bauer, die Fabrik, Hütte, Zeche, Werkstatt dem Arbeiter, Volksmiliz, Hoheitrecht des „Mir“ in Verwaltung und Wirthschaft, Freiheit des Glaubens, der Rede, Schrift, der Versammlung und des Gemeinschafthandelns, eine aus allgemeinem und gleichem Wahlrecht erwachsene Reichsduma. Alles, versteht sich, ohne Gossudar oder ihm ähnliches Wesen; ob Einer, wie Herzen, spöttisch von dem „Kaiser Rothschild und dem Bankier Romanow“ sprach oder, wie Netschajew, den Thronenden mit seiner ganzen Familie vors Volksgericht stellen, mit Beil, Strang, Aechtung, Bann strafen wollte: die Partei stand auf der Ueberzeugung, daß die Uhr des Zarismus abgelaufen sei. Mit den aufgepfropften Gedanken des französischen Sozialismus, mit den Organisationen der Bauern, Stadtarbeiter, Studenten, mit der „Himmelskanzlei“ (die für falsche Pässe sorgte), anderen Gruppen zum Zweck der Staatszerrüttung und mit dem ganzen Aufgebot tollkühner Abschreckungthat hatte die Partei doch so wenig erreicht, daß Weras Abkehr von ihr begreiflich wurde. Ihre Häupter waren noch allzu russisch. (Auch der Staatsanwalt Konij wars, der von den petersburger Geschworenen den Freispruch der Sassulitsch erlangte, trotzdem sie auf den Stadthauptmann, während sie ihm eine Bittschrift hinhielt, geschossen und ihn schwer verwundet hatte. War nicht Trepows unverzeihliche Schuld die Auspeitschung eines dem Fräulein seelisch nahen Studenten im Kerker? Dieser Schuld entwickelte Konij den unhemmbaren Drang nach Sühne. Und der muthige, phantasievoll feine Jurist kannte, auf der Spur Dostojewskijs, des Verbrechers Raskolnikow und des Untersuchungrichters Porphyrius, ein Reformator des russischen Strafrechtes und Oberprokurator am Höchsten Gerichtshof werden. Ganz leicht, mit Schlagwörterschlüsseln, war Rußlands Räthsel niemals zu lösen.) Die in Marxens Schule

Gehürnten, die weder, wie Bakunin, Zaren der Revolution („Attilas“: sagte Herzen) noch, wie Bazarow, nur an Dampfkraft, Telegraphie und zuckende Froschschenkel glaubende Nihilisten sein wollten, schaufelten nüchtern kräftiger Vernunft eine Bahn durch das braune Gewölk der Mystik; nahmen die Terroristen sanft beim Ohrläppchen und lehrten sie erkennen, daß von Evolution oft mehr als von Revolution zu hoffen ist. Die Aufklärer- und Erzieherarbeit Plechanows, Struwes und ihrer Gefährten ist unverwischbar. Plechanow weiß, daß aus dem „Nitshewo“ nichts werden, aus Nihilismus niemals Frucht sprießen kann; und bleibt eben so bewußt der Grenzen, in denen blind wüthende Gewalt zu wirken vermag. Er schämt sich nicht, das Menschenbedürfniß nach Ethos, nach sittlicher Rechtfertigung allen Wollens und Handelns zu bekennen; und steht lange sinnend vor der Doppelfrage Roptschin-Sawinkows: Darf ich jemals und wann darf ich einen Menschen töten? Die Antwort des Dichters, Nothwendigkeit der That entbinde nicht der Pflicht, deren abscheuliche Grausamkeit als Schmach zu empfinden, genügt dem aller Skepsis und Gefühlssplitterung feindlichen Marxisten nicht. Weil er, dennoch, den ersten Theil der Frage nicht offen bejahen, den zweiten nicht mit einer Liste erlaubter Morde beantworten will (oder: kann), rettet er sich unter das Nothdach des „geschichtlichen Prozesses“, der zwischen den Wahrern überlieferter Ordnung und den Kämpfern für politische und wirthschaftliche Freiheit noch schwebe und in dem, wie in jeder guten Tragoedie, nach Hegels Wort, jede Partei im Recht sei und Opfer nur, niemals Schuldige fallen. Muß dieses (aus Worten bereitete) Denksystem, das nur an den Nachtheil der Historie für das Leben erinnert, nicht den Terrorismus ablehnen, der weder Schuld strafen noch das tragische Geschehen hemmen, auch nur umbiegen kann? Plechanow baut rüstig an der von Herzen ersehnten Brücke; hofft aber wohl selbst nicht, sie noch zu betreten, gar über sie hin zu schreiten. Das „andere Ufer“ ist das Abraham verheißene Heilige Land, das bessere Jenseits der Christenheit. Und der Glaube an die Allmacht der Evolution, der keiner Hilfe bedürftigen Entwickelung morscht im Troß den Zimmererwillen.

Schon aber ist, wie im Thebanerland aus den Zähnen des von Kadmos erschlagenen Drachen des Kriegsgottes Ares, aus Marxens Samen dem Geharnischten ein Geharnischter als Feind

erstanden. Wladimir Iljitsch Uljanow-Lenin hat zum Streich gegen Plechanow ausgeholt. Er findet ihn eben so lau, wie Bakunin einst die Väter der Nihilisten fand. In der Firnluft der Theorie, im Salamanderfeuer des Kampfes für den marxischen, von den in Fichtes Schatten fechtenden Bürgerphilosophen bestrittenen Materialismus mag man zusammenstehen; die Aufgaben des Dämmermorgens, des hellen Tages befehlen saubere Trennung. Kehrt Lenin auf den Weg zurück, den Wera Sassulitsch, weil er nicht ans Ziel führe, an dem Kreuzpunkt des Jahres 1902 verließ? Vor dreizehn Jahren hat ihm die kluge, gründlich gebildete (und drum von Thoren aller Farben bewitzelte) Frau Luxemburg vorgeworfen, daß er Recht und Macht der Arbeiterklasse, des allein zu Schicksalsgestaltung berufenen Massen-Ich, verachte und sein eigenes Ich thronen und herrschen lasse; aus Eitelkeit also (Das spricht die Genossin nicht aus) nach der Krongewalt des Gegen-Zars lange. Daraus müsse neue Enttäuschung, nicht des Thronforderers nur, sondern auch des verleiteten Volkes keimen: denn der knutende Zar werde stärker als der streichelnde sein. Das stand in der „Iskra", dem Blatt der Menschewiki, denen zuerst auch die jetzt alltäglich als Organ der Bolschewiki genannte „Prawda" (Wahrheit) diente. (Beiden Parteien, deren jede als Oberbau Geheimbünde verdeckte, war das leiseste Lebenszeichen, der sichtbare Ansatz zu Organisation verboten; beider Zeitungen aber erschienen pünktlich. In der Ersatz-Seele russischer Censoren selbst gähnt der Doppelabgrund; selbst sie konnten zwei ganz verschiedene Gefühle zugleich hegen.) Lenins Schlitzauge mag höhnisch gelächelt haben, während er den heftigen Tadel las; gewiß hat keines Aergers Pflugschar das Ostasiatengesicht gefurcht. Was schreit die Frau? Sie ist zu lange von Rußland fort, zu fest in berliner Boden eingewurzelt, kennt unsere Menschen, Knechte und Herren, nicht mehr; und meint, mit Bakunins (aus einer Demuthsstimmung oder aus Taktikerschlauheit gezeugtem) Rath, ins Volk zu gehen und des Volkswillens Werkzeug zu werden, sei Alles abgethan. Ihre Weissagung vom Sieg der Knute könnte Wahrheit werden, wenn ein richtiger Zar in derber Faust den Stiel hielte; Iwan, Peter, Katharina, allenfalls der dritte Alexander, nicht Nikolai Alexandrowitsch. Der! Oblomow mit der Mütze des Monomachos. In jedem Hauptzug das Eben-

bild des traurigen Helden in Gontscharows Meisterroman; das reine Gemüth, die geduckte Neigung in Zärtlichkeit, die Angst vor dem Leben, der Graus vor allem Neuen, Ungewohnten, die Willenslahmheit, die den Wunsch, wohlthätig ins Allgemeine zu wirken, nie kräftig ausschreiten, nur beim Richtfest von Luftschlössern sich heiß tummeln und verschnupft, stockheiser heimkehren läßt: Ilja Iljitsch härmt sich unter Ruriks Wikingerkrone. In lichten Stunden hat sich Nikolai sicher, wie Ilja, seiner trägen Unthätigkeit ehrlich geschämt; blinzelte er schaudernd wohl in sich hinein, in die dick bekränzte Gruft, die all sein frommes Wünschen und gutes Trachten früh verschlungen hatte. „Vorwärts gehen oder stehen bleiben: diese Frage dünkte ihn tiefer als Hamlets nach Sein oder Nichtsein.“ Gontscharows Wort könnte irgendein Witte über Nikolai gesprochen haben. Den weht ein Schauerwindchen um; und einer der ganz oder halb Deutschen, die er scheu, wie Oblomow seinen Gutsverwalter Stolz, bewundert, kann auch von ihm dann sagen: „Er war nicht dümmer als mancher Andere und seine Seele glich in zarter, durchsichtiger Reine einem dünnen, edlen Glas; doch die blöde Oblomowerei hat ihn ausgehöhlt und in Scherben zerstört“. Weil er nicht Selbstherrscher ist, kann er auf dem Thron nicht dauern. Versucht mans nach ihm mit Juste Milieu, Bourgeoisverfassung, Oktobristen, Kadeten, mit der Zuwage von „gelernten“ Patrioten aus dem Menschewiki-Sumpf: um so höher blüht bald danach unser Weizen. Wenn unsere Donnerlegion ein Herr führt. Den, Frau Luxemburg, verlangt das Russenvolk, das, trotz Mir und Artel, Semstwo und Duma, trotz eingeborenem Kommunismus und angezüchtetem Rebellenhang, von harter Herrnfaust in sein Glück gezwungen sein will. Und Einen, der sich zu solcher Herrschaft, nur gegen Widerspänstige unerbittlich strenger, auserwählt weiß, soll ihre schrille Weibsstimme kirren? Nach dem Japanerkrieg, der die Vorfrucht der Revolution reift, nach der (jedem Bolschewik willkommenen) Auflösung der ersten Reichsduma folgt Lenin der Losung Herzens: Warten und arbeiten. In dem um Menschheit entbrannten Krieg wünscht er die Niederlage Rußlands, dem doch die Demokratien des Westens verbündet sind. Sein Wunsch wird erfüllt; und seine Rechnung ist richtig. Unausrodbares Oblomowthum läßt Nikolai nicht in den Entschluß klimmen, durch die Gewähr Parlamentarischer Re-

girung und durch die Sühnopferung aller Protopopows seinen Glanz zu fristen. Daß er jählings vom Thron stürzen werde, ahnt Niemand. Am Tag der Abdankung, die ein menschlich mächtiges Wort, ein den Zar bezeugender Gestus, zweistündige Ueberwindung der Oblomowtschina ihm noch ersparen könnte, ist der Rechtsanwalt und Abgeordnete Kerenskij harmlos vergnügter Gast einer Baltenfamilie. Nicht lange danach Erbe der Lwow und Miljukow, Brussilow und Alexejew. Diktator und Generalissimus. Danton, Carnot, Hoche; morgen vielleicht Bonaparte. Alles in Allem. Ein von zwei Welten bestauntes Feuer. Die Kalmykenlippen Lenins, der ihn nun nah sieht, dehnen sich zum Lächeln eines verschmitzten Triumphators. Ein Feuer? Höchstens eines Johannes, das dem Heiland auf die reingefegte Tenne leuchtet. Fiebersbrand, der Kräfte verzehrt, nicht verjüngt. Irrlicht, das geschäftig hin und her hüpft, aber nicht wärmt noch zündet. Kriminalanwalt: das „gemiethete Gewissen" einer Sündergesellschaft. Nicht einmal der Internationale vermiethet! Die für Stockholm geplante Sozialistenkonferenz kann er nicht durchsetzen; diesen ersten Stein, den die Bolschewiki auf seinen Weg wälzen, nicht zum Brückenbau nützen. Mit dem Bescheid, erkämpfter, nicht erschwatzter, erwinselter Friede sei ihres Wunsches Ziel, schicken ihn die Bundesgenossen heim. Meinte ers redlich mit Frieden und Volk, er hätte sich wuchtiger gegen die barsche Absage gestemmt, fester auf seinem Partnerrecht gestanden. Doch nur um den Machtbesitz lodert, in fiebernder Eifersucht, sein Feuer. Hat er dem Grundherrn das Land, dem Kapitalisten das Geld, der Kirche, den Klöstern die Edelsteine und Perlen, die Milliarden ungemünzten Goldes genommen und Alles dem verschmachtenden Volk hingegeben? Nein. Zaudert er vor der Wahl der Constituante, die das Reichsgrundgesetz beschließen müßte und ihn von der Aemterhäufung entbürden könnte? Noch immer. Und er hält, für den Nothfall, den Gottorp-Romanow in der Nähe. Drechselt vor, wechselt mit allen Würdenträgern verseuchter Bourgeoisstaaten Komplimente. Der möchte uns vorlügen, daß er die Zunge, das Schwert der Trudowiki sei, der in härtester Arbeit Fronenden? Schon ist das dicke Fell seiner Seele mit den Pestflecken des Imperialismus gepardelt. Ein Verräther! Mindestens, auf seine besondere Weise, auch ein Oblomow; nur einer, der hinter unstetes Irrwischwesen die verkrüppelte Schöpferkraft birgt. Was gilt die Wette? Der

allmächtig Scheinende merkt gar nicht, daß wir seinen Sitz unterhöhlen, und wähnt sich noch ungefährdet, wenn das Seil unseres Rächerwillens sich schon zur Würgschlinge knotet. Jetzt oder nie. Die Zeit ist erfüllt. Semlja i Wolja! Land, Freiheit, Friede: danach lechzt Rußland. Morgen muß das Maximum Erreichniß werden. Klingen Euch nicht die Glöckchen? Wie auf Sturmfittich rast die Troika. Lenin schwingt sich auf den Lenkersitz.

Am Ziel?

Der Teufel weiß, wie lange er ihn auf dem schwanken Sitz lassen wird. Wunderlich Scheckige saßen schon drauf. Stenka (Stephanchen) Rjasin, der tscherkessische Kosak, der 1667 gegen die Wojwoden des moskauer Zars aufstand, rasch der Hort aller Elenden und Gedrückten wurde, nach der Opferung seines persischen Liebchens in den Mutterschoß der Wolga die Städte Zarizyn, Astrachan, Samara, Saratow, Simbirsk eroberte, jedes dem Mushik, dem Gewimmel schwarzer Männchen angethane Unrecht ohne Erbarmen rächte, alles Land, Vieh, Geräth, kirchliches, staatliches und privates Eigenthum jeglicher Art unter das Volk vertheilte, die Statthalter des Zars durch die kosakische Hundertschaft ersetzte und als Befreier bis nach Nishnij Nowgorod zog. Nach dreijähriger Herrlichkeit wurde er zu Tod gemartert. Lebt aber als Held, als Schöpfer der freien, von absetzbaren Vollstreckern des Volkswillens verwalteten Kosakengemeinde heute noch im Lied. Auch Pugatschew war Kosak und wurde im dritten Glücksjahr in Moskau geviertheilt. Vom Don stampfte er 1773 nordwärts, gab sich für Peter den Dritten, Katharinens (erdrosselten) Mann, dem er ähnelte, aus, löste ringsum alles Volk aus Knechtsjoch und Leibeigenschaft, ließ beamtete Erpresser, grundherrlich schwelgende Leuteschinder hinken, schlug die Generale der Kaiserin, nahm Städte und Festungen und erlag erst dem Verrath, der ihn in Bibikows Hand lieferte. Dieser merkwürdig kluge General spricht nach seinem Sieg über das Rebellenheer: „Wichtiger als Pugatschew ist die allgemeine Unzufriedenheit Rußlands, deren Schwert er geworden ist.“ Frucht vom Baum der Erkenntniß. Katharina nascht nur davon. Ihre Freie Volkswirthschaftliche Gesellschaft beplaudert ja seit zehn Jahren diese lästigen Landfragen, hat für die besten Antworten sogar Preise ausgeschrieben und wird schon in Klarheit kommen. Den Kosaken, deren Frei-

hen in Frechheit ausgeartet war (sie schleppten überallhin drei Gurgen mit, an deren jedem ein Edelmann, ein Jude und ein Hund hing), hatte die Kaiserin das Vorrecht der Hetmanschaft genommen. Nun waren sie, dennoch, wieder die Kerntruppe der Heerschaar, die Pugatschew auf den Thron setzen wollte und unterwegs fast sechzehnhundert Grundbesitzer erschlug. Die Unzufriedenheit wird mählich schwinden, Groll der Dankbarkeit weichen. Nein. 1825: die Dezembristen. 1877: der Mushikaufstand im Bezirk Tschigirin (wo eine in der Himmelskanzlei gefälschte Allerhöchste Botschaft den Eifer dunkler Herzen flügelt). Dazwischen das Pendeln von Nihilismus zu Terrorismus, von Blanqui zu Marx. In schwarzer Stimmung hat Bakunin gestöhnt, in Rußland sei nur Wirkensraum für stramme Banditen vom Schlag Rjasins und Pugatschews. Deren Namen hat der Geheimbund Sem'ja i Wolja auf seine Werberstange gehißt. Saust Lenin, der aufbrüllte, wenn man ihn Verschwörer hieß, auf ihrem Höllenweg ins Weite? Wie lange hält sein Arm die drei Pferde im Zaum?

„Und ich sah ein weißes Pferd; dessen Reiter hatte einen Bogen, trug eine Krone und zog als Sieger aus, im Glanz wieder zu siegen. Auf einem feuerrothen Pferd saß ein Reiter, dem ein großes Schwert gegeben war, daß er den Frieden von der Erde nehme und die Menschen einander schlachten lasse. Eines schwarzen Pferdes Reiter hält eine Wage; und während er sie schweben ließ, erscholl eine Stimme: ‚Ein Maß Weizen für einen Groschen und drei Maß Gerste für den selben Preis; und schonet des Oels und des Weines'. Danach aber kam ein fahles Pferd; dessen Reiter hieß Tod und das Totenreich schlotterte hinter ihm drein. Den Vieren ward Macht verliehen, durch Krieg, Hungersnoth, Pest und entmenschte Thierheit den vierten Theil alles Erdwesens zu tilgen. Vier von den Siegeln am Buch des Thronenden hatte das Lamm nun gelöst. Da es das fünfte Siegel aufbrach, sah ich unter dem Altar die Seelen Derer, die getötet worden waren, weil sie an Gottes Wort hingen und für ihn und sein Wort zeugten. Mit starker Stimme riefen sie: ‚Wann, Herr, wirst Du in heiliger Wahrhaftigkeit richten und an Denen, die auf der Erde wohnen, unser Blut rächen?' In Weiß wurde ihrer Jeglicher nun gekleidet und in Geduld ermahnt: daß sie still warten und ruhen möchten, bis ihre Brüder und Mitknechte ihnen gesellt seien, all die Menschenschaaren, deren Leben auch hingemäht werden solle. Nach

dem Bruch des sechsten Siegels aber bebte die Erde, gräulich schwarz, wie ein härener Sack, ward die Sonne, blutigroth der Mond, wie Feigen von dem Baum, den unbändige Windsbrut schüttelt, fielen die Sterne vom Himmel, der dem Auge zu schrumpfen schien, wie Pergament in der Hand, die es einrollt. Also aber bebte die Erde, daß Berge und Inseln aus ihren Grundfesten bewegt wurden. Und die Könige, die Großen, Reichen, Häuptlinge, Gewaltigen der Erde, alle Freie und alle Knechte verkrochen sich in Klüfte und Felshöhlen und ächzten zu den Gipfeln des Gebirges empor: ‚Fallet über uns und berget uns vor dem Angesicht Dessen, der droben thront, und vor dem Zorn des Lammes; denn anbrach der Tag seines großen Zürnens: und wer kann bestehen?'" Aus dem Sechssiegelkapitel der Offenbarung Johannis wählte Ropschin seiner ersten Zweiflernovelle Titel und Motto. Wer kann bestehen? Der aus blendender Finsterniß in reine Helle schreitet, mit Stumpf und Stiel allen Haß aus dem Herzen reißt und, ernsthaft froh, sich in den Entschluß hebt, in allem von Gottes Athem Erschaffenen den Bruder zu lieben. Sehnt Lenin sich auf den selben Pfad? In Rußland, das sein größter Dichter so oft „ein Naturspiel" genannt hat, kann auch ein strenggläubiger Marxist, ein von Brandruch umwitterter Sozialdemokrat selig werden, sich in Heiligenwürde verklären. Aus der selben Schule und Windrichtung kamen die Männer, die nach der Herausgabe ihres Sammelbuches „Grenzpfähle" in dem Dankbrief des Erzbischofs von Wolhynien lasen, ihr Werk habe ihn erbaut und wieder an Rußlands Gesellschaft glauben, auf ihre Bereitschaft zu Buße und Seelengemeinschaft mit dem Volk hoffen gelehrt. „Dem russischen Menschen ist die Himmelsthür immer offen. Ihr, ruft Saltykows Gassenjunge den Deutschen zu, habt dem Teufel Eure Seele für einen Groschen verkauft, wir haben sie ihm umsonst gegeben und können sie stets drum auch zurückfordern!" Freilich: die Empfänger des Hirtenschreibens hatten zu Umkehr vom Marxismus zu Idealismus gerufen (ohne ihre Ueberzeugung von der Nothwendigkeit wirthschaftlicher Entwickelung abzuschwören). Ob der gern Schweigsame, der dem Rath der Volkskommissare vorsitzt, solche Umkehr besinnt? Dem Schwarzweißbild des herrschsüchtig Eitlen, das Frau Luxemburg zeichnete, will er wohl nicht mehr gleichen. Sein Gehilfe fürs internationale Geschäft, Herr Braunstein-Trotzkij, scheint aller Mystik, allem Mythos-

glauben so siriusfern, wie einst Herr Rothstein war, Wittes höllisch kluger und himmlisch witziger Helfer. (Von Rothstein zu Braunstein: ein auch Europäern lehrreiches Buch russischer Geschichte.) Schließt der auf seinen, auf Marxens „historischen Materialismus, den Glauben an die wirthschaftliche Bedingtheit alles Geschehens, Stolze den Doppelabgrund, stellt sich, mit freiem Volk, fest auf den freien Erdgrund und ordnet, als baumeisterlicher Mann, die Tief- und Hncharbeit zu der Brücke, die ans andere Ufer führen soll? Ist er Lenins, ist Lenin sein Hirn? Vor und hinter der rasenden Troika ist solchen Fragen keine Antwort zu finden. Jetzt hält sie; die mageren Klepper sind nun doch müde geworden. Ein Schattenfuhrknecht schirrt vier Pferde vor; Schimmel, Rappen, Fuchs an die Deichsel, den Falben ins Joch. Geht die Taumelfahrt vierspännig weiter und soll das Sinnbild der Troika, des Dreiflügelgefährtes, von acht Hufen aus dem Volkserinnern gestampft werden? Dieser Frage wird Antwort. Der Lenker, Lenin oder Trotzkij, springt vom Teufelsbrett und strängt ein Gäulchen ab. Den Falben. Dessen Reiter war einst der Tod und das Totenreich schlotterte hinter ihm drein. Mit solchem Roß fährt Rußland schlecht. Auch ging er im Joch. Keiner solls fortan. Weder Mensch noch Thier ohne unzähmbaren Raubtrieb. Alle frei, Alle gleich an Recht, Habe, Macht, Würde. Marxismus wird (oder war immer?) Idealismus. Die Zeit ist erfüllt. Lasset, über die Silberschellen des Fittichwagens hin, von allen Türmen die Glocken läuten: dem neuen Gott, der den Tod überwand und das letzte Odemswehen aus dem Höllenschlund drosselte. Weil das Frevelspiel mit Leben und Tod durch dunkle und helle Jahrhunderte fortspukte, auf Rußlands Brust ewig die Albenfrage lag, ob und wann die Staatsgewalt, der Einzelwille töten, zu Tod quälen dürfe: deshalb wurde, von Rjasin bis auf Lenin, Revolution; nicht, weil eines Zufallszars Heer, nach stattlichen Siegen, im Industriekrieg geschlagen wurde. Die letzte Kugel ins unfromme Auge des fahlen Pferdes. Dann nie wieder Waffen. Ringsum schluchzt eine von Waffenthat sieche Menschheit. Für sie entbrennt der Mensch in Gluth, wie die Welt keine je sah. Wartet thätig: morgen ruht der Tiger friedlich neben dem Reh und der Gemordete steht auf, seinen Mörder zu umarmen. Rüstet für Tote und Lebende weißes Gewand und rufet aus Kluft und Höhle die Scheuen. Lasset, Völker, in neuer Ehrfurcht uns Raum. Wir können bestehen. Die Zeit ist erfüllt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 22/29. Dezember 1917.

Neu-Jerusalem.

Die Stadt des Friedens.

Ueber den Mauern von Jerusalem kann in dieser Weihnacht zum ersten Mal wieder die Kreuzfahne, das Labarum des Großen Konstantin wehen; das von christlichem Kriegergeist geborene Banner. Von dem Querbalken, der die lange, ungeschmückte Lanze durchschneidet, wallt ein Seidenschleier herab, dem die Bilder des regirenden Kaisers und seiner Kinder eingestickt sind. Die goldene Krone, die von der Lanzenspitze funkelt, birgt das geheimnißvoll ehrwürdige Monogramm, zu dem die Anfangsbuchstaben der Namensworte Jesus Christus sich dem Kreuzeszeichen einen. Fünfzig Kriegern von bewährter Tapferkeit und Treue hatte der Caesar Augustus, dann der oströmische Basileus die Bewachung des Palladions anvertraut; fünfzig durch höheren Sold und Rang aus der Reihe gehobenen Männern, die das Labarum in die Schlacht wider die Feinde des Christus trugen und unter dem Schleierschirm sich unverwundbar glaubten. Wird blonden Briten nun, weil ihr Heer, als die Herzmitte zwischen französischen und italischen Flanken, die Hauptarbeit für die Eroberung Palästinas (und Mesopotamiens) hat, die Wacht am Labarum zufallen? Daß es über Jeruschalajim wieder wehen dürfte, ist ein Ereigniß, dessen Sonnenaufgang keine Erdgeschichte je vergessen wird. Die bunte Biographie der Stadt, aus der Mohammed, nach gerade vier Jahrhunderten kaum noch angefochtener Herrschaft, vor den Feldzeichen des Gekreuzigten wich, ist in tausend Büchern bewahrt worden. Kein späteres spricht von ihr mit so zärtlicher In-

brunst wie das Alte und Neue Testament. „Als Adonai-Zedek, der König von Jerusalem, hörte, daß Josua, nach Jericho, Ai eingenommen und mit Gibeon den von dessen Einwohnern gewünschten Frieden geschlossen habe, sandte er zu den vier Nachbarkönigen und ließ ihnen sagen: ‚Kommet zu mir herauf und helfet mir Gibeon schlagen; denn es hat mit den Kindern Israels Frieden gemacht'. Zu Josua aber sprach der Herr: ‚Fürchte Dich nicht vor ihnen; denn ich habe sie in Deine Hand gegeben und kein Mann von ihnen wird vor Dir Stand halten.' Und Jahwe verwirrte sie vor Israel, richtete eine große Niederlage unter ihnen an und warf vom Himmel große Hagelsteine auf die Fliehenden, deren mehr von den Steinwürfen starben, als unter Schwertstreich gefallen waren. Auch über einundreißig Könige gab der Herr den Kindern Israels den Sieg; und Alles traf ein, wie er verheißen, und fiel kein Wort kraftlos hin von all den guten Worten, die er zu ihnen gesagt hatte. Doch gelang ihnen nicht, die Jebusiter aus Jerusalem zu vertreiben, und leben dort mit ihnen bis auf diesen Tag. Ehe aber Josua, der ins hundertundzehnte Jahr ging, starb, richtete er unter der Therebinthe zu Sichem einen großen Stein auf und sprach zu dem ganzen Volke: ‚Dieser, der alle vom Herrn zu uns gesprochenen Worte gehört hat, sei wider Euch Zeuge, daß Ihr Euren Gott nicht verleugnet'. Und Israel dient dem Herrn." Nuns Sohn, der, als der Wipfel des Stammes Ephraim, Josua, Jeschua, Jesus geheißen wird, hat das von Gottes Gnade aus der Heidenherrschaft erlöste Volk trockenen Fußes über den Jordan geführt, mit der Athemgewalt, die aus den Halljahrsposaunen seiner sieben Priester wehte, am siebenten Tag die Mauern von Jericho in Schutt geworfen und den Arm weithin über das Gelobte Land gereckt; doch die Jebusiterstadt, das Salem der Kanaaniter, aus dem Jerusalem wurde, noch nicht erobert. Melchisedek herrschte, als Priester-König, in der von Israel damals Solyma genannten Stadt, während Abraham, aus Mitleid mit seinem Volke, Lot und anderen Sodomitern, gegen die Assyrer ins Feld zog, mit dreihundertfünfzehn Mann ihr gewaltiges Heer schlug und damit bewies, „daß nicht die Zahl, nur die rüstige Tapferkeit der Krieger Entscheidung verleiht". Melchisedek hat Abraham und dessen Mannschaft bewirthet und mit allem fürs Nächste nöthigen Lebensbedarf ausgestattet. Ein Werk männlich liebrei-

cher Hilfe: davon berichtet die erste Kunde, die aus der Stadt des Friedens bis zu uns schallt Und weshalb hat Josua, dessen altes, tief in Erinnerung tauchendes Auge einunddreißig von seinem Heer besiegte Könige an den Ufern des Jordan sah, die Eroberung Jerusalems nicht unternommen? Noch eine gewichtige Botschaft trägt aus dem selben Weltgewitterloch uns der Wind zu. Was der Herr ins Ohr geträuft hatte, kam von der Lippe des Mosessöglings. „Große und mächtige Völker vertrieb er vor Euch und bis auf diesen Tag hat nie Einer Euch widerstanden, deren Jeder Tausend ins Weite jagt. Wo Ihr aber andere Völker unter Euch kommen lasset, da müssen sie Euch zu Strick und Netz, zu Stachel und Geißel werden; und solche Wendung wird Euch das gute Land nehmen, das Ihr nun habet." So warnte die Stimme, der einen Tag lang, zu Gibeon, das Licht der Welt gehorcht hatte, das Gestirn über finsterer, noch nicht durch Heilandsthat erlöster Welt. Vor Jerusalem sprach Jeschua gegen Annexion fremden Volksbesitzes.

Seine Erben (wann war ein Erbe zu weiser Erwägung des Möglichen so willig wie der Erwerber des Gutes?) haben die untere Stadt besetzt und deren Bewohner getötet; die Mauern der Oberstadt aber nicht zu brechen vermocht. Die Benjamiten haben sich dann mit der Steuer begnügt, die Jebus-Sohn zahlte, und, wie die überlebenden Bürger der Stadt, friedlich ihren Acker bestellt. Erst König David hat, im dreiunddreißigsten Jahr seines Lebens, im dritten seiner Regirung, die Stadt den Kanaanäern entrissen. Die hatten, ihm zu Hohn, die Mauern mit Blinden, Lahmen, Krüppeln jeglicher Art besetzt und dem König gekündet, schon diese Besatzung werde ausreichen, ihm den Einzug zu wehren. Darob schäumt das Blut des Hirten auf, der einst den Goliath schlug; schnelle Wirkung seines Sühnerwillens sei Anderen Warnung und Schreck. Schon steht sein Heer herrschend in der Unterstadt. Die Schwertgewalt, Rang und Sold des Oberbefehlshabers Dem, der als Erster den steilen Abhang erklommen hat und in die Burg eindringt! Aus Allen glüht Eifer; Joab, des Königs Neffe, erringt die Würde des Feldhauptmannes. David zieht in die Burg Zion ein, zwingt die Jebusiter zu schleunigem Rückzug, giebt ihrem Salem den Ehrennamen der Stadt Davids, läßt sie, aus dem Stein, aus dem Cedernholz und von den Baumeistern und Bildnern, die der Tyrerkönig Hiram ihm geschickt

hat, mit einem Königspalast schmücken und umringt Burg und Stadt mit einer neuen Mauer. Fortan ists seine Residenz (Joab, im Frieden, Stadtkommandant); und schöne, vor Tod und Auswanderung bewahrte Jebusiterinnen gebären ihm elf Söhne und eine Tochter. Der Name Solyma (Schutzort), den, nach einer von Flavius Josephus erwähnten Meinung, schon Homer zur Bezeichnung des auf diese Stätte gebauten Tempels gebraucht hat, verschwindet aus der Geschichte. Syrer und Phöniker schaaren sich zu Palästinas Philistern und große Heerhaufen wälzen sich gegen die Macht Davids, den Juda zum König gekrönt hat. Darf er den Kampf wagen? Noch nicht, spricht der Herr: „Wende Dich in den Rücken des Feindes und laß Dein Heer im Walde der Trauer warten, bis Du aus den Baumwipfeln das Geräusch des Schreitens hörst und in windloser Stille der Wald in Bewegung geräth: dann erst ist Deine Stunde. In dem Wipfelrauschen ist der Schritt Jahwes, Deines Gottes, der auszog, die Philister in Deine Hand zu geben." (Von dem Samuel des Alten Testamentes empfing Shakespeare das Macbethmotiv von dem Wald, in dessen Wandeln Entscheidung naht.) Also ists geschehen. Und zur Weihe des Sieges ward von allen Priestern, Leviten und den edelsten Jünglingen die Lade Gottes aus Kariathiarim in Davids Stadt getragen. Wie Epheu um stämmige Mannheit, so rankt Harfenton sich um Posaunenschall. Israel jauchzt seinem Herrn. In dünnem Linnenkleide tanzt David vor der Lade. Und da Michal, Sauls Tochter, also den König hüpfen, inbrünstig im Tanze sich drehen, den König springen sah, verachtete ihn ihr Herz.

Davids Sohn Salomon weitet und schönt die Stadt, reckt, als Schutz und Zier, aus den Mauern hohe Thürme und läßt von syrischen Arbeitern den Prunkbau des Tempels, des Königspalastes beginnen. Zwanzig Monate lang (587) liegt das Heer Nebukadnezars, des Königs von Babylon, vor Jerusalem, in dessen Mauern Hunger und Pest dem Feind verbündet sind. Aus dem Seherhirn des Jeremias strömt schrille Warnung. Sein Vaterland ist das Wort Gottes, ist, was der Bürger hellerer Jahrhunderte Menschheit tauft; und wandelbares Stückwerk sind ihm abgesteckte Grenzen. „Ward das Volk nicht getäuscht, da ihm Friede, ein herrlich langer Friedenstag verheißen wurde? Bis an die Seele dringt ihm nun das Schwert. Von den kahlen Höhen

der Wüste kommt ein scharfer Wind zu der Tochter meines Volkes; wie Sturm sind seine Wagen und die Rosse davor schneller als Adler. Wasche Dein Herz rein, Jerusalem: denn so lange Bosheit in Dir haust, wird Dir keine Rettung. Doch mein Volk ist närrisch und will nicht sehen, daß ihm Zerrüttung naht; Böses zu thun, ist es weise, versteht aber nicht, Gutes zu thun. Durchstreifet die Gassen, suchet die Plätze ab: und findet Ihr Einen, der sich eng ans Recht hält und Treue wahrt, so sei Allen vergeben. Sie aber, selbst wenn sie sprechen: ‚So wahr Gott lebt': dann lügt ihre Rede. Wollet Ihr durch Hunger, Pest, Schwertstreich sterben? Bringet Eure Hälse unter das Joch des Königs von Babel: so nur werdet Ihr leben. Weil Ihr vom Pfad Gottes, der Treue, des Rechtes gewichen seid und alle heiligen Bande zerrissen habt, deshalb ist der Löwe, der Steppenwolf und der Panther wider Euch in feindlichem Bund. Und ist keine andere Rettung als durch Reue, durch ehrliche Reinigung der störrigen Herzen. Unseres Hauptes Krone fiel. Weh uns: denn wir haben gesündigt." Alles sagt er, was werden müsse, voraus; will noch im Kerker, in den er (als ein Traumacher) gesetzt ist, nicht einem stummen Hund gleichen. Breiter aber schleppt der Anhang Hananjas, des Lügenpropheten, nach und viel größer ist sein Maul, das alltäglich wie eines Löwen brüllt. An Stricken wird Jeremias aus dem Gefängniß, daß seine Warnerstimme nie wieder hörbar werde, in eine Kothgrube gesenkt, die fast noch ärger stinkt als Druckschwarz-Ersatz und deren Schlamm ihn bis an die Nasenflügel besudelt. Aus dieser Lebensgefahr befreit den Seher der Wille des Judenkönigs Zedekias, dem sie ein aethiopischer Diener und Günstling gemeldet hat. Zu dem König, der ihn heimlich kommen läßt, spricht Jeremias, als das Gewissen des Volkes: „Du und Dein Haus, Ihr werdet leben und Jerusalem wird nicht in Asche sinken, wenn Du hinausgehst und dem König von Babel die Stadt räumest. Sonst aber wirst Du nicht dem Schwert, wird die Stadt nicht dem Feuer der Chaldäer entrinnen." Hunger und Seuche höhlen die Kraft des Volkes, das dennoch in ausdauernder Tapferkeit rühmlich mit dem wilden Feind wetteifert. Der wüthet grausam in der endlich gefallenen Stadt. Plündert den Tempel, raubt das Gold- und Silbergeräth des Herrn, das von Salomon gestiftete Weihwasserbecken, die Erzsäulen, Leuchter und Tafeln aus lauterem Gold. Auch aus dem

Palast wird Alles geraubt, was gleißt, Zier- oder Nutzwerth hat. Danach: Häufet Feuergarben ringsum; bis die Stadt des Friedens wüstem Erdboden gleich ist. Der mit Weibern und Kindern geflohene Zedekias wird bei Jericho eingeholt und vor Nebukadnezar (Nabuchodonosor) gebracht. Des Babyloniers Grimm schilt ihn undankbaren Frevler; weil er einen Vertrag brach (der ihn den Babyloniern in Botmäßigkeit verpflichtete), also das dem Menschen Heiligste schändete, habe ihn Gott gestraft. Dem sittlich Blinden wird auch des Leibes Auge nun geblendet. Alles Judenvolk mit ihm nach Babylon in Gefangenschaft weggetrieben. So endet, im Schicksal des einundzwanzigsten Sprossen, Davids Geschlecht. Erlischt? Neunzehnhundert Jahre nach der Sintfluth. Vierhundertsiebenzig Jahre, sechs Monate und zehn Tage hatte der Tempel himmelan geragt. Das ihm entwendete Geräth weiht in Babylon Nabuchodonosor den Göttern seines Hauses.

Aus der babylonischen Gefangenschaft entläßt der Perserkönig Kyros die Juden. Gestattet ihnen den Neubau des Tempels, schenkt ihnen Drachmen und Weizenmehl und schickt, mit ihrem Gemeindeältesten, seinen Schatzmeister voraus, daß er alles Geraubte zurückbringe und aus gegättetem Marmor die Fundamente des Tempels lege, dessen Baukosten Kyros auf sich nimmt. Die Bestechlichkeit der Satrapen und Bauleiter staut den Fluß königlicher Güte. Während Kyros im Feld steht, zwingt das Gold und Gezettel benachbarter Judenfeinde die Bauarbeit ins Stocken. Und die Fortsetzung wird von dem Jähzorn des nächsten Königs, Kambyses, verboten. Der schreibt an den Kanzler der Syrer, der ihn gegen Juda aufgehetzt hat: „Nach dem Empfang Eures Warnschreibens ließ ich die Geschichte meines Hauses durchforschen und vernahm, daß ihm Juda stets feindsälig war. Damit der Aufrührergeist dieses Volkes nicht noch höher wachse, verbiete ich den Aufbau des Tempels". Neun Jahre lang ruht die Arbeit. Die Wiederaufnahme erwirkt der Gemeindevorsteher Zorobabel von dem ihm gnädigen Perserkönig Dareios. Durch die nach dem Urtheil des Herrschers klügste Antwort auf die Preisfrage, welche der vier Gewalten Wein, König, Weib, Wahrheit die mächtigste sei. „Hoch ist der Himmel, schnell der Lauf seiner Sonne, groß die Erde. Himmel, Sonne und Erde aber beherrscht und bewegt der Wille Gottes, der die Wahrheit ist. Die also thront als die größte Macht,

ewig, unsterblich, unanfreßbar vom Rost des Unrechtes. Weil Wahrheit weder mit Schönheit noch mit Reichthum prunkt, kann ihr die Zeit und der Zufall nichts rauben. Sie ist das Gesetz, das Recht und in ihr wohnt Gott." Ein Purpurkleid, Bett, Kette und Becher aus Gold, einen mit Gold geschirrten Wagen und einen Byssushut hat der König dem Finder der besten Antwort zugesagt; auch solle er neben ihm sitzen und als Vetter des Königs gelten. So tief aber ist er von Zorobabels Antwort befriedigt, daß er als Gnadenzuwage obendrein die Erfüllung eines Wunsches verspricht: und dieser Wunsch baut Jahwes Tempel und fällt, ihm das Gekälk zu fügen, auf dem Libanon die festesten Cedern. Auch Xerxes ist den Juden gütig gesinnt. Unter Artaxerxes bringen Hamans Ränke sie in Gefahr, von der das Buch Esther berichtet. Als der Makedonenkönig Alexander auf seinem Siegeszug der Stadt naht, findet er sie bekränzt, alles Volk in weißen Gewanden, den Oberpriester im Goldornat und aus Aller Kehlen grüßt ihn froher Willkommensruf. Vor dem Priester, den, in dem selben Gewand, einst der Traum ihm gezeigt und dessen Mund den Schlummernden zum Wagniß des Zuges nach Asien ermuntert hat, kniet, jedem Fremdvolk zu Staunen, Alexander; läßt von ihm sich in den (noch immer nicht völlig vollendeten Tempel) führen, ehrt dort Israels Gott; und schöpft aus der Weissagung des Buches Daniel, das ihm vorgelegt wird, ein Grieche werde das Perserreich überwinden, die Gewißheit, dieser von Vorsehung Auserwählte zu sein. (Albaner: darf er sich nicht den besten Griechen zuzählen?) Jedem Begehren der Juden ist er willfährig: mindert die Last ihrer Abgaben, läßt sie in den Wehrdienst zu und gestattet auch den in Medien und Babylon wohnenden, nach ihrem mosaischen Gesetz zu leben.

Allgewalt gilt Wahrheit: denn in ihr athmet Gott; und Gottes Haus ist der Tempel. Darf ihn Schmach bedräuen? Von Römern wird sie ihm angethan. Pompejus herrscht in der Stadt, im Palast; kann aber das von einer tiefen Schlucht und einer starken Mauer umrandete Tempelviertel der Mannschaft des treulosen Aristobulos noch nicht entreißen. Von der Nordseite her berennt ers; läßt es von Schleudermaschinen, die sein Wink aus Tyros herbeirief, mit Geschossen überschütten. Nur an jedem Sabbath schweigt der Mund des Geschützes: weil an diesem Tag, dem siebenten jeglicher Woche, fromme Judenheit nur in offener Feldschlacht

sich wehren darf, nützen die Römer die Ruhestunden zur Höhung der Wälle und Angriffsthürme, von deren Unterstand aus das Wurfgeschoß trefflicher wirkt. Mit geschmeidiger Schlauheit noch des Feindes Tugend, seinen frömmsten, edelsten Wahn Zins bringen zu lassen, befiehlt im Krieg Pflicht und Siegeswille. Durch die erste Bresche dringt Sullas Sohn Cornelius Faustus. Zwölftausend Juden verbluten, verbrennen, verröcheln nach freiwilligem Angstsprung in die jach abfallende Schlucht. Pompejus stürmt in den Tempel, in das Allerheiligste, das nur dem Hohpriester offen sein soll. Doch er wahrt die Menschenwürde des Römers: berührt keins der Kleinodien, sorgt für die Reinigung der vom Geschoßregen geschädigten Räume und befiehlt das vom Gesetz vorgeschriebene Opfer. Jerusalem wird dem Römerreich zinspflichtig, verliert das den Syrern abgerungene Land an den Caesar, dessen Macht ein Praetor mit zwei Legionen vertritt, und sieht die Krone des Judenkönigs, das Vorrecht des Hohepristerstammes, in niederes Krüppelgehölz gleiten. Jeruschalajim verliert seine Freiheit, weil Zwietracht, Haß und des Neides gelbes Gezüngel das Herz der Volkheit vergiftet hat. Den Hauptheil der Schätze, die eifernder Judenglaube aus Europa und Asien in den Tempel gestiftet hat, raubt Crassus, der auf einem Zug wider die Parther in Jerusalem eingekehrt ist. Während er gierig die unersetzlichen Tempelvorhänge betastet und das heilige Goldgeräth beäugt, bietet der Priester Eleazar ihm Tausch an: eine Goldstange, die zweihundertfünfzig Pfund wiegt (Truggewicht: denn sie ist dick mit Holz plombirt), wenn der Römer alles Andere an seinem Ort läßt. Crassus schlägt ein, nimmt die Stange und räumt heimlich dann doch den Tempel aus. (Salomonische Weisheit mag in ihren Schalen dem frommen Gauner des Ostens, dem Räuber aus West den gebührenden Rechtstheil zuwägen.) Unter Herodes dem Großen hebt Judaea sich auf den Gipfel irdischen Glanzes; und löst sich in der hastigen Streckung mählich aus seiner Wurzel. Ist alte Ordnung Moder geworden? Nie hat Israel Kampfspiel, Schauspiel gekannt; nie wollte das Wortvolk solches Spiel kennen. Herodes nöthigt es ihm auf. Baut in die Stadt ein mit üppiger Pracht lockendes Schauspielhaus, in die nahe Ebene ein ungeheures Amphitheater und rüstet in jedem fünften Jahr dem Caesar Roms ein Kampfspiel, dessen nie erblickter Pomp weither die Massen herbeizieht. Löwen,

Tiger, Leoparden, Bären sahen sie dort im Kampf gegen Menschen, aus deren erbärmlichstem noch Gottes Odem weht. Hören den Rausch unheiliger Musik, das Gekeuch um die Wette gehetzter Pferde, die heraufgrollenden Gewitter der Vierräderwagen. Und weiden das Auge an den blanken Gliedern der Gladiatoren. In des Theaters Rund aber sind auf Gold- und Silbergrund die Thaten des Imperators und die Beutezeichen seiner Triumphe abgebildet. Ist hier noch Judaea, Jahwes feste Burg in der Wüste der Heidenheit? Ist dieser Große, der, selbst in Komoedie erniedert, den König mimt, nicht der schlimmste Feind des Geistes, von dem Israel lebt und in dem allein es dauern, in umringender Dürre gedeihen kann? Das Volk murrt; unter eines Blinden Führung rottet sichs, den Gehaßten auf der Schwelle des Theaters, seines Spielzeugs, zu töten. Der Plan wird verrathen; der Verräther zwar in Stücke zerrissen und den Hunden zu Fraß vorgeworfen, aber auch Herodes kann seine Rache kühlen: die Häupter der Verschworenen sammt ihren Familien hinrichten. Gegen die Bürgerwuth schafft er sich neues Bollwerk; umgürtet die Friedensstadt mit Festungen: und fühlt doch, daß er das Volksgemüth nicht mehr in den Ring seines Wollens zu pressen vermag. Wo wächst das Wunderkraut, dessen Saft alle Wunden schließt, allen Zorn ausbeizt? Im achtzehnten Jahr seiner Regirung beschließt Herodes, seiner Hauptstadt einen Tempel zu schenken, wie Israels Traum keinen je sah. Der Tempel war, ist, bleibt ewig das Allerheiligste der Judenheimath. Dem Stifter des würdigsten Tempels wird der Erzfeind selbst versöhnt.

Wie Honigseim schmeckt die Stimme, die, zum Volk zu reden, sich gesüßt hat. „Von Allem, was ich für Euch, für die Schönung Eurer Stadt schon that, will ich heute schweigen. Euch zu Liebe that ichs, zu Sicherung Eures Landes, nicht, mir Ruhm anzupflanzen. Daß ich in jeder Noth Euer Schirm war und aus Noth Euch auf die Sonnenhöhe des Glückes führte, die Israels Fuß zuvor nie betreten hat, müßt Ihr wissen. Wozu prahlend noch daran erinnern? Jetzt aber will ich das Werk vollenden, das unsere Ahnen begannen, als sie aus dem Käfig der großen Hure Babylon heimkehrten, das sie aber nicht nach freiem Willen gestalten durften. Die Persern, dann Makedonen Unterthanen konnten dem höchsten Gott nicht den seiner würdigen Tempel bauen. Ich kanns. Von Gottes Gnade bin ich König, den römischen Weltherrschern eng befreun-

det und habe in der langen Friedenszeit, die mein Wille Euch beſcherte, Vermögen und Einkunft ſo ins Breite gemehrt, daß ich, Gott für alle mir erwieſene Wohlthat zu danken, ſeinen Tempel in nie erſchauter Pracht aufbauen und ihn um die ſechzig Ellen höhen kann, die bis zu Salomons Tempelzinne ihm heute noch fehlen.“ Jauchzt das alſo begnadete Gewimmel nicht? Iſt wohl von froher Ueberraſchung erſtarrt. Noch immer? Wieder, raunts, eine ſeiner Täuſchungen, Selbſttäuſchungen; was wir haben, wird er niederreißen: und zur Bewältigung des Rieſenwerkes werden dann ihm die Mittel fehlen. Herodes muß ſich in Schwichtigungverſuch herablaſſen; muß tauſend Laſtwagen (zur Anfahrt der Steine) und zehntauſend Werkmeiſter dem Volk vorführen, tauſend Prieſtergewande vor ſein Auge ſpreiten, um es zu überzeugen, daß der Neubau geſichert ſei. Dann erſt wird des Tempels Steinlaſt abgetragen. Hundert Ellen hoch, hundert lang wird Jahwes neues Haus. Ganz aus weißem Marmor gefügt. Vom höchſten Mauerſims hängen eines goldenen Weinſtockes Goldtrauben herab; von den Innenthoren köſtliche Tücher, in die Blumen und anderer Zierrath aus Purpurſeide eingewebt ſind. Den ſchimmernden Bau umarmen zwei gewaltige Säulenhallen; die Mauer, auf der ſie ruhen, gleicht einem ſteilen Fels und ihre Quadern ſind mit Blei und Erz ſo feſt in einander gerammt, daß ſie für die Ewigkeit unlösbar ſcheinen. Von dieſem Sockel ragt Gottes weiße Burg. In dem Mauerring hängen die im Kampf gegen fremde Völker erbeuteten Rüſtungen. Aus der Nordfront hebt ſich das Kaſtell, das ein Heiligſtes herbergt: das Kleid, das der Hoheprieſter nur für die Opferſtunde anlegen darf (und das ſpäter in die Gewalt der Römer geheiſcht und von ihnen nur für begrenzte Friſt den bittenden Juden überlaſſen wurde). Ein geheimer, nur dem König offener Gang führt von dem Kaſtell an das Oſtthor des Tempels; führt auch an die Pforte eines Thurmes, in den der von Volkszorn bedrohte König ſich retten kann. Kein Fremdling darf auch nur den Vorhof des Tempels, kein Weib je das innere Heiligthum betreten; das innerſte, das den Altar einfriedet, nur der geweihte Prieſter. Und dieſes Innerſte ward nur von Prieſterhänden, die alle Künſte des Steinmetzen und Zimmerers gelernt hatten, gebaut. Im achtzehnten Herrſchaftjahr des Herodes war der Grundſtein gelegt worden; achtzehn Monde danach iſt der Bau vollendet.

Damit Regen ihn nicht verzögere, hat in keiner Tagesstunde dieser achtzehn Monate Jahwe die Himmelsschleuße aufgethan. Preiset ihn, der Israel auserwählt hat, als sein Volk jedes andere zu überglänzen. Und (wispern die Wedler) vergesset den König nicht, seinen treusten Knecht, der ihm, zu Feier des Tages, dreihundert Ochsen opfert; nennet ihn, nach Verdienst, stets Herodes den Großen.

Im Purpurkleide, das eine Purpurdecke einhüllt, mit dem gekrönten Diadem auf dem Haupt ist, auf goldenem, von Edelstein funkelndem Prunkbett, der König, den Volksgehorsam groß nennt, längst in Herodium bestattet, als des gotthaft gütigen Galiläers Fuß den Boden der Heiligen Solyma, Hierosolyma beschritt. Auch Dieser ein Josua, Jeschua, Jesus. Wozu kommt er? In ihrer festen Burg die Judenheit anzugreifen; aus Selbstvergottung, aus Dünkels dumpfer Enge, aus der nur das Bitterkraut lustlosen Pedantenhaders, elenden Sektenzankes noch geil aufwuchert, sie in Seelenlüftung, Herzensläuterung zu zwingen; aus unersprießlich kahlem Wortdienst in die Reine heiligen Geistes, der das Haus einer Menschheit werden kann. Lohnt denn ein Leben, das die feinste Volksblüthe, der pharisäische Doktor und Sofer, an ängstliche Durchstöberung des Gesetzes, an den Kleinkram emsiger Kasuistik vergeudet? War jemals diese Wissenschaft, auf die Ihr so stolz seid, diese Kultur, von deren First Ihr verächtlich auf die griechische niederblickt, der ärmsten Menschenseele Speise und Bad? Dürr ist sie wie Euer Land; just so steinig ihr Erdreich. Selbst in den Thälern nirgends ein Quell. Wasser? Des Toten Meers. Nur der Mizpahügel labt das ringsum wandernde Auge. Euer Baupomp? „Weh Euch Heuchlern, Schlangen, Otternbrut! Söhne Derer, die Eures Volkes Propheten getötet haben, seid Ihr: und bauet die Gräber dieser Propheten und beladet sie mit Ehrfurcht lügendem Schmuck. Die Propheten aber, die Weisen und Schriftgelehrten, die zu Euch kommen, werdet Ihr kreuzigen oder in Euren Synagogen geißeln und sie verfolgen von Stadt zu Stadt. Jerusalem, die Du des Herrn Gesandte steinigst oder durch andere Marter in Tod wirfst: wie eine Henne ihre Küchlein unter den Flügeln schirmt, so trachtete ich oft, Deine Kinder in meinen Schutz zu sammeln: Ihr aber habt niemals gewollt!“ Euer weithin berühmter Tempel? Gotteshaus soll er sein; ist aber auch Schule, Gerichtsstatt, Schwatzherberge, Wechselerstube und Schachermarkt. „Nicht

ein Stein wird auf dem anderen bleiben; jeglicher gelöst und abgetragen werden. Hände fügten Euer Gebäude; der Tempel aber, den ich im Zeitraum von drei Tagen aufbauen werde, wird, wahrlich, nicht von Händen gefügt sein. Wann er ersteht? Harret in Geduld. Kriegsgerücht wird umlaufen und furchtbarer Krieg werden. Reich rüstet sich wider Reich, Volk wider Volk, Hunger und Seuche foltern auf bebender, dröhnender Erde das Menschengeschlecht. Das ist der Anfang der Wehen. Weh dann den Schwangeren und Weh jedem Säugling! Die Sonne schleiert sich grau, der Mond weicht in Wolken, die Sterne fallen; und während falsche Propheten sich auf der Erde spreizen, erscheint am Himmel das Zeichen des Menschensohnes. Horchet auf den starken Posaunenton der Engel des Herrn: aus den vier Windreichen ruft und schaart er das Heer der Auserwählten. Und wuchs erst der Menschensohn bis in seiner Herrlichkeit Wipfel, dann hebt er aus ihm sich auf den Thron der Welt; und vor ihm stehen die Völker, alle, und er scheidet, wie in seiner Heerde der Hirt, von den Schafen die Böcke." Diesen Jeschua, der nicht über finsterer Erde leuchten, der mit seines Blickes Strahl sie und den Schrein all ihrer Herzen erhellen will, kümmert nicht der Stamm Ephraim, nicht Israels Same. Nicht Denen hat er gelebt und ist nicht für sie gestorben. Was ist ihm ihr Landgut, ihr von Kriegerruhm gebläh'er, von Wissensdünkel geschwollener Klüngel? Die Thorschwelle Jeruschalajims hat er mit seinen Thränen genetzt; und zu der Blinden, der Friedensstadt, die ihres Namens Spott ward, gesprochen: „Möchtest Du nicht zu spät erst erkennen, was Dir zu Frieden dienet! Noch ist Dirs verborgen. Nah aber der Tag, da die Feinde Dich, sammt Deinen Kindern, belagern und Deine Feste schleifen werden: weil Du nicht empfandest, was die Zeit der Heimsuchung von Dir heischt." Nur den getreuen Jüngern giebt er, ehe er das ersehnte Kreuz auf sich nimmt, seinen Frieden. Nicht dem Vaterland. Von der Feste, darin die Sieger über einunddreißig Könige die Sonne Josuas anstaunten, bleibt nicht ein Stein.

Noch werden ihr, in dem zur Römerprovinz erniederten Judäerland, neue Steine eingemörtelt. Unter dem Statthalter Albinus erst wird der Tempel, an dem Jesus noch Baugerüst fand, völlig, außen und innen, vollendet. Kehrt die Zeit noch einmal zurück, da Antiochus Epiphanes, den der Ranghader vornehmer

Judenschaft in die Stadt gewinselt hatte, den Tempel plünderte, die Beschneidung der Judenkinder verbot und den Altar durch Schweinsopfer schändete? Während der Hader der drei Parteien die Stadt verheert, schamlos, mit der Wuth des Wahnwitzes, ihren Leib zerfleischt, rückt, von Caesarea her, Titus, vor den Rittern, den Kampf- und Belagerung-Maschinen, den von Adlern gekrönten Feldzeichen, den Kohorten, doch hinter den Hilfstruppen, Garden und Pionieren, der Caesar dräuend heran. Von dem Skopos, der Bergwarte, aus, erblickt er die Stadt; sieht er, wie aus dem Schaurund eines Theaters den Prospekt, der eine Welt vorstellen will, den schimmernden Tempel. Dort, im Nordwinkel, trutzt die Burg Antonia, die Römerburg, die das Feierkleid des Hohepriesters einschließt; das Kleid, Feldherr, das er am Tag der Judenversöhnung trägt. Ueber den Lendengürtel, den Linnenrock, das blaue, bis an die Knöchel reichende, mit Fransen, Glöckchen und Granatäpfeln, den Sinnbildern des Donners und Blitzes, gezierte Hängekleid festet er dann, mit zwei Goldspangen, in deren Edelsteine die Namen der Israelitenstämme eingeschnitten sind, das enge, aus Goldstoff, Purpur, Hyazinthenblau, Scharlach und Byssus gewebte Obergewand, von dem vorn zwölf auserlesene Edelsteine, jeder abermals Träger eines Stammesnamens, niederhängen. Wunderlich fremdes Volk. Weil es das Angebot, durch Ergebung die Qual des Belagerungzustandes zu enden, frech ablehnt, muß ihm sein Schicksal werden. Die von Hungersnoth auf die Birsch nach Nährstoff Getriebenen werden draußen gefangen, gepeitscht, gekreuzigt. Verzweiflung drängt die Bürger der darbenden, verpesteten Stadt in den Versuch, von Minengängen aus die Schanzen des Belagerers zu zerstören. Das gelingt: und Titus muß, weil ihm zu neuer Wallhöhung das Bauholz fehlt, die Schichtung einer Ringmauer befehlen. Ist der Trotz noch nicht morsch? In jeder Gasse, in allen Schluchten liegen hoch, wie auf der Tenne die Garben, die Leichen der von Geschoß, Pest, Noth hingestreckten Juden; auf jedem Dach entkräftete, abgezehrte Weiber und Kinder, des Todes gewärtig. Ganze Schwärme von Leichenräubern durchkeuchen mit ihrem Hyänenathem die Straßen und Plätze; und Verwesung stinkt, Jauchendunst strähnt sich bis in den Himmel. Der Caesar erschaudert, hebt die Hände und ruft Roms Götter als Zeugen dafür an, daß nicht er dieses Kriegs-

werk gewollt habe. Doch er wagt nicht einmal, die Schand' hat seiner Leute zu rächen, die zweitausend jüdischen Ueberläufern, wehrlosen Menschensöhnen, den Bauch geschlitzt haben. Nur den Tempel, das Heiligthum, möchte er schonen. Vermag ers? Schon hat die Jüdin Maria ihr eigenes Kind, es nicht für Kriegsgraus, Hunger, Aufruhr, Knechtsstand zu erziehen und selbst sich zu fristen, geschachtet, gebraten, zur Hälfte verzehrt. In solchen Jammers Tiefe soll die Vorstellung schrecken, ehrwürdiges Bauwerk von Brand fressen zu lassen? Frieden, spricht Titus, „bot ich den Bürgern der Stadt, gnädiges Verzeihen und das Recht freier Selbstbestimmung. Ihr Trotz weigert die Annahme so edlen Gebotes. Und nun sank ihr Herz in die Höhlen, wo der Mensch sich von Menschenfleisch nährt, die Mutter den Leib ihres Kindes beschmatzt. Keine Sonne schaue je wieder die Statt solchen Gräuels!" In dem selben Monat, an dem selben Tag, an dem die Brandstiftung der Babylonier den alten Tempel begrub, sinkt der neue, der Wunderbau des Herodes, in Asche. Elfhunderttausend Judenleichen faulen, unbestattet, auf Palästinas dürrem Gefild. Nicht ein Stein, in allem Gebäude der Stadt, die elfhundertneunundsiebenzig Jahre zuvor unter Davids Hirtenstab prangte, bleibt auf dem anderen. Und Titus ruft, der Eroberer, himmelan: „Gott war mit uns."

Zwischen Felsblöcken ein paar armsälige Christenhütten: so sieht, als Hadrian Syrien durchwandert, die Stätte aus, wo einst Jerusalem stand. Durch das Allerheiligste, das keines Ungeweihten Fuß betreten durfte, schleichen Schakale. Um den beweglichen, stets nach neuem Bethätigungfeld blinzelnden Dilettanten aus Rom schaaren allgemach sich gelehrte Juden; und in manche Talmudrolle ist Gespräch Hadrians mit Rabbinen eingezeichnet. Nur die Judenheit darf den Tempel der Juden noch einmal aufbauen: nicht im Kopf des Priesters noch in dem des Lastschleppers nagt an dieser Gewißheit ein Zweifel. Der Weihort sei lieber des Raubgethieres Zuflucht als der Grund eines Hauses, das eines Spöttergeistes Laune schuf und für dessen Pracht er dann Dankzins fordert. Dennoch: aus Trümmern wächst eine neue Stadt, hebt sich ein neuer Tempel. Der aber ist dem Jupiter Capitolinus geweiht, kündet in seinem Antlitz Roms Sieg über die Gottheit niederen Kultes; und die Stadt, die Militärkolonie, in die Veteranen, aber auch Christen rasch strömen, empfängt den Namen Aelia Capitolina.

Die Heilige Solyma, Salomons, Davids Stadt, das wichtigste, von unsterblichem Weltruhm umwehte Schlachtgefild des Galiläergeistes duckt sich in den Schatten des Jupitertempels. Und auf dem Wege nach Golgatha, dem Kreuzigunghügel, winkt ein Altar jeden Lustsucher zu Venusopfer. Der Legende, auch Aelia sei, noch unter Hadrian, belagert und zerstört worden, hat Renan, nach gründlicher Durchleuchtung all ihrer Quellen, keinen erweislichen Wahrheitgehalt zuerkannt. Die zweite Zerstörung des Tempels und der Stadt (Beide sind der Glaubensvorstellung schon in einen Begriff, des Beth hammiqdas, verschmolzen) war für die junge Christenheit, da sie das Wort des Meisters in jedem Buchstaben erfüllte, ein noch unermeßliches Glück; für Israel der Absturz in das eisige Leid seelischer, leiblicher Heimlosigkeit. Und der Aufbau ohne Judenhilfe, durch den Willen eines römischen Wissenschaftschleckers und Kunstlüstlings, wahrlich kein Trost. Noch blicken Akra und Zion, die ewigen Berge, in fühlloser Starrheit auf das dürre Land, dessen heiligsten Stätten der Pflugschar, auf das Geheiß der Imperatoren, den Weihduft ausgereutet hat. Der auf Zion gestützten Aelia, deren Kolonialgebäude und Siedlerhäuschen sich bis in die Unterstadt vorschieben und auf den Kalvarienberg schlängeln, dürfen, bei strengster Strafe, Israels Kinder nicht nahen. Wacht auf dem weiten Rund der Erde ihnen nirgends ein mächtiger Freund? Einen noch schenkt ihnen das Schicksal; wirbt ihnen das Gemeingefühl wilder Christenfeindschaft. Konstantins Neffe Julianus ist von dem Galiläer abtrünnig geworden; hat als Kaiser die Heidenherrlichkeit Roms wiederhergestellt und aus der Krone, die von dem Labarum auf das zu Schau oder Kampf gereihte Heer niederleuchtet, jede Erinnerung an den Namen des Christus getilgt. Wenn er, der sich den Erben hellenischer Philosophen dünkelt, sich Derer annähme, die durch das Trügerwerk dieses Jesus das bitterste Leid erdulbet haben: wärs nicht ein schöner, vor allen Spiegeln der Geschichte kleidsamer Gestus? Aus dem Perserkriegslager schreibt er an die zerstreuten Judengemeinden; rühmt den zähen Muth, der die ihnen Zugehörigen nie aus der Abwehr frevler Christenungebühr wanken ließ, bietet sich ihnen als Schutzherrn an und spricht die Hoffnung aus, nach dem Krieg in Hierosolyma, seiner guten Stadt, der Allmacht Dankopfer zu rüsten. Keinen Zweig der zwölf Stämme, kein Reislein

darf Zweifel bekriechen; das winzigste Hoffnungfünkchen kann zu der Flamme auflohen, die Judas Land von der Kreuzesschmach, Judas Söhne von dem Verbot löst, auf der ihr heiligen Stätte zu siedeln. Zion und Bethlehem, den Oelberg und Mamres Eichengrund: jeden von Erinnerung an den Heiland, an Propheten und Patriarchen ihm geweihten Fleck hat Konstantin der Große mit einer Kirche bebaut; und ein in Aelia thronender römischer Bischof von Jerusalem darf am Ersten Ostertag den Pilgern das echte Jesuskreuz zeigen, von dessen (nachwachsendem: glaubts, Gläubige) Holz um hohen Preis Stückchen verkaufen. Ein Gelächter, all dieses Wesen, Dem, der von den Vätern weiß, wie grausam das selbe caesarische Rom den Menschenfischer und seine Gesellen verfolgt hat. Muß Israels Herz nicht dem Imperator zufliegen, der so tief empörenden Unfuges Ende besinnt? Julian hat nie warten gelernt. Der Krieg währt zu lange; frißt die zu höchstem Effekt nutzbare Zeit. Wenn auf der Moria, dem geebneten Theil des Akraberges, wieder ein Tempel, dem Salomons, dem des Großen Herodes an Steinpracht gleich, aufwächst, dem Gesetz, das Moses von Jahwe empfing, ein neues Heim ersteht, ist der Hauptsatz des nazarenischen Volksverführers widerlegt, seine läppische Höchstforderung in Lächerlichkeit gesargt. Der Apostata beißt die Lippe. Nicht zögern; sogleich soll der Bau beginnen. Und aus ihm ein Wortpalast werden, neben dem die Auferstehung-Kathedrale des Kalvarienberges dem vergleichenden Blick in die Dürftigkeit eines Dorfkirchleins erbleicht. Dir, edler und gelehrter Alypius, binde ich die Pflicht, dieses wichtige Unternehmen zu leiten, fest aufs Gewissen. Knausere nirgends; wie Apollons Wagen funkle der Glanz; wirb Dir ein Priesterheer, dessen Gekribbel alle Berghänge in seine Farben kleidet; und wenn Du fertig bist und Deinen kaiserlichen Freund rufst, dann will ich, dem der Götter sonst nicht genug sein konnten, in dem alypischen Tempel den großen Judengott anbeten und mein Einweihopfer soll nicht ärmlicher sein als Salomons, der beim ersten Tempelfest hundertzwanzigtausend Lämmer und zweiundzwanzigtausend Ochsen auf dem Altar verbrannte. Schon ist der mannichfach begabte, als Kolonialbeamter wie als Former sapphischer Strophen bewährte Humanist Alypius am Werk; schon rauscht der Strom der vom Mythoszauber solcher Kunde aus fernen Provinzen herbeigelockten Judenheit um die

Flanken des Heiligen Berges, schon übertrumpft üppige Bauspende das Scherflein der Armen, Reiche, die gestern in steiler Vornehmheit protzten, drängen sich zu niedrigster Fron, karren, in Gewand aus Purpurtuch, in Mänteln aus Seide, den Schutt fort, zu dem kaum noch erträumten Werk, zu der Messiaskthat Helfer zu sein. Da versickert, was wie Segensfluth erdwärts quoll; da zerstiebt der ganze Plan so seltsam plötzlich, wie er aufgebraust war. Weil der Galiläer, dennoch, gesiegt hat? Weil Julian weitab war und starb, ehe er die Ausführung seines Unternehmens sichern konnte? Weil die Erde, über deren Haut der Gesalbte sein Kreuz getragen hat, ihre Kiefern aufthat und in Feuerathem, in Rauchwirbel das Grundgebälk des Tempelbaues verschlang? Gregor von Nazianz und Ammianus Marcellinus berichten, durch Flammen, die aus Erdspalten hochaufloderten, sei das Fundament, immer wieder, zerstört, durch die aus dem Erdinnern vorbrechenden Urkräfte der dem Heiligen Geist verlobten Natur der Bauplatz so dicht verqualmt, in so unerträgliche Senggluth gehitzt worden, daß dem Willigsten selbst die Arbeit verleidet wurde.

Nicht für den Jahwetempel des Apostaten bluten auf dem Libanon die Cedern: Justinian, der Schöpfer der Sophienkathedrale in Konstantins Stadt, läßt sie fällen, da er im Weichbild der kapitolinischen Aelia der Heiligen Jungfrau eine Wohnstatt richten will. Er herrscht noch, als sein Feldherr Belisar, nach dem von des Kaisers, von Theodoras Auge durch Mißtrauensdunst erblickten Triumphzug durch Byzanz, die unter Titus dem jerusalemitischen Tempel geraubten Weihgefäße in die Hauptkirche der Colonia Aelia zurückträgt. Von langer Wanderung, deren letzter Rastort auf afrikanischer Erde lag, kehren sie heim: und ihr Gold möchte erblinden, weil, statt des ersehnten Gottesauges, ein armsälig nacktes Holzkreuz auf sie herabblickt. Sieben Jahrzehnte danach stürmen die Truppen des Perserkönigs Chosroes, denen die Wuth des Christenhasses fast dreißigtausend Juden als Helfercorps zutreibt, die Römerstadt über Jerusalems Trümmern. Wieder wird Feuersbrunst, die das Grab Christi gierig umzüngelt, die Kirchen Konstantins und der Sancta Helena zerstört; wieder Plünderung und Massengemetzel. Die überlebenden Christen nisten in Alexandria sich in die Herzensgüte des Erzbischofs Johannes, des Almosenspenders; ihr höchstes Heiligthum aber,

das Kreuz Jesu, ist, hören sie, nach Persien verschleppt. Unter Omars Khalifat umringt, im Jahr 637, das Heer Abus Obeidah die an Ruhm reichste Stadt Palästinas. An dem Flüßchen Yermuk, das in den See Tiberias mündet, hat Mohammeds Schwert Ostrom geschlagen; und noch gilt das Feldgeschrei Heiligen Krieges: „Hinter uns der Teufel sammt dem Höllenfeuer, vor uns das Paradies!“ Der Seele ist auch Jerusalem, trotz seiner fruchtlosen, duftlosen Oede, ein Eden; ists die von Moses, Jesus, Mohammed in Dreieinheit durch Heilsverkündung geweihte Stätte. „Wollet Ihr, Bürger von Aelia, fortan bezugen, daß kein anderer Gott ist als Allah und Mohammed sein Prophet? Nur dieses Zeugniß weist auf den rechten Weg. Weigert Ihrs, so werdet Ihr unserem Herrn unterthan und pflichtig zu Zins, den unsere Mannschaft erzwingen wird; denn uns leben Männer, die in Aufopferung für die heilige Sache noch seliger sind, als Ihr Euch wähnet, wenn Ihr Wein sauft und Schweinsfleisch fresset.“ Der Ruf des Feldherrn weckt in der Römerstadt keinen Widerhall. Nach vier Monaten sind die Belagerten mürb; bieten, durch den Mund ihres Patriarchen Sophronius, Verständigung an und stellen nur die Bedingung, daß der Khalif selbst mit seinem Wort für die Erfüllung alles Verheißenen Bürgschaft leiste. Omar kommt; im Schein der schlichten Armuth, die auf dem selben Einzug einst den Sohn der Jungfrau kleidete. Der Beherrscher Persiens und Syriens reitet auf einem rothen Kamel bergan und bringt an irdischer Habe nichts mit sich als einen Sack voll Korns, einen mit Datteln gefüllten und einen Schlauch, der Wasser bewahrt. Eroberer? Pilger; der von den um seinen Sattel gehäuften Schätzen jedem Muslman mit frommer Freude beschert. Unter dem Sackzelt sitzt er auf der Erde; betrachtet die Stadt, von der so viel Sage ging; unterzeichnet die Urkunde der Kapitulation; reitet in sanftem Trab durch das Thor; steht in der Gebetsstunde, neben dem Patriarchen, stumm in der Kirche; versenkt sich aber nur auf den Stufen in Andacht. Wo Salomons Tempel die wuchtigen Glieder streckte, füge sich Stein nun an Stein zu Omars Moschee. Sie sei das Wahrzeichen, daß auch hier der Arm arabischer Sarazenen dem Propheten den Sieg über Ungläubige erstritten hat. Zehn Tage lang athmet der Khalif im Dunstkreis des Heilandsgrabes. Dann trägt sein Kamel ihn in die Heimath: an Mohammeds Gruft.

Den Christen hat er unbeschränktes Besitzrecht und Freiheit

des Glaubens zugesagt; und in ihrer Hut das Grab des Heilands gelassen. Das wird bald vom schrillen Lehrzank der Sekten, der Wallfahrer aus West und Ost, aus Rom und Armenien, der Nestorianer und ihrer Erzfeinde umkreischt. Noch, als die von den Fürsten aus dem Hause Seldschuk geführten Türken in Jerusalem einziehen. Die schielen nach Macht, die über Hirne nur der Besitz des Khalifates verleiht; und sind in ihren Sitten weitab von Omars besonnener Würde. Ueber das Heilige Grab mag irgendein Emir, ein Turkmanenhäuptling gebieten; der Pilger froh sein, wenn ihm nur der Beutel geleert, nicht auch das Leben gekürzt wird. Der Priester wahre sich! Hörtet Ihr nicht, daß sie den Patriarchen selbst an den Haaren über das Pflaster geschleift und, um Lösegeld von der Gemeinde zu erpressen, in den Kerker geworfen haben? Wie oft Roheit der wilden Horde in den Frieden des Gottesdienstes brach? Aus zwanzigjähriger Türkenherrschaft sproßt Kreuzfahrerstimmung. An Jesu Gruft rinnt die Thräne Peters, des Einsiedlers von Amiens. Von Byzanz, vom Schwert des Oströmerkaisers blitzt kein Strahl der Hoffnung auf Hilfe aus so unerträgbarer Schmach? Byzantion ist der Tummelplatz aller Laster und blinder Parteiwuth; die Griechenkaiser sind müde, nur nach peitschendem Genuß noch lüsterne Herren. Peter gürtet die Kutte und schreitet nach West: die Kriegervölker Europas für die Sache des Heiligen Landes zu entflammen. Kniet, in Petri Stadt, vor dem zweiten Papst Urban, der aus dem Blick des schmächtigen Eremiten Feuer trinkt; und steht als dessen Gesandter an die Höfe, die Ritter, die Völker der Christenheit auf. Deus lo vult! Gott will, daß die Heilige Stätte den Muselmanen entrungen werde. Den Türken, deren Reichsherrlichkeit schon zu verblühen scheint, hat sie der Egyptersultan genommen. Sechs Wochen lang liegt, im Jahr 1099, das Kreuzfahrerheer vor der Erbin der ehrwürdigen Hierosolyma. Hochsommer in Syrien. Durst quält die Belagerten leidiger noch als Hunger. Von Drehthürmen und aus genuesischen Wurfmaschinen werden sie beschossen. Und schon weht die Kreuzfahne Gottfrieds von Bouillon über dem Fuß des Kalvarienberges. Am einunddierzigsten Tag steht der Herzog selbst auf der Mauerzinne. Freitag, in der dritten Stunde nach dem Mittag; Tag und Stunde des grausesten Kreuzigungwehs. Auch der Stadt wird nun, noch einmal, ein Kreuz. Omars Moschee muß ihre schweren Lampen, anderes Gold- und Silber-Geräth

hingeben muß, siebenzigtausend Muſulmanenleichen verpesten die Luft; und in den Stank wirbelt der Rauch des Feuers, das die in der Synagoge betenden Juden verbrennt. Trübt Euch, Gottfried, Raimund, Tankred, Bohemund, da Ihr, nach dem Gelübde, mit unbedecktem, von Sonnengluth wundem Haupt, auf nackten Füßen vor Christi Grab kniet und mit brünstiger Lippe den Stein küſſet, der den Leib des Erlösers barg, trübt das Bewußtsein der Schändung durch Mord und Raub Euch nicht die stolze Freude am Erlebniß des Tages, der, für immer, die Friedensstadt aus Mohammedanerjoch löst? Für immer: so hofft die im Thränenbad gereinigte Seele. Herzog Gottfried ersteigt im neuen Jeruſalemitenreich den höchsten Sitz; will aber, wo der in Weisheit und Seelenkraft, in milder Reine und ehernem Muth unerreichbare Menschensohn mit Dornen gekrönt ward, nicht mit güldener Krone prunken: und heißt sich drum nur den Ersten Baron und Vertheidiger des Heiligen Grabes. Dessen Umwandung schmückt er, nach einem Jahr, mit dem Schwert und der Fahne des bei Askalon geschlagenen Egyptersultans; und läßt bald danach dem geschmeidig klugen Erzbischof Daimbert von Pisa den Kern der Regirergewalt. Wie in Aulis, wie in den Reichen Konstantins und Karls allzu oft, siegt, auch in Zion, der Prieſter über den König. Dessen Machtschimmer nur vererbt sich in die Sippe; bis er über dem Scheitel des schönen Schwächlings und Dirnenbockes Guido von Luſignan verbleicht. Den schlägt Sultan Saladin; nimmt ihm das echte, aus Perſien gerettete Kreuz; schickt ihn, nach Damaskus, in Ehrenhaft. Nun kann er, nach kurzer Belagerung, in Jeruſalem einziehen. Niemals wieder darf es ein Franke, ein Lateiner betreten; was drin bleiben darf, wird Sklave, wenn es sich nicht, Mann, Weib, Kind, durch gestufte Steuer loszukaufen vermag. Omars Trutzbau, den die ersten Kreuzfahrer in eine Christenkirche gewandelt haben, wird, nachdem jedes Steinchen und jede Wandspanne mit Rosenoel besprengt, von den Dünsten des Nachtwahnes rein gewaschen ist, wieder Allahs Moschee. Und die Elfenbeinkisten, in die der Patriarch die Kreuze, Kelche, Heiligenbilder und Martyrbleibsel geborgen hat, würden des Khalifen Beute, wenn Englands König Richard sich nicht zu theurer Auslösung des Pfandes aufraffte. Im Lauf des fünften Kreuzzuges krönt Friedrich Rothbart sich in Jeruſalem; nimmt es, sammt Bethlehem und Nazareth, Tyrus und Sidon, dem Sultan. Nicht für

lange Frist. Die Korasminer brechen, auf der Flucht vor den Mongolen, in Syrien ein. Der Christenheit ist Jerusalem verloren. Wird der Zankapfel, um den Araber und Türken bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts raufen. Seit 1840 wird das Herrnrecht des Sultans von Konstantinopel nicht mehr bestritten.

Bald danach wird Jerusalem in Westeuropa noch einmal der Stoff zu Kanzleigespräch. Im Rückblick auf den Meerengenvertrag, der, am fünfzehnten Juli 1841, Europas herrischen Eingriff in die Orientwehen von Rechtes wegen bestätigt hat, keimt in dem kranken Hirn Friedrich Wilhelms des Vierten der Plan, das Werk des letzten Kreuzzuges dadurch zu krönen, daß heiliger Christenwille seiner Kirche auf dem Berg Zion eine Heimstatt gründe. Ein aus Zorn geborener Witz? Die Waffen der Christenheit haben die Egypter, deren Pascha Mehmed Ali strenge Zucht sicherte, aus dem Heiligen Land getrieben und es den Türken zurückgegeben, unter deren Herrschaft das Los der Christen sich schnell verschlechtern, der alte Zank und Stank zwischen Griechisch-Orthodoxen und Römisch-Katholischen wieder aufdünsten mußte. Doch der Preußenkönig meints grimmig ernst. Ihm besiegelt der londoner Meerengenvertrag den Sieg des Kreuzes über die Mondsichel, Jesu Sieg über Mohmamed; und diesem Sieg ersehnt sein frommes Herz weithin wahrnehmbaren Ausdruck in der Form sicheren Glaubensschutzes. Da das Türkenrecht nur die von sichtbaren Hirten geweideten Kirchengemeinden anerkennt, sorgt es nicht für Evangelische. Darf dieser schmähliche Zustand dauern? Hellmuth von Moltke träumt im Osmanenreich von einem deutschchristlichen Fürstenthum Palästina. Der Katholik Joseph Maria von Radowitz kleidet die fröstelnde Phantasie seines Königs in den weiten Mantel eines von den Flecken nationaler Selbstsucht freien Planes. Seine Denkschrift empfiehlt, jede der drei großen Europäerkirchen solle einen Residenten nach Jerusalem setzen, der, mit dem Machtmittel einer den Drei gemeinsamen Schutztruppe, das Recht seiner Gemeinde zu wahren habe. Frankreich stimmt zu; das enger an Rom geknüpfte Oesterreich Metternichs zaudert bedenklich und hat zu Stärkung des lutherischen Ketzerwesens nicht mehr Lust als Nikolais Rußland, dessen Kanzler Nesselrode plötzlich wieder für das Hoheitrecht des Sultans in Eifer erglüht. England hat für sich vorgesorgt; auf Zion ein Grundstück gekauft und eine Staatskirchengemeinde gebildet. Da Radowitzens Plan nicht

durchzudrücken ist, könnte ein Anglikanerbischof auch der in Palästina zerstreuten lutherischen Schwestergemeinde Hirt werden und ihren Rechtsanspruch im Bezirk der Hohen Pforte vertreten. Hunderttausend preußische Thaler will Friedrich Wilhelm für die Erfüllung dieses Herzenswunsches gern zahlen; giebt England eben so viel, dann ist des Bisthumes Leben gesichert. Freiherr Josias von Bunsen, der Freund seines Königs, dem er den alten Groller Arndt versöhnt, Schelling und Cornelius zugeführt hat, ist der Mann, den Briten den Gedanken schmackhaft zu machen. Ihn dünkt der Tod der zwei ältesten Kirchen, Roms und Byzantions, Gewißheit; und den Erben erkennt er in dem jünglinghaft starken Protestantismus, der die Einheit des Christglaubens erneuen und ihm, in dem Gelobten Land, auch Israels Kinder bald gewinnen werde. Von solchem Ueberschwang läßt Lord Palmerston den Staatsmannsrock nicht bespritzen. Doch weil der Preußenkönig nicht verlangt, daß die ordinirten Geistlichen seiner Landeskirche, wie von ihr die anglikanischen, von Britaniens Staatskirche anerkannt werden, weil dem Bescheidenen das Stifterrecht genügt, in Wechselbauer mit der Queen den Bischof von Jerusalem zu ernennen, ist der Versuch immerhin zulässig. Friedrich Wilhelm kürt, der Erzbischof von Canterbury weiht den schlesischen Juden Salomon, der in der Taufe den Namen Alexander empfangen hat, zum ersten Bischof Zions. Bunsen röstet sich am Sonnenstrahl seines Unterhändlertriumphes und kann berichten, daß Preußens Haupt (von lonsdalisch schwärmender Lordschaft) als „der herrlichste König der Erde“ gerühmt werde. In Geistesehe mit Abeken zeugt er eine gottselige Schrift, die das evangelische Bisthum Jerusalem als die Zelle neuer, unermeßlicher Christenmacht preist. Aus unfreundlicherem Auge blicken deutsche Theologen, freisinnige und strenggläubige, auf das anglo-preußische Gebild; dem auch draußen, in Rom und Paris, Wien und Petersburg, jeder Mond neue Gegner aufruft. Doch die Jakobskapelle auf Zion steht aus deutscher Wohlthat eine Schule, ein Krankenhaus, ein Waisenheim erstehen; Bischof Alexander seinem Spruch die Gemeinden der Briten, Deutschen, Araber unterthan. Und Friedrich Wilhelm, dessen unstete Geschäftigkeit überall Mißtrauen geweckt, alte Freunde abgestoßen, nirgends neue erworben hat, tröstet in seiner Einsamkeit sich mit dem Glauben, in Palästina, zu Christi Ehre, Unvergängliches geschaffen zu haben. Sechsundvierzig Jahre hat sichs gehalten. König Wilhelm hat

1886 den von Bunsen erlangten Vertrag gekündigt und seitdem selbst für den Schutz deutscher Christen im Heiligen Land gesorgt.

Das Löwenherz des Britenkönigs hat vor siebenhundertdreißig Jahren den großen Sultan Saladin, den Herrn über Egypten und Syrien, besiegt; ihm Davids Stadt und Christi Grab aber nicht für die Dauer zu entreißen vermocht. Wird in gottlos nach Glauben dürstender Welt nun der letzte Sieg, unentwindbarer, des Kreuzes über die Mondsichel, mild in Gottheit verklärten Menschengeistes über das in Eroberung, in Dehnung der Volksmacht, des Hordenraumes winkende Kriegerschwert? Unter dem Christmond ist das von Briten geführte Heer der wider den Islam verbündeten Christenvölker, deren Zunge wohl zehnfach gespalten ist, in Jerusalem eingezogen. Ward, endlich, die Zeit erfüllt? Sacharja kündete, da er aus Babylons Knechtschaft mit Zorobabel heimgekehrt war und mit seines Wortes Peitsche das träg gewordene Judenvolk zum Tempelbau antrieb: „Viele Völker werden, vieler Städte Bürger kommen, den Herrn Zebaoth zu suchen; auch Heiden darunter, in Jerusalem zu dem Herrn zu beten. Vor seinem Angesicht werden mächtige Nationen knien und flehend ihn suchen. Er aber spricht: Ein Tag wird sein, da werden zehn Männer aus zehn Ländern und mit zehn Zungen nach dem Saum des Kleides haschen, das ein Jude trägt, und werden sprechen: Wir wollen mit Dir gehen, denn wir haben gehört, daß Gott mit Dir ist.“ Zehn Völker schaaren im Geist sich um das Grab, das den Erdenrest Jesu, des Judenkönigs, verschlang.

Sternsinger.

In Osteuropa ist, für die Front zwischen dem Schwarzen Meer und der Ostsee, Waffenstillstand beschlossen worden, der bis in den vierzehnten Januar, in den Tag des Heiligen Hilarius, des Schlangenwürgers, Wahnbekämpfers, währen und aus der Bereitschaft in Ruhe heimgekehrter Herzen und Köpfe den Willen zu Friedensschluß gebären soll. Nur zu Sonderfrieden der von Deutschland geführten Gruppe mit den Russen? Der würde möglich und könnte, über das Duumvirat Lenin-Trotzkij weit hinaus, heilsam fortwirken, wenn er keiner Vertragspartei eine Wunde schlägt, deren Narbe noch schmerzen muß; wenn er nirgends ein Elsaß-Lothringen des Ostens schafft noch das den Polen, Letten, Balten, Litauern zugesprochene Recht zu freier Gestaltung ihres Nationalschicksals, ein nur in fesselloser, ungestörter Volksabstimmung zu klärendes

Recht, in eine Meßgauklersfratze verhunzt. Entrisse List morgen dem Russenreich zwanzig Millionen Menschen: im Jahr 1940 wird es zweihundert umfassen, die nicht vergessen haben, wie einst die Schwachheit der Väter dem Landhunger, dem noch nutzlos häßlicheren Machtbegehren des Feindes zinsen mußte. Nichts Neues sonst. Denn der Kampf um das Wahlrecht der Preußen (aus dem erst auf der auch der Preußin breit offenen Wahlstatt unbefleckt lauteres Recht werden könnte) ist alt und wird, meist auf den sandigsten Lastfahrstraßen matter Rhethorik, hingezerrt, bis ein fauler Fraktionenfriede die längst reife Frucht wenigstens zur Hälfte entkernt oder die Auferstehung der Marx und Engels, Bebel und Liebknecht verpflichteten Sozialdemokratie dem Herrscher und den Regirenden das Werk verleidet und sie den in Einfalt muthigen Minister Drews, wie Aron den mit Israels Sündengepäck beladenen Sühnbock, mit eines gedungenen Mannes Stecken in wüste Wildniß treiben. Die Stunde braucht nicht allzu fern mehr zu sein: denn mit einem Kanzler, der den Russen, den ersten Diktatoren des Proletariates, auch nur im Winzigsten Unglimpf thäte, könnte selbst der christliche David, der Burschenschafter, Doktor, Magister aus Moselland, nicht länger hausen. Nur deutsch-russischer Friede? Wer den starken Lloyd George und den Wütherich Clemenceau apokalyptisch rasen hört, mag sich wohl in solchen Glaubens sternloses Dunkel bescheiden. Blinkt aber nicht aus der Rede, mit der Präsident Wilson die Dezembertagung des Staatenkongresses eröffnet hat, ein Gestirn, in dessen Wärme Hoffnung grünen und über Neujahr ein Knöspchen ansetzen kann? Las nicht zorniges Vorurtheil nur bisher diese Rede?

„Acht Monate ists her, seit ich Sie, die geehrten Mitglieder des Kongresses, begrüßen durfte. Meine Aufgabe ist heute nicht der Versuch, die wichtigen, bedeutsam ernsten Ereignisse, die in diesen acht Monaten wurden, zusammenzufassen und Ihrer Betrachtung zu unterbreiten. Die Einzelheiten der Rolle, die unser Land dabei zu spielen hatten, werden Sie aus den Berichten des zuständigen Amtes (Executive Department) erkennen. Ich will nur prüfen, wie die große Sache jetzt steht, welche Pflicht auf uns liegt und welche Mittel wir zur Ausführung des Planes haben, der nie aus unserem Bewußtsein schwinden darf. Die Kriegsursache brauchen wir nicht mehr zu erörtern. Das unerträgliche Unrecht, das der finstere Sinn der deutschen Reichsherren uns anthat und androhte, steht so deutlich vor dem Auge jedes echten Amerikaners,

daß ich uns Wiederholung ersparen und mich in die Pflicht beschränken kann, mit gewissenhaftem Ernst, noch einmal, zu zeigen, wo unser Ziel ist und auf welchem Weg wir hoffen dürfen es zu erreichen. Nur der fest auf das Endziel gerichtete Blick kann unser Handeln gerecht beurtheilen. Unser Ziel ist, natürlich, den Krieg zu gewinnen; und wir werden vor diesem Ziel niemals müde noch weich werden. Wann aber dürfen wir den Krieg als gewonnen betrachten? Diese Frage muß gestellt und beantwortet werden. Im Geist und in der Erkenntniß des Zieles ist die Nation einig; wer Anderes aussagt, verdient kein Gehör. Einzelne Meinungen splittern, freilich, ab. Wo geschieht Das nicht? Mein Ohr vernimmt Kritiken und Gelärm von Wirrköpfen, die, gedanken- und bedenkenlos, unseren inneren Frieden stören möchten. Mein Auge sieht Pflichtverkennung Einzelner, deren Ohnmacht sich gegen die unerschütterlich feste Willensgewalt der Nation zu stemmen trachtet. Der Friede wird von Menschen beredet, die weder sein wahres Wesen noch den Weg erkannt haben, auf dem er von Männern mit muthiger Seele und erhobenem Haupt zu erlangen ist. In dieser Schaar ist nicht Einer der Wortführer unseres Volkes; berührt nicht Einer den Kern der Sache. Heute erkünsteln sie Sicherheit und brüsten sich; morgern wird ihr Trachten vergessen sein. Von uns, seinen Sprechern, will das Volk Amerikas wissen, ob sein Ziel auch unseres sei. Dieses Volk will Frieden durch Austilgung des Schlechten, durch die endgiltige Niederwerfung der finsteren Mächte, die den Frieden brachen, dauernde Wahrung des Friedens hindern, und grollt den Empfehlern lauer Abfindung, schwächlichen Kompromisses. Doch seine Ungeduld und sein Zorn wird mit nicht stumpferer Kante sich gegen uns wenden, wenn uns nicht gelingt, unsere Ziele ihm ganz zu entschleiern und klar zu zeigen, was uns nöthigt, den Frieden durch Krieg zu erstreiten, und welchen Gewinn wir davon hoffen. Ich glaube, die Stimme des Volksempfindens zu sein, wenn ich hier zwiefacher Ueberzeugung Ausdruck gebe. Der ersten: Das unerträgliche Ding, dessen häßliches Antlitz die Gebieter Deutschlands uns vor Augen zwingen, das Gemeng aus heimlicher Zettelung, lauter Drohung und gewaltiger Kraft, muß, weil ihm Gewissen, Ehrbegriff und treuer Wille zu ehrlicher Fügung in friedlichen Vertrag fehlen, zermalmt oder, wenn völlige Zermalmung nicht gelingen kann, von freundschaftlichem Völkerverkehr ausgeschlossen werden. Und die zweite Ueberzeugung spricht: Wenn dieses häßliche Ding be-

siegt ist und die Zeit zu Gesprächen über den Frieden dämmert, wird das deutsche Volk Wortführer haben, denen wir glauben können; und wählt es schon früher solche Wortführer und sind sie bereit und vom deutschen Volk bevollmächtigt, den Richterspruch aller Völker darüber anzunehmen, was im Leben der Menschheit fortan als der Grundstein von Recht und Gesetz zu gelten habe, dann werden wir stets bereit sein, auf sie zu hören und, ohne Murren, freudig, den vollen Preis für den Frieden zu zahlen. Diesen Preis kennen wir: volles Recht, ganze Gerechtigkeit Jedem in jedem Belang; unparteiliches Urtheil jeder Nation, dem Feind eben so wie dem Freund von heute; Keinem Unbill, die Rachsucht räth. Das will Amerikas Volk. Diesen Preis will es zahlen.

Alle Lüfte tönen vom Widerhall menschlicher Stimmen, die Menschlichkeit fordern. Immer lauter wird, von Tag zu Tag dringlicher ihr Ruf, der aus den Herzen aller Völker, aller Länder steigt. Sie fordern, daß keine Nation durch den Krieg ihre Macht, ihren Reichthum mehre, keine beraubt oder bestraft werde, nicht einmal die, deren aller Verantwortlichkeit enthobene Regenten furchtbares Unrecht thaten. Der Ausdruck dieses Verlangens ist die Formel: ‚Weder Annexion noch Tributzahlung; nirgends erzwungene Entschädigung, die als Strafe wirkt.' Weil dieser simple Satz dem Gemüth des einfachen Menschen einleuchtet, haben ihn die deutschen Zetteler geschäftig benutzt, um die Russen und andere ihren Agenten zugängliche Völker in Irrniß zu führen: um ihnen Frieden zu empfehlen, der geschlossen wird, ehe das Selbstherrscherthum die ihm nothwendige ernste Lehre empfangen hat und jedem Volk der Erde das Recht verbürgt ist, nach freier Selbstbestimmung sein Schicksal zu gestalten. Aber Mißbrauchsmöglichkeit ist niemals ein Beweis gegen gerechte Anwendung eines nützlichen Grundsatzes; die wird unter dem Schutz Derer gesichert, die sich als wahrhaftige Freunde um den Satz schaarten. Die Autokratie muß erkennen lernen, daß ihr Anspruch auf Macht und Führersamt in der modernen Welt nicht zu halten ist. So lange solche Macht, wie noch heute im Deutschen Reich, nach Willkür befiehlt, kann der Rechtsgedanke nicht ungehemmt leben, Gerechtigkeit nicht in Freiheit walten. Der Autokratenwille muß gebrochen sein, ehe die Völker das Heil des Friedens heimbringen und sich unter Schiedsgericht stellen. Ist er gebrochen (und ich habe die Zuversicht, daß es, mit Gottes Hilfe, geschehen wird), dann wird die Menschheit frei und willig sein, nie zuvor Erschautes zu leisten:

den Eigennutz, die Selbstsucht und Gier der Völker, auch der siegreichen, zu bannen und den Frieden der Welt auf edle Gerechtigkeit zu gründen. Das Bekenntniß zu diesem Entschluß fordert heute von uns die Stunde. Mißverständniß darf sie nicht trüben. Amerikas Aufgabe ist, den Krieg zu gewinnen, mit nie erblicktem Kraftaufwand heute, morgen, an jedem Kriegstag dafür Alles einzusetzen, was es an Menschen, Geld, Geräth haben kann. Wer uns räth, vor diesem Kraftaufwand Frieden zu schließen, mag seinen Rath vor andere Thüren tragen. Unsere ist ihm verschlossen. Unser Krieg wird gewonnen sein, wenn das deutsche Volk durch Vertreter, denen wir ohne Bedenken vertrauen dürfen, uns anzeigt, es sei zu einem vom Geist der Gerechtigkeit erfüllten, vom Wunsch nach Entschädigung von rechtswidrig erlittenem Verlust diktirten Vertrag bereit. Die deutschen Reichsherren haben Belgien Unrecht gethan, das gesühnt werden muß; sie haben andere Länder, befreundete und verfeindete, bis nach Asien hin einer Gewalt unterthan, die nicht dauern darf. Die Erfolge deutscher Kunst, Wissenschaft, Industrie, deutschen Handels und Kunstgewerbes haben wir nie scheel angesehen, nie zu hemmen versucht, sondern immer neidlos bewundert. In der Sicherheit des Erdfriedens hatte Deutschland sich ein gewaltiges Weltimperium des Handels, der Einflußmöglichkeiten geschaffen. Damit waren wir zufrieden; ertrugen die Konkurrenz gern, weil wir uns die Fähigkeit und Unternehmungluſt zutrauen durften, in so schwerem Wettkampf zu ringen und manchmal zu siegen. In der Stunde seines unbestreitbaren Triumphes aber warf Deutschland alles mühsam Erworbene in den Wind und entschloß sich zu einem Versuch, den die Welt nicht hinnehmen konnte noch jemals dulden darf: zu dem Versuch, durch die Waffengewalt seines Militarismus sich ein neues Reich zu gründen, auch seiner politischen Herrschaft die Welt zu unterwerfen und die Völker zu knechten, die es durch seine geistige Leistung nicht zu übertreffen vermag. Diese Sünde muß der Friede sühnen. Die zuvor auf schöner Erde glücklichen Völker Belgiens und Nordfrankreichs müssen aus dem Joch des Preußenthumes erlöst, die Völker Osteuropas und Asiens müssen vom Doppeldruck des preußischen Militarismus und unverschämter Handelsautokratie befreit werden. Hier fühle ich die Pflicht, stark zu betonen, daß wir nicht daran denken, die Monarchie Oesterreich-Ungarn zu schmälern oder ihre innere Struktur umzugestalten. Wie sie lebt, welche Wege sie ihrer Politik und ihrer Indu-

sie weist, geht uns nicht an; wir drängen ihr weder Rath noch Vorschrift auf und haben nur den einen Wunsch: daß sie selbst, im Kleinsten wie im Größten, ihres Handelns Herrin bleibe. Auch den Völkern des Balkans und der Türkei wünschen wir nur die Freiheit des Lebens, des Besitzes und Handelns, die sie vor Knechtung, vor Herrschaft des Unrechtes, vor ungebührlichem Eingriff fremder Höfe und Klüngel, politischer und gewerblicher, bewahrt.

Nicht anders sind die Gedanken, aus denen wir auf Deutschland blicken. Wir wollen nicht, daß ihm Unrecht geschehe und irgendwer sich in die inneren Angelegenheiten dieses Reiches einmische. Das Zweite wäre, wie das Erste, Unrecht und weitab von all den Grundsätzen, die wir bekennen und an jedem Tag unseres nationalen Lebens heilig gehalten haben. Dem deutschen Volk wird von Leuten, denen es noch erlaubt, sich seine Führer zu nennen und es mit Lug und Trug zu speisen, erzählt, es sei überfallen worden und kämpfe nun um sein Leben, um das Sein des Kaiserreiches; müsse mit äußerster Kraftanstrengung kämpfen oder untergehen. Nie ward plumpere, bösere Lüge ersonnen. Mit freimüthiger Offenheit müssen wir, ohne müde zu werden, immer wieder versuchen, die Binde vom Auge des deutschen Volkes zu lösen und ihm zu zeigen, was wir wirklich wollen. Unser Kampf gilt seiner Befreiung; wir wollen es, wollen uns, Alle, von der Furcht vor rechtswidrigem Angriff, von den vom Streben nach Weltherrschaft untrennbaren Gefahren befreien. Niemand bedroht das Dasein, Niemand die Unabhängigkeit des deutschen Kaiserreiches, das die Heimath friedlich schaffender Bürger sein will. Die schlimmste Gefahr, die dem deutschen Volk drohen könnte, wäre der Zwang, nach dem Krieg unter ehrgeizigen, ränkesüchtigen Herren fortzuleben, die Selbstsucht in neue Friedensstörung treibt, und die Herrschaft Einzelner oder ganzer Klassen zu tragen, denen kein Volk der Erde recht trauen kann und deren Zulassung in den künftigen Völkerbund, die Gesellschaft der Friedensbürgen, deshalb unmöglich ist. Denn dieser Bund muß die Gemeinschaft der Völker, nicht nur der Regirungen, sichern. Einem so schlecht geleiteten Deutschland dürften wir auch nicht das Thor in den freien Wirthschaftverkehr öffnen, ohne den ein echter, wahrhaftiger Friede nicht denkbar ist. Würden wir zu dieser Thorsperre gezwungen, so wäre sie kein Angriffsakt, sondern unvermeidliche, von berechtigtem Mißtrauen geforderte Nothwehr; und das dadurch entstehende Uebel würde sicher in raschem Genesungprozeß geheilt.

Daß Unrecht Sühne fordert, braucht nicht bewiesen zu werden. Doch das furchtbare Unrecht, das dieser Krieg sah kann und darf nicht dadurch gesühnt werden, daß dem Deutschen Reich und den ihm Verbündeten nun das selbe Unrecht gethan wird. Das wird der Weltgeist nicht erlauben; niemals neues Unrecht. Die Staatsmänner müssen im Lauf der Kriegszeit doch wohl eingesehen haben, daß die Oeffentliche Meinung überall wach ist und durchaus begreift, was auf dem Spiel steht. Kein Vertreter einer selbständigen Nation wird wagen, diese wachsame Meinung hochmüthig zu verachten und Vertrag vorzuschlagen, der, wie das Werk des Wiener Kongresses, ein Gebild aus Habsucht und Schwächlichkeit ist. Aus dem Athem der Volksmasse, all der einfachen Leute, die, ohne Vorrechte, ohne Ueberbildunglast, sich ein reines, zuverlässiges Gefühl für Recht und Unrecht bewahrt haben, wird die Luft, in der, überall, jede Regirung jetzt leben muß, wenn sie nicht sterben will. Auch jede Politik; jede ist gerichtet, verloren, wenn sie nicht, ohne Schleier und Hüllen, sich in dem hellen Licht des Menschheitmittages zeigen kann, der uns heute leuchtet.

Warum konnten Deutschlands Beherrscher bisher den Erdfrieden stören? Weil das Volk, dem sie vorstanden, sich nicht in die Kameradschaft der anderen Völker eingliedern, weil es nicht in Freiheit sich zu Gedanken, Meinungen, Zielen bekennen durfte, an die dann auch die Regirenden gebunden waren. Der Kongreß, der nach diesem Krieg den Frieden beschließt, wird die Urgewalt des Stromes fühlen, der heute durch Herz und Hirn jedes freien Menschen fließt: und seine Beschlüsse werden vom Puls dieses Stromes bestimmt sein. So aber war schon, seit Krieg ist, das Fühlen und Denken der Menschen; und ich glaube immer, daß seine tiefe Durchleuchtung uns Verbündeten früh und für alle Zeit die begeisterte Zustimmung des Russenvolkes gewonnen, jeden Mißtrauensverdacht sogleich ausgeschaltet, dauerbare Eintracht und lückenlose Verständigung über die Kriegsziele bewirkt hätte. Nun sind die Russen durch die selben Lügen vergiftet worden, die das deutsche Volk blenden; und in beide Reiche kam das Gift aus den selben Händen. Nur ein Gegengift ist: die Wahrheit. Nicht oft, nicht klar genug kann sie sprechen. Deshalb schien mir Pflicht, noch einmal dem Kongreß unser Kriegsziel zu zeigen und hier selbst der Dolmetsch Dessen zu werden, was ich im Januar zu dem Senat sprach. Damals sagte ich, jedes Volk habe das Recht zu freiem Verkehr auf den Meeren und zu unbeläftigter Wahl der Wege,

die solchen Verkehr ermöglichen. Nicht nur an die Kleinen und Schwachen, die auf Hilfe angewiesen sind, dachte ich damals, sondern auch an Mächtige; an die Feinde wie an die Feunde von heute; an Oesterreich-Ungarn wie an Serbien und Polen. Nicht anders sehe ich die Dinge, seit wir selbst in den Krieg eingetreten sind. Furchtlos müssen wir, mit freiem Muth, Grundmauern schaffen, auf denen der Friede fest, nicht für ein Weilchen nur, ruhen kann. Und wir müssen sie schaffen, den Stoff dazu sammeln, während ringsum Licht fluthet, nicht Nacht ist, und Jeder, der sehen will, sehen kann, was geschieht.

Damit aus diesem furchtbaren Kriege gerechte Freiheit werde, müssen wir mit gründlichem Ernst alle Hindernisse wegräumen, die dem guten Ende noch entgegenstehen, und durch Gesetz uns die Einrichtung schaffen, die den schrankenlos freien Gebrauch unserer Gesammtkräfte als einer in Kampf gezwungenen Einheit ermöglicht. Eins dieser Hindernisse ist die verwirrende Thatsache, daß wir den Krieg gegen das Deutsche Reich, aber nicht gegen die ihm Verbündeten führen. Deshalb empfehle ich dem Kongreß den Beschluß, Oesterreich-Ungarn den Krieg zu erklären. Das fordert die Logik der Dinge, deren Gesicht ich Ihnen zu zeigen versuchte, weil wir es sehen müssen. Oesterreich-Ungarn handelt heute nicht mehr frei, sondern als Vasall Berlins; seine Regirung gehorcht weder dem eigenen Willensdrang noch den Wünschen und Gefühlen ihrer Völker, sondern ist das Instrument, mit dem fremder Wille schaltet. Auch uns müssen deshalb die mitteleuropäischen Mächte als Einheit gelten, der unsere Macht entgegentritt. Nur so kann Erfolg werden. Die reine Logik müßte uns auch zwingen, der Türkei und Bulgarien den Krieg zu erklären, die ja erst recht nur Werkzeuge des deutschen Willens sind. Noch aber sehe ich sie nicht auf dem geraden Weg unserer nothwendigen Unternehmungen; und wenn wir auch überallhin gehen werden, wo die Kriegspflicht unsere Anwesenheit verlangt, so werden wir doch nur dahin gehen, wohin vernünftige Erwägung uns ruft. Die militärische und finanzielle Leistung wird durch den Fortgang des Krieges bestimmt werden. Die Gesetze, die mir zur Entfesselung unseres Könnens, unserer ganzen Willenskraft nöthig scheinen, werde ich mir gestatten, Ihnen vorzuschlagen. Die gegen feindliche Ausländer beschlossenen Gesetze müssen in Einzelheiten verbessert werden und Niemand darf ohne Genehmigung die Vereinigten Staaten betreten und verlassen. Der Kongreß wird, wie ich hoffen darf, der Regir-

ung die Bestimmung von Höchstpreisen erlauben. Ungern gestehe ich, daß heute das Gesetz von Angebot und Nachfrage durch das Gesetz unbegrenzter Selbstsucht abgelöst worden ist. Für unseren Ueberseehandel, für vernünftig sparsame Anleihewirthschaft muß, bei den Riesenausgaben, die energische Kriegsführung fordert, ernstlich gesorgt werden. Nicht minder wichtig ist die Verbürgung einiger Gemeinschaftarbeit im ganzen Bereich unserer Verkehrsmittel. Habe ich irgendetwas zu kräftiger Kriegsführung Nothwendiges oder Taugliches übersehen, so wird Ihr Scharfsinn darauf hinweisen. Die Arbeitzeit, in die der Kongreß nun eintritt, gehört ganz und gar der Aufgabe, mit allem Kraft- und Willensaufwand unseren Krieg schnell zu gutem Ende zu führen. Dieser Aufgabe dürfen wir um so freudiger, mit um so ernsterem Eifer uns widmen, je fester in uns die Gewißheit ist: Nicht für Ehrgeiz, Selbstsucht, Gewinngier führen wir den Krieg, suchen wir den Sieg, sondern für hohe Grundsätze, die das Fundament unseres staatlichen Lebens sind und für die, weil ihnen Vernichtung droht, wir zu kämpfen gezwungen werden. Was die feindlichen Mächte erstreben, kehrt seine Spitze gegen das Herz unseres nationalen Glaubens. Die Art, wie sie den Krieg führen, schändet alle Leitsätze der Menschlichkeit und aus der Ritterzeit ererbten Ehrbegriffe. Mit ihren Ränken haben sie Geist und Gefühl manches Amerikaners verseucht. Mit ihrer nichtswürdigen Geheimdiplomatie trachteten sie, die Einheit unserer Staaten zu zerstören und uns Land zu rauben. Wir wären für immer entehrt, in unserer Sicherheit gefährdet und gerechter Verachtung ausgesetzt, wenn wir den Triumph der Mächte zuließen, deren Waffe gegen den tiefsten Lebenssitz aller Freiheit und Demokratie gezückt ist. Weil dieser Krieg, zu dem alle freien Völker der Erde sich, Recht und Gerechtigkeit zu vertheidigen, geeint haben, der Krieg des selbstlosen Idealismus ist und Alles wahren soll, was dem Leben unseres Volkes Werth giebt und Dauer verbürgt: gerade deshalb darf auch das Ende dieses Krieges nur so sein, daß es dem Feind wie dem Freund das volle Maß ihm gebührenden Rechtes gewährt. Gerecht und heilig wie der Entschluß zum Krieg sei auch des Krieges Abschluß. Nur dafür können wir kämpfen. Kein anderer Abschluß wäre vornehm und unserer Rechtstradition würdig. Aus diesem Bewußtsein sind wir in den Krieg eingetreten. Und es wird in uns leben, bis aus der letzten Kanone der letzte Schuß gefallen ist. Ich habe deutlich gesprochen, weil der Ernst der Stunde mir Klarheit, Aufrichtig-

keit zu fordern scheint. Die Welt muß wissen, daß wir, noch in dem hitzigen Eifer des Tages, an dem jeder Gedanke auf das Ziel, die glückliche Beendung des Krieges, blickt, nicht einen der großen Grundsätze, nicht eins der Ideale vergessen haben, die uns die Ahnen vermachten und durch deren treue Wahrung wir Amerikas Namen unter den Völkern der Erde in Ehren hielten und immer zu halten verpflichtet sind. In der Geschichte der Menschheit schlug eine große Stunde. Das Auge des Volkes ist aufgethan und sieht, was ist. Gott, der Herr, hat seine Hand auf die Nationen gelegt. Nur den Völkern (so spricht in mir inbrünstiger Glaube) wird er gnädig sein, die den Muth und die Seelenkraft hatten, sich auf die reine Höhe göttlicher Gerechtigkeit, göttlicher Gnade zu heben."

Ein Schock harter Worte, die jeden seit 1914 an Herrschaft und Regirung im Deutschen Reich Mitwirkenden kränken können. Vergesset nicht, daß der zu Krieg Aufrufende irgendein Scheusal zeigen, also, wenn er das zu bekriegende Volk ehrt, dessen Regirer an den unentbehrlichen Pranger schnüren muß; daß dieser Präsident, der das Gesetz des Völkerverkehres (neunzehnhundert Jahre nach dem für Wahrhaftigkeit Gekreuzigten doch wohl mit Recht) auf die Höhe edler Einzelsittlichkeit heben will, bis in den Vorabend des ungehemmten Tauchbootkrieges an deutschen Verzicht auf dieses gefährliche Kriegsmittel wie an Evangelium glauben mußte und seitdem nicht nur von einem der Pflicht unfrohen Botschafter sich getäuscht fühlt; vergesset nicht den Brief, der, im Namen „deutscher Reichsherren", Japan und Mexiko auf die Vereinigten Staaten zu hetzen strebte. Und: sorget, daß nicht abermals der Buchstabe den Geist töte. Keinem in Deutschland Mächtigen dürfen wir den schäbigen Wunsch zutrauen, zu Stillung persönlichen, noch so gerechten Zornes den Krieg zu längern und dem Rachegott (des finterſten Altisrael) in thurmhohen Haufen neue Menschenopfer zu schichten. Ob Herr Wilson redlich fromm oder scheinheilig ist, den Ozongehalt unserer Verfassung und der (für den Umfang des Freiheitbesitzes noch wesentlicheren) Reichsluft unterschätzt oder gar nicht empfindet, ob er den Vorgang von 1914 falsch oder richtig deutet, mag im Kämmerlein Jeder prüfen. Anderes ist auf dem Markt zu wägen. Das deutsche Volk, der Geist deutscher Volkheit hörte noch niemals aus diesem Munde ein unholdes Wort. Mit unabhängigen und drum vertrauenswerthen Sprechern dieses Volkes, die Vollmacht haben, den (von vier Menschheitfünfteln begrüßten) Grundgedanken der

Civilisirung (Minderung der Waffenlast), des zu Beschlußvollstreckungfähigen Weltschiedsgerichtes und des Völkerbundes zuzustimmen, möchte Amerika heute sich lieber als morgen verständigen. Kein Kaiser will, kein entamteter Kanzler oder Staatssekretär kann den Reichstagsausschuß hindern, übers Meer zu rufen: „Hier sind die Männer, die Dein friedliches Herz, Präsident Wilson, ersehnt; unabhängig, also Deines Vertrauens werth, von der Nothwendigkeit furchtlos vernünftiger Abrüstung, mit allen erlangbaren Rechtsschutzmitteln umhegter Völkerschiedsgerichtsbarkeit und fester Nationengemeinschaft innig überzeugt und stark genug, der sprödesten Regirung die Anerkenntniß dieser Grundsätze abzuringen. Wir nehmen Dich beim Wort und wollen, ehe Blut mit dickerer Wand als der Ozean Amerikaner von Deutschen scheidet, in ernster Gewissenszwiesprache mit den von Dir Ernannten den Weg in würdige Verständigung suchen." Den sperren nur Worte; sperrt nicht die schmalste Kluft, die aus der Sache des Krieges, des Friedens aufklafft. Der Rost des uralten Schlagwortes „Freiheit der Meere" frißt jeden Kauffahrerkrieg, auf und unter der See. Belgiens Freiheit, unverkümmerte Souverainetät, Entschädigung von unverschuldetem Verlust ist in feierlichster Stunde zugesagt worden. Für Elsaß-Lothringens Rückkehr in Frankreichs Staatsverband, für die Zerstückung, für irgendwelche Kleinerung des deutschen, austro-ungarischen, bulgarischen Landbesitzes zu kämpfen, lehnt Amerika, im Ton ehrlichen Zornes über solche Zumuthung, schroff ab; eben so deutlich das Ansinnen einer Vormundschaft und den Plan, Deutschland und dessen Gefährten aus dem Geistes- und Wirthschaftverkehr des Völkerbundes zu verbannen. Daß den Feinden von heute Unrecht geschehe, wird der Sternbannerträger niemals dulden. In Bundesacht, in Wirthschaftbann ließe er nur das Deutschland ausstoßen, das weder durch Kriegsunglück mürb noch durch freiwilligen Abbruch zeitwidriger Basaltsäulen zu Eintracht mit mündigen Völkern reif geworden wäre. Das wäre ein Nothstandsmittel, dessen Anwendung versucht werden müßte, wenn die Amokläuferwuth des im Westen triumphat siegreichen Deutschlands nur durch dichte Absperrung von Afrika, Nord- und Süd-Amerika, Asien, den Briteninseln und die dann unvermeidliche Todfeindschaft aller heute Neutralen zu bändigen schiene. Der Spalt zwischen den Willenskuppen Deutschlands und Amerikas ist nicht so breit, wie er im Zerrspiegel der Rednerei aussah; nicht breit genug, um das

Grab all der Männer zu werden, die fallen müssen, wenn ernster Kampf, in der Luft, auf dem Anger, in Höhlen, die zwei in Tüchtigkeit zähsten Industrievölker gegen einander schleudert. Muß es sein? Hier, Kühl-, Nau-, Scheide-, Stresemann, Erz- und Brieyberger, liegt im Dickicht eine Krone, die Ihr nur, des Volkes geweihte Wortführer, dem Gestrüpp enthaken, durch Friedensstiftung Euch und den Erben Eures Namens erwerben könnt. Bedenket, daß an Amerikas Kriegsführerwillen der Englands hängt. Daß Lord Lansdowne und Volkskönig David (Lloy) George: den, Excellenz Hertling, die Furcht vor ungeheurer deutscher Offensive zwingt, den entschlummernden Grimm der Landsleute mit Wortskorpionen aufzupeitschen) der Rede Wilsons ohne Vorbehalt zugestimmt haben. Daß in dem unbesiegten Frankreich kein Sozialist und kaum noch ein aufrecht Radikaler morgen noblen Friedens schluß weigern wird, der die alte Vogesenwunde auch nur mit einem Tröpflein Balsam lindert. Bedenket, was war und sein muß. Und hebet, mit dem Volk, dessen Zunge Ihr seid, Euch auf den Grat göttlich gerechten Erbarmens.

Weihtag.

In Amerikas neue Welt, ins Hirn der „Heiligen der letzten Tage", deren Glaube an den Salzsee ein anderes Zion pflanzte, auch in nicht mormonischen Schwarmgeist hat sich fester als längst in Europa die Hoffnung auf das Reich friedlicher Menschenfreundschaft eingenistet. Hoffnung aus ältester Christenwelt. Wie ihr Heiland, so, hieß es, wird auch die Menschheit einst auferstehen, aus Grabesnacht hell leuchtender Tag werden, der Mühsal einer von Kampf und Arbeithast durchtosten Weltallswoche ein froher Rastsabbath folgen, der tausend Jahre währt. Und dessen Heiligthum wieder Hierosolyma wird. Schaut die völlig Gewandelte! Aus Gold und Edelstein sind ihre Häuser gebaut, Inderperlen rahmen die Fenster, und wo, von Davids bis in Gottfrieds Zeit, dürres Umland starrte, wogt nun in gelben Meeren das Brotkorn, kann die Rebe kaum die Schwerlast der Trauben, der in Pflaumenmaß gediehenen Beeren tragen. Und vernehmet, daß dieses Eden Eigenthumsrecht, Ausschluß des fremden Kömmlings von Mitgenuß nicht kennt, daß Allen Alles gehört. Durch Cedernwald und Cypressenhain sind, ihren Völkern voran, alle Könige der Erde in das junge Eden geeilt, flink zum Aufbau der

Mauern, der Heimstätten, des Tempels zu helfen. Zehn Männer, weissagt Sacharja, fassen den Saum des Kleides, das ein Jude trug; der Messias des alten, der Heiland des ewig sich erneuenden Bundes. Der durch Wunder, aus dem Schoß der Jungfrau ward, durch Wunder, vom Kreuz, aus der Gruft, in Fleisch auferstand, wirkt aus der von seiner Sohle gestreichelten steinigen Scholle noch Wunder. Jedes Saatkorn zeugt zehntausend Aehren, jede Aehre hülst zehntausend Weizenkörner und aus jedem Korn erdrischst, ermahlst Du zehntausend Pfund Mehl. Tausend Jahre währt diese Herrlichkeit; durch ein Millennium prangt das Erdenparadies in Blüthe und Frucht. Vor dem Allumfasser sind tausend Jahre ein Tag; in sechs Tagen schuf er die Menschenwelt, im sechsten Lebensjahrtausend wandelt er sie ins Ebenbild seiner Himmelsgefilde. Sproß der juden-christliche Wahn aus der tiefsten Wurzel des Inderglaubens, der in Stürmen schaudert, nur den stillen Frieden uralter Ordnung ersehnt? Nach dem Johannes der Offenbarung, die, im vorletzten Stück, „neuen Himmel, neue Erde, neues Jerusalem“ verheißt, hat Papias, Bischof von Hierapolis, den Millennaristentraum in seines Herzens Herzen gehegt; in den „Exegesen“ ihm das Kleid gesponnen und zugeschni ten, in dem er lange über unwirthliche Steppe geschritten ist und, unter der Kopfbinde, im Mantel, mit Gurt und Tasche frommer Kirchenväter, das irdische Reich des leibhaften Christus, das tausendjährige brüderlichen Menschenfriedens angekündet hat. Und in jeder Zone der Ankündung offenes Ohr fand: weil aus Qual alles Menschensehnen in Wonnen, aus schmerzender Unrechtsduldung in den Herrschbezirk reiner Gerechtigkeit, aus eng begrenzter Daseinsspanne in Auferstehung und Wiederkunft, aus trübem Zwielicht, Blutregen, Windbruch, Mißwende jeglicher Art unverdrossen in die von schlechtem Stoff freie, majestätisch ruhende Gluth strahlenden Sonnenmittags langt.

Noch am Ausgang des sechsten Jahrtausends nach Jahwes Schöpferthat, noch heute das Sehnen des Menschen. Das Erz der Schwerter und Spieße wird Pflugschar, Eggenzahn, Sense. Daniels Prophetentraum sieht das vierte Reich, das ganz anders ist als alle Reiche, alle frißt, zertritt, zermalmt, Zeit und Gesetz in frevlem Trotz umstülpt, dann aber entmachtet, vernichtet wird; sieht auch die Stühle für das Weltschiedsgericht schon gestellt, dessen Tag anbricht, wenn im Reich die Heiligen herrschen, und

dessen Spruch alle Macht unter dem Himmel dem heiligen Volk des Höchsten, alle Gewalt ihm zu Dienst giebt. Wird aus Blutdunstmeeren dieses Morgenroth? „Zu furchtbarem Krieg rüstet sich Reich wider Reich, Volk wider Volk, Hunger und Seuche wüthen. Dann erst erscheint am Himmel das Zeichen des Menschensohnes. Der hebt aus seiner Herrlichkeit Wipfel sich auf den Thron der Welt; und vor ihm stehen die Völker, alle, und er scheidet, wie in seiner Heerde der Hirt, von den Schafen die Böcke.“ Die Rede Jesu, den die Eselin auf Zions Höhe trug und der die Jünger das Wort Sacharjas vom Einzug des armen, sanftsinnigen Königs wiederholen heißt. Das steht, Alles, in den Juden und Christen heiligsten Büchern, deren erstes den Sieg der Teufelsschlange und den in Brudermord austobenden Menschenzwist erzählt, deren letztes die Fesselung und den Sturz Satans, des Drachens, der Schlange, meldet und unter neuem Himmel, auf neuer Erde Hierosolyma als Heiligem Geist verlobte Braut zeigt. Ein Jerusalem ohne Tempel. Weil es in lieblos bethulichem Tempeldienst unsauber ward, mußte das alte fallen; hätte den Steinpomp seiner Salomon und Herodes überdauert, wenn die Schwinge uneitlen Willens es in den Entschluß gehoben hätte, die Seele jedes in den Stadtfrieden, die Friedensstadt Zugelassenen in lichte Tempelreinheit zu weihen. Der Galiläer lebt, was er lehrt, ist, für seine Lehre zu sterben, willig, wird selbst den Jüngern, dem anhangenden Schwarm Tempel, Bethaus und kann im Allerheiligsten dem Hochzeiter die Braut vermählen. Von Adams Erkenntnißsünde und Kains Blutschmach bis in den Weihtag, dem Grüfte und Meere ihre Toten geben und in dessen Gnadenborn aus den Schalen der sieben Engel die letzten sieben Plagen verrinnen: Menschheitgeschichte. Aus staubiger Schlangengenossenschaft und Vorrechtswahrung durch Mord in den Rechtspruch Würdiger, in selbst gewölbten, selbst erleuchteten Himmel. Dürfen wir hoffen, das von Lippengewohnheit entseelte Krippenlied werde, endlich, mit Jeschuas Athemgewalt zu neuem Weltjahr das Thor aufbrechen? Oder wird aus welkem nur grüner Wahn? Als Wahn wurde immer erwiesen, was gütiger Geist, das Kind heiligster Wehennacht, blinder Gewalt nicht als Wahrheit aufzuzwingen vermocht hat.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 5. Januar 1918.

Don Carlos.

Im pariser Théâtre Antoine, wo der geistig behende Spieler und Régisseur Gémier, mit Reinhardts Prosperostab, die Menge durch Bühnenwunder verblüfft, wird seit ein paar Wochen ein Versstück gespielt, dem der Dichter, Herr François Porché, den Titel „Les Butors et la Finette“ gegeben hat. Die Butors sind ein auf ihre Kraft, ihre Staatsmaschine, den Drill, die Abrichtung ihrer Leute und deren Fähigkeit zu Einordnung in allgewaltige Organisation höchst stolzes Volk; aufgeblasen dünkelhafte Pedanten, die viel wissen, viel können, dem Genius der Menschheit aber ferner als Faust dem Erdgeist (der ja nicht immer aussieht wie Wedekinds ewig am Scheideweg schaffendes Weibchen). Finette: so nennen die Bürger eines Fabellandes ihre Prinzessin; weil sie bildhübsch, blitzklug und kätzchenhaft kokett ist, „rasend gern“ tanzt, nie sich von Sorge umwölken ließ, Jedem arglos vertraut und für Jeden ein zierlich geformtes, nobel gefaßtes Wort in Bereitschaft hat. Mit so liebenswürdigen Gaben ist Prinzeß Feinchen nicht etwa vereinzelt. In ihrer Heimath sind die Meisten aus ähnlichem Stoff. Fröhlich und keck, geistreich und muthig, bis in Leichtsinn sorglos und doch andächtigster Hingebung an eine Sache fähig, noch in Gezappel graziös. Nirgendwo sonst ist die Luft so voll von Lebenslust, wird die freundliche Gewohnheit des Daseins aus höher schäumendem Becher geschlürft. Drum ist Feinchens schöne

Heimath das beliebteste Fremdenland, das Eden, dem aus allen Zonen die nach Freude oder Vergnügen lüsterne Menschheit zuströmt. Ein Butor, ders hört, würde sprechen: „Kennen wir. Gezwitscher mit Fremdenindustrie. Aus solchen Ländern kommt nie viel 'raus. Weder im Sinn des Waarenexportes noch sonst wie. Die Sorte hält nicht durch. Amusant bei Tisch, dann 'rausschmeißen, sagte der in Gott ruhende große Preußenkönig (meinte, Herr Butor, damit aber den Landsmann Podewils, Minister und Besitzer des pommerschen Gutes Varzin). Die thun uns nichts und sind, wenns sein muß, leicht auf die Knie zu kriegen. Hunde, die so laut bellen, beißen nicht." Herr Porché ist anderer Meinung. Damit wir den Werth des Stammes erkennen, zeigt er uns dessen feinste Blüthe, den jungen Herrn Miron (dem Schöpferliebe den eigenen Vornamen geschenkt hat). Dieser François, der schlanke Sohn fleißiger Winzer und Gartenkünstler, gäbe selbst in Butorsland als ein ganzer Kerl. Alle Pläne für den neuen Schloßbau, die Wasserkunstanlagen und Parks sind von ihm und können sich sehen lassen. Schade, daß der hübsche Junge so scheu ist, nirgends zu haschen und nicht von zehn Schimmeln in den Glanz des Hofes zu kutschiren. Sind denn, wirklich, alle rechten Künstler solche Wildlinge, so wunderlich unbequeme Zeitgenossen? Einweihung der neuen Gärten. Ueber den Einladungen zum Hofball steht (wie über den Dispositionsnoten des Herrn Trotzkij): „An Alle." Das ganze Volk ist geladen; tanzt auf dem Rasen, lagert sich, trinkt Champagner, stichelt die Haut der Minister, bejauchzt jeden nicht plumpen Witz und bewundert im Innersten doch Alles, was es hört, sieht, schmeckt, riecht, betastet. Auf der Terrasse tanzt die Hofgesellschaft; und wenn Ihr vernehmt, daß die zwei Tanzkreise sich nach zwei grundverschiedenen Rhythmen drehen, fällt Euch wieder Herr Trotzkij ein, der, wie zuvor der Kollege und Rassegenosse D'Israeli, stets gesagt hat, daß in jedem Land, mags noch so märchenschön aussehen, zwei Nationen, Ausbeuter und Ausgebeutete, leben. In unser Fabelland sind inzwischen die Butors eingefallen. Nur sechs Mann hoch; fürs Erste. Hellblond, Mützen, schwarze Kittel, Tabakpfeifen. Der Vortrab des Versuchers. Feinchens munter schmausendem, tanzendem, schwatzendem Volk wispern sie den Rath zu, ihnen gleich zu werden und als Rad sich in die ungeheure Maschine ihrer Organisation einzufügen. Die Ant-

wort verschallt in Spottgelächter. Aus dem Gewisper wird Gebrüll, aus dem Lachen Wuth; und den Butors, an deren Sitzpolster sich schon mancher Fuß gymnastisch geübt hat, ginge es schlimm, wenn nicht Herr Buc, der herzogliche Intendant, die Händelsüchtigen trennte. Dem Namen nach muß er wohl ein Landsmann des edlen François Miron sein; ist aber ein ausgepichter Schuft. Was der berliner Amtsjargon „Radfahrer" nennt: „Nach oben krummer Rücken, nach unten tritt er." Emsig im Dienst, ein Pedant der Ordnung und Pünktlichkeit, ohne Phantasie, also auch ohne Menschheitgefühl und drum von den Kleinen, die er knufft und schindet, längst in die Wolfsschlucht, zwischen Haß und Verachtung, geworfen. Und, in nächtigem Nebenamt, Hoch- und Landesverräther. Zuerst tuschelt er mit den Sechs; dann schleicht er, durchs Dunkel, über den dicken, von uralten Bäumen überbuschten Rasenteppich, zu dem Feldmarschall des Butorheeres. Das hat sich ganz nah bei der Residenz eingegraben. Wie es, unbemerkt, dahin kam? Fabelland; das nur diesseits oder jenseits von nüchterner Vernunft blühen kann. Der Feldmarschall hat ein glattrasirtes, bleiches Gesicht; erkünstelte Steifheit, die ihn Würde dünkt; schwarze Mütze und grauen Mantel. Aus der Hand des ehrenwerthen Herrn Buc empfängt er den Vertheidigung- und Aufmarschplan des Volkes, das er, schmählich, überfallen will. Noch freut sichs, ahnunglos, seines Lebens. Finette tanzt ihm, in weißem Kleid mit rothem Band und meerblauem Ueberwurf, den bukolischen Reigen der friedlichsten Schäferin vor. Unter ihrem Füßchen (dessen goldenes Abbild ihre Höflinge, wie die weimarer das ihrer Herzogin Anna Amalia, als Schmuckgehäng tragen könnten) dröhnt, plötzlich, die Erde. Kanonendonner. Sturmgeläut. Alles Volk eilt, vom Fest, zu den Waffen; wie aus Felsbächlein nach hastigem Absturz ein Strom, so wird aus dem Eifer Einzelner und ihrer Sippen rasch ein Heer. Sehet: schwarzgeschleierte Mütter bringen selbst ihre Söhne, in eben so langem Zug Bräute, von deren Haupt hellere Farbe weht, ihre Jünglinge dem Altar des Vaterlandes. Aus der Tragoedienstimmung flattert Scherz auf; noch über Grüften singt ja die Lerche ihr Lied. Dieses Volk weiß (solches unwiderlegliche Wissen wird aus Gefühl), daß ihm das grauseste Erlebniß aller Menschengeschichte naht, und ist, schon im Bann der entsetzenden Ueberraschung, zu schwerstem Opfer willig. Seine Spott-

lust aber nicht lahm. Ueber der Fuge des Verhängnißempfindens vermählt Witz sich dem Trotz. Auf Scherzsträhnen und Lachflöckchen fallen Thränen. Die Prinzessin ist Hirn und Herz, wird Gewissen und Zunge des Volkes. Beschwört es, alle Kräfte in den Dienst der heiligsten Sache zu ballen; und beräth, da es mit begeistertem Sang verströmt ist, mit dem von Heimathgefahr entschüchterten François, was geschehen könne, zur Rettung des Vaterlandes geschehen müsse. Die Barbaren brachen in friedliches Land, dessen Vertrauensseligkeit in Träumen selbst nicht an Kriegsgefahr dachte und sich für den Kriegsfall drum nicht bereitet hat. Alle Zeughäuser leer; unzulängliches Geschütz. Und der Feind schon Herr der wichtigsten Wege und Wälder. Nur ein Mittel bleibt: Oeffnung der großen Schleuße. Die Urgewalt unseres Meeres schwemmt den Feind in Tod. Der alte Schleußenmeister Miron hat den Enkel einst gelehrt, wie mans, noch, wenn Feindeslist den Hauptmechanismus zerstört hat, erwirken könne. Kostet ein Menschenleben. Was liegt dran? Im Morgengrau wird François die Heimath retten. Wo aber birgt er bis in diesen Schicksalsmorgen das Gefäß seines nun unersetzlichen Wissens dem Feind? Unter den blauen Mantel der Prinzessin, deren über dem weißen, rothbebänderten Kleid schneeblasses Antlitz mit dem Blick zärtlicher Bewunderung sich dem Knienden zuneigt. Der kommt nicht im Grau, nicht im Scharlach ans Ziel seines Willens. Zu nah schon und allzu schlau ist der Feind. Wie nun die Wellen entzäumen? Ein altes, von den Ahnen ererbtes Lied raunte von einem letzten Nothwehrmittel. Doch dieses Lied ist vergessen. Nicht ganz von Finette, ders die Amme einst sang. Wenn heilige Doppelliebe, zu dem Land, zu dem Jüngling, in dem des Landes Genius Fleisch ward, das Gedächtniß befruchtet, blüht das Lied wieder auf. Wie wars? „Bringst in der Granitgrotte den Felsblock ins Gleiten…“ Doch Buc, den ihr Vertrauen noch nicht flieht, brütet neuen Verrath. Der aufsluthende Zorn der Prinzessin streckt ihn nieder (mit dem Revolver: im Fabelland) und François, den die Botschaft erreicht hat, bringt den schwanken Felsblock ins Gleiten. Erschöpft, besudelt, von Ueberanstrengung wankend, sinkt er in den Schoß der holdesten, listenreichsten Märchenprinzessin. Auch der menschlich gütigsten. Im Mondlicht sahen wir sie auf dem Totenfeld des aus den feinsten Freuden jäh in Krieg gerissenen Lan-

des. Hörten auf dem von Freund und Feind überreichlich gedüngten Totenacker die Einsame fragen, ob sie auch für den gefallenen Feind beten dürfe, ob müsse. Und ihre Antwort: „Auch er war, wie unsere Jungmannschaft, Soldat; nur, was Pflicht und Befehl vorschrieb, hat er gethan. Und um den fern Ruhenden weint die Mutter, die Witwe. Dem Freund fiel wie dem Feinde das Los und gleich war ihr Ende. Schlafet drum, unter eines Windes Klage, in Frieden! Kriegersehrbegriff macht das Kind unserer Volksfamilie dem von unserer Erde angenommenen Sohn zum nah Verwandten. Beide sind von allen Malen der Zeitlichkeit so völlig geläutert, daß in ihnen Haß nicht mehr hausen kann.“ Ist noch nöthig, zu berichten, daß mit blonder Mähne, aus der Topaskämme im Sonnenstrahl glitzern, die Meeresfluth einbricht, die barbarischen Einbrecher wegschwemmt, daß Finette sich selbst und ihres Reiches Krone dem Retter, dem Helden des Volkes gieb.? Wichtiger, gewiß, laut zu betonen, daß der fast antigonische Ausbruch des Weibheitgefühles, Menschheitbewußtseins in allen Herzen der andächtig lauschenden Menge Widerhall weckte. Im Dezember 1917 in Paris. Wichtiger: denn der Aufmerkende hat längst verstanden, daß der Titel „La Finette et les Butors“ den anderen (allzu märchenwidrigen) einkapselt und doch durchschimmern läßt: „La France et les Boches.“ Der Ballschmuck der Prinzessin: die Trikolore. Semmelblonde Schwarzkittel: Preußen.

„Pièce à clef also; Schlüsselstück von der Patriotensorte, die nach 1870 wie Schneeglocken unter warm wiederkehrendem Sonnenstrahl aufblühte. Damals Bornier, Coppée, Déroulède (ein ‚Besiegtes Rom‘ brachte, wenn mein Gedächtniß nicht trügt, in einer Altweibsrolle den ersten Triumph der jungen Sarah, die vierzig Jahre danach verliebte Jüngferchen spielte); jetzt Porché. Dem im Galop gepackten Erfolg werden Andere nachhinken. Der üble Buc soll an Almereyda oder Bolo, meinetwegen auch an Malvy oder Caillaux erinnern, das rettende Wasser an die Marne. Spielzeug für Kinder. Vielleicht ist die Lyrik frisch (aus den vier Düften Musset, Lamartine, Hugo, Verlaine läßt sich Lieblich-Kräftiges destilliren) und das Vers gehüpf so zierlich wie der Schritt einer Putzmacherin, die vom Martyrberg, nach einer mit ergrauenden Künstlern und heißen poilus durchtosten Nacht, in die Werkstatt niedersteigt. Graziös ist das Volk nun mal. Warum aber erzählst Du den

Inhalt? Schon bei Bornier hieß Bismarck Attila. Die Gattung, von der sechs in eine Schachtel gehen, ist nicht der Rede werth."

Zu der Gattung gehört die Hermannsschlacht. Hut ab also, Herr Magister lobesam. Auch Varus sollte, nach Kleists Willen, an Bonaparte, die wilde Thusnelda an die gar nicht zahme Luise, der Legat an die galanten Offiziere der Großen Armee erinnern; und ehe die kindhaft ihre Wahrheit ahnende Phantasie Reinhardts nicht die Rheinbundsfippe, die Nord- und Süddeutschen sammt der troisième Allemagne von vor hundert Jahren aus den Fellen und anderem Altgermanenplunder geschält hat, wird das in aller Weltdichtung einzige Werk niemals Volksbesitz. (Kommt auch der Ur-Boche nicht heraus, der in dem einen Hermann doch wohl richtiger, wirklicher, vielleicht nicht ganz wider des Räthsel-Kleists Willen, vor dem Auge steht als in den Butor-Homunkeln.) Mir war die Lehrfabel aus Finettes Reich heute willkommen, weil ich an Schillers „Don Carlos", dem in diesem Spieljahr vom lautesten Erfolge gekrönten Drama, den Reiz und die Gefahr solchen Maskenspieles zeigen möchte. Reiz, der manchmal spät welkt; Gefahr, die nur das Kunstwerk bedroht, also nicht den Erfolg.

Hinter dünnerem Schleier noch als der „Fiesko" birgt das Carlosdrama des Dichters Absicht auf Mummerei; und die Masken sind schlechter, nicht mit der Sicherheit des tollkühnen Schlafwandlers, gewählt. Gianettino roch nach einem Melo-Genua; Verrina war als Brutus-Ersatz hinzunehmen. Hier ist kein Hauch Kastiliens. Nicht einer dieser Granden und Priester schritt je durch die Luft, in der Cervantes, Velazquez, Goya, Murillo und Torquemada wurden. Der neunzigjährige blinde Kardinal sollte wohl dem unerbittlich harten Ketzeraustilger Thomas Torquemada ähneln, der als Judenknäblein beschnitten ward und als Altern der General-Inquisitor von Kastilien und Aragonien hieß; ist aber „gute Rolle" geblieben und nur zwischen Leinwänden in seiner Heimath. Den Domingo ließ in Mannheim Dalberg in Jesuitentracht auftreten; und die Gründlinge im Parterre schmunzelten einander zu: „Pater Frank!" So dick war, fast wie im Fabelland des Herrn Porché, der Pfahl, der aus Mummenschanz in Wirklichkeit des Vaterlandes wies. Nicht die aus Belesenheit sentimentalischen Menschen nur: auch beinahe alle Vorgänge wären in Philipps Spaniens unmöglich gewesen. Dessen Geist und

Körper aus Vision nachzuschaffen und aus dieser Schöpfung eine bestimmten Seelenstand durchleuchtende Handlung werden zu lassen, hat Schiller garnicht erst versucht. Sein nächstes Ziel war: „Tendenz“ (so nannten zwei, drei Menschenalter den durch die Thore der Kunstmittel geschleußten Einfluß in den Strom des politisch-gesellschaftlichen Lebens); die sollte, „fresko und illuminirt“, in jedes Auge sich einfunkeln. In der Widmung an „den durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Karl August, Herzog zu Sachsen“ verräth solche Absicht schon der erste Satz: „Unvergeßlich bleibt mir der Abend, wo Eure Herzogliche Durchlaucht Sich gnädigst herabließen, dem unvollkommenen Versuch meiner dramatischen Muse, diesem Ersten Akt des Dom Karlos, einige unschätzbare Augenblicke zu schenken, Theilnehmer der Gefühle zu werden, in die ich mich wagte, Richter eines Gemäldes zu sein, das ich von Ihresgleichen zu entwerfen mir erlaubte.“ Deutlicher noch die Briefstelle: „In der Darstellung der Inquisition will ich die prostituirte Menschheit rächen und ihre Schandflecke fürchterlich an den Pranger stellen. Ich will, und sollte mein Carlos dadurch auch fürs Theater verloren gehen, einer Menschenart, welche der Dolch der Tragoedie bisher nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will .. Gott bewahre, daß Sie mich nicht auslachen!“ Und dem fiebernden Wunsch (den nicht nur Goethe, der „decidirte Nicht-Christ“, belächelt hätte), die Inquisitoren ins Herz zu treffen, kettet der nicht weniger wunderliche sich an, das Opfer dieser schandfleckigen Menschenart, die Majestät Philipps des Zweiten, in den Himmel des Erbarmens zu retten. Die in der Rheinischen Thalia erschienene Vorrede ruft: „Wenn dieses Trauerspiel schmelzen soll, so muß es, wie mich deucht, durch die Situation und den Charakter Königs Philipp geschehen. Auf der Wendung, die man diesem Charakter giebt, ruht vielleicht das ganze Gewicht der Tragoedie. Man erwartet ein Ungeheuer, sobald von Philipp dem Zweiten die Rede ist; mein Stück fällt zusammen, sobald man ein solches darin findet. Und doch hoffe ich, der Geschichte (Das heißt: der Kette von Begebenheiten) getreu zu bleiben. Es mag zwar ein gotisches Ansehen haben, wenn sich in den Gemälden Philipps und seines Sohnes zwei höchst verschiedene Jahrhunderte anstoßen; aber mir lag daran, den Menschen zu rechtfertigen: und konnte ich Das wohl besser als durch den herrschenden Genius sei-

ner Zeiten?“ Ein viertes Zeugniß liefert der Brief, in dem, nach der ersten berliner Aufführung, der Dichter sagt: „Die Szene (Posas Audienz bei Philipp) soll gut gespielt und Seiner Majestät dem Dicken sehr ans Herz gegangen sein. Ich erwarte nun alle Tage eine Vokation nach Berlin, um Hertzbergs Stelle zu übernehmen und den preußischen Staat zu regiren.“ Selbstverspottung? Mehr im Ton als in dem Gefühl, das erkleidet. Politische Wirkung war gewollt, der Einfall, einen geistig Bedeutenden mit klingender Seele zum Minister zu machen, der Zeit Karl Augusts nicht so fern wie unserer; warum sollte die für Menschheit aufflackernde Jugend des zweiten Friedrich Wilhelm zur Gestaltung ihres Planens nicht, statt der Wöllner und Bischoffwerder, den Schöpfer des Posa erkiesen? Einerlei. Des Dichters Geständniß läßt nirgends eine Lücke, in die Zweifel sich einklemmen könnte. Schiller will richten und retten; der Priesterschaft Ankläger und Urtheilsvollstrecker werden, den König und den Infanten, Jeden auf seine besondere Weise, entschuldigen. Beiden Zwecken diene der wundervoll in der Maschine bereitete Gott: Marquis von Posa, Ritter des Malteserordens. Geschichte ist dem Dichter, der vier Jahre danach als „Schulmeister für Historie“ auf Jenas Katheder sitzen soll, nun, wie irgendeinem Romanschreiber, „die Kette von Begebenheiten.“ Athemlos; duftlos; Kette aus geschmiedeten Gliedern, in denen kein Puls pocht. Nicht die Summe aller eine Zeit, in abgegrenzter Zone, bestimmenden Kräfte, die den Stärksten noch, gerade ihn oft mit Zwirnsfäden, irgendwo anbinden. Nicht der sausende Webstuhl, der einer Menschheit lebendiges Kleid wirkt. Drang er in den fünf Jahren der Arbeit am Carlos je bis in den Dunstkreis der Geschichte vor? Versucht hat ers. Ist aber stolz darauf, daß er weder von Franzosenhaß wider Philipp noch von Spaniergroll wider Carlos sich verleiten ließ; und empfiehlt den Lesern die Novelle, aus der er selbst geschöpft hat.

Einen Sickerborn, dessen Stoff unserer Zunge süßlich schmeckt. Die „von Geschichte und von Liebe handelnde Novelle“, die im letzten Drittel des siebenzehnten Jahrhunderts Abbé Saint-Real auf den Markt gebracht hatte. Prinzessin Elisabeth von Frankreich ist dem spanischen Infanten verlobt, wird aber von Philipp, dem die Königin gestorben ist, zu Ehe begehrt. Carlos muß sie, mit den Fürsten von Parma und von Eboli, einholen, muß ihr bis ans

Ziel der Reise nah bleiben; empfindet tiefer noch als zuvor, was ihm genommen ward; bekennt seine Liebe, wird erhört, doch in den Schranken strenger Sitte gehalten. Widerstandlos läßt er sich in dumpfe, zu That nicht rüstige „Schwachheit und Melancholie“ gleiten und vereinsamt im Hofprunk; zäumt, wenn er sprechen muß, nicht die Zunge und wird dem König und zugleich der Heiligen Inquisition verdächtigt. Philipp schickt den seiner zweiten Ehe und seiner Monarchie Lästigen auf die Hochschule von Alkala. Wilder Ritt, Sturz, Wunde, die das Leben zu gefährden scheint; letzter Gruß, den Posa, des Prinzen Freund, nach Madrid bringt, an die geliebte Königin. Die glaubt, einem Sterbenden zu schreiben, und dämmt ihr Gefühl nicht länger. Bald danach ist der durch das Glück seiner Liebe, durch das Heilkraut neu sprossender Hoffnung genesene Prinz wieder am Hof. Von zwei Seiten ballt sich Gewitter. Eboli's von Brunst und Ehrgeiz gekitzelte Frau sinnt dem Prinzen, der ihren Leib nicht nahm, Rache; und Ruy Gomez, Fürst von Eboli, hat das Ohr des Königs. Vlamische Edle beschwören, im Bund mit der Königin (die den Ungestümen entfernen und beschäftigen möchte), den Prinzen, das Amt des Statthalters in Flandern zu erbitten und die Provinzen vom Druck spanischer Eroberergewalt zu befreien. Elisabeths freundschaftlich inniger Verkehr mit Posa, dem Boten drängender Liebe, wird von Mißtrauen bespäht; und da der Malteser im Turnier für die Farben der Königin gefochten, gesiegt hat, läßt ihn der eifersüchtige König nachts, auf der Straße, meucheln. Nach Brüssel schickt er Alba, nicht den Infanten, der flehend um das Amt warb. Muß gegen diesen Vater, der ihm die Braut nahm, den Freund tötete, die Pforte zu wohlthätiger Arbeit verriegelt, sich der Arm des Sohnes nicht waffnen? Carlos will fort, das Haupt der Aufrührer werden, die dem Reich neuen Sonnenaufgang ersehnen, will sich Philipps Feinden verbünden. Die Wachsamkeit des Postmeisters Taxis entschleiert den Anschlag. Don Carlos wird verhaftet, der Inquisition ausgeliefert; durchschneidet im Bad sich die Adern und küßt mit dem letzten Blick noch das Bildniß, das ihm Elisabeth gab. Auch sie stirbt; und der Leser soll vermuthen, daß der König selbst oder, unter seines Auges Wink, ein eifernder Diener das Amt der Parze an sich gerissen habe. Die Fürstin Eboli aber, die den Sohn nicht zu halten vermochte, fängt im Netz ihrer Reize den Vater.

Im Buch der Geschichte (dem, freilich, blind zu trauen, das Spektakel unserer Zeit eindringlicher als je eins warnt) steht es anders. Philipp, der kleine, schmächtig, doch fein gebaute Sohn Karls des Fünften, wird als Sechzehnjähriger Marien von Portugal vermählt, die ihm im zweiten Ehejahr den Knaben Carlos schenkt. (Vergesset nicht: in der Zeit des häuslich-politischen Haders mit dem zwanzigjährigen Sohn ist Philipp Achtunddreißig. Das erklärt die Eifersucht des Vaters, des Königs.) Nach Mariens Tod wird Königin Mary von England seine Frau. Als auch sie früh gestorben ist, wirbt er um die Hand der jungen Britin Elisabeth, die ihn aber nicht erhört. (Den Krieg gegen sie, in dessen Verlauf Spaniens Armada scheiterte, hat er erst dreißig Jahre danach geführt. Unser Historiendichter läßt den allein überlebenden Admiral Medina Sidonia von Carlos trösten, der zwei Jahrzehnte zuvor gestorben war.) Da sieht der zwiefach Verwitwete ein Bildniß der Prinzessin Elisabeth von Valois, gegen deren französische Heimath er seit 1556 Krieg führt. Sie ist dem Infanten als Braut zugedacht; aber der König meint, besserer Abschluß als durch seine Hochzeit mit der Prinzessin könne dem Krieg nicht werden. Des schönen Mädchens Antlitz streichelt seinen Geschmack; und er beschließt (nach Brantômes hübschem Ausdruck) „unter dem Fuß des Sohnes das Lenzgras zu mähen und sich selbst, nicht einem Anderen, die erste Wohlthat zu gewähren." Elisabeth wird, als Königin Isabella, seine dritte Frau, gebärt ihm die Infantin Klara Eugenie und stirbt nach kaum neunjähriger Ehe. Philipp vermählt sich noch einmal; an der Schwelle der Vierzig noch einmal einer dem Sohn einst zugesprochenen Prinzessin: der Oesterreicherin Anna, einer Tochter des zweiten Maximilian. Seine Wesensart ist in so verschiedenen Farben wie fast jedes königlichen Blutes gemalt worden. Das heute bekannteste Bild ist wohl das von dem Vlamen Charles de Coster in seinem kräftig, manchmal rabelaisisch schönen „Ulenspiegel" ausgestellte. Kaiser Karl findet, nach langem Suchen, den Sohn in einem nur von Lukenlicht erhellten Verschlag. Philippchen hat soeben den zierlich bebenden Leib einer indischen Aeffin über Holzscheiten langsam verbrannt. Das Thiergerippe ähnelt einer gewundenen, knolligen Wurzel; auf dem Mund ist noch blutiger Schaum, auf den Backenknochen die Spur von Thränen. In der Ecke kauert der schwarz gekleidete

Infant und lutscht den Saft einer Citrone. Da er die Frage des Vaters stumm und regunglos hört, braust des Kaisers Zorn auf. „Seine Majestät riß ihm die C trone aus der Hand, warf sie zu Boden, schlug ihn derb und der Sohn pinkelte vor Angst. Der Erzbischof aber, Philipps Erzieher, sprach zu dem Kaiser: ‚Seine Hoheit wird einst als Ketzerverbrenner hohen Ruhm erwerben.‘ Der Kaiser lächelte und ließ den Infanten bei der Affenleiche allein. Aber es gab auch Andere, die nicht Affen waren und doch in den Flammen sterben mußten.“ Historie? Der Blame urtheilt über den Schänder von Vlaanderland. Philipp, sagt er, „hatte Marie von Portugal geheirathet, deren Güter er seinem spanischen Königreich eingliederte; in ihr zeugte er Don Carlos, den grausamen Narren. Aber er liebte seine Frau nicht, ließ sie, die an den Folgen der Geburt litt, oft allein, um Ketzer brennen zu sehen, und alle Damen und Herren des Hofes thatens ihm nach; so auch die Herzogin von Alba, die edle Wochenhüterin Mariens.“ Historie? Die Portugiesin ist am vierten Tag nach der Entbindung gestorben. Die haager Generalstände läßt der Blame urtheilen: „Philipp befahl seinen Schergen, dem Herzog Alba, Medina-Coeli, Requesens, und den verrätherischen Staats- und Provinzialräthen, unserem Land zur Ader zu lassen; befahl dem Don Juan (d'Austria, seinem Halbbruder) und Alexander Farnese, dem Prinzen von Parma, mit blutiger Strenge gegen uns vorzugehen. Den Herrn von Oranien that er in den Reichsbann, dang drei Mörder und wird ihm bald den vierten auf den Hals hetzen. Auf unserer Erde baute er Burgen und Festungen; ließ lebende Männer verbrennen, lebende Frauen und Mädchen begraben: und erbte ihre Güter. Tötete seinen Sohn Carlos. Vergiftete den Prinzen von Ascoly, dessen Gattin Euphrasia von dem König schwanger war, damit des Prinzen Erbgut den Bastard bereichere. Uns ließ er, Alle, zu Verräthern stempeln, die des Lebens und der Habe verlustig seien. Drum, nach Recht und Gesetz, sei nun seiner Herrschaft Ende. Die Siegel des Königs wurden zerbrochen. Und die Sonne leuchtete über Meer und Erde, vergoldete die reifen Aehren, reifte die Trauben und warf auf jede Woge Perlen, den Schmuck der Braut Niederlands: der Freiheit.“ Von dem Johannes der Offenbarung, der Babylon die Große Hure, das Feindesvolk ruchlose Barbaren (Gog und Magog) schalt, bis auf die pariser Butors-Boches

und die „Banditen“ Davids von Wales hat der von Kriegsnoth Gemarterte an dem noch Ueberlegenen nie ein gutes Haar gelassen. War Philipp ganz so einfarbig scheusälig oder nicht unwürdig des Retterversuches, den Schiller wagte? Ein unfroher, von Priestern mönchisch erzogener Mensch ohne inneres, aus dem Gefäß einer edlen Seele aufstrahlendes Licht; zu klein für die Aufgabe, die ihm gestellt war, für die größere gar, die er, als das Werkzeug der in Pubertätwuth rasenden Kirche, als ein Werkzeug, das Haupt und Herr scheinen möchte, selbst sich stellt: deshalb vor jedem Auge in die Grimasse düsterer Majestät steif gereckt. Hinter dem Spalier mürrisch unnahbaren Dünkels birgt scheu sich lungernde Sinnlichkeit, die vier Königinnen in Gier anfällt, dem Blick aber, der sie wohl allzu unköniglich, allzu menschlich fände, dicht verhängt wird. Dumm kann der König nicht gewesen sein, der Perez und Ruy Gomez, das Schwert Albas und den hellsichtigen Verstand Granvelles, den Prinzen und die Prinzessin Margarete von Parma in seinen Dienst zog. Gewiß kein fahriger Tölpel. Unbestreitbar ist, daß er nur zerstört, durch Schrecken gebändigt, nie Fortzeugendes geschaffen hat; daß er an wüstem Strand einsam starb.

Carlos? Daß er „ein grausamer Narr“ (De Coster), hirnkrank, blödsinnig, wie Büdinger und Andere behaupten, war, ist nicht gewiß. Ein kränkelnder Knabe, den der Erzieher, der Humanist Honoratus de Juan, kaum zu zähmen vermag und der den finsteren Vater durch Trotz, durch die Heftigkeit des Schwachen früh ärgert. Vielleicht quält ihn das Gefühl, das Schillers Vers andeutet: „Meine erste Handlung, als ich das Licht der Welt erblickte, war ein Muttermord.“ Da er vierzehn Jahre zählt, als Philipp den Ehebund mit Elisabeth knüpft, kann der Brautraub dem Knaben nicht Schicksal geworden sein; nur von freundlicher Achtung, die ihn der Stiefmutter verband, weiß die Geschichte. Zwei junge, in Freiheit langende Seelen mußten an diesem Hof sich finden. In Kameradschaft mit dem Oheim Johann von Oesterreich (Don Juan d'Austria) und dem Vetter Farnese von Parma geht Carlos nach Alkala. Kehrt nach schwerer Krankheit heim. In der hoch ummauerten Enge des madrider Hoflebens wird das Verhältniß zum Vater von Mond zu Mond schlechter. Um in andere Luft zu kommen, erbittet Carlos das schon in die Wiege ihm zugesagte Amt des Statthalters in den Niederlanden. Nicht auch Vermäh-

lung mit Anna von Oesterreich? Noch nicht. Die Kronprinzenkrankheit, mißtrauische Wendung gegen alles unter dem Szepter des Vaters Geschehende, hitzt sich in schleichendes Fieber schlummerlosen Grolls. Carlos ist fromm, in Ehrfurcht dem Papst unterthan, doch der Priesterherrschaft feind und ohne Glauben an die Seelenheilkraft der Ohrenbeichte, der ewigen Messen, des Rachegerichtes der Heiligen Inquisition. Diese Alba, Eboli, Espinosa wollen, Alle, nur sich, ihren Vortheil nur; und fehlen der Pflicht, die zu dem Rath zwänge, im Adel und in dem Patriziat der Städte, zu Haus und im Niederland, der Monarchie feste Stützen zu schaffen. Der zweiundzwanzigjährige Infant glaubt sich berufen, mit sanfter Fürstenhand den Aufruhr in den Niederlanden zu enden. Nein. Alba. Später, wenn der Vater selbst hingeht, wird, vielleicht, seine Gnade dem Sohn die Mitfahrt gestatten. Fürs Erste mag der Prinz in Madrid dem Staats- und Kriegsrath vorsitzen. Schon besann Philipp den Plan, die Thronfolge auf den Erzherzog Rudolf zu übertragen und Carlos auszuschließen. Der, hört er, plötzlich, von Juan (dem der Halbbruder, in dieser Entscheidungstunde, näher ist als der blind ihm vertrauende Neffe), will aus Spanien fliehen. In Bündniß mit den Feinden des Königreiches, der Kirche? In der letzten Stunde des achtzehnten Januar 1568 verhaftet Philipp selbst den Sohn; übergiebt ihn aber nicht dem Inquisitorengericht, sondern einem Untersuchungsausschuß, zu dem er Ruy Gomez-Eboli, den Kardinal Espinosa und den Königlichen Rath Bribiesca de Munatones berufen hat. Sechs Monate und sechs Tage danach stirbt Carlos im Kerker. Tötet ihn die gehäufte Pein des Verfahrens? Gift, das Uebereifer der Höflinge ihm listig ins Mahl streut? Stirbt ein hohen Auffluges Fähiger oder nur Einer, der von trotziger Wildheit den Schein der Größe borgte?

Die Nouvelle historique et galante des Abbé Saint-Real gab, bald nach ihrem Erscheinen, dem Piemontesen Vittorio Alfieri Anstoß und Stoff zu der Tragoedie „Filippo“. Der Gedanke, „den Menschen Philipp zu rechtfertigen“, konnte diesem Todfeind aller Gewaltherrschaft nicht nahen. Höret ihn, der 1769 in Berlin war, über Preußen und dessen König Fritz reden. „Nach dem Eintritt in diesen Staat, der nur eine ungeheure Wachstube ist, wuchs in mir der Haß auf das abscheuliche Soldatenhandwerk, die einzige, die verruchte Grundmauer aller Willkürgewalt. Muß die nicht da

entstehen, wo Tausende bezahlter Knechte ihr zu Gebot sind? Als ich dem König vorgestellt wurde, regte sich in mir nur die Wuth des Empörten; ich konnte diesen König weder achten noch gar bewundern. Er sprach die üblichen drei, vier Worte; ich bohrte, im Schein der Ehrfurcht, meinen Blick tief in sein Auge und dankte im Stillen dem Himmel, daß er mich bewahrt hat, als Sklave dieses Menschen geboren zu werden. Mit dem ihr gebührenden Zorn und Ekel schied ich aus der preußischen Massenkaserne." In der Lessing doch Tellheim, Paul Werner und Just gesehen, aus der er nicht Sanssouci, sondern das italische Guastalla als Stätte tückischer Tyrannei und gewissenlos opfernder Wollust erblickt hatte. „Noch jetzt, nach Jahren, regt die Erinnerung an Preußens Soldateneinerlei (perpetui soldati) mich in die Wuth auf, die ihr Anblick mich fühlen ließ," Rußland ist ihm ein Asiatenlager; er will der Kaiserin Katharina, der Freundin pariser Encyklopädisten, nicht vorgestellt sein. „Diese unnöthige Widerspänstigkeit kann ich mir selbst nur aus der unbeugsamen, unduldsamen Starrheit meines Charakters und aus dessen abstraktem Tyrannenhaß erklären. Unter dieser philosophirenden Klytämnestra (Katharina hatte die Ermordung ihres Mannes angestiftet) sah ich das Volk in tiefster Knechtschaft; am Thron von Petersburg die verdammte Soldatenbrut noch mächtiger als am berliner; seitdem verfluche ich diese gekrönten Verbrecher, verachte und verwünsche Preußen, Reußen und Alle, die sich für Menschen ausgeben und geduldiger doch als Vieh von ihrem Schinder Mißhandlung hinnehmen." Auf der Rückreise, auf der Fahrt über das Schlachtfeld bei Zorndorf, wird ihm offenbar, „daß die Sklaven nur geboren wurden, der Erde einst Dünger zu werden; traurig, aber wahr". Erst in Göttingen wird er ein Bischen munter; sieht auf seinem Weg ein Eselsfüllen und notirt: „Daß im Bereich einer so berühmten Hochschule ein italischer mit einem deutschen Esel zusammentraf, hätte mich zu einem lustigen Hohngedicht gereizt, wenn ich nicht so unfähig geworden wäre, Etwas zu schreiben". In Madrid will er den feierlichen Gruftpomp des Eskurials, das Schloß, den König nicht sehen; nur die schönen Frauen („wobei ich, mit Erfolg, mich mühte, die tugendhaften überall zu meiden"). Wie im Zerrspiegel solchen Despotenhasses König Philipp aus sehen mußte, ist leicht zu ahnen.

Weil Alfieris Tragoedie (öfter, scheint mir, als Walsons Ge-

schichtbuch) ein Schöpfborn Schillers wurde, müssen wir diesen Filippo betrachten. „Beklagens werth bin ich! Nur Thränen sind Erquickung.“ Mit diesem Aufschrei eröffnet die Königin, die hier, richtig, Isabella heißt, das Spiel. Der Monolog watet durch das Bekenntniß ihrer Liebe zu dem Stiefsohn. Der eilt herbei; hört aber als Antwort auf die Schwüre seiner Leidenschaft nur die Berufung auf Ehepflicht, die dem Ohr den Einlaß so frevler Worte verbiete. Perez, wie Posa Staatsmann und Jugendfreund des Infanten, empfängt von Carlos zuerst die Warnung, hier, im Weihkreis des „Königs-Götzen“, das Freundesgefühl für den Gedehmten je zu erwähnen. Doch am Schluß der Szene, des Aktes preist Carlos das Glück solcher Freundschaft, das ein Philipp nie gekannt habe, nie kennen werde. (Schiller, der seinen Knaben Carl Arm in Arm mit Posa das Jahrhundert in die Schranken fordern läßt, könnte von dieser Stelle angeregt worden sein, den Freund des Sohnes auch in die Freundschaft des Vaters einzulassen.) Philipp wird schon von Eifersucht gepeinigt und befiehlt seinem Vertrauten Ruy Gomez, mit allem Aufgebot seiner Spähkunst jede Regung im Antlitz der Königin zu bewachen, die der Mann sogleich mit Verhör überfallen werde. „Liebst oder hassest Du meinen Sohn?“ Ihre Liebe sei gewiß im Empfindenston der des Vaters gleich. Da sie wisse, daß er des Einverständnisses mit den niederländischen Rebellen überführt sei; und welche Strafe sie solchem Verbrechen angemessen dünke. Die von Entsetzen gelähmte Frau strafft sich schnell in den Rath, selbst, ohne Säumniß, den Sohn zu hören. Der tritt, arglos, offen, vor den Vater; schmeichelt ihm auch ein Bischen durch das Bekenntniß seines Glaubens an Philipps mitleidiges Menschengefühl; und wird von dem armsäligen Heuchler mit dem Befehl entlassen, fortan die Königin oft zu sehen und ihrer klugen Lehre zu lauschen. Gomez, der stumme Zeuge des Einzel- und des Kreuzverhörs, hat keinen Zweifel mehr an der Doppelschuld; und fest ist in Philipp nun der Entschluß zu erbarmungloser Rache. Vor dem Staatsrath klagt er, in einer Rede, die schwer sich dem schluchzenden Vaterherzen zu entringen scheint, Don Carlos versuchten Vatermordes, Königmordes an; nachts sei er, mit nacktem Dolch, an Philipps Lager ertappt worden. Obendrein (diesen Theil der Anklage vertritt Gomez) der Begünstigung des flandrischen Aufruhres schuldig. Genügts? Nein: auch den Ge-

richtshof der Heiligen Inquisition bekämpft, mißachtet dieser Knabe. Nur ein Vertheidiger sitzt ihm in diesem Staatsrath: Antonio Perez. Dessen Beredsamkeit spricht sanft dem Vater das Recht ab, den Sohn zu verdammen, zu töten; heischt die Vernehmung des Prinzen; und zwingt die Majestät, sich in neue Heuchelei zu erniedern. In Einem, winselt Philipp, „in einem Einzigen finde ich Erbarmen und darf dem Trieb des Vaterherzens folgen. Mein Reich mag fallen, mit ihm ich selbst: wenn nur der Sohn gerettet wird! Ich spreche ihn frei.“ Als er allein ist, dampft aus der Wuth des von eines Unterthanen Zunge in Rückzug Gepeitschten etwas der Ehrfurcht vor Mannesmuth Aehnliches auf. „Welcher Stolz glüht in diesem Perez! So viel hat er zu wagen sich erdreistet? Und solch ein Mensch lebt hier? (Schiller: „Viel Selbstgefühl und kühner Muth, bei Gott! Diesen Stolz ertrag' ich nicht. Ich habe solch einen Menschen nie gesehen.“) Der italische Carlos wird, wie der deutsche, das Opfer mißverstandener Botschaft; er sucht im Finsteren eine Kammerfrau, die ihm in Isabellens Auftrag berichten soll, und stößt auf den von seiner Leibwache umringten König. Neue Bezichtigung versuchten Vatermordes. Verhaftung. („Stets war der Kerker, auf jede freie Rede, die Antwort gekrönter Tyrannei.“) Da der im Dunkel überraschte Prinz den Degen gezogen hat (Schiller: „Das Schwert gezückt auf Deinen Vater? Königsmord!“), ist seines Trachtens Absicht über jeden Zweifel gehoben. Die Königin möchte ihm in Flucht helfen; sie läßt sich von Gomez umgarnen und die Thür des Kerkers aufthun. Letztes Lebewohl der Liebenden. (Alfieris Carlos: „Dämme die Thränen, Isabella; trockenen Auges mußt Du die Kunde meines Todes hören. Gehe nun. Ich brauche meine ganze Kraft in dieser Stunde, die mir mit Todverhängniß naht.“ Alfieris Philipp: „Sie ist genaht.“ Schillers Carlos: „Es ist vorbei. Ein reiner Feuer hat mein Wesen geläutert. Keine sterbliche Begierde theilt diesen Busen mehr. Eine kurze Nacht hat meiner Jahre trägen Lauf beflügelt, frühzeitig mich zum Mann gereift. Von nun an, will ich, sei nichts Heimliches mehr unter uns. Dies hier sei mein letzter Betrug!“ Schillers Philipp: „Es ist Dein letzter!“ Bis in die „Pointe“ des Schlußwortes ist die Nachwirkung des Italers fühlbar.) Der König tobt sich zuerst in Schmähreden aus und läßt dem Sohn dann die Wahl, durch Gift oder vom Stich des Dolches zu sterben, der in-

zwischen den edlen Perez gemeuchelt hat. Carlos wählt den Männertod durch Stahl, auch die Königin, deren Lebensqual Philipp schlürfen wollte, ersticht sich und der Tyrann, dem Gomez Gift und Dolch servirt hat, stolpert aus wollüstiger Freude über den Sieg seiner Rachsucht in die Frage: „Ward ich dadurch glücklich?“ Gomez soll die That verschweigen; sich das Leben und des Königs guten Namen retten. Dem Hof lügt man leicht ja was vor. Schluß.

Dieser Lumpenkönig Filippo trägt ein noch schmierigeres Flickenkleid als Shakespeares Schächer Claudius; ist, in seinem Kastilien, dem Spanierschritt des mageren Klappers Staatsraison noch ferner als der Tückebold, den, im Nachtrab französischer Romantik, Delavigne Ludwig den Elften nannte. Eifersucht, die in sich schwelt, nicht über der Gluth heiligender Leidenschaft brodelt, ist, als violence à froid, unersprießlich; und das Schauspiel Eines, der nichts als Scheusal sein kann und will, langweilt das Auge des Betrachters. Erst die Kenntniß dieses Filippo läßt uns Schillers Wunsch verstehen, „durch den herrschenden Genius seiner Zeit den Menschen Philipp zu rechtfertigen“. Den Genius und den Menschen hätte Alfieri, vielleicht, anders gesehen, wenn das Drama später in ihm gekeimt oder gereift wäre: als der Tyrannenhasser schon ein blinder Verächter der Revolution geworden war. Er sitzt 1789 in Paris, bereitet die sechsbändige Ausgabe seiner Tragoedien (bei Didot), den Druck der Schriften „Von Tyrannenmacht“ und „Fürst und Wissenschaft“ (beim Kehler Beaumarchais), besingt den Fall der Bastille in einer Ode, zittert aber, seit die Generalstände einberufen sind und jeder Tag neuen Sturm bringt, für die Krönung seines Herausgebermühens. „Soll ich, nach solcher Anstrengung, so hohem Kostenaufwand, dicht vor dem Hafen scheitern? Könnte ich nur aus diesem Haus unheilbar Irrer fliehen!“ Nach zwei Jahren gelingts. Doch er muß, aus England, in die Jakobinerstadt zurückkehren und wird, im August 1792, beim zweiten Fluchtversuch mit einer wiedergefundenen Liebsten an der Stadtgrenze aufgehalten. „Aus einer Kneipe stürzten dreißig nackte, besoffen rasende Henkersknechte, umzingelten unseren Wagen, pufften den Kutscher, gröhlten, wir seien Adelige, reiche Spitzbuben, die man aufs Stadthaus schleppen, vor Gericht stellen müsse. Erst nach einer halben Stunde, in der ich meine Fassung bewahrte, wurde das Geheul der Affentiger matter.“ Das Erste,

was er nach diesem Erlebniß schreibt, ist: eine Vertheidigung des sechzehnten Louis von Frankreich (neben dem Fritz von Preußen doch wohl ansehnlich ist). Drei Jahre vor seinem Tod regt sich das Bedürfniß, den Meinungspalt, wärs auch nur für den Biographen, zu vermörteln. Nie, schreibt er, „war ich Royalist; bins auch heute nicht. Nur gegen Verwechselung mit dem pariser Gesindel muß ich mich wehren. Ihre Republik ist nicht meine und ich bin in jedem Wesenszug, was sie in keinem sind.“ Was ist er? Ein Posa, der seinem Ideal das Jahrhundert nicht reif fand? Ein reichlich mit Könnererbe begabter Poet, der mit dem Freiheitbegriff nur spielte, wie sein Nachbar mit den Kleinodien der Macht?

Schiller war Ahn, nur in Ermüdungzustand Erbe; und seine um die Pole der Freiheit und der Freude, die schönsten Funken von Menschheit und Gottheit, kreisende Seele hätte mit so heilig ernstem Begriff niemals gespielt. Dalberg hatte ihm, schon nach der zweiten mannheimer Aufführung der „Räuber“, den Stoff empfohlen; und der Eifer des in Bescheidenheit jungen Dichters hat sich, auf seine besondere Weise, um den Einblick in Wesen und „Statistik“ Altspaniens geplagt. Seltsam, daß er, wie Alfieri, an dem noch im bauerbacher Entwurf skizzirten Abenteurerkopf Juans bald vorbeisah, den eine (jüdische?) Zufallsliebste in Regensburg Karl dem Fünften geboren hatte und dessen launisch blitzende Kühnheit so viel unternahm (schließlich gar den Versuch, Maria Stuart aus dem englischen Kerker zu befreien und mit ihrer Hand eine Krone zu erlangen). Seltsam auch, daß er einem kaum dem von Romantikerausschweifung matt gewordenen Lender trieb eines Victor Hugo zuzutrauenden Frauenzimmer, das der Mannheit des Königs den Schoß öffnet, der Jugend des Prinzen ihn mit unappetitlichem Drängen anbietet, obendrein lügt, stiehlt, Magdalareue mimt, den erlauchten Namen der Fürstin Eboli gab, die ihrem Ruy Gomez, als treue Gattin, zehn Kinder gebar und als Witwe erst, weil ihre in zierlichen Körper geschränkte Machtsucht neue Wirkensmöglichkeit ersehnte, mit dem Rest ihres Weibreizes den liberal vernünftigen Minister Antonio Perez köderte. Doch Schillers erster Blick in die Welt des Abbé-Novellisten (der, leider, nicht dem Prevost der unsterblichen Manon glich) haftete nur an vier Gestalten: König, Königin, Carlos, Alba. Die sollten seine „Hauptfiguren“ werden. Alba wird rasch so fahl wie irgendein

Wortwütherich der Pariſertragoedie. Erſter Akt: „So lang ein Herz an dieſen Panzer ſchlägt, mag ſich Don Philipp ruhig ſchlafen legen. Wie Gottes Cherub vor dem Paradies ſteht Herzog Alba vor dem Thron.“ Rühmt Alba ſich juſt ſeines Herzens? Darf er, in deſſen Wächterhut Don Philipp vergebens Schlaf ſucht, ſeine dürre Unterthanſchaft an dieſem frömmſten Hof bis in Erzengelsglorie ſtrecken? Zweiter Akt: „Viel leichter iſts, Monarchen fortzupflanzen als Monarchien, die Welt mit einem König zu verſorgen als Könige mit einer Welt. Wie ſanft mags auf dem weichen Kiſſen unſerer Siege ſich ſchlafen laſſen! An der Krone funkeln die Perlen, nur freilich nicht die Wunden, mit denen ſie errungen wurden. Dies Schwert ſchrieb fremden Völkern ſpaniſche Geſetze, es blitzte dem Gekreuzigten voran und zeichnete dem Samenkorn des Glaubens auf dieſem Welttheil blutige Furchen vor: Gott richtete im Himmel, ich auf Erden.“ Das hat Klangwucht, düſtere Inbrunſt, den Athem eines Tilly; nur, leider, auch das unverzeihliche, unverjährbare Gebrechen der Schillermenſchheit: es ſagt über den Sprecher aus, was aus deſſen Handeln dem Hörer, dem Zuſchauer einleuchten müßte; giebt, wo Geſtaltung werden mußte, „Erſatz“: Erzählung, Selbſtanzeige, Dichterurtheil. Alba ſchrumpft früh in ein Zwittergemengſel von confident und intrigant. (Der Vergleich dieſes hohläugigen Toledaners mit dem goethiſchen, auch der Staatsgeſpräche in „Egmont“ und „Carlos“ lehrt klarer als jeder andere die Weſensverſchiedenheit des genialen Künſtlers vom gewaltig begabten erkennen.) Auch die Königin wandelt ſich allgemach; aus dem „pariſer Mädchen von Laune und Geblüt“, das der erſte Entwurf andeutet, wird eine feierlich ſchreitende, von Wehmuth und deutſcher Empfindelei angekränkelte Dame, die von franzöſiſcher Hofart, von dem Erbſaft der Valois keinen Blutstropfen mehr hat. Immerhin bleibt ſie das weiblichſte, dem Lebensbild ähnlichſte Geſchöpf, das vom Odem des jungen Schiller, vielleicht aus ſeiner Vorſtellung vom Weh und Ach Charlottens von Kalb, wurde. (Und ein freundlicher Zufall fügt, daß dieſe beſte Geſtalt des Dramas auch im Deutſchen Theater die beſte Darſtellung fand. Frau Heims iſt die ſchöne, unverziert deutſche Königin, die ohne Ueberſchwang zärtliche Mutter; und um ihre in edlen Zorn aufgebäumte Frauenwürde weht ein Duft von Herzensreinheit, den der Dichter Amaliens, Leonorens, Luiſens nicht

zu schaffen vermocht hat.) Carlos soll, nach Schillers Brief aus Bauerbach, „von Hamlet die Seele, von Leisewitzens Julius von Tarent Blut und Nerven, von mir den Puls haben.“ (Nu · diesen Puls, des leidlich gesunden, nicht moorisch fiebernden Schiller, hat der für die Darstellung des „deutschen Jünglings“ gut gerüstete Spieler, Herr Hartmann, der nicht mehr scheinen will, als er ist; herb redliche Jugend, der alles hamletisch Irisirende sternenweit ist und von der nur der sonderbarste Schwärmer Menschheiterlösung, nur er des spanischen Weltreiches neuen Morgen erhoffen könnte. Der in tiefster Tragik nie ganz heimische Kainz gab dieser schwankenden Gestalt die lässig noble Haltung des Kastillierprinzen, der aus Gefühlsbrunst in wilder Grazie aufflackert, und eine leicht ermattende Geistigkeit. Wo Spielkunst einmal schöpferisch war, müßte mehr ins Erbgut der Bühne gerettet werden.) Don Carl trägt den prächtigsten Wortmantel, der dem Sprachgenie unseres Dichters jemals gelang; doch drunter ein kleines, im Sinn des Seelenarztes „infantiles“ Herz, dem wir den Aufschwung in die letzte Verheißung, in das Vermächtniß an seine Königin nicht lange zutrauen. Ihn hat die Krankheit des Dramas geknickt, dessen handelndes, loderndes Hirn er sein sollte.

Denn dieses Drama ist, eben als „Dramatisches Gedicht“, spottschlecht; ist im Kern so krank, daß wir heute, wie auf ein Erzeugniß des Kriegsirrsinnes, auf die Majestät lästernden Worte Wagners blicken, der das brüchige, drum vielfach gekittete Werk über Shakespeares stellt. „Die vom Carlosdichter beschrittene Sphäre des Erhabenen hatte sich dem Blick des großen Briten noch nicht eröffnet“; dessen Carlos Heinz heißt (vergleichet) und dessen Genius in aller Größe Menschlichkeit suchte, in aller Menschlichkeit Größe fand. Schiller verstieg sich nicht auf solchen Leuchtthurm am Meer des Unsinnes. Schon in der Rheinischen Thalia hat er, seufzend, bekannt, daß aus dem Bruchstück nie ein „Theaterstück“ werden könne. Später nennt er das Gedicht „überladen“ und stöhnt, „er habe sich zu lange mit ihm getragen“. „Die ersten Akte erregen andere Erwartungen, als ich in den letzten erfülle. Carlos war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem anderen Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. So kam es denn, daß ich

zu dem vierten und fünften Akt ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die ersten drei Akte waren in den Händen des Publikums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzustoßen: ich hätte also das Stück entweder ganz unterdrücken müssen oder ich mußte die zweite Hälfte der ersten so gut anpassen, wie ich konnte." Was draus geworden ist, würde ehrfurchtloser (also gerechter) Prüfung, auch ohne Kenntniß des Ursprunges aus dem Märengewebe Saint-Reals, ein „dramatisirter Roman" scheinen. Daß es „so spannend wie ein verwickelter Roman" sei, hat der italische Kritiker Ugoni früh gesagt. Und wie „verwickelt" ist dieser Roman; wie unentwirrbar verfitzt das Gesträhn seiner Motive, wie unwürdig des großen Gegenstandes deren erbärmliche Kleinheit. Prinzessin Eboli stiehlt einen Brief, Carlos raubt einen, der Oberpostmeister färgt einen auf, der König läßt den Schreibtisch seiner Frau erbrechen: ohne solchen Kram der Requisitentragoedie käme die Handlung nicht vorwärts. Zwölf lange (durchaus lesenswerthe) „Briefe über Don Carlos": um zu erklären, was sich selbst nicht erklären kann. Fünf Jahre Arbeit: und Fehl, von dem nur flüchtige Hast entschuldigen könnte. Ein Beispiel. Carlos bewahrt Briefe, die ihm, ein dickes Bündel, Elisabeth schrieb; trägt die ihm liebsten stets auf dem Herzen. Muß also die Handschrift der Königin kennen. Als ihm ein Edelknabe den Brief der Eboli bringt (die, natürlich, ihre Schrift um keinen Preis verstellt hätte) und seine hungernde Liebe hofft, die zu Zwiesprache rufende Post komme von Philipps Frau, raunt er dem Knaben zu: „Noch hab' ich nichts von ihrer Hand gelesen; ich muß Dir glauben, wenn Du schwören kannst." Dem Ruf der Prinzessin wäre er niemals gefolgt; die ganze Intrigue (so muß mans nennen), die das Drama in Gang bringt, wäre also nicht möglich geworden, wenn der Prinz nicht, plötzlich, die Schriftzüge, die er tausendmal in sich sog, vergessen hätte. Das Gedicht ist nicht nur so überlang, daß erst schmähliches Prokrustesmühen es in die Dauer eines Theaterabends einrenken kann; ist auch, von vielem Gefädel, so wirr, daß nüchterner Inhaltsbericht es in gefährliche Nähe des Troubadourtextes brächte. Den aber verspült, begräbt, überjubelt, überschluchzt die Fülle der Melodie, die ihn getränkt hat. Und so südlichen Reichthum, so üppig bunte Tönemeisterschaft hat, in Alfieris Gelände leichter als anderswo, auch der zuvor in Grübelei und Abstrak-

tion neigende Schwabe erworben. Daraus wird der unverwelkliche Zauber seines Gedichtes. Nicht aus den Firnen nur blüht er auf; noch die Thalsohle beglänzt er mit Strahlenwunder. „Laß nie die Eitelkeit zu Winken Dich verführen, wie gnädig der Infant Dir sei. Du kannst nicht schwerer sündigen, mein Sohn, als wenn Du mir gefällst. Was Du mir künftig zu hinterbringen hast, sprich es nie mit Silben aus, vertrau es nie den Lippen; den allgemeinen Fahrweg der Gedanken betrete Deine Zeitung nicht! Du sprichst mit Deinen Wimpern, Deinem Zeigefinger; ich höre Dir mit Blicken zu. Die Luft, das Licht um uns ist Philipps Kreatur; die tauben Wände stehn in seinem Solde.“ Carlos zum Pagen. Nie hätte der in spanische Lebensart erzogene König von morgen zu einem Knecht, einem Kind so gesprochen. Nie aber war, vor den langen Wehen dieses Werkes, durch deutsches Land Melpomene in so kunstvoll gewebtem, so prächtig besticktem Kleide geschritten.

Und unter dem Pomp klopft der Puls des edelsten Menschen, athmet die Seele des „heiligen Mannes“, vor dessen entfleischtem Schädel noch Goethe andächtig, wie vor Monstranz, stand. Die Seele Eines, der die Glocke der Zeit zu werden, Todes hinauszuläuten, Leben zu wecken, mit dem reinen Urstoff seines klingenden Wesens Blitzesdrohung zu bannen vermochte. Das Drama ist in den Jahren von 1782 bis 87 entstanden; vor den ersten dumpfen Donnern der Französischen Revolution. Ein Jahrzehnt fast vor Kants Schrift „Zum ewigen Frieden“. In diesem „Philosophischen Entwurf“ findet Ihr die Sätze: „Es soll kein Friedensschluß für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffes zu einem künftigen Kriege gemacht worden ist. Es soll kein für sich bestehender Staat, klein oder groß, von einem anderen Staat durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können. Ein Staat ist nämlich nicht eine Habe; er ist eine Gesellschaft von Menschen, über die Niemand anders als er selbst zu gebieten und zu disponiren hat. Stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören; denn sie bedrohen andere Staaten unaufhörlich mit Krieg, durch die Bereitschaft, immer dazu gerüstet zu erscheinen, und reizen diese an, in Menge der gerüsteten, die keine Grenze kennen, einander zu übertreffen. Der Gebrauch von Menschen als bloßen Maschinen und Werkzeugen in der Hand eines Anderen läßt sich nicht mit dem Recht der Menschheit ver-

einen. Die bürgerliche Verfassung soll in jedem Staat republikanisch sein. Wo sie es nicht, wo das Oberhaupt nicht Staatsgenosse, sondern Staatseigenthümer ist, an seinen Tafeln, Jagden, Lustschlössern, Hoffesten durch den Krieg nicht das Mindeste einbüßt, wird er ihn, wie eine Art von Lustpartie, aus unbedeutenden Ursachen beschließen. Dankfeste, die während des Krieges einen erfochtenen Sieg feiern, die Hymnen, die (auf gut Israelitisch) dem Herrn der Heerschaaren gesungen werden, stehen mit der moralischen Idee des Vaters der Menschen in starkem Kontrast, weil sie außer der Gleichgiltigkeit wegen der Art, wie Völker ihr Recht suchen (die traurig genug ist), noch eine Freude hineinbringen, recht viele Menschen oder ihr Glück vernichtet zu haben. Staaten müssen, aus dem gesetzlosen Zustand, der lauter Krieg enthält, herauszukommen, eben so wie einzelne Menschen ihre wilde (gesetzlose) Freiheit aufgeben, sich zu öffentlichen Zwangsgesetzen bequemen und so einen Völkerstaat bilden, der zuletzt alle Völker der Erde befassen würde." Prangt hier nicht Posas Reich? Spricht Immanuel, da er Achtung vor Menschenwürde und Weltbürgerrecht fordert, nicht, im kältesten Preußen, mit des Gelehrten Zunge aus, was der heiße Athem des Malteſers als das Ideal des neuen Jahrhunderts wie Feuersflocke in Philipps Hirn wirbelte?

Das kühne Traumbild eines neuen Staates. „Ich liebe die Menschheit; und in Monarchien darf ich Niemand lieben als mich selbst. Mich wählen Sie nicht, Sire, Glückseligkeit, die Sie uns prägen, auszustreuen. O schade, daß, in seinem Blut gewälzt, das Opfer wenig dazu taugt, dem Geist des Opferers ein Loblied anzustimmen! Sanftere Jahrhunderte verdrängen Philipps Zeiten; die bringen mildere Weisheit: Bürgerglück wird dann versöhnt mit Fürstengröße wandeln, der karge Staat mit seinen Kindern geizen und die Nothwendigkeit wird menschlich sein. Geben Sie die unnatürliche Vergötterung auf, die uns vernichtet. Sehen Sie sich um in seiner herrlichen Natur! Auf Freiheit ist sie gegründet: und wie reich ist sie durch Freiheit! Stellen Sie der Menschheit verlorenen Adel wieder her! Der Bürger sei wiederum, was er zuvor gewesen; ihn binde keine Pflicht als seiner Brüder gleich ehrwürdige Rechte." Das Traumbild eines Staates, dessen Kuppel sich über andächtiger Erkenntniß der Menschenwürde wölbt. Und Der es, im dunklen Spanien, in den Wunderfarben eines

Wortkroisos vor das schlummerlose Auge dieses Königs, des Kirchenknechtes zu malen wagt, soll nicht selbst als ein weltferner Träumer, ein schwärmender Knabe Rodrigo vor unserem Blick stehen. Posa ist Pair von Spanien und in Rittershampf oft bewährt; hat schon als Achtzehnjähriger die Malteserburg Sankt Elmo gegen Solimans Schaar gehalten; in Katalonien, später, einen Verschwörerplan erwittert und die Provinz der Krone gerettet; ist reich, also auch äußerlich frei; „ein Philosoph, ein größerer Fürst in seinem Reich als König Philipp auf dem Thron." Staatsmann und Krieger. (Herr Moissi, der heute der echteste Carlos wäre, der glaubhafteste Philipp sein könnte, läßt sich durch die Häufung der Ruhmestitel nicht bekümmern; giebt seinem Posa das Antlitz des leidenden Schiller, die Haltung eines vorrafaelischen Heilands, auch den süßen Violaton, den wir von solcher Lippe erwarten; ist weder Staatsmann noch Ritter; holt aus der Kehle nicht das Floret, dessen biegsame Klinge die Diplomatenerzählung von Mirandola in die heiße Parkluft malen müßte, aus der Brust kein Schwert, niemals die Keule, die den König zwischen Streichelworten zermalmt. Der feine Künstler, dessen freier Wille, weil Deutschlands Sache ihm gerecht schien, das Graus des Krieges auf einen zarten Körper lud und dessen romanisch edle Kunstmittel das Erlebniß noch tiefer durchseelt hat, formt, wie sein großer Landsmann Rossi einst Romeo, Macbeth, Othello, Lear, nicht aus überlieferten, in Drillanstalten gespeicherten Meinungen, nicht nach Nothwinken des Dichters, sondern nur aus dem von der Handlung gelieferten Stoff: und nach seinem thöricht wirren Handeln müßte man Posa für den unklügsten, weltlicher Dinge unkundigsten Träumer halten.) Schiller hebt den „Kammerjunker" des ersten Entwurfes auf den vom dreifachen Licht der Weisheit, des Kriegerruhmes, des Reichthumes glühenden Thron: und fordert dann wieder „Kredit"; fordert, daß der Betrachter, der Hörer an diese Ehrensäule glaube. Ist aber, ist vor den Säertagen des „Wallenstein" und „Demetrius" kaum jemals Mann genug, um in den herrlichen Mantel des Herzens pathos, der Gedanken lyrik einen Menschen zu zeugen. Auch Philipp ist nur das mühsam gegossene Abbild der Knabenvorstellung von dem schmelzenden, aus gefährlicher Gluth in Starrheit zurückfliehenden, aus Schauder unter die Kirchenruthe geduckten Despoten. (Herr Wegener, der allzu

willig jetzt der Doppelneigung in bequeme Virtuosität und in filmhaft billige Groteske nachgiebt und rasch in die Bescheidenheit der Natur, in den klugen Ernst seiner Bühnenkultur sich schanzen muß, macht den König so alt, leiblich so widrig, daß der Gedanke an diese Lagergemeinschaft Elisabeth seelisch erniedert; zerrt ihn aus der Fassade der unsicher in Düsterniß bangenden Majestät in den Sumpf, wo verschmitzte Krötenstimmen den moosigen Bauch und die Triefäuglein ihres Pfuhlpapstes umquaken; und entkatholisirt den unsinnlich, nicht unheimlich Vierschrötigen so ins Tatarisch-Vernünftige, daß der Weihrauchkreis, in den Herr Reinhardt das Werk bannen wollte, nur in putzig gezackten Wölkchen noch wirksam wird.) Völlig gelungen ist Philipp, solange er, wie der Wallenstein des Piccoloministückes, nur das tönende, schreitende Wappenschild eines Historiennamens sein soll. Sehenswerth noch der im Eisschimmer erhabener Einsamkeit frierende Weltreichbeherrscher. Daß den König, der nicht seinen Alba, nicht einmal Domingos Fratze meistert, nur Eifersucht auf die Birsch nach „einem Menschen, einem Freund“ treibt, schmälert schon seinen Nimbus. Den dann die majestätische Wallung vor dem Schmerz des Admirals wieder weitet. Der aber in Wortnebelstreif verbleicht, seit der von Posa Aufgepeitschte den Schweif des großen Gespräches in den Stank des Gehäuselends krümmt. Was danach kommt, ist: derb gepacktes, derb packendes Theater. Echtestes Schillertheater der Auftritt mit dem Großinquisitor. Der tobt, weil der Malteser gemordet, nicht dem Heiligen Gerichtshof ausgeliefert wurde. „Spielt man so mit uns? Wenn sich die Majestät zur Hehlerin erniedrigt, was wird mit uns? Durch uns zu sterben, war er da. Wir sind bestohlen und Sie haben nichts als blutige Hände. Muß ich die Elemente der Monarchenkunst mit meinem grauen Schüler überhören? Ich gab zwei Könige dem spanischen Thron und hoffte, ein fest gegründet Werk zu hinterlassen. Verloren seh ich meines Lebens Frucht: Don Philipp selbst erschüttert mein Gebäude.“ Wie ein ungemein begabter Hochschüler sich einen Torquemada denkt. Wenn der König zaudert, den eigenen Sohn in den Scheiterbrand zu schicken: was wird der furchtbare Greis des Studententraumes anworten? „Die ewige Gerechtigkeit sühnen, starb an dem Holze Gottes Sohn.“ Zu Dem spricht Dostojewskijs Großinquisitor, auch ein revenant aus dem

sechzehnten Jahrhundert: „Morgen werde ich Dich als den ärgsten aller Ketzer verbrennen lassen und gierig wird das selbe Volk, das heute noch Deine Füße geküßt hat, die Gluth schüren, weil mein Wink es befiehlt. Weißt Du nicht, daß nach Jahren, Jahrhunderten die Wissenschaft der Menschheit verkünden wird, auf dieser Erde gebe es nicht Verbrechen, nicht Sünde, nur Hunger, Tugend aber sei nur von Satten zu fordern? Ahnst Du nicht, daß sie diese Losung auf ihre Fahnen schreiben und in wildem Vorstoß Deinen Tempel stürzen werden? Doch nie, so lange sie ‚frei' bleiben, wird Wissenschaft ihnen Brot geben; und am Ende werden sie ihre Freiheit unter unsere Füße legen und flehen: ‚Knechtet, nur sättiget uns!' Nicht in Dir, werden sie rufen, sei Wahrheit; denn schlimmere Qual und Wirrniß sei nicht denkbar, als nach Deinem Heimgang den Menschen umstrickte. Wen hobst Du bis auf Deine Höhe? Antworte, nach fünfzehn Jahrhunderten, selbst auf die Frage. Der Mensch ist kleiner, ist viel schwächer, als Du wähntest. Wir, die Häupter Deiner Kirche, haben Dein Werk verbessert: haben es auf Wunder, Geheimniß, Autorität gestützt. Weil wir die Menschen lieben, erkannten wir ihre Schwachheit, leichterten ihre Bürde, erließen ihnen sogar die Sünden. Und nun kehrst Du zurück, uns zu stören? Auf den Scheiterhaufen!" Des Heilands Antwort: ein Kuß auf die bleiche Lippe des Neunzigers. Der entriegelt die Thür des Kerkers. „Geh! Und nie kehre, niemals zurück!"

Das schallt aus Firnvision, in die kein Kothurn unseren Dichter reckte. Doch so rührend rein ist sein Herz, so heilig der Geist seines Wollens, daß die Pflicht selbst, auf die Grenzen seines Kunstbezirkes zu weisen, zuletzt, immer wieder, von frommer Bewunderung überwachsen wird. Willst Du den Bambino der Sixtinischen Jungfrau schelten, weil in dem Strahl seines Kindesblickes, auf den flaumig glatten Flächen seiner Wangen nicht die Spur des Erderlebnisses, nicht die Würde der Lebensmeisterung haftet, von deren Gnaden Rembrandts hagerer, fahler Jesus die Krone trägt? Könntest Du die zu Gestaltung untüchtige, ikarisch verwegene, in fleckloß lichtem Gefieder schwindelfreie Jugend Schillers aus Deiner Welt wegdenken? Noch in Deinem Lächeln über Kindlichkeit ist Abglanz von Religion. Alles wird dem innig Geliebten verziehen, aus dessen Drang in Menschenliebe Schöpfung ward. Gern auch Historienmummerei und überlaut betonte Tendenz. Carlos, der selbst, damit das Drama von eigener Athems-

kraft lebe, der Streiter für Denkfreiheit sein müßte, wird eine von Fädchen bewegte Puppe, Posa ein Deunkulus, ein durch Chemie und Mechanik geschaffener Gott: und noch in dem lächelnden Blick auf dieses menschenferne All leuchtet Gebet. „Nichts weniger als ein politisches Stück“ sollte das Carlosdrama werden. Sein in Politik, hoch hinauf, langender Inhalt aber reitete ihm das von Schwindsucht bedräute Leben. Nackt steht, nach „Nathan“ und vor „Iphigenie“ (die das Deutsche Theater uns schuldet), auf dem Schaugerüst, auf der Kanzel der „moralischen Anstalt“ der größte Gegenstand äußeren Menschenwesens. Durch steife Parkhecken glüht, von Holzstößen lodert die Frage nach der Möglichkeit, Bürgerfreiheit, Staatsmacht, Menschenwürde in Einheit zu schmelzen. Nahrhafter, an kräftigenden Kalorien reicher als die dicken Wortbrocken, mit denen die Franzosenmummerei der „Jungfrau“ den Nationaldünkel mästen will, ist uns die Antwort auf diese heute glühende, morgen lodernde Frage; ehrwürdiger als der Patriot mit dem Goldpallasch und zugleich, dennoch, näher der Rousseauschüler und Kantzeitgenosse Schiller, der aus Christen Menschen zu werben strebt und sich als Bürger einer nicht von Grenzpfählen verengten Welt empfindet. Nur dieser Schiller schwebt, nach dem schönen Wort seines Landsmannes Mörike, auf rauschendem Adlersfittich noch über unseren Häuptern. Hoch über allem Gemeinen. Aber mit wunder Brust noch froh, in jeder Stunde, bereit, aus dem Duft niederzustoßen und mit der Hornschärfe seines Mundes ringsum Knechter und Knechtsdemuth, Machtgier, Vortheilsucht, Aberglauben, Menschenvergottung und Menschenschändung zu züchtigen. Der vom Horebsfeuer entzündete Zorn des jungen Moses aus Schwaben, der gegen die Otternbrut stuttgarter Manichäer, gegen gekrönte Leuteschacherer, gottlos heuchelnde Pfaffen und feile Minister Flammen gespien hat, weiß noch wenig von Pflicht, Recht und Wesen des Staates, will von der befristeten Nothwendigkeit, von der unersetzlichen Kulturleistung der Kirche nichts wissen. In Wolken baut er, nicht auf das feste Rund der Erde, sein All. Ein Knabe, der, bis ihm die Krone zufällt, durch üppige Lüste schlendern dürfte, wirft seine Reiche dem Vater hin, der ihm den einzigen Freund, den Glauben an die Menschheit nahm. An den eingeborenen Adel der Menschheit mahnt, auf dem Knie, der Freiste den König. Carlos und Posa sterben. Ist auch ihres Schöpfers Ruf nutzlos der Heimath verhallt?

Brest-Litowsk.

In dem Jahr 1795, das Kants Philosophenentwurf „Zum ewigen Frieden“ ans Licht brachte, wurde, nach Kosciuszkos Aufstandsversuch, das (seit 1569 mit Litauen vereinte) Polen zum noch einmal von den drei Nachbarmonarchien getheilt; und das Städtchen Brest-Litowsk, die alte Bug-Pfalz des Fürstenhauses Radziwill, kam unter Katharinens Szepter, dem im März desselben Jahres auch das Herzogthum Kurland unterthan ward. Heute ist das litauische Brest, das seit 1840 als eine der stärksten Westfestungen Rußlands galt, eine von Handel (mit Tabak, Flachs, Vieh, Theer, Getreide) leidlich genährte Kleinstadt, von deren Bürgerschaft drei Viertel Juden sind. In dieser Stadt haben die Vertreter des vom Deutschen Reich geführten Vierbundes mit den Leninisten einen Waffenstillstand beschlossen und einen Präliminarfrieden besprochen. Alle Friedensschlüsse waren bisher eigentlich nur Waffenstillstände: sagt Kant im letzten Satz seiner unverjährbaren Schrift. Hatte der Zorn über das ekle Schauspiel der Polenzerstückung gerade jetzt den Seufzer auf die Lippe des Weisen gedrängt? Wuchs aus so widrig umringender Wirklichkeit der Kategorische Imperativ, niemals, unter keinerlei Vorwand, zu dulden, daß „ein Staat, klein oder groß, durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung, von einem anderen Staat erworben“ werde? Und dürfen wir gewiß sein, daß der Friede, dessen Umißlinie in Litauisch-Brest gezeichnet wurde, nicht dem, der in Katharinens letztem Lebensjahr ihrem Reich Hunderttausende von Quadratkilometern und eine halbe Million Menschen zubrachte, ähnlich, nicht wieder nur Waffenstillstand sein wird?

Die Herren Volkskommissare Uljanow-Lenin und Braunstein-Trotzkij sind der Einladung, sich selbst bis an die Mündung des Muchawez in den Bug zu bemühen, nicht gefolgt. Ihres Wollens Zunge sind die Herren Joffe, ein reicher Israelit aus Cherson, Herr Rosenfeld-Kamenew (dessen Prozeßerlebniß ich im dritten Dezemberheft erzählte) und andere Bolschewiki, denen Techniker beistehen. Oesterreich-Ungarns Auswärtiger Minister und der Staatssekretär unseres Auswärtigen Amtes sind selbst in das Hauptquartier des Bayernprinzen Leopold gereist. In so festem Harnisch, wie sie nach dem Antritt ihrer Aemter wohl kaum gehofft hatten. Anfang des Jahres 1917: Kriegserklärung der Ver-

einigten Staaten, denen in beiden Hälften des Amerikanererdtheiles fast alle, in Asien die wichtigsten Länder sich gesellt haben. Mitte des Jahres: Offensive der Russen (Galizien), Briten (Flandern), Italer (Isonzo); danach Bruch der Russenfront, die seitdem nur noch in Armenien, in der Moldau, Südbukowina und bei Brody sich über Fremdland spannt; Besetzung Rigas und des Seehundsundes; Rückzug des (um eine Viertelmillion Mann und den besten Artillerietheil geschwächten) Italerheeres vom Isonzo bis an den Piave. Fünfzehnter Dezember: Waffenstillstand auf der Riesenfront zwischen Reval und Trapezunt-Djalah; Ostsee und Schwarzes Meer sind aus der Kriegssperre gelöst und Kauffahrern offen; nur auf einer Front (deren Südweststück beträchtlich gekürzt ist) wird, zwischen dem Aermelkanal und der Adria (oder: dem Tigris), noch gekämpft. Die militärische Kriegsführung und die (von ihr unabhängigere) zweite Russenrevolution haben, in wunderlicher Gemeinschaft, erwirkt, daß Oesterreich-Ungarn, fürs Erste, keinen Feind mehr zu fürchten, in Ost und West Landpfänder hat und der Vierbund wählen kann, ob er die entbehrlich gewordene Millionenmannschaft seinem Ackerbau und Gewerbe zuführen oder zum Versuch westlichen Durchstoßes nützen wolle. Lenins Leute wissen, daß die Möglichkeit solcher Wahl ihnen zu danken ist: und reden deshalb durchaus nicht im schüchternen Ton des Geschlagenen. Das erste Wort ihrer dreifach lockenden Losung „Freiheit, Friede, Land" lassen sie einstweilen auf haltbarem Pergament; haben aber die Enteignung und Vertheilung des Grundbesitzes (die, in einem Agrarreich grell verschiedener Kultur und rückständiger Wirthschaftform, Marx selbst nicht empfohlen hätte) verkündet und schon begonnen und scheinen zu rascher Zerstückung des Reiches bereit. Auch zu Friedensschluß; der sie so gewiß dünkt, daß sie, nach der überraschenden Angabe unseres Amtsberichtes, „der Wiederaufnahme des Handelsverkehres und organisirten Waarenaustausches" zugestimmt, also die ihren Feinden von gestern wichtigste Friedensfolge schon jetzt, vor endgiltiger Einigung, aus der Hand gegeben haben. Und doch klafft der Verlangensspalt noch breit vor dem ernsthaft prüfenden Auge. Die Leninisten (die, denket dran, eine Gruppe der Bolschewiki-Partei sind) wollen die von russischen Truppen besetzten Gebiete Oesterreich-Ungarns, der Türkei, Persiens räumen, wenn die Vierbundesheere aus allen Russenreichsbezirken zurückgezogen

werden; wollen, daß nach dem Truppenrückzug, unter demokratischer Selbstverwaltung, jeder Volksstamm durch freie Abstimmung entscheide, ob er sich einem Fremdreich anschließen oder für sich einen Staatsverband schaffen wolle. Das Deutsche Reich (nicht: der Vierbund) fordert „die Ausscheidung von Polen, Litauen, Kurland, Theilen von Estland und Livland aus dem russischen Reichsverband." Ist diese Forderung, der ein Satz über „die nach russischer Auffassung nothwendige Bekräftigung durch ein Volksvotum auf breiter Grundlage" nachhinkt, die Kapsel des Wunsches, die auszuscheidenden Gebiete den zwei letzten Kaiserreichen Europas ein- oder anzugliedern? Dann wird wieder nur Waffenstillstand; kann nicht dauerbarer, ehrlicher Friede mit Rußland werden, das weder in Ewigkeit die rothe Livree des Herrn Lenin tragen noch sich in Zerfall, in kommunistische Zwerggesellschaften, in Wegdrängung von der Ostsee, vom Schwarzen Meer (durch die selbständige Republik Ukraina), von allen eisfreien Seehäfen bescheiden wird. Oesterreich-Ungarn ist Herr seiner Entschlüsse. Will es für Habsburg-Lothringen die Krone Polens, so kann ihm nicht zweifelhaft sein: daß diese Krone dem auferstehenden Staat zunächst Ost- und Westgalizien einhandeln und jede Möglichkeit künftiger Bündnisse, insbesondere mit dem gereinigten Rußland, sichern soll; daß dieser Krönung unvermeidliche Folge der Verzicht auf den austro-ungarischen Dualismus, von dem höchstens noch die Personalunion, ohne Wehrgemeinschaft, bleiben würde, und die Gefährdung des Bundes mit dem Besitzer Posens, Westpreußens, Schlesiens sein muß; und daß Deutschlands mündiges Volk für das mit Polens Krone und dem Haß Rußlands, Italiens, mindestens dreier Balkanstaaten bebürdete Oesterreich niemals irgendwelche Bürgschaftpflicht auf sich nehmen würde. In eigenen Haus braucht dieses Volk sich nicht in höfliche Warnung zu schränken; kann und muß es laut sagen: „Wenn Letten, Litauer, Liven, Esthen, die, trotz allem Mühen abendlicher Baltengeschlechter, ein Halbjahrtausend lang starr sich gegen deutsches Wesen wehren, nun, wider alles Erwarten, wider allen nachprüfbaren Willensausdruck, in freier Abstimmung den Wunsch nach Verbündung mit dem Deutschen Reich aussprächen, müßte es die Erfüllung weigern; weil sein Leib neue Fremdsplitter nicht vertragen, seine Finanzkraft sie, nach diesem Krieg, nicht in Gold klammern kann und weil es seinen Feinden im

West nicht durch tiefe Verfeindung des Russenvolkes, dem, trotz Krieg und Revolution, vor 1950 zweihundert Millionen Menschen zugehören werden, den kräftigsten Trosttrank brauen will."

Noch erfror nicht die Hoffnung, auch mit diesen Feinden des Deutschen Reiches von 1914 schnell würdigen Frieden zu schließen. Sie sind auf unerlebt wuchtigen Angriff gefaßt, rechnen, sogar in ihrer Presse, mit der Möglichkeit seines Erfolges (der aber, nach ihrer Meinung, den Friedensschluß nur erschweren, weder die Feindschaft von vier Erdfünfteln mildern noch die See-, Rohstoff- und Kreditsperre enden werde) und dürfen, unter dem Zwang des Massensehnens, keinen Ruf nach edler Verständigung überhören. Keinen, den der Wille deutscher Menschheit in ihr Ohr schickt. Der Schlüssel zum Tempel des Friedens liegt in Washingtons Kapitol; kein Geknirsch hilft über die Thatsache hinweg, daß die Weltpein des Gemetzels morgen nur endet, wenn die Vereinigten Staaten dieses Ende wollen; wenn Europens Westmächte die höchste Trumpfkarte aus ihrem Spiel schwinden sehen. In der ersten Dezembersitzung des Staatenkongresses hat Präsident Wilson gesagt: „Wenn das deutsche Volk durch Vertreter, die von ihm Vollmacht haben und denen wir ohne Bedenken vertrauen dürfen, anzeigt, es sei zu einem vom Geist der Gerechtigkeit erfüllten, vom Wunsch nach Entschädigung von rechtwidrig erlittenem Verlust diktirten Vertrag bereit, es sei willig, den Richterspruch aller Völker darüber anzunehmen, was im Leben der Menschheit fortan als der Grundstein von Recht und Gesetz zu gelten habe, dann werden wir stets bereit sein, auf sie zu hören und, ohne Murren, freudig, den vollen Preis für den Frieden zu zahlen. Dem Deutschen Reich und den ihm Verbündeten darf nicht Unrecht geschehen und kein Fremder darf sich in die inneren Angelegenheiten dieser Reiche einmischen. Das wird der Weltgeist nicht erlauben; niemals neues Unrecht. Dem Feind muß, wie dem Freund, das volle Maß ihm gebührenden Rechtes gewährt werden." Der Vertreter des deutschen Volkes, der Träger seiner Vollmacht ist der Reichstag. In Brest-Litowsk hat am Tag nach der Weihnacht der Vierbund den Friedensvorschlag angenommen, dessen Hauptbestimmungen sind: Verzicht auf Annexionen und Kriegskostenersatz, auf Zerstörung oder Minderung der Selbständigkeit irgendeines im Krieg überwundenen, unterjochten Staates, schleunige Räumung aller besetzten Gebiete

und Gemeinbürgschaft gegen jeden Versuch, durch Boykott, Zollsperrerei, Seesperre die Willensfreiheit eines Staates zu lähmen. Abrüstung, Schiedsgericht, Völkerbund: in die Empfehlung solcher „bürgerlichen Ideologie", so mottigen Plunders erniedert der Anarcho-Kommunismus der Genossen Lenin und Trotzkij sich nicht, die alle Länder in Revolution, in die Diktatur des Proletariates reißen, von Petrograd aus den Erdball vom Kapitalismus erlösen wollen. Auch zu der Dreieinheit dieser Forderung aber haben die Geschäftsführer und die Parlamente Deutschlands und Oesterreich-Ungarns sich ohne Rückhalt bekannt. Ueber den Weg, auf dem das Selbstbestimmungrecht der vor dem Krieg in Fremdkörper eingezwängten Stämmesplitter gewahrt, den Minderheiten freier Athemzug gesichert werden könne, sind die Leninisten mit dem Vierbund noch nicht einig. Doch auf diesen Flügel des Friedensgrundrisses fällt ein sanfter Strahl durch das Milchglas des washingtoner Gelöbnisses, nach Eingriff in die „innere Struktur" der Kaiserreiche nicht zu trachten. Für Elsaß-Lothringens Rückkehr in Frankreichs Staatsverband, für die Kleinerung deutschen, austro-ungarischen, bulgarischen Landbesitzes will Amerika nicht kämpfen. Alle Pfeilerfragen werden von den berliner und wiener, den bulgarischen und türkischen Verhandlungführern, offiziell, genau so beantwortet wie von den Herren Wilson, Lloyd George, Lansdowne, Renaudel, Sembat, Thomas; genau so wie vor fünf Vierteljahrhunderten von Immanuel Kant, dessen Zeugniß doch wohl zu Entkräftung des Schwatzes genügt, Frage und Antwort sei gestern aus feindlicher Fremde eingeschleppt worden. Was fehlt noch? Nur die felsfeste Verbürgung des brester Paktes durch das Wort des deutschen Volkes. Mit der vierten Januarsonne verglüht auch das Licht dieses Paktes? Kindsaberglaube droht mit der Fuchtel. Die leninische Verheißung ist nicht fester als die lehninische an den Zaun einer Stunde gebunden. Immerhin muß der Reichstag sich sputen. Schweigt er, dann will er Krieg, dessen Dauer kein Sterblicher heute berechnen kann. Will er Frieden, dann muß sein der Welt hörbares Wort dafür haften, daß der Versöhnungplan nicht zu Schiebung verfratzt, daß die Mehrheit des Reichstages, des Volkes Schmachlawinen auf den Verantwortungträger stürzen werde, der mit der Totsünde unredlicher Wortgaukelei in solcher Menschheitstunde auch nur getändelt hätte.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 12. Januar 1918.

Zwischen zwei Welten.

Neu-Jerusalem.*)

Wie ihr Heiland, so wird auch die Menschheit einst auferstehen, aus Grabesnacht hell leuchtender Tag werden, der Mühsal einer von Kampf und Arbeithast durchtosten Weltallswoche ein froher Rastsabbath folgen, der tausend Jahre währt. Und auch dieser erstandenen, geläuterten Menschheit wird Jerusalem das Heiligthum sein. So spricht der Ruf uralter Christenhoffnung. Den Johannes der Offenbarung, den Bischof Papias und die ihnen folgende Heerde kleinerer Chiliasten hat kaum wohl die Frage gestreift, wie sich das Schicksal des Judenvolkes gestalten, ob auch ihm die Stadt Davids und Salomons, des Babyloniers Nabuchodonosor und des Idumäers Herodes je wieder das Thor wirklichen Heimathherzens aufthun werde. Jetzt, da die neue Sintfluth, langsam, zu ebben beginnt und auf Ararums Ararat das Täublein mit dem Oelzweig niederzuschweben scheint, jetzt wird die Frage vor das Weltohr gestellt. Am zweiten November hat Herr Arthur James Balfour, der Herr des londoner Auswärtigen Amtes, an Lord Rothschild, der seit Jahren sich zum Zionismus bekennt, geschrieben: „Mit aufrichtiger Freude zeige ich Ihnen, lieber Lord Rothschild, an, daß die Regirung Seiner Majestät die folgende, von herzlichem Gefühl für die jüdisch-zionistische Bewegung diktirte Erklärung beschlossen hat. ‚Die Regirung Seiner Majestät blickt mit Wohlwollen auf das Streben,

*) S. „Zukunft“ vom zweiundzwanzigsten Dezember 1917.

dem Judenvolk in Palästina eine nationale Heimstatt zu schaffen, und wird ihre ganze Kraft aufwenden, um den Weg, der an dieses Ziel führen kann, schleunig zu bahnen. Die bürgerlichen und religiösen Rechte nichtjüdischer Gemeinden in Palästina dürfen und werden, natürlich, darunter eben so wenig leiden wie die Rechte und die bürgerliche Stellung der in irgendeinem anderen Land lebenden Juden.' Ich bitte Sie, diese vom Kabinet gebilligte Erklärung dem Zionistenbund vorzulegen." Die Hauptorganisation sandte, als diese Verheißung bekannt geworden war, an die Leiter der Zionist Federation, die Herren Weizmann und Sokolow, ein Telegramm, das die Erklärung der Britenregirung „ein Dokument von weltgeschichtlicher Bedeutung" nennt; „sie wird im Herzen der gesammten Judenheit den stärksten Widerhall finden und wir hoffen, daß es unserer Organisation gelingen wird, mit Zustimmung aller Völker und Regirungen zu verwirklichen, wonach das jüdische Volk sich seit zweitausend Jahren sehnt." Aus diesen Sätzen spricht nicht überschwingende Emphase. Für Millionen armer, für Hunderttausende in Besitzrecht vorgerückter Juden hatte Balfours Ankündung den hellen Klang lange erharrter Messiasbotschaft; bleibt der Tag ein aus der Weltgeschichte nie mehr zu tilgender, der Großbritaniens Entschluß hörte, die ganze Reichsmacht für die Judensache einzusetzen. In der neunten Dezembernacht, der Nacht vor Israels Lichterweihfest, zog General Allenby mit britischen und französischen Truppen in Jerusalem ein, das vier Jahrhunderte türkischer Osmanenherrschaft erlebt hat. Das berliner Zionistenorgan „Jüdische Rundschau" gab der begreiflichen Freude über das Ereigniß offenen, doch Ueberhebung meidenden Ausdruck. „Jerusalem ist uns Juden, was es dem civilisirten Erdkreis ist: die Heilige Stadt, von der unserer Väter Glaube ausging und zu der er immer wieder zurückkehrt. Darum achten wir die Empfindungen der christlichen und der islamischen Völker, deren religiöse Ueberlieferung sich um den Namen Jerusalems schlingt und die, gleich uns, auf den Höhen des judäischen Berglandes die Stätten verehren, von denen ihnen ihr Glaube kam. Und dennoch ist uns Jerusalem mehr als ihnen. Die christliche wie die islamische Ueberlieferung knüpft sich an die jüdische. Jeder weiß, daß diese Religionen ohne das Judenthum nicht denkbar sind. Wir treten neben die anderen Völker nicht nur als die ältesten

und deshalb mindestens gleichberechtigten Erben religiöser Ideen, die einst von Zion ausgingen: wir treten vor sie als die einzigen Nachkommen und Erben der Nation, die Jerusalem schuf. Wir ehren den Anspruch auf die Symbole, die auch sie in den Gräbern, Steinen und von Erinnerung geweihten Stätten Jerusalems erblicken. Doch uns gebührt der erste Anspruch auf die Erde Palästinas, auf das Land, in dem unser Volk in Freiheit groß wurde. Aus dem kleinen Land am Ostrande des Mittelmeeres hat das jüdische Volk die zeit- und raumlosen Gedanken, die das Antlitz der Menschheit gewandelt haben, in die Welt gesandt. Möge diese Menschheit nun des jüdischen Volkes gedenken und ihm wiedergeben, was Unrecht und Gewalt ihm entrissen hat: die Heimath, um die es seit vierzig Jahren sich mit seinem Schweiß wiederum müht. Die drei Religionen werden, wenn der Lärm dieses Krieges vorüber ist, in der Friedensstadt friedlich neben einander leben. Mit der Zustimmung aller Völker, frei von allem Trachten nach äußerer Macht, will das jüdische Volk in Palästina einen neuen Abschnitt seiner Geschichte beginnen. Große Erinnerungen weisen ihm den Weg." Darin ist kaum ein Wort widerlegbar.

Wird die Zustimmung aller Völker erlangbar sein? Gewiß ist die der Vereinigten Staaten, die stolz auf die Förderung jedes Versuches sind, die Bäche und Ströme des Zeitempfindens und Zukunftsehnens in Menschheit und Menschlichkeit münden zu lassen, und die gern auch wohl den Ueberfluß jüdischer Staatengäste ostwärts abströmen sähen. Präsident Wilson, der oft, lange vor dem Beschluß des Britenkabinets, den Judenwünschen sich freundlich zuneigte, hat durch die Wahl des jüdischen, im Gedankenkreis des Zionismus athmenden Oberrichters Brandeis in die Vorderreihe der für die Friedensverhandlung ausersehenen Männer bewiesen, daß er die Macht seiner Heimath für das Judenrecht aufbieten will. Weder von dem Rußland der Trotzkij und Joffe (das sich, freilich, für „bürgerliche Ideologien" nicht erwärmt) noch von einem in Türkenfeindschaft zurückgekehrten ist Widerspruch zu erwarten. (Trotzdem das Volksempfinden dort nach dem Friedensschluß kaum weniger antisemitisch sein wird, als es vor der Revolution war. Nicht, wie Mancher wähnt, nur im Bannbezirk blinden Pöbels. Dostojewskij selbst, der edelste Russenchrist, hat geschrieben: „Der russische Mensch wäre konservativ,

wenn er Etwas zu erhalten hätte. Aber bei uns giebts nichts zu erhalten. ‚Je schlimmer es geht, desto besser': Das ist bei uns nicht etwa leere Redensart, sondern, leider, die Sache selbst. Deshalb giebt es in Rußland keine Gemeinschaften als die der Deutschen, Polen und Juden, die einander stets helfen. Wir thun nichts dagegen. Und wenn alle Juden in corpore, wenn der ganze Kahal wie eine Verschwörung wider Rußland steht und den Bauer aussaugt: wir sagen kein Wort. Sonst könnten wir ja den Vorwurf einheimsen, nicht ‚liberal' zu sein; am Ende könnte man gar von uns denken, wir hielten unsere Religion für besser als die jüdische und bedrängten die Juden aus ‚religiöser Unduldsamkeit': und was, um des Himmels willen, würde dann? Der Jude und seine Bank ist doch der Gebieter Europas und alles Andere, Bismarck, Beaconsfield, Gambetta, die Französische Republik, nur Vorspiegelung. Wir werden erleben, daß der Jude plötzlich sein Veto einlegt und dann Bismarck, wie ein Staubkorn, von seinem Platz geweht wird. Der Jude beherrscht die Civilisation und, besonders, den Sozialismus, durch den er das Christenthum mit der Wurzel ausroden und die christliche Kultur zerstören wird. Bleibt dann nichts als Anarchie: der Jude wird an der Spitze des Ganzen stehen und seine Bank blüht, auch wenn der Gesammtreichthum Europas verthan ist." Das wurde in der liberalen Zeit Alexanders des Zweiten geschrieben. Später hätte wohl auch der große Dichter, der kaum öfter als Vater Homer so dämmerige Schlummerstunden hatte, bis in Wüstheit kräftige Abwehr jüdischen Wesens in der Heimath nicht vermißt. Und der Menschheitkrieg hätte ihn, wenns noch nöthig gewesen wäre, die, trotz allem Bankvermögen, engen Grenzen jüdischer Weltmacht erkennen gelehrt. Der Rückblick auf seine Worte zeigt aber, wie tief in Rußlands Urchristengefühl die Judenfurcht wurzelt und bis in welche Geistesgipfel sie aufschoß. Das Werk der Trotzkij, Kamenew, Joffe wird sie nicht ausjäten. Doch gerade die ernstesten Judenfeinde werden die Möglichkeit des Judenabflusses nach Ost gern nützen.) Kein Westland wird den Weg in das neue Zion sperren. Und das Haupt der Christenheit hat die ihm seelisch unterthanen Völker nicht vor der Bahnung dieses Weges gewarnt. Am Tag nach der Weihnacht sprach Papst Benedikt zu dem Heiligen Kollegium. Zuerst über die Kriegsgräuel, deren Fortwährung sein Mittlersmühen

nicht zu hindern vermochte. „Uns tröstet das Bewußtsein, daß Unser Friedensstifterversuch, der auf rasche Wirkung nicht rechnete, dem Saatkorn zu vergleichen ist, aus dem, nach der Lehre des Himmelherrn, die Aehre sprießt, wenn Erdwärme seinen Schoß geöffnet hat. Nicht Hemmniß noch Gefährdung wird je Unseren Willen zu Gehorsamspflicht beugen, Uns jemals abschrecken, als Statthalter des Friedensfürsten zu walten. Doch im Anblick der in blühenden Ländern vom Wahnsinn der Zerstörungsucht befallenen Völker, in steter Angst vor dem Selbstmord des civilisirten Erdtheiles Europa fragt Unseres Herzens Trauer: Wann, endlich, und wie wird diese furchtbare Tragoedie enden? Wie einst Sinneswirrung berühmte Städte in Feuermeere schleuderte, so taucht heute die Gottlosigkeit der Staatswesen (rerum publicarum) die Welt in ein Blutmeer. Doch in erhabener Ruhe schimmert, noch immer, das Licht des Glaubens von seiner Höhe her auf die von Finsterniß umhüllte Erde." Dann hob die Stimme des Apostelerben sich zu hymnischem Gruß an das noch einmal, spät nach Tassos tönereichem Sang, befreite Jerusalem. „In Eintracht sind auf den Straßen Judäas Gottheitwille und Menschenbesonnenheit vorwärts geschritten. Diese unterwarf sich das Land, Jene schuf den Wünschen der Ahnen Erfüllung und gab dem Christenglauben die von Heiligkeit umwallten Stätten, das verehrte Land zurück, das des Menschheiterlösers Blut trank. Jerusalem, Gottesstadt, dem inneren Auge beseligende Friedensverheißung, schicke zu Dem, dessen wundervoll edles Opfer Du sahest, den Hymnus freudiger Dankbarkeit, froher Liebe, auf daß auch Deine Stimme in die Weihnachtfeier töne. Während um Bethlehem in himmlischer Harmonie die Botschaft schwebte, die allen Menschen guten Willens Frieden verhieß, wurde von Deiner Scholle der Oelzweig gepflückt, der, als ein Symbolon, dem Friedensfürsten zu Füßen gelegt ward; und die Menge, die Kindschaft jauchzte: Ehre und Ruhm dem Sohn Davids! Niemand kann verkennen, daß auch jetzt dem Ereigniß, dessen Schauplatz Jerusalem war, besonderer Sinn einwohnt: daß es Unsere Mahnung stärkt, die Seelen wieder zu Gott zu wenden. Denn Den, der in Jerusalem gesegnet ward, trug nicht Waffengewalt, trug der Name des Herrn." Vatikanische Erbweisheit (daran wird, auch wer sie nicht mit Montecatinos Geschäftigkeit bewundert, nicht zweifeln) hätte in dieser Stunde leicht die Gelegenheit zu mild

ernster Abweisung des Zionistenanspruches gefunden. Da kein so deutbares Wort von Benedikts Lippe kam, da er mit der Bezeichnung Jesu als des Davidssohnes auf den Zusammenhang, den Erbgang der Glaubensvorstellungen, nach Wilsons und Balfours Gelöbnissen, nach der festlich gestimmten Rede des Unterstaatssekretärs Lord Cecil, eines Burleigh, wies, hat aus dem Erdwesten der Zionismus Feindseligkeit nicht mehr zu fürchten.

Woher kommt und wohin strebt er? Die vornan Schreitenden sind zu Auskunft willig. „Die jüdischen Massen waren von je her ‚zionistisch' gestimmt, die messianische Sehnsucht stand während der zweitausendjährigen Geschichte des Golus im Mittelpunkt des national-religiösen Empfindens. Die Judenverfolgungen in Rußland gaben dann, zu Beginn der achtziger Jahre, den Anstoß zur Begründung von Vereinen der ‚Chowewe Zion' (Zionsfreunde), die sich 1884 in Kattowitz zusammenschlossen und in dem ‚Odessaer Komitee zur Förderung des Ackerbaues und des Handwerkes unter den Juden in Syrien und Palästina' eine von den russischen Behörden offiziell genehmigte Leitung fanden. Das Ziel der Zionsfreunde war die Kolonisation Palästinas; und die Kolonien, deren sich später Baron Edmund von Rothschild annahm, sind in unmittelbarem Zusammenhang mit dieser Bewegung entstanden. Auch in Rumänien, Oesterreich, Deutschland, England, Amerika entstanden Kolonialvereine, die vom Geist der Zionsfreunde erfüllt waren. Doch erst das Auftreten Theodors Herzl riß, um die Mitte der neunziger Jahre, die Bewegung aus dem Dunkel wenig beachteter Vereinsthätigkeit ins helle Licht der Oeffentlichkeit und gab den zersplitterten Kräften die einigende Organisation. Der Erste Zionistenkongreß verkündete im August 1897 in Basel: ‚Der Zionismus erstrebt für das jüdische Volk eine öffentlich-rechtlich gesicherte Heimstätte in Palästina.' Mit dieser Forderung ist das jüdische Problem an der Wurzel gefaßt. Alle Leiden der Juden stammen aus ihrer Heimathlosigkeit: aus der des Leibes, der kein Haus auf eigener Scholle besitzt, und aus der des Geistes, dem die nährende Urkraft des eigenen Volksthumes versagt ist. Diese Heimathlosigkeit wird nicht völlig zu beseitigen sein; denn viele Juden werden in der Diaspora verharren müssen und die Assimilation wird fortschreiten. Der Kern des Volkes aber wird seine Heimath gefunden haben, wenn die Heimstätte in Palästina geschaffen

ist. Und für die Juden der ganzen Welt bedeutet sie ein Ziel, ein Vorbild, ein Centrum, das ihrem eigenen Dasein Würde verleiht und von dem belebende Wirkungen ausgehen werden; denn das jüdische Gemeinwesen der Zukunft wird nicht nur die Heimath des Volkskörpers, sondern auch die des Volksgeistes sein. Die kulturschöpferische Kraft der Juden ist durch das Ghettoleben, durch Druck und Verfolgung gelähmt worden. Das vom Judenthum in der Vergangenheit Geschaffene beweist, was dieses Volk in ungehemmter Freiheit zu leisten vermag. Der Zionismus schädigt die europäischen Staaten in keiner Weise; er nützt ihnen: denn er befreit sie von der Judenfrage, erschließt dem Welthandel neue Absatzgebiete und dient so dem Fortschritt der Civilisation. Die national empfindenden Juden werden, wie Geschichtüberlieferung und Glaubenssatzung gebieten, ihre Staatsbürgerpflicht stets mit Treue und Ernst erfüllen. Sie werden aber darin keine Veranlassung sehen, das jüdische Volk im Elend verkommen zu lassen, sondern werden mit aller Kraft an seiner Wiedergeburt arbeiten. Der Zionismus ist der Weg zu neuer Kultur. Ihm handelts sichs nicht um eine ‚Staatsgründung', auch nicht um plötzliche Massenwanderung der Juden. Deren größter Theil könnte gar nicht plötzlich nach Pa'äſtina auswandern. Viele sind durch persönliche Interessen, wirthschaftliche, berufliche, familiäre, genöthigt, zu bleiben, wo sie sind. Andere, die sich von solchem Hemmniß freimachen könnten, würden in Palästina keine passende Beschäftigung finden. Wir wollen nicht eine phantastische ‚Gründung', sondern eine allmählich wachsende, von innen heraus sich organisch gestaltende Siedlung. Die Geschichte unseres alten Stammes giebt uns den Muth, an die Erfüllung unseres Hoffens zu glauben. Die Grundlage der zionistischen Organisation ist der Schekel, eine Parteiabgabe, die für alle Länder die selbe Höhe hat (eine Mark, ein Schilling, ein halber Rubel); der Schekel verleiht das Wahlrecht zum Kongreß, der alle zwei Jahre tagt. Je zweihundert Schekelzahler entsenden einen Abgeordneten. Der Kongreß wählt die Parteileitung, die aus dreißig Mitgliedern besteht und fünf bis sieben daraus in die Oberleitung, das Engere Komitee, beruft. Die heftigsten Gegner des Zionismus müssen zugeben, daß sein moralischer Einfluß von größtem Segen gewesen ist, daß er die Jugend für jüdische Ideale gewonnen, den Stolz der Juden, ihr Ehrgefühl

gehoben und gefestigt hat. In den Kolonien wächst ein neues, muthiges Geschlecht heran, das mit dem Pflug und mit der Büchse umzugehen weiß und aus hellem Auge in die Zukunft blickt. Dieses junge Judenthum ist die Hoffnung unserer Zeit." (Herr Richard Lichtheim in der Schrift „Das Programm des Zionismus".) „Bedenkt man, daß auch Christen, aus reiner Sympathie, in ganzen Gruppen sich zu der logischen Bewegung des Zionismus bekennen, so erkennt man in ihr ein Problem, das Semiten, Philo- und Antisemiten, das Alle angeht, die auf die Völkerverschiebung von morgen schauen. Ein uralter, halb verwitterter Rasseinstinkt treibt, mit mächtigem Impuls, die reifsten und reinsten Vertreter des Judenvolkes immer wieder an die Küste, von der vor zwei Jahrtausenden ihre Väter vertrieben wurden; und da alle politischen und wirthschaftlichen Programme dieses Bundes aus dem klaren Licht der Zahlen und der Vortheile immer wieder in die Dämmerung solcher Urgefühle zurückführen, scheint die Bewegung vor Ernüchterung geschützt und stets aufs Neue durch ein heimliches Pathos geadelt." (Herr Dr. Emil Ludwig in der Vossischen Zeitung; November 1917.)

Auch über die Wirthschaftentwickelung können die Vormänner des Bundes die klarste Auskunft geben. „Im Zeitraum einer einzigen Generation mußten zwei Millionen Menschen, mußte ein Fünftel der gesammten Judenheit den Wanderstab ergreifen; nur in Rußland. Was ist im Vergleich mit dieser Katastrophe, die unser Auge sah, die Vertreibung der Juden aus Spanien, von der ungefähr dreihunderttausend Menschen betroffen wurden? In Rumänien und Galizien haben ähnliche soziale Verhältnisse zu ähnlichen Wanderungen geführt. Deren Richtung ging stets nach Westen; und da die mitteleuropäischen Staaten sich gegen die Zuwanderung von Juden abschlossen, so zogen die Massen nach England und, besonders, den Vereinigten Staaten von Amerika, die etwa anderthalb Millionen Juden aufgenommen und damit ihren historischen Anspruch, allen Verfolgten und Bedrängten eine Zufluchtstätte zu sein, als berechtigt erwiesen haben. Doch die planlose Wanderung über den Ozean brachte keine Lösung, nur eine Verschiebung des Judenproblemes. In Amerika sind die Juden freie Bürger eines freien Staates. Aber sie sind vor dem Antisemitismus geflohen: und ihre wachsende Zahl weckt ihn nun auch in Amerika. Denn der Widerwille gegen die Juden ist

nicht an bestimmte politische Anschauungen gebunden; er zeigt sich überall, wo die jüdische Minderheit durch ihre Zahl oder die Stärke ihrer wirthschaftlichen Wirkungen unbequem wird. Nah lag der Gedanke, den Juden den Beruf zu öffnen, dessen Fehlen besonders empfindlich zu spüren ist: die Bethätigung in der Landwirthschaft. Während alle seßhaften Völker in ihrer Bauerschaft einen starken Quell frischer Kraft haben, kam aus dem Fehlen dieses Standes, das durch die Wanderungsgeschichte der Juden erklärt wird, ein krankhafter Zug in das jüdische Volk. Die stärkere Belastung seines Nervensystems wird durch diese Thatsache erklärt. Der Instinkt der Auswanderer und die nationale Selbsterhaltung des Judenthumes fordern eine Zusammendrängung auch in den neuen Ländern. Wirthschaftliche Ueberlegungen sprechen für eine weitergehende Zerstreuung, die jedoch mit Sicherheit zur Auflösung des Judenthumes führt. Dieses Dilemma ist der eigentliche Kern des Wanderungproblemes. Nur ein Ausweg bleibt: die geschlossene Ansiedlung von Juden auf einem zusammhängenden Gebiet. In zwei Ländern wurde die Judenansiedlung versucht: in Argentinien und in Palästina. In Argentinien ist eine jüdische Kolonisation entstanden, als Baron Hirsch beschloß, dem jüdischen Massenelend in Rußland durch Verpflanzung einiger Millionen Juden in ein anderes Land ein Ende zu machen. Aber die zweihundertfünfzig Millionen, die er an diesen Zweck hingab, haben bisher nur eine Bauerschaft von etwa zwölftausend, eine Gesammtsiedlung von etwa sechzehntausend Köpfen geschaffen. Argentinien ist dem Juden ein fremder, toter Begriff. Dorthin geht er nur, wenn er nichts zu verlieren hat und von einer äußeren Macht in diese Richtung gelenkt wird. Der Jewish Colonisation Association werden nur Mittellose sich zur Verfügung stellen; und diese Menschen werden das ihnen gleichgiltige Land wieder verlassen, wenn sie gegen Mißgeschick zu kämpfen haben oder für ihr Erspartes in Städten besser lohnende Anlage zu finden glauben. Nach Palästina kamen die Ansiedler aus freiem Willen; dorthin rief sie ihr Gefühl. In Argentinien ist nirgends ein jüdisches Leben entstanden; in Palästina ist schon jetzt das werdende Gemeinwesen durchaus jüdisch. Fünfzehn Prozent der Bevölkerung sind Juden. Das ist der größte Prozentsatz aller Länder; größer als in den dichtesten Judencentren Europas, in Polen, der Bukowina, in Galizien. Der

Vater dieser jüdischen Kolonisation Palästinas ist Baron Edmund von Rothschild. Er war der Helfer aus jeder Noth. In dem Landvolk erkennen wir die körperliche und nationale Renaissance des Judenvolkes. Hier ist auch die hebräische Sprache auferstanden. Hier liegt die Wurzel einer neuen Kultur. Schon heute steht in Palästina die Ausbreitung der hebräischen Sprache an zweiter Stelle, dicht hinter der arabischen und noch vor der französischen Sprache. Und dieses Hebräisch ist keine künstliche, übersetzte, ‚gebildete' Sprache, sondern die Muttersprache, in der auf der Gasse die Kinder einander schimpfen und in der ihr Fieber phantasirt. Diese Sprache dient wirklich, lebend und behend, zum Ausdruck aller Gefühle, sogar der primitiven. Weil die Juden Palästinas eine Einheitsprache brauchten und weil diese Sprache nur Hebräisch sein konnte: daher die rasche Ausbreitung. In Kindergärten erwerben die Kleinen spielend das Verständniß der Sprache, in der sie später lernen und denken sollen. Und über den Kindergärten bauten sich organisch Knaben- und Mädchenschulen, Fortbildungsschulen, ein Seminar für Lehrer, eins für Kindergärtnerinnen auf: mit Zöglingen, die als natürliche Pflicht empfinden, ihr Leben in Palästina, im Dienst einer großen Volkssache, zu verbringen. Wer die neue jüdische Stadt in Jaffa besucht, findet als beherrschenden Mittelpunkt das Gebäude des Hebräischen Gymnasiums, das auch geistig das Centrum dieser Stadt ist. Die Kolonialarbeit hat bewiesen, daß der Jude Bauer werden kann. Auch eine Landarbeiterschicht beginnt sich zu bilden. Aus dem Gesammtgebiet der Bodenbearbeitung wählt der jüdische Bauer sich jetzt schon die ihm am Besten passende: den Pflanzen- und Gartenbau, der weniger robuste Körperkraft als Intelligenz, Kenntniß und Liebe zur Sache fordert. Den Uebergang von extensiver zu intensiver Wirthschaft findet man besonders in den jüdischen Kolonien; in Galilaea herrscht der Getreidebau vor. Das Land verlangt nur Arbeit. Im Winter müssen die reichlichen Regenmengen gesammelt, im Sommer verwerthet werden. Es ist ‚ein Land, das vom Anfang bis ans Ende des Jahres die Augen Gottes sorglich bewachen'. Palästina war ein fruchtbares Land und ernährte eine dichte Bevölkerung, so lange das Bauervolk der Juden in ihm wohnte, und wurde eine unfruchtbare, baumlose Einöde, als es von Krieg verwüstet war und Unverstand es nicht mehr bebaute und pflegte.

Zwei Jahrtausende haben in den klimatischen Bedingungen nichts geändert. Nur rauschen jetzt die Regenwasser, nicht zurückgehalten durch Thalsperren und Zisternen, nutzlos ins Meer; mit sich reißen sie die Humuserde der Berge, die unsere Vorfahren sorgsam, durch Terrassenanlagen, festhielten; und der spärliche Baumwuchs wird von den Fellachen verwüstet, die aus ihm Brennholz schlagen, und von ihren Ziegen, die alle jungen Triebe abfressen. Ueberall zeigen sich die Anfänge neuer nationaljüdischer Kultur. Sie lehnt sich an die klassische Literatur des antiken Judenthumes, die erst in der Luft Palästinas recht verstanden werden kann; ist aber auch von allen Elementen der modernen Menschheitkultur erfüllt. Wer von diesem jungen, zarten Pflänzchen jüdischer Kultur schon jetzt Frucht verlangt, hat keinen Sinn für Entwickelung. Wir sind nicht so thöricht, ein jüdisches Reich aufrichten zu wollen. Wir wollen nur, daß unser Volk, auf das wir stolz sind, nicht verschwinde, sondern auf seiner historischen Scholle wieder der Verkünder von Gerechtigkeit und Sittlichkeit werde." (Dr. Elias Auerbach, der in Haifa lebt, in der Schrift „Palästina als Judenland".)

Den Versuch, junge Juden in Europa für die Landwirthschaft vorzubilden und dann in Palästina anzusiedeln, erschwert schon die Kostenhöhe; unter fünfzehntausend Mark ists für den Einzelnen nicht zu erlangen. In einer vom Zionistischen Centralbureau herausgegebenen „Werbeschrift für die Arbeit in Erez Jisrael" empfiehlt der in Jaffa lebende Doktor Ruppin Besitzenden, Baumpflanzungen zu erwerben, Besitzlosen, als Landarbeiter, danach als Pächter sich vorwärts zu bringen. Die Baumpflanzung gebe in Palästina hohen Ertrag und brauche nach dem ersten Frühjahr kaum noch besondere Pflege. Schädlich sei, daß in den jüdischen Kolonien bisher die Frau wenig Interesse und Verständniß für die Landwirthschaft zeige. „Milchwirthschaft und Gemüsezucht konnten sich nicht recht entwickeln, weil die Frauen sich der Arbeit nicht annehmen. Die zweite Männergeneration aber hat sich sogar in den eigentlichen Ackerbau schon sehr gut eingelebt: und erst auf diese Generation baut sich die Hoffnung des Zionismus. Als Pächter oder in Siedlungsgenossenschaften können Leute, denen zu Pflanzungerwerb das Geld fehlt, im Lauf einiger Jahre ein kleines Kapital ersparen, sich damit eine Häuslerstelle schaffen und durch Lohnarbeit, eigene Viehhaltung, Gemüsebau und Geflügel-

zucht vorwärts kommen. Wenn den vielen Juden, die mit dem Gedanken an Uebersiedlung nach Palästina äugeln, die Ausführung erleichtert werden könnte, würde der Wunsch zur That. Die Gründung der Palestine Land Development Company kann dazu helfen. Sie will dem Käufer die Parzelle so übergeben, daß er sie mit europäischem Geräth bearbeiten kann, Wege und Wasser vorfindet, und bietet Pflanzungverträge an, die sie verpflichten, selbst, für des Käufers Rechnung, den Boden bis zur ersten Fruchtreife zu pflegen. Der Käufer kann also in Europa seinem Beruf leben, bis das in Palästina erworbene Landstück ihm das Auskommen sichert. Die (mit fünfzigtausend Pfund Grundkapital arbeitende) Company ist vielleicht das wichtigste Mittel zu dem Zweck, die Juden in der Landwirthschaft heimisch zu machen." Tausende tummeln sich in ernstem Eifer und bescheidenem Lerntrieb; und wenn der Judenheit erst die Erkenntniß tagt, daß es sich nicht um Phantasterei, um das Wahngespinnst ruhmsüchtiger Literatenköpfe, sondern um ein vernünftig bedachtes Kulturwerk von gewichtigem Werth handelt, wird auch der Paktolos schwellen, der Gold in das Heilige Land trägt. Mit anständigem Stolz sagt Herr Dr. Auerbach: „Daß der Anfang noch klein und unscheinbar ist, schreckt uns nicht. Auch aus Babylon kehrten nur Zweiundvierzigtausend zurück: und doch schufen sie eine neue jüdische Kultur und retteten die Zukunft des Judenthumes. Dem gehetzten Judenvolk wollen wir die Heimath schaffen, die es bisher nirgends fand und nur hier, im Lande der Väter, finden kann. Palästina vermag leicht noch drei Millionen Menschen zu fassen. Wir wollen, daß die Juden, statt nach Amerika auszuwandern, dort neue Ghetti zu bilden oder sich aufzulösen, ihren Schritt hierher lenken. Und damit Palästina nicht nur unser Wohnort, sondern unsere Heimath werde, wollen wir, daß unsere nationale Sprache und Kultur das Milieu schaffe, in dem die Nachkommen aufwachsen."

Dazu will die britische Weltmacht helfen. Das ist, nach der Erläuterung in der Presse aller Parteien, der Sinn des von Balfour im Namen des Kabinets an Lord Rothschild geschriebenen Briefes. „Palästina wird das Land der Juden werden. Ein Schicksalswegweiser läßt die Erfüllung uralten Wunsches hoffen, den das Judenvolk nie aufgegeben hat. England wird, wenn seine Waffen das ganze Palästina von der Türkenherrschaft befreit haben, beim

Friedensschluß für jede erdenkliche Förderung der Judenkolonisation und für das Selbstverwaltungrecht der Siedler eintreten. Das Endziel ist der Judenstaat. Wie wichtig für Großbritanien dieses Palästina ist, hat der Krieg bewiesen: es bietet dem Versuch, Egypten vom Land aus anzugreifen, die sicherste Basis. Deshalb darf dort nicht wieder eine Macht herrschen, die uns feindlich werden kann. Unseren Schutz vor solcher Gefahr könnten wir in Internationalisirung oder in einem anglo-amerikanischen Protektorat finden. Die Rechte der in Palästina lebenden Araber müssen, natürlich, gewahrt werden. Das Land wird kaum mehr als ein Viertel der heute lebenden Juden aufnehmen, also ein kleines Volk herbergen. Klein aber war auch das Volk, das der Menschheit zwei Religionen schenkte. Der Geist seiner Enkel kann zwischen Ost und West, zwischen alter und neuer Welt die längst ersehnte Brücke schlagen." (Manchester Guardian.) Sehr löblich, daß offen auch das Briteninteresse bekannt wird, das in die Richtung des Zionistenzieles weist; nur mit Lebensnothwendigkeit vereinbarer Idealismus birgt Samen und Fruchtfähigkeit. Der Wunsch, Britania nicht allzu lange im Lichtschein des Judenschutzes glänzen zu lassen, hat, endlich, auch die berliner Regirung bestimmt, dem Zionismus in Huld sich zuzuneigen. Mit der Zunge des Unterstaatssekretärs Von dem Busche verhieß sie „wohlwollende Unterstützung diesbezüglicher Wünsche" (so reden sie, noch immer, alle Tage); rühmte die „den Juden stets bewiesene freundliche Haltung der Kaiserlich Osmanischen Regirung, die den Juden örtliche Selbstverwaltung, entsprechend den Landesgesetzen, gewähren und die freie Entwickelung ihrer kulturellen Eigenart fördern werde." Der den Türken Verbündete steht unter stärkerer Hemmung als der Türkenfeind. Doch die feierliche Verheißung, daß Alles bleiben werde, wie es ist, genügt nicht; und ihr Widerhall wird uns neuen Hohn eintragen. Was in Palästina war, kann, darf, wird nicht dauern. Und Deutschland hat die Macht und die Pflicht, den Neubau des Geistes von Zion zu stützen.

Dessen Anfänge sind all den Juden ein Aergerniß, die nur durch Glaubensbekenntniß („Konfession"), nicht durch Rasse, von den Landsleuten sich unterschieden sehen möchten und deshalb, schon in Herzls Säerzeit, der Presse grollte, die von Judenvolkheit und von dem Drang nach Zion sprach. Aerger und Groll sind unter

dem Kriegsorkan noch erstarkt, „Merkt Ihr denn nicht, wie der Antisemitismus wieder wächst? Müßt Ihr ihm, mit dem Gerede von Judenvolk, Judenstaat, jüdischer Kultur, noch das Erdreich düngen?“ Alltäglich ists in den Orientburgen des Großstadtwestens zu hören. Der Selbstsucht Salter kürzt die leibliche Noth von Millionen, die seelische Noth von hunderttausend Stammesgenossen nicht den Schlaf. Gewissenhaft redliche Kritik jüdischen Wesens ist nicht strafbarer, nicht weniger nützlich als Kritik anderen Volksthumes, anderer Klassen, Kasten, Klüngel. Verleumderische Roheit überall widrig. Ein neues Aufwuchern des Gassenantisemitismus könnte nur durch listige Künste erwirkt werden. Verdient denn die Haltung, die Leistung deutscher Juden während der Kriegszeit Tadel? Sie haben so tapfer, so zäh gekämpft wie deutsche Christen und vom Schlachtfeld. sogar von dem des Luftreiches sich Ehrenzeichen geholt. Daß viele, hinter der Front, in der Kriegswirthschaft Arbeit suchten und fanden, ist begreiflich: weil sie, durch Anlage und Schulung, für solchen Dienst besser als für den im Graben vorbereitet waren. Auch die Posten in der Verwaltung feindlichen Gebietes und in den (vielzuvielen) Kriegsgesellschaften mußten besetzt werden, sind nicht Pfründen für Müßiggänger: und empfahl nicht Vernunft und Landesinteresse, bei der Besetzung zunächst an die kaufmännisch durchgebildeten Söhne der Bankherren, Industriellen, Händler zu denken? Unter den mit Geld gemästeten Lieferanten, Konjunkturschmarotzern, Wucherern ist sicher mancher Semit; kaum einer unter den Hauptgewinnern. Alles von Juden aus der Kriegsnoth Erraffte verschwände neben dem Papiergeldgebirg, das im Rheinland, in Westfalen und Oberschlesien himmelan ragt. Urarische Christen, denen der Krieg eine Viertelmilliarde, eine halbe eingebracht hat (und die dafür nicht etwa Tadel oder Schimpf einhandeln sollen), kennt Jeder; Keiner einen Juden. Nicht Israel hat Schätze gehäuft, aus denen, als wärs Pappenstiel, Verbänden, Parteien, Meinungplantagen Millionen, Dutzende, gespendet werden. Ohne die Leistungen der Professoren Haber und Von Wassermann (deren öffentliche Durchleuchtung noch nicht möglich ist), ohne Rathenaus Organisation des Rohstoffbezuges war, nach der Aussage der zu Urtheil berufenen Instanz, der Krieg nicht so zu führen, wie er geführt worden ist; auch nicht ohne den Hilfsdienst der Handelsflotte, die Ballin schuf

und mit der er, ohne ein Recht zu verletzen, Englands Vormacht minderte. Im Schwarm brüllender Patterjohten, in der Fahnencompagnie Alldeutschlands waren Juden; auch in der ernsten, sittsam schreitenden, nicht dem Menschheitbewußtsein entrückten Patriotenschaar. Der von ungemeiner Sprachkunst in abscheulich verwirrtem Gefühl erzeugte „Haßgesang gegen England" trug den Dichtersnamen Lissauer ins Licht. Die Abgeordneten Bernstein, Cohn, Haase (aber auch im Lager der Scheidemannschaft leuchtende Häupter) sind Juden; nicht ihre Genossen Hoffmann, Ledebour, Liebknecht, Mehring, Rühle, Stroebel noch die Frauen Zetkin und Zietz. Nirgends noch sieht das unbefangene Auge Dungstoff, von dem die Weide des Antisemitismus fett werden müßte. Und stünke uns solcher Stoff morgen an: würde dadurch das reinliche Streben entwerthet, im Lande der Erzväter neuer Judenheit eine Heimstätte zu schaffen, die gedeihensfähigen Früchte alter Kultur in den Garten der Menschheit zu retten, dem Israels Pflanzung einst seelisch und geistig Unersetzliches gab?

„Bei vielen geselligen Thieren, von den Vierhändern bis in die Reihen der Wirbellosen, finden wir etwas dem Stammgefühl Aehnliches, wenn es auch nur im Zusammenhalten der Individuen der selben Gesellschaft und in Feindsäligkeit gegen nicht dazu gehörige sich äußert. Rothe Ameisen rauben die Puppen kleiner schwarzer Ameisen, um sie als Sklaven groß zu ziehen, welche ihnen die Hausarbeit verrichten. Ameisen eines Baues begrüßen liebkosend ihre lange abwesenden Genossen und fallen wüthend über die eines anderen Baues her, die sich zu ihnen verirren. Nicht viel anders geht es bei rohen Völkerschaften zu. Wer könnte dann die Grenze ziehen zwischen den Empfindungen eines Steinmenschenhäuptlings beim Kampf seiner Horde um einen Jagdgrund oder eine Austernbank und denen Rostopitschins, als er Moskau brennen sah? Niederen Ursprunges, wie viel des Höchsten in uns, wird in dem sich selber steigernden Entwickelungprozeß der Menschheit das Nationalgefühl zu einer der mächtigsten Triebfedern unserer Handlungen. Das römische Nationalgefühl ist die Karikatur des hellenischen. Von seinem ersten Auftreten an sehen wir das Römervolk krankhaft erregt. In keiner gewonnenen Stellung kommt es zur Ruhe, um in friedlicher Gemeinschaft mit anderen Völkern an der Arbeit für die Menschheit sich zu betheiligen. Angriffskrieg

ist sein natürlicher Zustand; unersättliche Herrschsucht treibt es, seine Waffen weiter und weiter zu tragen, um den Kreis zu vergrößern, aus welchem es seine Raubgier befriedigt. Es ist ein Zeichen guten Sinnes unserer Knaben, die wir, sonderbarer Weise, in Bewunderung des Römerthumes erziehen, das, wie Schulmänner bemerkten, stets ihr Herz mit Hannibal und den Töchtern Karthagos ist, die ihre Flechten zu Bogensehnen im letzten Kampf abschneiden. Wie viel Achtung in ihrer furchtbaren Folgerichtigkeit auch die Politik einflöße, welche Karthago schleift, wie sehr auch die auf so vielen anderen hingewürgten Nationalitäten errichtete Römergröße blende, endlich, welche Dienste auch die Römer nebenher und, man kann sagen, unwillkürlich der Menschheit leisteten: das ‚Tu regere imperio populos, Romane, memento' ist aus jenem zum Wahn verkehrten Nationalgefühl gesprochen, wie es die Geschichte unserer Zeit wiedergesehen und als Chauvinismus gebrandmarkt hat. Im achtzehnten Jahrhundert treffen wir hier, in Berlin, Friedrichs Tafelrunde, an der Spitze dieser Akademie den Franzosen Maupertuis, später den Piemontesen Lagrange; in Paris, eine literarische Rolle spielend, die Deutschen Holbach und Grimm, den Neapolitaner Galiani. Philanthropie ward die Losung der Zeit. Der Kosmopolitismus, zur Lehre erhoben, öffnete allen Völkern die Arme. Das deutsche Volk im Ganzen blieb national wie politisch gleichgiltig; und die deutsche Literatur der klassischen Periode ist gerade einzig dadurch, daß sie allen Völkerstimmen gelauscht, in allen Tönen sich versucht, in hellenischem Schönheitsthau sich gesund gebadet und mit Shakespeares Genius Umgang gepflogen hat. ‚Ihr unermeßlich Reich ist der Gedanke'; und nichts verfehlter und widerwärtiger zugleich als das Bestreben ungebildeter Agitatoren, Schiller zu sich ins Parteigewühl herabzuzerren und ihn wegen einiger aus der dramatischen Situation hervorgegangenen Schlagwörter im „Tell", denen eine Menge anders klingender entgegensteht, zum nationalen Dichter im Sinn des Wortes aufzubauschen. Nationaler Dichter war er, ja: aber sofern Weltbürgerthum das echte deutsche Nationalgefühl ist. Während Deutschland sich in kosmopolitischen Träumen wiegte, bereitete sich jenseits des Rheines der Umschwung vor, der das Nationalgefühl auf lange Zeit zum wichtigsten Hebel der Weltgeschichte machen sollte. Ueberall in dem von dem ersten Napoleon zertre-

tenen Europa erhoben sich die Völker im Namen des mißhandelten Nationalgefühles. Die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts war die Geschichte nationaler Kämpfe, aus denen Hellas, Belgien, Ungarn, Italien und das neue Deutsche Reich als nationale Staaten hervorgingen. Ein Gefühl, das solche Thaten vollbringen hilft, ist sicher eine der höchsten menschlichen Regungen. Dieses Gefühl hat das Große, daß es zu opferfreudiger Hingabe bis in den Tod spornt; es hat das Schöne, daß vom Palast bis zur Hütte jeder nicht ganz verwirrte Sinn sich zu ihm bekennt; es hat das Edle, daß es Gehalt und Würde auch dem niedersten Dasein verleiht. Wie der Ahnenstolz, kann der Nationalstolz in lächerliche Aufgeblasenheit ausarten; denn mit fremden Federn sich schmücken, ist albern. Aber gleich dem Ahnenstolz richtet auch der Nationalstolz an die Einzelnen die Forderung, hinzugehen und Derer sich würdig zu zeigen, mit deren Verdienst sie prangen. Fraglich ist aber, ob die erhebende Wirkung, die das Nationalgefühl auf einen Theil des Volkes ausübt, nicht durch den Schaden überwogen wird, den es stiftet, indem es zur Ueberschätzung der eigenen, zur Unterschätzung der fremden Vorzüge verleitet; und die neuste Geschichte lehrt hinreichend die bedenklichen Folgen solcher Verblendung. Wie die Vervollkommnung des Einzelnen nicht damit anfängt, daß er seine Vortrefflichkeit sich gegenwärtig hält, sondern damit, daß er seine Fehler begreift, so ist es auch für ein Volk ein gefährlicher Zustand, dem Narcissus ähnlich in Selbstbewunderung zu versinken. Praktisch wie ethisch war dem heutigen Zustand der Deutschen der Zustand vorzuziehen, da sie noch gern in vielen Stücken ihre Unterlegenheit zu bekennen pflegten. Gerade, weil sie die Vorzüge anderer Nationen bereitwillig anerkannten, gelang ihnen in manchen Fällen, die von Natur ihnen versagten Vorzüge durch gewissenhafte Arbeit sich anzueignen. Gerade darum heimsten sie, wie ein eifriges Volk von Bienen, aus den Blüthenfeldern des Menschengeistes in allen Zeiten und bei allen Völkern den Honig ein. Gerade darum waren sie Deutsche; und wer ihnen einreden möchte, daß sie von anderen Völkern nichts mehr zu lernen haben, leistet ihnen einen schlechten Dienst. Das Nationalgefühl der Griechen war unbewußter Kosmopolitismus, weil seine Ziele einerlei waren mit der Menschheit höchsten Zielen. Das Nationalgefühl der Deutschen ist heute bewußter Kosmo-

politismus, weil die Deutschen von der geistigen Höhe, auf der sie zu leben gewohnt sind, ringsum weit in die Welt schauen." Diese Sätze hat, an einem Feiertag der berliner Akademie der Wissenschaften, vor vierzig Jahren der Naturforscher Emil Du Bois-Reymond gesprochen. Noch ist die Hoffnung, die aus ihnen duftet, nicht in Erfüllung gereift. Nun will „der bewußte Kosmopolitismus", das aus Erlebniß gewordene Weltbürgerthum Israels in das feste Haus seines Nationalgefühles heimkehren; als selbständig Ganzes sich wieder in die Menschheit einfügen. Die Sonne tönt nach alter Weise in Bruderspharen Wettgesang und ihre vorgeschriebene Reise vollendet sie mit Donnergang. Das Ohr Jesaias aber hört aus Jahwes gewaltigem Athem das Wort: „Einst wird die Zeit, alle Völker und alle Sprachen zu versammeln. Sie werden kommen, werden meine Herrlichkeit sehen und weithin verkünden. Auf Rossen, Maulthieren, Dromedaren, in Wagen und Sänften werden sie, aus allen Ländern, Opfergaben nach Jerusalem bringen, auf meinen Heiligen Berg, gleich wie die Kinder Israels das Speisopfer in reinem Gefäß meinem Hause darbringen. Denn wie der neue Himmel und die neue Erde, die ich mache, eben so lange wird Euer Same und Name bestehen. Von Neumond zu Neumond, von Sabbath zu Sabbath wird alles Fleisch kommen, vor meinem Angesicht zu beten. Und sie werden hinausgehen und die entseelten Leiber der von mir Abgefallenen ansehen: denn ihr Wurm wird nicht sterben, niemals ihr Feuer erlöschen und allen Fleisches Abscheu werden sie sein." Dann endet die Nacht, durch die Jeremias Klagelied schluchzt: „Juda ist ausgewandert, wohnt unter Fremdvölkern und findet keine Ruhe. Von der Tochter Zion ist alle Pracht gewichen. Ihre Hände breitet sie aus: doch Niemand ist, der sie tröste. Unser Erbe fiel Fremden zu. Darum rinnt aus meinem Auge in Bächen das Wasser."

Wintermond.

Vor die Aussicht in neuen Himmel, auf neue Erde, die von alter Weissagung und von der Nothwendigkeit unserer Lebensstunde verheißen werden, reckt sich die Frage, wie in den Tagen der Verhandlung in Brest-Litowsk die europäischen Westmächte die Lage gesehen, unter welchen Bedingungen sie sich zu Friedensschluß bereit erklärt haben. Als im pariser Abgeordnetenhaus der

Antrag erörtert wurde, den durch persönlichen und brieflichen Verkehr mit den Herren Almereyda, Bolo, Cavallini & Co. verdächtig gewordenen Abgeordneten Caillaux dem Gericht auszuliefern, hielt Ministerpräsident Clemenceau eine Rede, die als Stimmungdenkmal auch in Deutschland betrachtet werden muß. „Nicht, wie behauptet wird, von unserem Botschafter in Rom, Herrn Barrère, kam die Anregung, gegen Herrn Caillaux vorzugehen, sondern, mehrmals, von dem Minister Sonnino. Daß Herr Briand, als Ministerpräsident, sich davon nicht zu Handlung drängen ließ, giebt mir durchaus nicht Grund, ihn anzugreifen. Gestatten Sie mir aber, auszusprechen, daß die Lage heute nicht mehr ist wie unter dem Ministerium Briand. Unser Erlebniß hat sich düsterer gefärbt und kann sich morgen noch dichter der Tragoedie nähern. Wir sind in einer höchst gefährlichen Kriegsperiode und fühlen an mancher Stelle eine nicht minder gefährliche Stimmung. Habe ich die Fälle Bolo, Desouches-Lenoir, Caillaux erfunden? Sie lagen auf meinem Tisch; und, rund herausgesagt, weil sie da lagen, bin ich geholt worden. Als Franzose und Republikaner fühle ich, mit Recht oder zu Unrecht, in meinem Gewissen mich verpflichtet, reinen Tisch zu machen. Irgendwen überzeugen zu wollen, liegt mir fern; ich will nur das Geschwür schnell aufschneiden. Kein Mensch steht mir höher als die Wahrheit und die Gerechtigkeit. Ueberall soll Licht werden und die Oeffentliche Meinung wiedergefunden. Draußen sagt der Soldat: ‚Mit uns macht man nicht erst so langes Gefitz, ehe man uns einbuchtet.' Das ist richtig. Man faßt sie, urtheilt sie ab: und Ihr Gedächtniß weiß, wie oft das Parlament, sich selbst zu Ruhm, eingreifen mußte, um einem Haarigen milderen Spruch zu erwirken. Auf der Straße denkt man wie, vom Führer bis zum Gemeinen, im Feld: ‚Während wir uns töten lassen, quengeln die Civilisten über Verfahrensfragen.' Das paßt ihnen, natürlich, nicht. Und die Mütter, all unsere Frauen sagen: ‚Die Sünde der Politiker soll bemäntelt werden.' Das Interesse Frankreichs und seiner republikanischen Staatsform verbietet, daß noch länger Grund zu solchem Gerede bleibe. Wir wollen nicht Knechte jeder Oeffentlichen Meinung werden. In dieser Sache aber ist das Volksgefühl natürlich und gerecht. Der Glaube, man wolle Politiker um jeden Preis schützen, mußte aufkommen. Wollen wirs? Herr Caillaux ist vielleicht der einzige Mensch, mit dem ich nie Streit

hatte. In meinem vorigen Kabinet war er Finanzminister; nach meinem Rücktritt trafen wir einander oft und plauderten stets in den angenehmsten Formen. In mir ist nicht der kleinste Trieb zu Feindschaft gegen ihn; ich glaube nicht, daß er je Etwas gegen mich gethan hat, und eben so müßte er, noch in heftigster Wuth, über mich und mein Handeln sprechen. Jetzt fordere ich nur, daß er behandelt werde wie jeder andere Bürger. Als Abgeordneter ist er immun. Hieße er aber Joseph Bertrand (wie er sich in Italien genannt hat), dann stünde er jetzt vor dem Untersuchungrichter: als der Intimus von vier Männern, denen nachgewiesen ist, daß sie zum Zweck der Begünstigung Deutschlands Geld erhalten haben. Ich will, daß man ihn behandle wie solchen Bertrand. Nichts weiter. Da er in Italien, nicht etwa nur im Diplomatencorps, nein, bis in die tiefste Volksschicht eine gefährliche Unruhe bewirkt hat, muß dieses Wirken so hell beleuchtet werden, wie geschähe, wenn er Joseph Bertrand oder sonstwie hieße. Die Leute, die in den Tod gehen, und die Civilisten, die hinter der Front arbeiten, müssen Vertrauen zu ihrer Regirung haben. Wir brauchen eine taghelle Politik, einen Zustand, der den Volksgeist vor Vergiftung durch Mißtrauen schützt. Solcher Schutz war nie nöthiger als jetzt. Im Feld ist die Stimmung so gut, wie sie je war; aber unsere Leute blicken oft rückwärts. Einer ist im Feuer, der Andere in Sicherheit; man sieht Günstlinge und Drückeberger. Aus solchem Anblick entsteht Haß, erwächst böse Leidenschaft, die üble Rede verbreitet. Sie haben nicht nur für die Landesvertheidigung, sondern auch für die Wahrung gesunden Volksgeistes zu sorgen. Lassen Sie nirgends Zweifel aufkommen! In dieser Stunde muß die Wahrheit, die ganze, ans Licht." Nicht eine Stimme sprach noch gegen die Auslieferung des Herrn Caillaux (dem Loblieder deutscher Zeitungen nur schaden und der mit verwilderndem Ungestüm für die Rückeroberung Elsaß-Lothringens eintritt). Ein paar Tage später fordert Herr Clemenceau die Zählung und Musterung der Mannschaftklasse von 1919. Der Sozialdemokrat Deguise hat ihm zugerufen: „Fünfzehnhunderttausend Franzosen sind schon im Kampf gefallen. Soll dieses Opfer uns zu der Pflicht verdammen, leichten Herzens neue Schaaren ins Feuer zu schicken? Das Auge unzähliger Väter und Mütter blickt flehend auf Sie. Hoch genug ist der Blutstrom geschwollen; nicht von Frankreichs Blut darf er

noch höher schwellen. Was nöthig ist, müssen jetzt die Bundesgenossen liefern." Der Ministerpräsident antwortet: „Was nothwendig ist, lehren, mit zwingender Deutlichkeit, die Thatsachen. Regirung und Kammer stimmen in dem Entschluß überein, den Kampf fortzusetzen. Die dazu unentbehrlichen Mittel erbitte ich von Ihnen. Ich soll nicht den Bauer vom Acker nehmen noch den Hilfdienstpflichtigen nach vorn schicken. Irgendwoher aber muß ich die Menschen, die gebraucht werden, doch nehmen. Ich habe an die alten Leute gedacht, denke noch an sie und werde, wenns nöthig wird, wieder dran denken. Auf einer Lüge werden Sie mich nie ertappen. Auch an die Kriegsgefangenen habe ich gedacht; da aber ist die Möglichkeit begrenzt, denn wir haben uns dem Deutschen Reich verpflichtet, Gefangene nur mindestens dreißig Kilometer hinter der Feuerlinie arbeiten zu lassen. Vierzigtausend Hilfdienstpflichtige, ein knappes Drittel derer, die wir haben, wären für die jetzt nöthige Arbeit, die höchstens zwei Monate dauern wird, brauchbar. Die Bundesgenossen könnten aushelfen und schließlich wäre unser Bauer bereit, für Januar und Februar sich von seiner Scholle zu trennen. (Lärm auf dem äußersten Linkenflügel.) Wenn Sie meinen, die vom Generalissimus geforderte Arbeit solle nicht gemacht werden, kann die Debatte schließen. Ich steige von der Tribüne und meine Regirung ist gewesen. Sehen Sie aber andere Möglichkeit: zeigen Sie mir den Weg dahin! Sehen Sie keine? Dann stehe ich vor Nothwendigkeit und werde nicht wanken. Die Regirung empfindet, wie die Kammer, ihre Verantwortlichkeit. Sie sagen, Frankreich habe genug Blut verloren und seinen neuen Genossen sei noch nicht möglich geworden, ihm zulängliche Hilfe zu leisten. Kann ichs ändern? Ich habe nicht Theorien auszuspinnen, sondern aus Thatsachen die unvermeidlichen Schlüsse zu ziehen. Ich soll warten, bis die Genossen bereit sind? Ich habe keine Zeit, zu warten. Die Russen haben ihre Bündnißpflicht abgeschüttelt. Daran bin ich unschuldig; muß aber die Folgen dieses Abfalles auf mich nehmen. Während deutsche Divisionen, deren Zahl ich hier nicht errechnen will, von Ost auf unsere Front geworfen werden, reiben Sie sich an mir, weil ich noch ein paar Hundert Leute brauche? Wenn wir auf die Hilfe des Landmannes verzichten können, werde ich mich mit Ihnen freuen. Ich bin unter Bauern aufgewachsen und kenne ihre Hingebung, ihren

Muth, ihr großes Herz. In manchem Dorf meiner Vendée sah ich Bauer, denen vier Söhne getötet waren, die einen Sohn in Gefangenschaft, einen an der Front haben und die, mit Thränen im Auge, mich fragten: ‚Wirds gut werden, Herr?' Als ich die Frage bejaht hatte, sprachen sie: ‚Dann will ich Alles hingeben'. Diesen Menschen thut man Unrecht mit dem Verdacht, sie würden murren, wenn man ihnen sieben oder acht Wochen für unaufschiebbare Arbeit abverlangt. Diese vom Großen Hauptquartier geforderte Arbeit unterbleibt oder Sie schaffen mir die dazu taugliche Mannschaft. Hier gehts um Verantwortlichkeit, deren Gewicht Keiner von Ihnen tragen möchte. Hinter der Front sind fünf Viertelmillionen Mobilisirter. Auch sie erfüllen wichtige Pflicht. Wenn sie aber vorn gebraucht werden, müssen sie an die Front: und werden nicht zaudern, sich selbst für diesen Dienst anzubieten. Ich habe nichts mehr zu sagen." Genosse Lauche: „Wir schicken ganz alte Leute auf die Italerfront: da ists wohl Zeit, daß auch die Bundesgenossen alle Mittel aufwenden. Die Gleichheit des Opferumfanges muß, endlich, erreicht werden. Wenn wir bewilligen, was Sie fordern, dürfen wir doch wenigstens wohl fragen, wie weit die Verhandlung über den Mannschaftbeistand der Bundesgenossen gediehen ist. Nur, wenn wir unzweideutige Antwort erhalten haben, werden wir zustimmen." Keine Antwort. 425 Stimmen für, 73 gegen den Regirungvorschlag.

Am siebenundzwanzigsten Dezember sah die Kammer den Zweikampf Marcel Sembat-Stephen Pichon. Der an Geld und Parisergeist reichste Sozialdemokrat, der Verfasser des Vorkriegsbuches „Krönet einen König oder machet Frieden!", hehlte seine Sorgen nicht feig. „Wir hatten immer gehört, die Doppelaktion in Ost und West verbürge uns den Sieg. Da die Ostfront nun nicht mehr mitzählt, müssen wir unsere Politik umstellen. Man sagt uns, Rußland werde von Erkauften beherrscht. So stands noch in dem letzten Artikel, den Herr Clemenceau schrieb, ehe er Ministerpräsident wurde. Weil Einzelne verdächtig schienen, wurde ringsum Alles verdächtigt. Ohne Grund. Neben den Erkauften stehen Fanatiker, mit denen man Fühlung erlangen kann. Den Zarenthron umringten Erkaufte: und wir waren nicht so heikel, die Verhandlung mit ihnen zu scheuen. Uns wurde ein Rußland gemalt, das uns anbetet und Deutschland verabscheut. Die Wirklichkeit zeigt uns den Mushik, der von Europa nichts weiß, und das Rußland,

in dem deutsches Wesen tiefe Wurzeln hat und das uns nicht sehnsüchtig die Arme entgegenstreckt. Die Deutschen wußten, daß sich selbst überlassene Rußland werde unfähig zu Pfadfindung sein und ihnen den einträglichen Ruhm gönnen, es auf den Weg zu Industrialisirung zu führen. Herr Helfferich sah in Rußland ein Ausbeutegebiet, eine Kolonie des Deutschen Reiches. Wir sahen nur die Fassade, den Zarismus, und bedauerten, sehr zu Unrecht, daß sie einstürzte. Mit den Maximalisten, hieß es, deren Regirung nicht ernst zu nehmen ist und die den nationalen Krieg durch Klassenkämpfe ersetzen wollen, haben wir nichts zu reden. Deutschland redet mit ihnen; schließt mit ihnen einen Waffenstillstandsvertrag und vereinbart Friedensvorschläge, über die ich, weil sie noch nicht erwogen werden konnten, hier kein Wort sagen will und über die, hoffe ich, auch die Regirung erst sprechen wird, wenn sie mit den Bundesgenossen beraten hat. Rußland ist in zwei Stücke zerbrochen. Außer der petrograder Regirung, mit der wir um keinen Preis brechen dürfen, giebt es den Süden, mit dem wir Verbindung suchen müssen. Lassen Sie Sozialisten hinfahren, Herr Ministerpräsident! Sie können jammer bestätigen, daß Sie ihnen keinen Auftrag gaben. Pflicht befiehlt der Regirung, jeden Franzosen, sei er Katholik oder Sozialist, da zu verwenden, wo er unserer Sache nützen kann. Wollen Sie, daß wir nach Rußland gehen, dann müssen wir uns über das dort zu Besprechende einigen. Wenn wir Ihnen sagen, daß wir nur auf einer internationalen Konferenz mit den Maximalisten wieder in Fühlung kommen können, dann stehen Sie vor einer Frage, der nur Frankreichs Interesse die Antwort finden darf. Wie sähe Europa aus, wenn Deutschland das Russenreich umarmte? Wir müssen, mit jedem erlangbaren Mittel, diese Umarmung zu hindern suchen. Vergessen Sie nicht: Auf uns, die Söhne der Revolution und Vertreter der Demokratie, rechnet man da draußen. Ich beschwöre Sie, ehe es zu spät wird: Hüten Sie sich, dieses Vertrauen zu enttäuschen!"

Herr Pichon, endlich wie der Herr im Auswärtigen Amt, nimmt erst in der achten Abendstunde das Wort. „In einem Punkt wenigstens kann ich Herrn Sembat beruhigen: ich bin nicht für eine Politik thatlosen Verzichtens auf Rußland. Meuterei hat in Petrograd die aus der Revolution geborene Regirung durch eine Gewaltherrschaft ersetzt, die wir nicht anerkennen, mit der wir nicht in offiziellen Verkehr treten können. Herr Trotzkij schickt den seinem

Vaterland verbündeten Völkern ermahnende Manifeste; erspart sie aber den Deutschen, mit deren Regirung er in den höflichsten Formen verkehrt. Deutschland will die russische Wehrmacht zerstören, Rußland von seinen Gefährten trennen, es in dauernde Anarchie schleifen, auf hundertachtzig Millionen Russen seine Hand legen, nach dem Erwerb der Industrieanlagen und Eisenbahnen das Land zersetzen, zerstücken, zum Ausbeutefeld erniedern. Der Erfolg dieser Politik soll den für den verbrecherischen Angriff von 1914 Verantwortlichen zunächst ermöglichen, ihre Ostheere auf unsere Front zu werfen, ihre Gefangenen aus Rußland heimzubringen, die Flamme der Revolution zu löschen und die Selbstherrschaft, unter preußischem Schutz, zu erneuen. Undenkbar ist, daß die russische Volksmasse nicht einsieht, mit welcher Gefahr solche Unterwerfung ihm droht; die Haltung und der Erfolg der Maximalisten wird nur Dem erklärlich, der die Herkunft und die Beziehungen ihrer Häupter kennt und den Umfang der deutschen Wühlarbeit im Gedächtniß hat. Unter diesen Umständen dürfen wir nicht die Fühlung mit dem Bundesgenossen von gestern und, ich sage es zuversichtlich, von morgen verlieren; dem gesunden Kern des Russenvolkes, das Ordnung und Disziplin will, müssen wir uns nähern. Das ganze Rußland soll wissen, daß wir uns zwar, in bewußtem Gegensatze zu unseren Feinden, nicht in seine innere Politik einmischen, stets aber zu Wiederaufnahme des Verkehres bereit sind, den nicht wir unterbrochen haben. Schon der Gedanke an Rumänien verbietet uns die Abkehr von den russischen Ereignissen. Wir haben in Jassy angezeigt, daß die Regirung Rumäniens auf die Erfüllung jeder Pflicht zählen dürfe, die wir auf uns nahmen, als das Königreich in den Krieg eintrat; dieser wiederholten Verpflichtung haben, auf unseren Rath, alle Bundesgenossen sich angeschlossen. Wir wollen zunächst siegen; nur Sieg (darin stimmen die Herren Lloyd George und Clemenceau überein) kann uns gerechten Frieden erkaufen. Nicht Eroberung, Unterdrückung, Herrschaft wollen wir: nur die Macht der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit sichern. Weitab liegt uns der Gedanke, irgendein Volk zu vernichten; auch das nicht, dessen Führer die blutigste aller Tragoedien verschuldet haben. Wir fordern: Räumung unseres Bodens, Rückgabe der uns gewaltsam entrissenen Landstücke, also auch Elsaß-Lothringens, billige Tilgung des angerichteten Schadens, Verzicht auf jegliche Knechtung eines Fremdvol-

kes, Bürgschaft, durch Völkervertrag, für dauernden Frieden. Wir denken genau so wie Präsident Wilson, der am dritten Dezember gesagt hat: ‚Unser Krieg wird gewonnen sein, wenn das deutsche Volk uns, durch von ihm beglaubigte Vertreter, anzeigt, daß es zur Tilgung des von seinen Führern angestifteten Unrechtes und zu vertraglicher Sicherung gerechten Friedens bereit sei'. Niemals ist uns der Gedanke aufgetaucht, das deutsche Volk auszuroden oder in unseren Reichsverband fremde Völker einzufügen. Deren Selbstbestimmungrecht achten wir: und diese Achtung jedes Stammesrechtes steht auf einem Ruhmesblatt französischer Geschichte. Der Deutsche Reichstag hat ‚Frieden ohne Annexion' gefordert; aber, nach zwei Kanzlerkrisen, noch mit keiner Silbe angedeutet, wie er sich die künftige Erdgestaltung denke. Was wollen sie mit Belgien, Serbien, Nordfrankreich thun? Darüber sagen sie nichts; und ihr Schweigen ist beredt. Niemals werden sie freiwillig Elsaß-Lothringen zurückgeben: und aus dieser Weltfrage ragt doch ein Symbol des Rechtes. Seit uns diese Provinzen entrissen wurden, war auf der Erde nie wieder Ruhe. Nicht Frankreichs Selbstsucht verlängert den Krieg; Elsaß-Lothringen ist nicht irgendeine französische Gebietsfrage, sondern ein Problem der Sittlichkeit, ist die Hülse der Kernfrage, ob das Recht oder die Gewalt herrschen solle. Dauernder Völkerfriede wird nur nach der Rückgabe möglich. Die von dem Herrn Trotzkij veröffentlichten Abkommen beweisen nirgends, daß wir anderen Kriegsausgang erstreben, als wir öffentlich aussprachen. Die deutschen Schmäher unserer ‚Geheimdiplomatie' sind bei schimpflichem Völkerrechtsbruch ertappt worden; haben, hinter dem Rücken der Minister, den Zaren gegen England, Mexiko gegen die Vereinigten Staaten zu hetzen, Argentiniens Schiffe, unter Mißbrauch einer arglos neutralen Macht, ‚spurlos zu versenken' getrachtet. Und diese Gesellschaft glaubt sich zu Beschwerde über unsere Geheimdiplomatie berechtigt! Vor ein paar Tagen sagte Herr Trotzkij zu unserem Botschafter Noulens, er werde von den Grundsätzen seiner Friedensvorschläge nicht weichen; ‚wenn Deutschland sie ablehnt, können wir gezwungen werden, einen revolutionären Krieg zu führen; die letzte Entscheidung ist der Constituante vorbehalten'. Die, müssen wir, trotz der Drohung von gestern, hoffen, nicht aufgelöst wird, wenn sie sich der Maximalistendiktatur nicht fügt. Deutschland wäre mit seinem Besitzstand aus der Zeit vor dem Krieg, ohne Wiederaufbau- und Scha-

densersatzpflicht, zufrieden und möchte uns auf diese Verhandlungbasis überreden. Dürfen wir, die heroisch gekämpft und furchtbaren Verlust erlitten haben, ihm dahin folgen? Ist hier Einer, ders empfiehlt: er rede! (Beifallssturm; nicht der leiseste Widerspruch.) Jeden unmittelbaren Friedensvorschlag werden wir prüfen; bei indirektem halten wir uns nicht auf. Wir täuschen uns nicht über Deutschlands Absicht: wenn Rußland nicht kapitulirt, bricht es die Verhandlung ab. Rußlands Abfall kann es als großen Erfolg buchen. Aber der Krieg geht weiter; und an Rußlands Stelle treten die Vereinigten Staaten mit ihrer materiellen und sittlichen Macht. Fast alle amerikanischen Staaten sind ihnen gesellt. Ein Massenaufstand gegen deutsche Beutegier. Unsere Entschlossenheit muß sich mit Geduld waffnen. Deutschland hat, mit seinen Satelliten, Unmögliches erstrebt; es wollte die Welt besiegen: und wird von der Welt besiegt werden. So groß wie Frankreichs Theil an diesem Sieg wird auch sein Lohn sein: denn es hat, wie Herr Roosevelt neulich sagte, die Weltseele gerettet. Diesem Ziel dient die Arbeit, die wir, unter Ihrer Aufsicht und, wie ich bestimmt hoffe, in voller Eintracht mit Ihnen, fortsetzen werden." 384 Stimmen billigen das Ziel und den Weg der Regirung; gegen sie wagt nicht eine Stimme sich hervor; auch Herr Thomas, der Tyronfolger, schweigt.

Den Sozialdemokraten genügte aber die Selbstbescheidung noch nicht, in die Clemenceaus Gehilfe genöthigt worden war. Warum, fragte Genosse Renaudel in L'Humanité, „hörte Herr Pichon nicht auf Sembats Rath, über das Angebot aus Brest-Litowsk erst nach gründlicher Prüfung zu reden? Wer bestimmte Gebiete fordert, muß, mag er sich noch so eng in den Glauben an sein Recht schränken, auf die Ablehnung seines Verlangens gefaßt sein, wenn die Grundsätze, auf denen er steht, nicht so allgemein als gerecht anerkannt sind, daß der Gegner selbst der Pflicht, sie anzuwenden, nicht ausbiegen kann. Die Rechte der Völker müssen in Klarheit gehoben sein, bevor Verlorenes zurückgefordert wird." Der Satz beweist nicht etwa die Bereitschaft der Sozialistenpartei zur Annahme eines Friedens, der den Besitzstand vom Juli 1914 wiederherstellt. (Pichons feierliche Herausforderung hatte nicht einmal die der Internationale verlobten Genossen Longuet und Brizon ins Feld gerufen); beweist nur, daß den Proletarierführern die Amtsantwort auf die Hauptfragen, Abrüstung, Erdschiedsgericht, Völkerbund, allzu lau scheint. Sie sind in Eintracht

mit den britischen Arbeitern, in deren Namen Herr Henderson, in der londoner Versammlung der Labour Party, drei Forderungen gestellt hat. „So schnell wie möglich eine Vereinbarung, deren Grundsätze das Leben der Demokratien sichern. Grenzverschiebungen dürfen nirgends vom Wunsch nach Annexion und imperialer Dehnung, nirgends von Strategenerwägung bestimmt sein, sein, sondern sind nur da zulässig, wo sie den Völkerfortschritt, der Civilisation, also dem Erdfrieden dienen. Die Handelspolitik darf nach dem Krieg nicht auf die wirthschaftliche Bedrückung des deutschen Volkes ausgehen." Auch in Hendersons Rede waren einzelne Vormänner angeklagt worden, kühl auf den großen Gedanken des Völkerbundes zu blicken. Sir Edward Carson hat geantwortet, er hoffe viel von diesem Bund, der aber auf festem Gebälk erst ruhen werde, „wenn Preußens Militarismus zertrümmert ist und das deutsche Volk nicht länger mit der Mär von der Unüberwindlichkeit seines Heeres gefoppt werden kann." In dem neuen Programm der englischen Gewerkschaften wird (III b) die gewaltsame Eingliederung Elsaß-Lothringens in das Deutsche Reich „ein politisches Verbrechen" genannt, „das zur Einwurzelung der Krankheit und zum Wachsthum des Militarismus in Europa wesentlich mitgewirkt habe. In herzlichem Gefühl für das Leid der härtestem Druck unterthanen Elsasser und Lothringer und im Einverständniß mit den französischen Sozialisten fordert der Gewerkschaftskongreß für Elsasser und Lothringer das Recht, in voller Freiheit, unter dem Schutz des Völkerbundes, ihre künftige Staatzugehörigkeit selbst zu bestimmen." In diesem Fall, dem ihm nächsten, läßt Herr Clemenceau das Selbstbestimmungrecht nicht gelten: weil es, sagt er, seit 1871 oft genug schon zu deutlichstem Ausdruck gekommen sei. (Weil, sage ich, durchaus nicht gewiß ist, daß ein in den Vollbesitz bundesstaatlichen Hoheitrechtes und freier Kulturwege zugelassenes Elsaß-Lothringen für die Rückkehr in Frankreichs Schoß, auf deren Pfad neuen Krieges Keim sprösse, stimmen würde.) Premierminister Lloyd George (der für Irland, Egypten, Indien und manche Insel die Verkündung völkischen Selbstbestimmungrechtes fürchten muß) kann, gerade jetzt, an der pariser Regirungformel nicht mäkeln; hat aber zu den Häuptern der Trade-Unions nur gesagt, das Unrecht von 1871 müsse „noch einmal erwogen werden, damit Europa gesunden könne". Die wichtigsten Fragen beantwortete er eben so wie die Arbeiterpartei. Weder Ver-

nichtung der Feinde noch Eingriff in ihre innerpolitische Ordnung; Abkehr von der Lehre, Verträge seien nur Papier fetzen; keine Grenzveränderung ohne freie Zustimmung der davon betroffenen Völker; Schiedsgericht; Völkerbund; Abrüstung. „Jeder Friede, der diesen Bedingungen genügt, wird uns willkommen sein. Unsere Kriegsziele weist weder Imperialistendrang noch Rachsucht, weist nur der Wunsch, dem Menschengeschlecht Freiheit und Frieden zu sichern." Der Rundblick lehrt, daß der erste Schreck, den der Italerrückzug und Rußlands Neigung in Sonderfrieden bewirkt hat, überwunden ist; daß im Wesentlichen die Herren Wilson, Lloyd George, Asquith, Lansdowne, Henderson, Clemenceau, Sonnino einig sind: Alle entschlossen, den Kampf mit dem Aufwand aller Volkskräfte zu führen, bis das Ziel erreicht ist, Alle nahen deutschen Massenangriffes gewärtig. Nie, sprach am Neujahrstag der alte Herr Ribot, „niemals war Frankreichs Vertrauen in seine Kraft und in seine Sache, die Sache des Rechtes und der Civilisation, stärker als heute. Die Haltung des Heeres ist bewundernswerth, der Bürger getrost und zu jedem nothwendigen Opfer bereit, der Erfolg unserer neusten Anleihe rühmlich. Aus Vernünftigen müßten Thoren geworden sein, wenn auf so festem Grund gläubiger Hoffnung das Unkraut des Zweifels gedeihen könnte." Und des Tigers Auge „sieht vor sich schon das Ziel". Die deutsche Sozialdemokratie, die gegen Annexion, für Abrüstung, Schiedsgericht, Völkerbund ist, hat beschlossen, „jedem Mißbrauch des Selbstbestimmungrechtes, des demokratischen Grundrechtes, zum Zweck verschleierter Annexion mit Entschiedenheit entgegenzutreten".

Nach Epiphanias?

Ihr greifet rasch nach ungeformten Erden
Und wirket schöpferisch jung.
Nun Alles sich mit göttlichem Erkühnen
Zu übertreffen strebt.
Schon glühen uns des Paradieses Weiten
In überbunter Pracht.

In diesem Paradies goethischer „Weltseele" will Deutschland nicht, auf beglückten Auen, holden Lichtes sich freuen. Noch nicht. Der Reichstag, der Wortführer deutscher Nation, hat nicht die Pflicht empfunden, zu den Völkern der Erde zu sprechen. „Schweigt er, dann will er Krieg, dessen Dauer kein Sterblicher

heute berechnen kann. Will er Frieden, dann muß sein der Welt hörbares Wort dafür haften, daß der in Brest-Litowsk ausgerufene Versöhnungplan nicht zu Schiebung verfratzt, daß die Mehrheit des Reichstages, des Volkes Schmachlawinen auf den Verantwortungträger stürzen werde, der mit der Totsünde unredlicher Wortgaukelei in solcher Menschheitstunde auch nur getändelt hätte. "Was aber sah die Woche, die ging, seit ich diese Sätze schrieb? Schmachlawinen wurden auf den Mann gestürzt, der (ich möchte hoffen: mit Recht) verdächtig schien, den ehrlich vernünftigen Frieden, ohne offene oder listige Annexion und Kriegskostenersatz, schließen zu wollen, den drei Kanzler und die Mehrheit des Reichstages als das Ziel ihres Willens gezeigt hatten. Herr von Kühlmann (der, als dem Kanzler Untergebener, für sachlichen Fehl gar nicht verantwortlich wäre) wurde aus hundert üppig gedüngten Meinungbeeten mit Jauche begossen: der Erste Vertreter des Deutschen Reiches in dem wichtigsten Handel, den dieses Reiches Geschichte sah; wurde des Landesverrathes geziehen und, öffentlich, bedroht, nach Kriegsrecht erschossen zu werden, wenn er nicht Kurland und Litauen, Theile von Esth- und Livland nebst einer himmelhohen Tributsumme in die Scheune der Heimath bringe. Jeder kennt Weise und Text; Jeder auch die Verfasser, deren Thorheit oder Selbstsucht von der Urgewalt brausenden Sturmes weggeweht würde, wenn das Volk seines ernsten Wollens Schläuche entschnürte; wenn es den Leuten, die seine Straßen mit der plakatirten Mahnung besudeln, endlich „aufzuwachen" (als habe das Volk solcher Leistung, so geduldigen Leidens seit dem Herbst 1914 geschlafen), die dreistem Frevel gebührende Antwort gäbe. Bis in diesen Tag gehört der Markt den brüllenden Empfehlern deutschen Amoklaufes und der allem Wesen der Politik siriusfernen Einfalt, die in den Schandwahn verleitet ward, das Staatsgeschäft sei nur mit dem Knüppel des Räubers oder mit dem Lug abgefeimter Roßtäuscher zu führen. Nicht aus einer Verheißung dieser Schaar ist Wirklichkeit geworden; jede Thatsache, die wir erlebten, erleben, zeugt wider sie und jede künftige wird dem Auge, das lange genug zuschauen kann, wider sie zeugen. Vielleicht dämmert ihr böse Ahnung: und sie räth deshalb jetzt so laut, die Friedensbedingungen („überhaupt den janzen Kitt") von den in Heeresführung bewährten Männern, nicht von geschulten Diplomaten, bestimmen zu lassen. Wir dürfen und wollen nicht glauben, daß irgendein deutscher General sich die Bürde

solcher Verhängnißpflicht wünscht oder gar anmaßt. Jeder hat Clausewitz gelesen (der selbst, als er rieth, Bonaparte, nur mit einem Steckbrief ausgestattet, in Wildniß zu schicken, noch klarer als der große Moltke 1866, 67, 71 die Untauglichkeit militarisirter Köpfe zu Staatsmannschaft erwies) und Jedem ist würdige Bescheidung in seine Wissenszone zuzutrauen. Ins Hirn der geblendeten Schaar aber müßte der Hammer, den Bismarck schwang, die Erkenntniß treiben, daß kein anderer Beruf so schlecht zu Erziehung in Staatskunst stimmt wie der militärische. Eines tüchtigen Offiziers Anwort auf Fragen der Politik ist nicht weniger „interessant" als eines Philologen, Malers, Arztes, Schachspielers, Komponisten von Rang; ist nur nicht so weit ab von Zunftbefangenheit. Soll der General den Staatsmann lieben, der, wenn er sein Geschäft meistert, ihm in neunundneunzig von hundert Fällen die Bewährungmöglichkeit sperrt? Zwischen den Welten des Militarismus und des Civilismus, den er ein nothwendiges Uebel dünkt, war immer Feindschaft, auch wenn sie einander, wie Bismarck und Moltke, achteten; ist steter Kampf. Weh dem Reich, das in dieses Kampfes Entscheidungstunde nicht das Recht, die Macht bürgerlicher Staatsleitung über Zweifelsdunst höbel An ödem Strand nur könnte es, einsam, herrschen, nur den Frosthauch der Feindschaft athmen und niemals die Anklage entkräften, daß es von Schwertträgern, nur durch Schwertes Kraft Mächtigen die Schicksalsfrage beantworten ließ, ob bis an den Ausgang des zweiten Christenjahrtausends ein Reich das andere, ihm unbequeme oder von Glück reicher begnadete niederschlagen müsse, wie Kain den Bruder, auf dessen Erstlingopfer Gott gnädiger sah; ob Gerichtsbarkeit, die längst den Zwist der Einzelnen, der Dörfer, Städte, Provinzen, Bundesstaaten schlichtet, nicht auch für den Rechtstreit gesitteter Völker erlangbare Wohlthat sei. Raumdehnung, Machtweitung, strategische Sicherung? Spuk aus der Nacht vor der Sintfluth; Begriffe und Vorstellungen, die gestern ehrwürdig thronten und morgen Mumie sein werden. Menschheit, die sich in das Heilandswunder der Auferstehung sehnt, muß in ihres Schoßes Wärme heiligen Willen bis in den Tag der Reife tragen. Schon zuckt sie in Wehen. Oechslein und Eslein umscharren, umlärmen die Krippe. Lächelnd hört sie der Weise. Die Weltseele ist der Geburt neuer Gottheit in Andacht gewiß.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 19. Januar 1918.

Was wir brauchen.

Sonderfriede?

In der Zeitschrift „Demain“, die Herr Guilbeaux, ein Gesinnungsgenosse des Dichters Rolland, in Genf (weil sie in Frankreich nicht möglich wäre) herausgiebt, fand ich einen Artikel, den Herr Trotzkij, ehe er Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten wurde, geschrieben hat und dessen Hauptsätze, aus der letzten Zeit der von Kerenskij geleiteten Regirung, ich hier wiedergeben will, weil sie, deutlicher noch als die ältere Schrift „Der Krieg und die Internationale“, zeigen, wie der in Nordrußland heute wichtigste Mann die Welt sieht. Schon der Titel, „Der Pazifizismus als Diener des Imperialismus“, entschleiert die Absicht. „Unserer Zeit fehlt ein Satiriker von der Empörerkraft Juvenals. Zum Kampf gegen die Frechheit der Triumphsucht und die Kriecherei der Dummen, die, vereint, den Krieg erwirkt haben, wäre, freilich, die stärkste Satire kaum stark genug. Jede Zeit hat, wie für Politik und Technik, so auch für Heuchelei ihre besondere Form. Einst war das Evangelium Christi das Aushangschild, hinter dem die Nationen das Geschäft ihrer Landdehnung betrieben. Heute rufen nur noch die rückständigsten Kriegmacher den Heiland an. Als Ersatz dient nun der Pazifizismus. In dessen Namen schneiden die auf ihren Fortschritt stolzen Nationen einander die Kehlen ab. Auf allen Heerstraßen werden Menschen erschlagen: und überall wimmelts von Pazifizisten. Um ewigen Frieden zu stiften und einen Völkerbund zu knüpfen, zieht Wilson Amerika in den Krieg; und um schnell Frieden zu erlangen, beschließen Kerenskij

und Zerstellij die Offensive. Als die Bourgeoisie den geschichtlich bedeutsamen Versuch machte, die Bleibsel des Mittelalters, Absolutismus, Standesvorrecht, Zünfte, wegzuräumen und eine von Vernunft beherrschte Organisation der Menschengesellschaft zu sichern, stieß sie, die im Kampfe für Gleichberechtigung, freien Wettbewerb, Parlamentarismus fast überall siegte, auf die harte Thatsache des Krieges: auf den Brauch, die Hauptprobleme der Staaten mit dem vernunftwidrigsten Mittel zu lösen. Seitdem bietet die bürgerliche Demokratie alle Kräfte, ihrer Philosophen, Ethiker, Dichter, Finanzmänner, auf, um der Welt zu beweisen, daß die Vernunft und der Vortheil die Stiftung ‚ewigen Friedens' fordere. Die Bourgeoisie hatte, wie immer, nur die Oberfläche gesehen und nicht den Muth gefunden, den wirthschaftlichen Unterbau zu schauen. Der Kapitalismus verfuhr mit dem Gedanken des ‚ewigen Friedens' noch weniger glimpflich als mit dem der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit; er, der die technischen Möglichkeiten mit so hoher Vernunft ausnützte, ordnete den Wirthschaftverkehr der Länder nicht vernünftig und schuf dem Drang nach Menschenausrodung Waffen, deren Abscheulichkeit das ‚barbarische' Mittelalter nicht geträumt hatte. Das Verhältniß von Nation zu Nation wurde immer mehr getrübt, der Militarismus wuchs: und nun soll der durch diese Entwickelung außer Athem gebrachte Pazifizismus der Bourgeoisie eine neue Welt bescheren, die sich von der alten so unterschiede wie rosiger Sonnenaufgang von blutrothem Sonnenuntergang. Die Jahre, die dem Krieg vorangingen, wurden eine Epoche ‚bewaffneten Friedens' genannt; waren aber eine steten Krieges. Der wurde in den Kolonien, auf dem Boden rückständiger und schwacher Völker, geführt und vertheilte die Besitzrechte in Afrika, Asien, Australien. Europa war, trotz schweren Konflikten, seit 1871 nicht mehr Kriegsschauplatz: und deshalb konnte im Kleinbürgerthum der Glaube entstehen, das Heer sei der Friedensschutz und müsse gestärkt werden, bis eine völkerrechtlich internationale Friedensbürgschaft gefunden sei. Den kapitalistischen Regirungen und der Metallindustrie behagte, natürlich, diese ‚pazifistische' Deutung des Militarismus. Inzwischen schärften sich die Konflikte und die Weltkatastrophe brach herein. Der Pazifizismus stammt aus dem selben Irrthum wie die Lehre von der Harmonie der Klasseninteressen; und der Kampf kapitalistischer Staaten hat den selben Wirthschaftboden wie der Klassenkampf. Wer die Klassen versöhnen zu können glaubt, mag

auch glauben, irgendein Völkerrecht könne den Kampf der Staaten enden. Ueberlieferter und eingebildeter Glaube bestimmte das Kleinbürgerthum zur Stütze des demokratischen Gedankenbaues. Wirthschaftlich war es, seit der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, entwurzelt; die allgemeine Wehrpflicht und das allgemeine Wahlrecht gaben aber diesem an Kopfzahl starken Volkstheil den Schein politischer Macht. Während, im letzten Jahrzehnt vor dem Krieg, die bürgerliche Demokratie sich ihrer Eintagsblühe freute und für Weltwandel und Pazifizismus eintrat, unterwarf der Großkapitalismus das Kleinbürgerthum, dessen Vorurtheil er klug nützte, und die reaktionär-imperialistische Politik raffte sich in ungeheure Anstrengung auf. Frankreich bietet uns das klassische Beispiel dieser Entwickelung. Das Land des von einem durchaus konservativen Kleinbürgerthum genährten Finanzkapitals hat eine Oberschicht, der die Kolonien, Auslandanleihen, Bündnisse mit Rußland und England die Einmischung in alle Interessen und Händel des Weltkapitals erlaubten. Der französische Kleinbürger, der sein Leben lang Provinziale bleibt, von Geographie nichts weiß, meist nur einen Sohn, einen Erben für Geschäft und Besitz hat und deshalb den Krieg als das schlimmste aller Uebel fürchtet, wählt einen bürgerlich Radikalen, der ihm verspricht, im Parlament dafür zu sorgen, daß die russischen Kosaken den Deutschen Kaiser am Uniformzipfel zurückhalten und daß ein ‚Völkerbund' den Frieden wahrt. Der Kandidat wird gewählt, kommt, aus der Anwaltspraxis eines Provinznestes, nach Paris und bringt, außer gutem Pazifizistenwillen, nur noch seine ganze Unwissenheit mit. Er ahnt zwar nicht, wo der Persische Golf liegt, nicht, wem und wozu die Bagdadbahn dienen soll; wirkt aber zur Bildung eines Ministeriums mit, das rasch, natürlich, in das alte, von Militär, Diplomatie, Börse gesponnene Netz gezogen wird. Aus Kabinet und Parlament kommen immer wieder pazifizistische Redensarten; kommt aber auch der Geist der ‚Weltpolitik', die Frankreich in den Krieg zerrt. Ungefähr eben so ists in England und Amerika (wo jede Ideologie fehlt): der Pazifizismus schläfert die Furcht des Kleinbürgers vor Krieg ein, verheißt ihm Abrüstung, Schiedsgericht, Völkerbund und liefert ihn, mit geblendetem Auge, eines Tages dem imperialistischen Kapitalismus aus, der für seine Zwecke alle Kräfte, Kirche, Technik, Kunst, bürgerlichen Pazifizismus und ‚patriotischen' Sozialismus, mobil macht. Der Kleinbürger aber schreit: ‚Wir waren, Ab-

geordnete, Minister, Alle, stets gegen den Krieg; da man ihn uns aufgezwungen hat, müssen wir, unser politisches Ideal zu verwirklichen, ihn bis zu siegreichem Ende führen.' Der liberale Ministerpräsident Asquith war Pazifizist; auch der radikale Demagoge Lloyd George. Solche Männer brauchte die londoner Börse für den Krieg. Denn die Volksmasse sagt: ‚Da diese Männer sich in Krieg entschließen, muß das Recht auf unserer Seite sein.' Neben den ins Unermeßliche geschwollenen Anleihen und dem Stickgas hat eben auch der Pazifizismus in diesem Krieg seine Rolle. Ganz und gar hat er sich dem Imperialismus in Amerika verknechtet, wo Banken und Trusts mehr noch als anderswo die Politik beherrschen, der Krieg die Ausfuhrziffern ins Unerträumte anschwellen ließ und die Unterseegefahr die für diesen Krieg organisirte Industrie vor die Möglichkeit der ernstesten Krisis stellte. Der Staat sollte helfen. Da Du (so sprach der Kapitalismus zu ihm) die Entwickelung der Kriegsindustrie, unter dem Banner des Pazifizismus, gefördert hast, mußt Du jetzt entweder die Freiheit der Meere (nämlich: die Freiheit, uns Europäerblut zinsbar zu machen) sichern oder der gefährdeten Kriegsindustrie in Amerika selbst neue Absatzmöglichkeit schaffen.' Und so ist, im Dienst europäischer Metzelei, Amerika völlig militarisirt worden. Und dann? Die Pazifizisten Wilson und Bryan bemühten sich, Jeder von seiner Seite aus, die Massen, den Farmer und ‚den kleinen Mann', denen Imperialismus, Krieg, Steuererhöhung Gräuel ist, für den Militarismus zu zähmen. So geht's immer. Petitionen, Demonstrationen; und wenn der Krieg in Sicht ist, die Betheuerung, daß man, wenn er unvermeidlich sei, die Pflicht erfüllen werde. Kaum hatte Herr Wilson den Krieg erklärt: da stellte Herr Bryan sich neben ihn. Und nun ist die Masse überzeugt, daß ein von so bewährten Pazifizisten begonnener und unterstützter Krieg eben nicht zu vermeiden war. Nach Alledem kann Keiner darüber staunen, daß Kriegsindustrie, Banken und Börse überall den Pazifizismus hätscheln. Der unserer Menschewiki-Sozialrevolutionäre ist, trotz der Verschiedenheit der Umweltbedingungen, von der selben Sorte. Der Beschluß des allrussischen Sowjet-Kongresses wollte die Kampfkraft des russischen Heeres, zu Vertheidigung und Angriff, stärken, weil die wichtigste Pflicht jeder revolutionären Demokratie befehle, durch Kräfteaufwand den Krieg zu enden. Miljukow sagt: ‚Die Treue, die wir unseren Bundesgenossen und den alten (imperialistischen) Verträgen schulden, fordert die Offensive.' Kerenskij

und Zeretelli sagen: ‚Obwohl die alten Verträge noch nicht revidirt sind, muß die Offensive beginnen.‘ Die Revision der Verträge soll dem guten Willen der Diplomatie überlassen bleiben, die den Imperialistenkrieg weder enden kann noch will; und die internationalen Wünsche der Demokratien sollen von dem guten Willen der ‚Sozialpatrioten‘ erfüllt werden, die mit Fesseln an die imperialistischen Regirungen gebunden sind. Weil das revolutionäre Rußland nur darauf ausging, seine Kreditwürdigkeit nachzuweisen, ließ Kerenskij den Gesandten Bachmetjew in den Vereinigten Staaten die Festigkeit der Provisorischen Regirung preisen, die entschlossen sei, um jeden Preis, im Nothfall sogar mit Gewaltmitteln, Ordnung zu schaffen. Das Hauptstück dieser Ordnung ist: die den Kapitalisten der Entente zu haltende Treue. Und in der selben Stunde, in der Herr Bachmetjew, den Hut in der Hand und Demuth auf der Lippe, vor den Hyänen der newyorker Börse stand, verkündeten Kerenskij und Zeretelli der revolutionären Demokratie, da der Anarchismus der Linken ohne Gewalt nicht zu überwinden sei, müsse man Gewalt anwenden, müsse die petrograder Arbeiter und die ihnen ergebenen Regimenter entwaffnen. Nur eine Frage bleibt noch: Wie viel russisches Blut soll, auf der inneren und der äußeren Front, zur Sicherung der Russenanleihe geopfert werden, die als Lohn unserer Treue verheißen ist?“

Wer die kleinen Schriften von Marx und Engels kennt, wird von dem Ton nicht befremdet sein. Herr Trotzkij erweist sich auch darin als Maximalisten, daß er den „Materialismus“ (richtiger ist der Ausdruck: ökonomischer Determinismus) auf Gipfel treibt. Alles Irdische ist ihm nur wirthschaftlich bedingt; der an geistige, sittlich-seelische Einwirkung Gläubige heuchelt oder wird, als „bürgerlicher Ideologe“, als „Dupe des ökonomischen Prozesses“, von der Wirthschaftentwickelung so gefoppt wie, nach Schopenhauers Altersmeinung, der Liebende von der Dienstpflicht heischenden Gattung. Mit dieser Terminologie (viel mehr ists nicht), mit dieser Fremdwörterhäufung wird alles Urtheil leicht und das Leben, behaglich Empörter, bequem. Als Kant den philosophischen Entwurf „Zum ewigen Frieden“ machte, als Goethe und Schiller von Völkerverbrüderung sprachen und sangen, standen sie, unbewußt, im Dienst des Kapitalismus und Imperialismus (die, meinetwegen als Zwillinge, noch im Schoß der Gesellschaft schlummerten). Die Kriegsindustrie, Banken und Börse hä scheln den Pazifismus (wer hat je was davon gemerkt, je eine Million gesehen,

die sie ihm spendeten?); wollen aber, überall, Krieg, weil er sie Unsummen säckeln läßt. Dann müßten sie dümmer sein, als bisher merkbar wurde. Die sicherste Kriegsfolge ist Verarmung und zuvor unahnbarer Steuerdruck, deren Gemeinschaft nicht einmal der eigentlichen Kriegsindustrie Dauerfreude an der fetten Einkunft gestatten wird. Die Herren Bethmann und Asquith, Viviani und Sasonow, Wilson und Bryan, Lloyd George und Kerenskij: sämmtlich Knechte des Großkapitalismus. Der Krieg das Geschöpf der internationalen Börse. Die Vereinigten Staaten, die zu der Zeit höchster Preise in den Krieg eintraten, eine noch unermeßliche Milliardenschuld häufen und auf Entschädigung, selbst für den Fall des ihnen günstigsten Ausganges, laut verzichtet haben, konnten in fortwährender Neutralität aus England, Frankreich, Italien, Rußland, Japan und, wenn sie ihre Macht gegen die Seesperre wandten, aus Deutschland und den ihm verbündeten Ländern Riesensummen einheimsen; konnten die vom Krieg an Ausfuhr ganz oder zum Theil gehinderten Staaten auf allen Märkten ersetzen und die Hochkonjunktur Jahre, Jahrzehnte lang so ungestört nützen, daß Europas Handel neben ihrem in Zwergsgestalt schrumpfte. Nach Trotzkijs Meinung führen sie den Krieg nur, um Geld zu verdienen; wollte Herr Kerenskij nur eine Russenanleihe ermöglichen, als er die Losung ausgab, der Feind müsse bekämpft werden, bis er sich in friedliche Demokratie bekehre und jedem Volk das Recht einräume, selbst sein Schicksal zu gestalten. Seit der Rückkehr in die Heimath hat die Auffassung des Mannes, der jetzt in Brest-Litowsk verhandelt, sich im zunächst Wesentlichsten geändert. Die zürcher Schrift speit Geifer auf Deutschland, weist die Scheidemannschaft an den Weltpranger, läßt kaum die Meinung des Herrn Haase gelten und keinen Zweifel daran aufkommen, daß der Sozialist in dem Sieg der Westmächte das viel kleinere zweier Uebel sehen müsse. Denen giebt der Septemberartikel die Stachelpeitsche; und der Volkskommissar hat Herrn von Kühlmann dringend gemahnt, im Interesse des Friedensschlusses den Herren Haase, Bernstein, Kautsky Pässe nach Petrograd oder wenigstens nach Stockholm auszustellen. Wäre er Urrusse, so könnte man den Zwiespalt durch das Streben erklären, alle Widersprüche, nach altem Brauch der Karamasowseele, in sich zu vereinen. Doch der Geist des Mannes, der als Knabe Braunstein hieß, ist dem Russenthum fern. Als ein fremdartiges Wesen von unrussischer Willenskraft wirkt er auf die Oblomows (wie der Korse Bonaparte, der Holländer Louis Na-

poleon, der Genueſe Gambetta auf die Franzoſen); ſtärker, einſtweilen, ſcheints, als Uljanow-Lenin, der ihn auf den Lenkerſitz der Troika rief. Iſt ſein Maximalismus ruſſiſch, alſo dem Wunſch entbunden, von der Felsklippe in Abgrund, aus dem Dampfbad in Schneewaſſer zu ſpringen, der Verachtung Deſſen, was der Europäer „Uebergang“ nennt? Die Zeit wirds lehren. Marx ſelbſt hätte gezaudert, einem Agrarland von dem Umfang und der Rückſtändigkeit Rußlands den Sprung in Kommuniſtenwirthſchaft zu empfehlen. Und die Freude an den Ruthenſtreichen, mit denen Herr Trotzkij die Haut der Wilſon und Lloyd George ſtriemt, wird weichen, wenn unſere Wirthſchaft die Folgen dieſes Sprunges zu ſpüren beginnt. Ein in Kleinrepubliken zerfallenes, in Naturalwirthſchaft zurückgeworfenes Rußland, das die Pflicht zur Schuldentilgung nicht anerkennt, wäre kein bequemer Nachbar. Und auf den Leitſätzen der zürcher Schrift ſteht auch der Volkskommiſſar. „Für das Proletariat kann es ſich nicht um die Vertheidigung des überlebten nationalen ‚Vaterlandes‘ handeln, das zum Haupthemmniß wirthſchaftlicher Entwickelung geworden iſt, ſondern um die Schaffung eines viel mächtigeren und widerſtandsfähigeren Vaterlandes: der republikaniſchen Vereinigten Staaten Europas, als des Fundamentes vereinigter Staaten der Welt. Dem Krieg als Löſungmethode für die unlösbaren Widerſprüche des Kapitalismus auf der Höhe ſeiner Entwickelung muß das Proletariat ſeine Methode entgegenſtellen: die Methode der ſozialen Revolution. Der ſozialiſtiſche Reformismus hat ſich in ſozialiſtiſchen Imperialismus verwandelt. Die Loſung, unter der die Sozialdemokratie ihre aufgelöſten Reihen wieder ſammeln kann, muß lauten: Sofort Abbruch des Krieges! Die Reihen der Proletarier für den Frieden ſammeln, bedeutet: dem raſenden Imperialismus auf der ganzen Front die Kräfte des revolutionären Sozialismus entgegenwerfen. Die Bedingungen, unter denen der Friede (der Völker, nicht ausgeſöhnter Diplomaten) geſchloſſen wird, müſſen für die ganze Internationale gleich ſein: Keine Kontributionen; das Recht jedes Volkes auf freie Selbſtbeſtimmung; die Vereinigten Staaten Europas, ohne Monarchien, ohne Stehende Heere, ohne regirende Feudalkaſten, ohne Geheimdiplomatie. Wenn der Sieg den deutſchen Imperialismus für Jahrzehnte zum Herrn der Lage machte, würde mit den Abfällen von ſeinem Tiſch die Arbeiterklaſſe, materiell und ideell, ſich nähren, die ſoziale Revolution wäre ins Herz getroffen und ſelbſt eine fürs Erſte ſieg-

reiche russische Revolution historisch nur eine Fehlgeburt. Ob ein Theil französischer Erde zu Deutschland oder ein Stück deutschen Bodens zu Frankreich geschlagen wird, ist für das europäische Proletariat gleich schädlich. Wir können auch nicht für die Rückkehr zum status quo ante, für die politische Karte Europas sein: denn diese Karte wurde von der Spitze der Bayonnettes gezeichnet, die an allen Grenzen über den lebendigen Körper der Nationen hinausging. Die alte Erfahrung wird eben wieder bestätigt: Wenn die Sozialdemokratie ihre nationalen Aufgaben über die ihrer Klasse stellt, ist es nicht nur ein Verbrechen gegen den Sozialismus, sondern auch gegen das richtig und weit verstandene Interesse der Nation." Der so denkt, hat im litauischen Brest verhandelt.

„Wir Russen gehören zu keiner der großen Völkerfamilien, haben weder die Ueberlieferung aus dem Orient noch die aus dem Occident, sind eigentlich zeitlos und unberührt von der Menschheitkultur." Vor achtzig Jahren hats Tschadajew geschrieben. Und der Seelenstand, aus dem solches Empfinden aufstieg, hat sich seitdem nur da gewandelt, wo Reisen, des Leibes oder des Geistes, durch Länder oder durch Bücher, Weltbürgergefühl keimen ließen. Der Masse, auch dem größten Theil der „Gesellschaft" gilt das Vermächtniß der Jahrhunderte, der Ahnen als Plunder, für den die Rumpelkammer zu gut ist. Daß Iwan, Peter, Katharina alles ererbte Gerümpel zerhackten oder verbrannten, war an ihrer Regirung das Löblichste. Unsere Erde ist kahl und wir brauchen nicht erst Ruinen abzutragen und Schutt wegzukarren, ehe wir von Vernunft und Wissenschaft den Neubau fordern. Geschichte? Wir hatten eine. Am Morgen des dreizehnten Jahrhunderts hat sie der Tatareneinbruch verschüttet; und alle Ausgräberversuche blieben nutzlos. Der Baskak, Statthalter der Mongolen, trieb die Steuern ein, hatte die Hand über allen Besitz, gab und nahm Rechte und zwang sogar die Fürsten, bis in Asiens Herzkammer, ins Lager der Goldenen Horde, zu wandern und von den Erben des Dschenghis die Bestätigung ihrer Würde unterthänig zu erbetteln. Mußte nicht Alexander Newskij selbst, der Besieger der Schweden und der ins Baltikum vorgedrungenen Deutschen Ritter, sich, um sein Land zu retten, vor den Tataren ducken? Der von Natur, durch die Gewöhnung in düstere Kälte, in Trübsinn, in unterwürfigen Verzicht auf Lebensfreude geneigte Russe wurde unter dem Druck des Tatarenjoches noch tiefer in Schwermuth und Knechtssinn gebeugt. Nur die Religion war ihm noch Hei-

math; und die Opferflammen, die unter anderem Himmel ins Vaterland schlugen, loderten hier nur dem Ruhm der Kirche. Der Wohlstand des Landes versiecht; die schwarzen Ikone aber, die byzantinischen Heiligenbilder werden mit Gold und Silber bekleidet, mit Edelstein und Perlenkränzen geschmückt und die Reichthumsreste verströmen in Klöster. Bedenket, daß die Tatartschina drei Jahrhunderte währte und daß Solowjew, der sagt, sie habe keine tiefe Spur hinterlassen, sein Land nicht besser kannte, als seins der spanische Historiker kennen würde, der behauptet, die Herrschaft der Araber, semitischer Berber sei auf der Jbererhalbinsel spurlos geblieben. Auf slawisches Grundgebälk war, von germanischen Wikingern, Rurik und seinen Erben, das Haus gebaut worden, in das die Tataren einbrachen und das sie zerstörten. Das neue, das, vom siebenzehnten Jahrhundert an, die Romanows bauten, war nie recht bewohnbar; ein Mischgebild, zu dem die verschiedensten Stile, der Gotik und der Renaissance, Byzantions und Asiens, mitgewirkt hatten. Und diesen barbarisch grellbunten Kasten sollen wir nur mit Konservatorskunst erhalten? Die Zeit, die ihn schuf, die Zeit, in der England mit seinem Königthum abrechnete, Shakespeare schon Geschichte war, in Deutschland und Frankreich Denkmale der Kunst und Wissenschaft ragten, war Rußlands Mittelalter. Europa vergißts immer wieder; auch, daß dieses Mittelalter Kreuzzüge, Ritterschaft, Troubadours niemals sah und das Ostreich des Segens nie theilhaft wurde, der aus Renaissaance und Reformation, aus den Revolutionen Britaniens und Frankreichs der Menschheit zufloß. Jsts ein Wunder, daß die Volksmasse aller Neuerung lange feindsälig war und, zum Beispiel, Jwan der Grausame die von ihm in Moskau eingeführte Buchdruckerei in die Herstellung kirchlich erlaubter Schriften beschränken mußte? Was hatten wir damals denn außer der Kirche? Oben Autokratie, unten die Gemeinwirthschaft der Dörfer. Jetzt ist viel nachzuholen. Wir müssen uns sputen, dürfen vor wildem Sprung nicht ängstlich zaudern noch fragen, wie die Anderen vorwärts kamen. Das war einmal. Griechen und Tataren, Litauer und Polen, Deutsche und Ruthenen, Leute aus allen Westländern haben, seit Jwan, dem Peter nachahmte, Aerzte, Künstler, Handwerker aus Europa miethete, bei uns, über uns geherrscht. Nie wieder darfs sein. Rußland den Russen! (Und dem Kommissar Trotzkij?) Selbstherrschaft und Frauenknechtschaft waren die Hauptstücke aus dem Vermächtniß der Tatarenzeit. Beide trägt

der Mülleimer in den Fluß oder Tümpel. Das Sprichwort, der Mann müsse sein Weib wie sein Herzchen lieben und wie sein Pelzchen klopfen, werdet Ihr bald nicht mehr hören; heute kaum noch eine Bäuerin finden, die an ihres Mannes Liebe zweifelt, weil er sie nicht prügelt. Auch die Frau ist der Leibeigenschaft ledig; nicht mehr Hausrath, mit dem Gatte und Schwiegervater, wie mit dem Hofhund und Zugvieh, schalten dürfen. Sie hat Stimmrecht, kann Abgeordnete werden. Seid Ihr in West so weit? Manches stolze Land morgen noch nicht. Wir machen Alles neu.

Nur den Mir, die dörfliche Gemeinschaft des Besitzes und der Verwaltung, lassen wir noch bestehen. Den staunten, wie offenbartes Wunder, die mit Modernität protzenden Westler an, als ihn, in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, der westfälische Baron Haxthausen, nach einer Reise durch Rußland, Europen entdeckte. Agrarkommunismus! Auch damals konnte Rußland die Stolzen fragen: Seid Ihr so weit? Babeuf und Weitling hatten sich nicht durchgesetzt; das Kommunistische Manifest war noch nicht geschrieben. Privat- und Familienbesitz hatte die Erde gekannt; Gemeineigenthum nur der Slawe. Nur? Der römische ager publicus und die Germanenmark, die Gemeinhabe der Altchinesen, Altmexikaner, der Lapen, Samojeden und anderer Nordstämme zeugen wider diesen Wahn. Im Rußland der Leibeigenschaft war der Mir Nothwendigkeit: denn die Gemeinde mußte ja dafür bürgen, daß der Mushik, das dunkle Männchen, seine Abgaben leiste und sich der Wehrpflicht stelle. Land genug gabs, immer wieder, auf dünn bevölkerten Riesenflächen, neues zu vertheilen, ohne den Großgrundherrn im Mindesten zu schädigen. Und als die Leibeigenschaft, erst unter Alexander dem Zweiten, unter Zustimmung des Adels, gefallen war, hatte der Brauch sich so tief eingewurzelt, daß Keinem der Wunsch nahte, durch ein Verbot das ganze Erdreich der Bauerschaft aufzuwühlen. Dem aus der Fron befreiten Bauer, konnte Miljutin sagen, schreibt das russische Gesetz keine Eigenthumsform vor; wer aus dem Gemeinbesitz seinen scheiden will, wird an Kauf und Austritt nicht gehindert. Selten wurde von der Erlaubniß Gebrauch gemacht; Mißtrauen hielt den Mushik meist am alten Band. Wer sicherte denn den Besitz, wenns die Gemeinde nicht mehr that, und wo war der Bürge für die Verkäuflichkeit der Scholle, die mit dem Schweiß endloser Arbeitjahre erkauft ward? Als Marx, 1883, starb, entstand, aus seiner Lehre, in Rußland eine Sozialdemokratische Partei, deren um die „Na-

rodnaja Wolja" gerankter Zweig bald in den Glauben aufblüht, ihre Heimath, das Land der Bauer- und Handwerker-Gemeinschaft, des Mir und Artel, könne, ohne die Wirthschaftstufe des Kapitalismus zu betreten, sofort die des kommunistischen Sozialismus ersteigen, wenn der Gebildete, der Agitator, nicht die Mühe scheue, „ins Volk zu gehen" und den Mushik zu lehren, für welche Rechte und Möglichkeiten er sich zu rüsten habe. Die wichtigsten Kurven des russischen Marxismus und der Kreuzlinie Bakunins habe ich im dritten Dezemberheft („Das fahle Pferd") zu zeigen versucht,

Dem weiträumigen Gedankenzeughaus Bakunins entnahm Peter Alexejew Krapotkin den Haupttheil seiner Rüstung. Ein Fürst, aus Ruriks, des Ordnungstifters, des Nordgermanen, erlauchtem Stamm; doch ein später, nicht mehr vollsaftiger Schößling. Der 1842 Geborene tritt, auf dem glatt gebahnten Adelsweg durch den Pagenpark, in das Offiziercorps; verläßt es, um Naturwissenschaft, besonders Geographie und Geologie zu studiren; lernt in Europa, als Dreißigjähriger, die Internationale der Arbeiter kennen und lieben; wird nach der Rückkehr, als revolutionären Willens Verdächtiger, in die Peter-Paul-Festung gesperrt, aus deren Spital er nach zwei Jahren flieht; und setzt seitdem alle Kraft an die Aufgabe, Bakunins Gedankenbau für das Bedürfniß gewandelter Zeit wohnlich zu machen. Noch einmal wird er, als ein Haupt des Zweiten Anarchistenkongresses, verhaftet und eingekerkert: diesmal von Frankreichs dem Zarismus gefälliger Regirung; die ihn nach drei Jahren erst, 1886, begnadigt. Bis 1917 hat er danach, unbelästigt, in London gelebt. Sein Ziel ist: die Befreiung des Menschen, des in Stirners Sinn Einzigen, und Aller, von politischer und sozialer Herrschaft. Rußland, hatte Marx gesagt, fühlt zwar schon die Peitsche des Kapitalismus, sieht ihn aber noch in so unentwickelter Form, daß es, ohne breite Mittelklasse, die Befreiung, auch die Führung des Kampfes gegen die Selbstherrschaft nur von sozialistischen Köpfen hoffen darf; da der Bauer konservativ, die Kindheit der Bourgeoisie schwächlich sei, könne nur die Arbeiterschaft zunächst eine Reichsverfassung und auf deren festem Grunde dann Demokratie durchsetzen. Würde, fragt sich Krapotkin, dadurch nicht nur neue Staatsmacht, neue Vormundschaft und Herrschmöglichkeit geschaffen? Die will er nicht; weder neue Autorität (der Bibel oder weltlichen Gesetzes, Kants oder Benthams) noch neuen Götzendienst, sondern: das Recht Jedes und Aller, nach Dem, was ihnen Vernunft scheint,

ihr Leben einzurichten. Nicht neue Politik, sondern neuen, natürlich gottlosen Glauben, der den ihm nicht freiwillig Gehorsamen mit freundlicher Entschlossenheit, ohne Gewalt, ausscheidet. Auch in diesem Russen, der alle Lehrgebäude des Sozialismus, die von Proudhon, Saint-Simon, Owen, Marx gemauerten und die aus Heimathstein gefügten, durchwandert hat, haftet noch Erinnerung an die Heilsspende des Mir, der, wie Egyptens Tempel unter Wüstensand und Nilschlamm, Jahrhunderte lang, unter Autokratie, Kirchenzwang, fremder Tyrannis, Leibeigenschaft, unversehrt sich erhalten hat. Hier (und in dem etwas weiter gezäunten Kreis des Wolost) ist völlige Gleichheit, Selbstverwaltung des Gemeindebesitzes, so wenig „Regirung" wie irgend möglich; und gewiß nicht nur Zufallswerk, daß dem Bauer das Wort Mir auch Friede, Welt, Kosmos bedeutet. Hier ist die Monade der Nation, die Urzelle des Staates; und der Slawophile Samarin war sicher im Recht, als er, in der Zeit der Bauerbefreiung, das wichtigste Problem russischen Werdens in der Pflicht sah, Selbstherrscherthum und Bauergemeinde, die allein lebendigen Kräfte des Reiches, ohne Zerdrückung der Zwischenschichten, also des ganzen gebildeten, geistig kultivirten Rußlands, an einander zu binden. An der Klippe dieser Pflicht ist der Zarismus gescheitert; er ist nie in innige, dauernde, „Fühlung" mit dem Bauer gelangt: und der Krieg, der Militaristen, Apolitiker die Ursache der Revolution dünkt, hat sie, höchstens, geschleunigt; sie brauchte ihn nicht. Wenn dem Mir der Staroſta, dem Wolost der Starschina genommen, auch die Handwerkergemeinschaft (Artel) aller Aeltestenrechte ledig wird und man nicht versucht, aus der Urzelle einen Staatsorganismus zu entwickeln: können dann nicht anarchische, nicht von Herrschsucht zerbeulte Lebensformen entstehen? Kleine, nicht an den Ort gefesselte, nicht vom Zwang des Centralismus gelähmte Menschengemeinschaften, in denen Aller Recht gleich, auch für den Uebermenschen Nietzsches, den Persönlichkeitkult Mereschkowskijs keine Stätte ist. Steuer und Rekrutirung, die auf der Freiheit russischer Gemeinde lasten, würde Krapotkins Gesellschaft nicht kennen. Die, spricht er, kann sich dem Zeitschoß entbinden, „wenn das revolutionäre Handeln der Volksmasse mit dem revolutionären Denken der Gebildeten in Einklang kommt; nicht früher". Der Ton ist härter als der Gedanke, den er kleidet. Dieser Fürst, der wähnt, über Marx und über Darwin weit hinaus geschritten zu sein, ist in seines Wesens Tiefe Moralist, Künder

uer, vom Gesellschaftnutzen bestimmter Sittlichkeitnorm und nach seinem Ausdruck, Mutualist: dem Gesetz unterthan, das alles auf dem Erdrund Lebende in Hilfeleistung verpflichtet. Die Zerstörerleidenschaft hat er von seinem Meister Bakunin nicht gelernt. Er gestattet zwar, als ein Nothstandsrecht, den Tyrannenmord („Der Mörder weiß, daß auch ihm, wenn er das Verbrechen der Tyrannei auf sich lüde, durch Ermordung nur nach Gebühr vergolten würde"); doch seine Revolution, deren Voraussetzung der schwer erreichbare Einklang von Massenwillen und Bildungurtheil ist, soll nur den Strom der Evolution aus jeder Fessel, der letzten selbst, lösen und die Seele des Kommunisten, der die centralisirte Zukunftgesellschaft und den Materialismus der deutschen Sozialdemokratie ablehnt, bleibt immer die des human empfindenden, nur im Vornehmheitbegriff des Gentleman athemfähigen Herrn. Tief neigt er sich vor der Frau (und liebt drum das Kavaliersherz Puschkins), tief auch vor dem Bauer, der sich von dem Grundsatz der Gesellung und Helferpflicht niemals scheiden ließ. Von den Intellektuellen hat Krapotkin lange gar nichts erhofft. England, die Wahlheimath, deren Denker, von Smith bis auf Ruskin, und deren Lebensbrauch allmählich stark auf ihn wirkten, mag dieses Mißtrauens Wurzel sacht gelockert haben. Als er in das Rußland Miljukows und Kerenskijs zurückkehrte, schien er gesänftigt, dem Glauben an den redlichen Willen und die Leistungfähigkeit bürgerlicher Demokraten zugeneigt und rieth, wie zuvor schon, im Exil, den Krieg mit allem Kraftaufwand fortzuführen. Die Mittelklasse, die Bourgeoisie, auf deren Fehlen Marxens Russenrechnung sich noch stützen mußte, war, freilich, seitdem entstanden und rasch erstarkt. Besonders durch die Industrialisirung, die Witte mit Treibhauskünsten gefördert hatte. (Er, der mir einmal gestand, ihn habe gekränkt und am Hof geschädigt, daß ich, nach seinem ersten Rücktritt, ihn hier den „Organisator der russischen Revolution" nannte, könnte die Richtigkeit des Wortes, der Prognose heute nicht mehr bestreiten; würde sich mit Stolz wohl zu dieser geschichtlich glänzenden Rolle bekennen.) Und in einem Land wachsender Industrie-, also auch Bourgeoisiemacht muß selbst der Anarchist nach neuer Wirkensmöglichkeit ausspähen. Noch hat Krapotkin keine erlangt; er stand, nach den Einzugsehren, eben so im Schatten wie Plechanow, das einst anerkannte Haupt russischer Marxisten. Beide hat Lenin, zu dem namhafte Menschewiki abgefallen sind, mit seiner

Rothen Garde überrannt. Der bedenkenlos Gewaltthätige kerkert jeden Unbequemen schneller als je ein Zar ins Verließ. Krapotkin? Scheint noch nicht gefährlich. Dieser weiße Kindskopf, spricht Lenin wohl lächelnd, will höflich milden Totschlag.

Doch nur zwischen den Wesensarten, nicht zwischen den Zielen der beiden Männer klafft ein breiter Schlund. „Wer gegen jede Form einer Herrschaft (Archismus), einer Regirung, also auch gegen Verfassung, Centralismus, Parlamentarismus, Gemeinschaft mit anderen Parteien ist, wer den Boden nicht dem Staat oder der Nation, sondern dem Bauer geben, die Schreckensmittel (Terror) nicht, nach dem Beschluß einer Parteibehörde oder eines Centralausschusses nur gegen die Regirung, sondern, nach freier Wahl und unter eigener Verantwortlichkeit, auch gegen die Besitzer des Bodens und des beweglichen Kapitals verwenden will, Der darf sich einen An-Archisten nennen. Das Einverständniß über die Grundsätze und Endziele revolutionären Strebens schafft freie Gruppen, die sich der Anarchistenpartei zugehörig fühlen dürfen. Deren Aufgabe ist, Staat und Kapitalismus durch staatlose, herrschaftlose Gemeinwirthschaft (anarchischen Kommunismus) zu ersetzen." Diesem Programm aus der genfer Zeitung „Chleb i Wolja" (Brot und Freiheit), deren Weg selten von dem des Fürsten Krapotkin abbog, könnte Herr Lenin ohne beträchtlichen Vorbehalt zustimmen; und noch schneller dem kommunistischen Gruppenbunde des Fürsten Tscherkezow, auch eines dem russischen Kerker Entflohenen, der fester auf Bakunins Grund steht. Nicht nur Feinde haben den linken Flügel der Bolschewiki oft als Anarchosozialisten bezeichnet. Ihm fehlt die besondere, der Vernunft anverlobte Mystik der Welterneuer, die ja auch neue Sittlichkeit pflanzen und für Religion Ersatz bieten wollen. Sozialismus und Anarchismus (dessen rein ethische, durch die Namen Tolstoi und Nietzsche in Orient und Occident geschiedene Welten in ein anderes Kapitel gehören) sind heute schon nicht mehr durch so tiefen Abgrund getrennt, wie der zornige Eifer der Marxisten stets schrie, die in einer bestimmten Entwickelungstunde wider die Pest des Anarchismus eben so blind wüthen mußten wie Lessing einst wider Frankreichs feinste Tragiker. Daß die Internationale an einem Sturmtag ihrer Jugend Bakunin ausstieß, wirkt auf uns nur noch wie ein böser Witz; und der Brauch, die Anarchisten als Lockspitzel oder Lumpenproletarier zu verschreien, ist allmählich versandet. Wo die Nothwendigkeit irgendwelcher

gesellschaftlichen Organisation erkannt ist, kann die Frage, ob diese Organisation immer ohne Zwang gelingen werde, und die andere, wo zwischen Einzel- und Gesellschaftrecht die Grenze zu ziehen sei, nur von Alltagserfahrung zulängliche Antwort heischen. Auch hinter Marxens Ziel, der „Diktatur des Proletariates", sollten Staat und Nation verschwinden; und seine Jünger haben das Gerede von ihrem „Zukunftstaat" immer bekämpft. In Rußland, wo Bakunin, der junge Alexander Herzen, Netschajew, Michailowskij und mancher Andere den Gedanken des Anarchismus ausgebaut haben, zieht das Temperament deutlicher als der Lehrsatz die Scheidelinie. In dem Wunsch, die Lammsnatur des Muschik in Löwengrimm zu wandeln, der alle giltige Ordnung fresse, in der Ueberzeugung, das Bestehende sei nur werth, zu Grunde zu gehen, fanden aus allen Lagern die Wilden einander. Aus dem Dampfbad in Schnee, aus Frost in heißen Frühling: Rußlands Klima und von ihm erzwungene Gewohnheit stimmt nicht zu bedächtigem Uebergang und klügelndem Kompromiß. Der russisch gedrillte Marxist fühlt sich dem Anarchismus näher als der Glaubensgenosse aus germanischem Land. Plechanow ist mehr Politiker, Krapotkin mehr Ethiker. Lenin und Trotzkij? Daß sie Gewalt, also Herrschaft, nicht aus dem Bereich ihrer Heilsbringermission weisen, wird durch ihr Handeln offenbar; das Smolny-Institut, ihr Hauptquartier, ist mit Maschinengewehren gespickt und jeder Tag stopft neue Gegner ihres erhabenen Wollens in Gefängniß. Daß sie von Parlamentarismus nichts halten, beweist ihre Verachtung der Reichsduma, ihr Zaudern, der Constituante die Zunge zu lösen. Die Vertheilung des Landes haben sie angeordnet; Kirchen, Klöstern, Banken den Schatz, Metall und Edelsteine, Obligationen und Aktien genommen; das Reich von der Pflicht zu Zinszahlung und Schuldtilgung losgesprochen. Ihre Deutung des Selbstbestimmungrechtes ermöglicht die Splitterung in freie Walterverbände beliebigen Umfanges. Diese Deutung überall durchzusetzen, alle Länder durch Revolution in freie, nicht von Macht (des Staates, Militärs, Grundbesitzes, Kapitals, Standesvorrechtes) gebundener Gebilde aufzulösen, ist ihr Ziel. Deshalb haben sie, wie Zufall des Großen Loses, den Menschheitkrieg begrüßt, der, nach dem Wort des Herrn Trotzkij, „die kapitalistische Welt nur vor zwei Möglichkeiten stellt: Dauerkrieg oder Revolution". Dürften sie sich gegen den Namen Anarchosozialisten jetzt wehren? Ihr Streben langt noch über die Wunsch-

liste hinaus, auf der, in Dostojewskijs Roman (und Prophetie) „Die Dämonen", in (der Laune Herzens zugeschriebenen) Knüttelversen steht: „Denn die Zarenherrlichkeit sollte nun mit ganzer Kraft, endlich, werden abgeschafft; so auch Kirche, Ehe, Kinder. Doch die Gutsbesitzersrinder sollten Allgemeingut werden in dem neuen Reich auf Erden." Ihr Wortführer ist, für eine Minute, der Schigalew, den der Dichter rufen läßt: „Platon, Rousseau, Fourier taugen für Dachspatzen: für die Gesellschaftform der Menschheit, die kommen wird, zu sorgen, ist unsere Aufgabe. Mein System ist noch nicht ganz ausgearbeitet. Aber ich gehe von der Idee schrankenloser Freiheit in schrankenlosen Despotismus über und gründe dann das irdische Paradies; ein anderes kann es ja gar nicht geben". Vom Abglanz dieses Paradieses leuchtete in Cherson, im Gubernatorium des Herrn Josse, das Auge des kleinen Bauers, der fragte, ob das Gerücht wahr sei, daß ein Starschina den Zaren ersetzen werde. Auch dieses Männlein war irgendeinem Mir zugehörig; Familie, Gemeinde, Kirche, Staat hatten es, wie Millionen Seinesgleichen, so eng eingeschnürt, daß es nicht in Bewußtsein der Persönlichkeit gelangen konnte; nun glänzte sein Auge von Hoffnung. Lenin und seine Schaar kennt den Mann. Und weiß, daß Rußlands Niederlage, die ihr Schemel ward, wieder, wie im Krimkrieg, dem Tshin, nicht dem Feind, zu danken ist.

Als die Botschaft kam, mit den Männern dieses Glaubens und Wissens wolle das Deutsche Reich, dessen Hüter die bis ins Jahr 1914 durchgeschleppten Regirungformen erhalten möchten, verhandeln, sagte ich, am achten Dezember 1917: „Mit dem Deutschen Reich, das ihr Rebellenzorn in tieferen Abgrund stieß als je selbst der eingeborene Grimm Clemenceaus, wollen Lenin und Trotzkij nun paktiren? Nein: die Mannschaft drillen, die dieses Reiches Grundmauer sprengt. Mit den bürgerlich-national empfindenden Westmännern, die, noch im Erzdröhnender Rede, an der Archenluke doch sehnsüchtig hoffen, die dritte Taube werde ins Trockene geborgen sein, ist, unter dem Nothdach muthiger Wahrhaftigkeit, haltbare Verständigung möglich. Niemals mit dem kalten Ost solchen Morgens. Der Versuch könnte den Westen noch über Niederlage hin trösten. Blendet nicht selbst Euch, wie der Blutschänder des Griechenmythos!" Allzu rasch hat Ereigniß die Voraussicht bestätigt. Als Vormann der Russendelegation spricht Herr Trotzkij nicht im Ton des Besiegten, auf des Siegers Milde Angewiesenen. „Wir leugnen nicht, daß unser Land durch das abge-

thane Regirungsſyſtem arg geſchwächt worden iſt; wiſſen aber, daß ihm in den Flammen der Revolution ſchnell neue Kräfte wachſen werden. Dürfte man Deutſchlands Wirthſchaftkraft nach den Ernährungverhältniſſen von heute beurtheilen? Eben ſo wenig darf unſer Zuſtand von heute die Norm für Rußlands Lebenskraft geben. Ueber die Weltſtellung eines Landes entſcheidet nicht der Augenblicksſtand ſeines techniſchen Apparates, ſondern die Geſammtſumme der in ihm lebenden Möglichkeiten. Wie Deutſchland durch die Reformation, Frankreich durch die Revolution erſtarkt iſt, ſo weckt nun auch in Rußland der revolutionäre Sturm alle ſchlummernden Kräfte. Auf ſeine ‚Machtſtellung‘ ſollte Deutſchland ſich alſo nicht berufen. Der Vertreter Oeſterreich-Ungarns hat von „Couliſſen“ geſprochen, hinter und vor denen, auf neutralem Boden, England und Frankreich Einwirkung auf unſer Handeln verſuchen könnten. Darauf muß ich antworten: Unſere Politik braucht und will keine Couliſſen; all dieſes Kramzeug alter Diplomatie iſt, mit vielen anderen Dingen, von dem Ruſſenvolk weggeräumt worden. Die Vertreter der Ukrainerrepublik ſehen wir gern hier. Denn ihr Land iſt nicht von feindlichen Truppen beſetzt, muß weder mittelalterliche Standesorgane noch Scheinminiſterien dulden, die ihr Daſein fremder, ‚Machtſtellung‘ danken, und ſichert deshalb dem Prozeß der Selbſtbeſtimmung freien Weg. So lange feindliche Truppen in einem Land ſtehen, kann von freier Selbſtbeſtimmung nicht ernſtlich die Rede ſein; ſie wird erſt möglich, wenn der Feind abgezogen iſt. Wenn die Standesorgane in den beſetzten Ländern ſogar das Recht haben ſollen, über Gebietstheile zu verfügen: warum ladet man ſie dann nicht hierher? Ganz einfach: weil die Völker, zu deren Vertretung ſie ſich berufen glauben, von der Gegenſeite nicht als Subjekte, ſondern als Objekte der Verhandlung betrachtet werden. Den Ausdruck, der Vertrag ſolle bewirken, daß die durch ihn gebundenen Völker ‚fortan in Frieden und Freundſchaft leben‘, muß ich ablehnen. Das iſt eine dekorative Phraſe ohne Sinn. Durch ganz andere Dinge, hoffe ich, wird das Verhältniß der Völker geordnet werden. Den Vorwurf, daß Organe unſerer Demokratie durch Funkſprüche und Aehnliches während dieſer Verhandlung auf das Denken der deutſchen Truppen einzuwirken ſuchen, weiſe ich zurück; denn auf die Freiheit unſeres Meinungausdruckes haben wir niemals verzichtet. Wir erſtreben einen Bund brüderlicher Völker; welche der Ruſſiſchen Republik zugehören, welche einen anderen Standort wählen wollen:

Das muß durch das Recht freier Selbstbestimmung entschieden werden. In den vom Feind besetzten Gebieten giebt es kein nach dem Grundsatz der Demokratie gebildetes Organ; keins also ist befugt, den Willen der Volksmasse auszudrücken. Dieser Wille kann von oben, durch Gewalt, für eine Weile geknebelt werden. Wir aber wollen, daß er sich in voller Freiheit auswirke und selbst die Linie ziehe, die ihn von den Nachbarn trennen soll. Nur dadurch schützen wir uns vor der Gefahr, in neuen Streit um Gebiet und Grenzen hineingezerrt zu werden. Das Selbstbestimmungrecht gewähren wir allen Nationen, nicht nur den auf okkupirtem Boden lebenden; und fordern von Deutschland und Oesterreich-Ungarn: die Anerkennung, daß sie keinerlei Anspruch auf irgendwelche Gebiete des früheren Kaiserreiches Rußland oder auf Grenzberichtigung haben; daß sie nirgends, direkt oder indirekt, durch Zwang den Willen dieser Gebiete binden werden; daß die Volksabstimmung über Zugehörigkeit und Staatsform erst beginnt, wenn die fremden Heere abgezogen, die Gefangenen, Flüchtlinge und wegbeförderten Volkstheile heimgekehrt sind. Nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages geht in den fraglichen Gebieten die Verwaltung, die Leitung der Finanzen, Wirthschaft und anderer Ortsangelegenheiten auf ein dem Urtheil der Volksmasse vertrauenswürdiges Organ über, zu dessen Hauptaufgaben auch die Vorbereitung des Referendums gehört: der Volksabstimmung, die zu entscheiden hat, ob das Gebiet selbständig bleiben, welchem Staatsverband es sich einfügen, welche Staatsform es sich geben wolle. Um die Mißverständnisse, die bisher unsere Verhandlungen erschwerten, zu vermeiden, schlagen wir vor, daß auf unsere schriftlich festgelegten Anträge schriftlich geantwortet werde." Der Mann ist nicht nur dialektisch den Gegnern überlegen: er ist auch hinter dem Harnisch stark, weil er (wie, nach Mirabeaus Urtheil, Robespierre) immer glaubt, was er sagt, nie sich an Wortfetisch klammert, vor schroffster Offenheit nicht schaudert und da Fensterscheiben einschlägt, wo Andere durch Hinterthüren ins Haus ihrer Wünsche zu schleichen trachten. Was soll er von draußen fürchten? Mag das Heer, ohne Zucht und Geräth, unbrauchbar sein: noch immer sind Rußlands drei Generale Januar, Februar, März unüberwindlich. Und deren Feind, denkt er, wird nicht stärker.

Ueber Inhalt und Ton der brester Redner konnte nur der Unkundige oder von Erkenntnißwillen scheu Abgewandte staunen. Die Russen, hieß es bei uns, „brauchen den Frieden und müssen

ihn um jeden Preis einhandeln; scheitert die Verhandlung, dann sind Lenins Leute verloren". Eine der Versimpelungformeln, die den Erfinder und Andere täuschen. „Englands großem Maul geht schon der Athem aus." „Frankreich pfeift auf dem letzten Loch." „Amerikas Schreckschüsse machen uns nicht bang. Das rüstet ja doch nur gegen Japan und käme nicht übers Wasser." Alles aus dem selben Bündel; das, weil nichts Nahrhaftes, nichts Nützliches in ihm steckt, auf den Kehricht gehört. Wahrscheinlich dünkt mich, daß Lenins Feinde, deren Zahl und Vermögen nicht gering ist, sich noch nicht kräftig regen, damit er die Last des Friedensschlusses auf sich nehme und sie ihn dann mit stärkerer Hallkraft verschreien können. „Der schmählichste Verrath der Weltgeschichte! Den Bundesgenossen brach er das Wort und häuft Schmach auf das Heilige Rußland. Ein hundertmal besserer Friede war zu erlangen, wenn unser Vertreter zwischen den Mandataren Amerikas, Englands, Frankreichs, Italiens am Kongreßtisch saß." Das wäre gewiß dann zu hören. Lenin durfte hoffen, gegen solche Vehme die Volksmasse für sich zu haben, das Gewimmel der Mushiks, Soldaten, Arbeiter, dem er Land, Freiheit, Frieden, Rechts- und Eigenthumsgleichheit anbot. Doch diese Hoffnung schwand, wenn sein Friede Polen, Kurland, Litauen, Hauptstücke von Esthland und Livland in die Einflußsphäre oder gar unter die Herrschaft des Feindes von gestern warf, der leicht dann morgen die Hand bis nach Petrograd strecken konnte; wenn er dem Verzicht auf Konstantinopel, die Meerengen, Armenien, Persien nun den auf die bequemsten Ausgänge in die Ostsee folgen ließ und ein zerstücktes, verkrüppeltes Rußland heimbrachte, das als Europäermacht kaum noch mitzählen könnte. Soll Friede dieses Inhaltes, der ungünstigte, der zu erdenken wäre, der Herrschaft des Leninismus etwa Dauer verheißen? Dessen Rechnung war auf den Glauben gestützt, daß die Volksabstimmung der Letten, Esthen' Litauer, vielleicht sogar der Polenmasse gegen Deutschland und Oesterreich, für den russischen Brüderbund entscheiden werde. Und die Freiheit dieser Abstimmung schienen beide Parteien ernsthaft wahren zu wollen. In dem Vertragsentwurf, den, als Vertreter des Vierbundes, Graf Czernin am Tag nach der Weihnacht verlas, stehen zwei Gelöbnisse: „Eine gewaltsame Aneignung von Gebieten, die während des Krieges besetzt worden sind, liegt nicht in der Absicht der verbündeten Regirungen. In ihrer Absicht liegt auch nicht, eins der Völker, die in diesem Krieg ihre politische Selb-

ständigkeit verloren haben, dieser Selbständigkeit zu berauben." Allgemein, ohne Ausnahme, wurden diese Sätze als Verzicht auf jede Annexion, offene oder verschleierte, gedeutet. Ihnen folgte Paragraph Drei: „Die Frage der staatlichen Zugehörigkeit nationaler Gruppen, die keine staatliche Selbständigkeit besitzen, kann, nach dem Standpunkt der Vierbundsmächte, nicht international (im Amtstext steht das auch nicht deutsche, häßliche, mißdeutbare Wort „zwischenstaatlich") geregelt werden; sie ist im gegebenen Fall von jedem Staat mit seinen Völkern selbständig auf verfassungmäßigem Wege zu lösen" (richtig: Die Antwort ist auf dem von der Verfassung gewiesenen Weg zu suchen). Das, dachten Alle, soll das Verlangen nach Abstimmung der Elsässer, Lothringer, schleswiger Dänen, preußischen Polen abwehren. Soll es auch für die besetzten Gebiete Rußlands gelten, so ergiebt sich dreifache Zusage: Keine gewaltsame Aneignung; keine Schmälerung politischer Selbständigkeit; kein Versuch, in die Neuordnung einzugreifen, die der russische Staat mit seinen Völkern selbständig zu beschließen hat. Dieser Friede war möglich und konnte, trotz Trotzkij, ein Verhältniß friedlicher Freundschaft bereiten. Daß der Inbegriff der Verhandlung nirgendwo anders aufgefaßt wurde, bewies der Zorn, der aus den Reihen der Interessirten, gutgläubig Unwissenden, Mißleiteten, Amokläufer aufbrüllte. Später schien der „Standpunkt der Vierbundsmächte" geändert worden zu sein. Am zwölften Januar hat General Hoffmann in Brest-Litowsk gesagt: „Die deutsche Oberste Heeresleitung muß eine Einmischung in die Regelung der Angelegenheiten der besetzten Gebiete ablehnen. Für uns haben die Völker der besetzten Gebiete ihren Wunsch nach Lostrennung von Rußland schon klaren und unzweideutigen Ausdruck gegeben." Das werde durch Beschlüsse der kurischen Landesversammlung, des litauischen Landesrathes, der rigaer Stadtverordneten, Kaufmannschaft und ähnlicher Verbände, auch für die Inseln des Moonsundes, erwiesen. Doch diese Auffassung ist in Verständigungmöglichkeit gemildert worden.

„Unserer Kündigung des deutsch-russischen Rückversicherungvertrages war die russisch-französische Verbrüderung gefolgt, die nach Algesiras noch durch die britisch-russische Verständigung ergänzt ward. Flotte und Algesiras auf der einen, Serben- und Türkenpolitik auf der anderen Seite schufen die Stimmung aus der die Entente hervorwuchs. Als Graf Berchtold, der den Bukarester Frieden nie wirklich anerkannt hatte, daran gehen

wollte, ihn zu revidiren, entwickelte sich durch den Widerstand Rußlands der Weltkrieg, der uns jetzt vor die Aufgabe stellt, für unsere künftigen Beziehungen zu Rußland neue und hoffentlich dauerhafte Grundlagen zu finden. Wird das künftige Rußland, wenn es sich erholt und zu einem modernen Verfassungstaat oder Staatenbund emporgearbeitet hat, auf Ausbreitung und Einfluß in Asien und am Schwarzen Meer, auf den Zugang ins Mittelmeer verzichten? Das ist nicht anzunehmen. Wird es den Verlust Polens verschmerzen, der es vom Westen trennt? Und wird dieses Polen auf den Zugang ins Meer verzichten? Welcher aber ist der naturgemäße Weg ins Meer? Doch nur der Lauf der Weichsel. Es ist harmlos, zu glauben, das neue Polen werde bei Alexandrowo Halt machen, den Hut ziehen und, aus ‚Dankbarkeit', dem Fluß Adieu sagen. Die künftige Anlehnung an Rußland ist uns, politisch und wirthschaftlich, Nothwendigkeit. Falls Alles hinweggeräumt wird, was der Versöhnung im Wege steht, wird sich in dem aufstrebenden Riesenreich für unsere Industrie und Technik, für den deutschen Unternehmergeist ein weites Wirkungfeld öffnen." Fürst Lichnowsky, ein geistig feiner, an Wissensstoff reicher Erkenner internationaler Politik, hat im Berliner Tageblatt, zwischen anderen, diese Sätze veröffentlicht. Ich wiederhole sie hier, um zu zeigen, daß auch aus ganz anderem Hirn und Erlebniß die Ueberzeugung wachsen konnte, die ich immer verfochten habe: Wer Polen, Kurland, Litauen, Esth- und Livland dem werdenden Russenreich entreißt, macht sich dieses Reich, das nicht immer leninisch empfinden, vor 1950 aber zweihundert Millionen Menschen umfassen wird, spätestens morgen zum Todfeind. Ohne sich selbst damit im Allermindesten zu nützen. Diese Länder und Landstücke brächten uns keinen Vortheil; ihre Wirthschaft, der das Deutsche Reich, mit dann mindestens hundertfünfzigtausend Millionen Kriegsschulden, nicht durch Golddung aufhelfen könnte, müßte ohne die Sicherheit des russischen Absatzgebietes versiechen; und die Schwellung des durch Deutschland brausenden Slawenstromes brächte nicht nur den preußischen Osten in Lebensgefahr. Ich kenne nicht, kannte nie einen deutschen Staatsmann oder Diplomaten, der bereit gewesen wäre, zu Abtrennung dieser Länder mitzuwirken. Bismarck hätte den Gedanken wie Narrenwahn abgeschüttelt. Fürst Bülow, lächelnd oder mit Historienfurchen auf der Stirn, ihn von der Bewußtseinsschwelle gewiesen. Erwirbt er jetzt die Gunst der zu Entschluß berufenen Gewalten: auch darein müßten wir fürs Erste

uns ergeben. Dürften aber wohl fordern, daß politisch Verantwortliche, Haftbare (nach der nicht länger aufschiebbaren, auch vom Interesse des Kaiserhauses gebotenen Aenderung des Elften Artikels der Reichsverfassung) mit rückhaltloser Offenheit sich zu diesem „Kriegsziel" bekennen, für das vor unserem Krieg im Kränzchen der Staatsminister und Staatssekretäre nicht eine Stimme zu hören gewesen wäre. „Selbstbestimmungrecht der Völker giebts nicht; mit solchem Blech dürfen Sie uns nicht kommen." Wer hätte sich, nach allem Erlebten, über so hart dürstende Rede noch gewundert? Aber der Grundsatz schien anerkannt. Und daß in einem von feindlichen Truppen besetzten Land an freie Wahrung des Selbstbestimmungrechtes nicht zu denken, daß dieses Recht nicht durch Wünsche, Gesuche, Beschlüsse von Gilden und Vertretern anderer privilegirten Klassen zu ersetzen ist, braucht Politikern nicht erst Herr Trotzkij zu künden. Wäre denn im Deutschen Reich des Kriegszustandes ein freies, durch Aufklärerarbeit in Presse und Versammlungen vorbereitetes Referendum möglich? Und ein Bischen schmaler als in der Heimath wird die Freiheitgasse im besetzten Gebiet immerhin sein. Wo, nach der löblich offenen Angabe des Generals Hoffmann, „alle Organe der Verwaltung, der Rechtspflege, des Rechtsschutzes, Eisenbahnen, Post, Telegraphie in deutschem Besitz und in deutschem Betrieb sind", haben die Wunschzettel dünner, dem Willen der Volksmasse ferner Oberschichten höchstens den Werth von Theilstimmungzeichen. Soll, nach der Erfahrung in West, nun in Ost ein viel größeres, viel gefährlicheres Elsaß-Lothringen geschaffen werden? Vielleicht ists durchzudrücken. Dann dürften Deutschlands Feinde sich freuen. Dann würde nicht Friede, sondern nur, für nicht von uns bestimmbaren Zeitraum, Waffenstillstand.

Hirn und Schwert.

Geberdenspähern und Geschichtenträgern überlasse ich gern die Antwort auf die Fragen, ob und worüber in Brest-Litowsk Streit entstand und ob die Armeevertreter oder die Diplomaten mehr verlangt haben. Gewiß ist, daß auch das militärische Begehren sich hier ein Weilchen in zwei Flußarme spaltete; und daß dem Staatssekretär, der die Stimmen des Vierbundes führt, durch den (von Trotzkijs flinkem Kopf schlau gemünzten) Verruf und Schimpf aus der Heimath die Aufgabe bis in Unerträgliches erschwert wurde. Der im Amt neue, in Preußens Bedürfniß nicht

eingewöhnte Herr, aus dem noch nie das große Herz, das allein heute und morgen nothwendige, sprach, umging wendig (wie Holstein sagte) manchen Morast, nützte, nicht ohne Gewandtheit, ein entgleistes Zufallswörtchen des Gegners; wirkt auf dem Berichtsbild aber so unbehaglich wie ein zwischen zwei Stühle oder zwei Zangenglieder Eingeklemmter. Ein Satz: „Ich spreche, als Vertreter des Kanzlers, für das Deutsche Reich, die Herren unserer Delegation helfen mir als technisch Sachverständige; und die Preßgeräusche, die Herr Trotzkij erwähnt, beweisen nur, daß in unserem Kaiserreich die Meinung so frei ist, wie sie in Ihrer Republik sein müßte". Danach hätte er freier zu athmen vermocht; und seine Stellung noch gefestigt, wenn er selbst, nicht der Militärtechniker, für politische Forderung, um die sichs in den Fragen nach Referendum und staatlicher Zukunft der besetzten Gebiete doch handelt, eingetreten wäre. Endgiltiges Urtheil über seine Leistung wird erst möglich sein, wenn öffentlich erörtert werden kann, was er verlangt und erlangt hat. Weder ihm noch seinem Kanzler wird und darf das deutsche Volk Blankokredit gewähren. Doch würden sie, Beide, als unzulänglich erkannt und wüchse der Ruhm siegreicher Heerführer nicht in der Legende nur himmelan: niemals dürfte das Schicksalswerk des Friedensschlusses den für Politik vorgebildeten Köpfen entzogen, niemals den militärisch gerüsteten anvertraut werden. Würde dieser Versuch gemacht, der von Frevlern und Unbedachtsamen, einer kleinen, nur lauten Schaar, erfleht und erärgstet werden soll, dann hätte die Militarisirung eine von Feindesbosheit selbst ungeahnte Höhe erstiegen. Und das stärkste Reich wäre nicht stark genug, alle Folgen so steilen Irrens zu tragen.

Militarismus droht nicht von allgemeiner Wehrpflicht, langer Dienstzeit, starker Rüstung und steter Züchtung der Führer aller Grade. Der wird erst, wenn der im Heer heute noch unentbehrliche Geist bis in die Tiefen des Bürgerthumes fortwirkt, bis auf die Höhen, wo Reichsschicksal berathen wird; wenn das Denkorgan hörbarem Urtheil weniger gilt als irgendein Kriegsgeräth; die nutzlose, dumme Knebelung unbequem selbständigen Meinens nirgends mehr redlichen Zorn weckt; der Beamte (in Fritzens und Steins Ausdrucksweise: ein Volksdienstbote) sich dem Unbewaffneten, der ihn bezahlt und dem er würdig zu dienen hat, vorgesetzt wähnt. Das in solchem Zustand heimische Volk ist im Wollen und im Gefühl militarisirt; hat seine Sache auf die Kugel der Kriegsfortuna gestellt und muß auf Politik eben so verzichten wie auf in-

nere Gemeinschaft mit anderen, nicht durch den Zufall des Krieges ihm angekelteten Völkern. In diesem Zustand, der im letzten Lustrum Bonapartes den Zusammenbruch der Kaiserei vorbereitete, sah Bismarck die Lebensgefahr, die der kräftigste Staat nicht gesund überstehen könnte. Weder für sich noch für seine Landsleute ersehnte er Thriumphatorsruhm, dessen Tropengluth in jeder Zone die Seelen ausdörren muß. Nie hat er darüber geklagt, daß Moltkes Generalstabswerk seinen Namen nicht nannte; nie aber auch, nicht einmal in Kriegszeit, die Herrschaft des Soldaten über den Staatsmann, des Werkzeuges über den Meister, geduldet. Wehrhaft zu sein, zu bleiben, dünkte ihn Pflicht; nicht weniger wichtig, durch Rechtswahrung und Achtung fremden Volkswerthes die Thür zur Freundschaftwerbung offen zu halten. „Greifen wir an, so wird das ganze Gewicht der Imponderabilien, die viel schwerer wiegen als die materiellen Gewichte, auf der Seite der Gegner sein, die wir angegriffen haben. Die deutsche Politik hat nicht auf Prestige hinzuarbeiten; da sie Interessenpolitik, nicht Machtpolitik, sein soll, ist jetzt ihre Aufgabe, Kriege zu verhindern. Das kann sie, wenn die Leiter das Geschäft verstehen, auch, ohne dem deutschen Volk so schwere Opfer aufzuerlegen, wie die neue Militärvorlage thut.“ 1893: als General Von Caprivi die russische Rückversicherung, wie von zehn Waffenrockträgern mindestens neun, „zu komplizirt“ gefunden und Politik durch Militarismus (mit Freisinnsstuck) ersetzt hat. Von Staatsmännern, die ihr Geschäft zu verstehen behaupten, forderte Bismarck, daß sie ihr Land vor Ueberfall schützen und, wenn sies nicht vermochten, keinen Wehlaut über Unglimpf und Niedertracht ausstießen. Denn: jedem Sterblichen erblindet die Seele, wenn er kleiner ist als sein Schicksal und, sich selbst erst, dann Andere darüber hinwegzutäuschen, auf ellenhohen Socken der Welt kündet, so schwer wie ihm sei Keinem je das Athmen, das Handeln geworden, weil nie zuvor Neid und Haß Einem, wie ihm, jeden Schöpfborn vergiftet habe.

Was wäre geworden, wenn Bismarck sich dem Willen der Generale gefügt, vor dem Gott und den Halbgöttern des Großen Generalstabes das Haupt gebeugt hätte? 1864. Wilhelms Ministerpräsident will Oesterreich aus dem Deutschen Bunde drängen; zuvor aber in enger Gemeinschaft mit ihm in Schleswig-Holstein handeln. Die Generale schelten ihn schlapp; einen markloſen Zauderer. „Unser weiteres Zusammengehen mit Oesterreich war gefährdet bei dem heftigen Andrang militärischer Einflüsse auf den

König, die ihn zum Ueberschreiten der jütischen Grenze auch ohne Oesterreich drängen wollten. Mein alter Freund Feldmarschall Wrangel schickte, unchiffrirt, die gröblichsten Injurien gegen mich elegraphisch an den König, in denen mit Bezug auf mich von Diplomaten, die an den Galgen gehörten, die Rede war." (Wie gestern.) Daß der Verantwortliche zu rechter Zeit den Schein des Zauberers nicht scheute, rettete Preußens Zukunft. 1866. Bismarck will, statt selbst anzugreifen, Oesterreich zum Angriff zwingen. Das zieht im März seine Truppen in Böhmen zusammen; fordert auch die Kleinstaaten zu emsiger Vorbereitung auf. Im Mai will Moltke losschlagen; weil Oesterreichs Heer von Tag zu Tag stärker werde. Der Minister bestimmt den König, die Kriegserklärung abzuwarten. Hätte die Erinnerung an preußischen Ueberfall nicht die Knüpfung des Freundschaftbundes erschwert? Im Generalstab heißt Bismarck „der Questenberg im Lager". In Nikolsburg ist er gegen die Fortsetzung des Krieges und den Einzug in Wien. „Wenn Oesterreich schwer geschädigt wäre, so würde es der Bundesgenosse Frankreichs und jedes Gegners werden; es würde selbst seine antirussischen Interessen der Revanche gegen Preußen opfern." Harter Zusammenstoß mit der Heeresleitung. Abschiedsgesuch. Antwort des Königs: „Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feind im Stich läßt und ich hier außer Stande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohn erörtert, und da Derselbe sich der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerz gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen." 1867. Moltke hält den Krieg gegen Frankreich für unvermeidlich und sagt, während des Haders um Luxemburg, zu dem Abgeordneten Grafen Bethusy-Huc: „Ich muß wünschen, daß dieser Anlaß zum Krieg benutzt werde. Der kommt, spätestens in fünf Jahren, doch; und das heute unbestreitbare Uebergewicht unserer Organisation und Bewaffnung mindert sich von Tag zu Tag. Je früher wir schlagen, desto besser." Bethusy meldets dem Bundeskanzler. Der antwortet: „Moltke ist sicher im Recht. Aber ich kann die Verantwortung für solchen Präventivkrieg nicht auf mich nehmen. Die persönliche, wie immer begründete Ueberzeugung eines Regenten oder Staatsmannes, daß der Krieg einst doch hereinbrechen werde, kann den Entschluß zur Kriegserklärung nicht rechtfertigen. Unvorhergesehene Ereignisse können die Lage ändern und das scheinbar Unvermeidliche

abwenden." Drei Jahre danach erst, als die Einung Deutschlands möglich geworden ist, macht er aus Abekens Depeschenentwurf die emser Fanfare. 1871 will der Generalstab Belfort, der Kanzler zuerst nicht einmal Metz. „Ich war für die Sprachgrenze, habe aber von den militärischen Autoritäten gehört, Metz sei hunderttausend Mann werth." 1875 zügelt er den Eifer, der Frankreich-Rachsucht in Blut sühnen möchte. „Mir lag solche Absicht damals und später so fern, daß ich eher zurückgetreten sein würde, als zu einem vom Zaun zu brechenden Krieg die Hand zu bieten, der kein anderes Motiv gehabt hätte als das, Frankreich nicht wieder zu Athem und zu Kräften kommen zu lassen. Ein solcher Krieg hätte meiner Ansicht nach nicht zu haltbaren Zuständen in Europa auf die Dauer geführt, wohl aber eine Uebereinstimmung von Rußland, Oesterreich und England in Mißtrauen und eventuell in aktivem Vorgehen einleiten können gegen das neue und noch nicht konsolidirte Reich, das damit die Wege betreten haben würde, auf denen das erste und das zweite französische Kaiserreich in einer fortgesetzten Kriegs- und Prestige-Politik ihrem Untergang entgegengingen." Ueber seinen alten König sagt er: „In seinem Geist waren die militärischen Eindrücke die vorherrschenden; und das Bedürfniß, die glänzende Siegeslaufbahn fortzusetzen, war vielleicht stärker als die politischen und diplomatischen Erwägungen." Ueber Moltke: „Es ist natürlich, daß in dem Generalstab der Armee nicht nur jüngere strebsame Offiziere, sondern auch erfahrene Strategen das Bedürfniß haben, die Tüchtigkeit der von ihnen geleiteten Truppen und die eigene Befähigung zu dieser Leitung zu verwerthen und in der Geschichte zur Anschauung zu bringen. Es wäre zu bedauern, wenn diese Wirkung kriegerischen Geistes in der Armee nicht stattfände; die Aufgabe, ihr Ergebniß in den Schranken zu halten, auf welche das Friedensbedürfniß der Völker berechtigten Anspruch hat, liegt den politischen, nicht den militärischen Spitzen des Staates ob. Wenn man die Theorie, welche der Generalstab mir gegenüber zur Anwendung brachte und die auch kriegswissenschaftlich gelehrt werden soll, so ausdrücken kann: Der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten kommt erst wieder zu Wort, wenn die Heeresleitung die Zeit gekommen findet, den Janustempel zu schließen, so liegt schon in dem doppelten Gesicht des Janus die Mahnung, daß die Regirung eines Krieg führenden Staates auch nach anderen Richtungen zu sehen hat als nach dem Kriegsschauplatz. Aufgabe der Heeresleitung ist die

Vernichtung der feindlichen Streitkräfte; Zweck des Krieges die Erkämpfung des Friedens unter Bedingungen, die der vom Staat verfolgten Politik entsprechen. Die Feststellung und Begrenzung der Ziele, die durch den Krieg erreicht werden sollen und die Berathung des Monarchen in Betreff dieser Ziele ist und bleibt während des Krieges wie vor ihm eine politische Aufgabe; und die Art ihrer Lösung kann nicht ohne Einfluß auf die Art der Kriegsführung sein. Deren Wege und Mittel werden immer davon abhängig sein, ob man das schließlich gewonnene Resultat oder mehr oder weniger hat erreichen wollen, ob man Landabtretungen fordern oder auf solche verzichten, ob man Pfandbesitz und auf wie lange gewinnen will. Noch schwerer wirkt in gleicher Richtung die Frage, ob und aus welchen Motiven andere Mächte geneigt sein könnten, dem Gegner zunächst diplomatisch, eventuell militärisch beizustehen. Namentlich aber zu beurtheilen, wann der richtige Moment eingetreten sei, den Uebergang vom Krieg zum Frieden einzuleiten, dazu sind Kenntnisse der europäischen Lage erforderlich, die dem Militär nicht geläufig zu sein brauchen, Informationen, die ihm nicht zugänglich sein können. Wer wird leugnen wollen, daß die Beantwortung rein politscher Fragen einen vollberechtigten Einfluß auf die Richtung, die Art, den Umfang der Kriegsführung fordern, daß zwischen Diplomatie und Strategie in der Berathung des Monarchen eine Wechselwirkung bestehen muß?"

Nach diesem Rückblick dürfte der Streit nie wieder aufglimmen; nicht für einer Minute Dauer nach solchen Worten staatsmännischer Seherweisheit. „Aufgabe der Heeresleitung ist die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte." Die war in keinem Krieg so schwer wie in unserem; forderte in keinem so die Ballung und Nützung aller für Strategie und Taktik brauchbaren Kräfte. Weitab sind wir noch von dem Ziel dieser Aufgabe. Geschlagen sind die Heere der Staaten, die Deutschland nur als Bundesgenosse Oesterreich-Ungarn bekämpft, die mit unserem Reich weder Zwist noch Zwistgrund hatten; und vernichtet sind auch Rußlands, Italiens, Serbiens, Rumäniens Streitkräfte nicht. Von Englands und Frankreichs es zu behaupten, wäre kindisch. Ein neues Riesenreich rüstet sich, den Westmächten beizustehen. Wer wagt, den überbürdeten Feldherren auch noch die Verantwortung der Politik zuzumuthen, für die sie nicht erzogen wurden und deren Geschichte, Zusammenhänge, Klippen und Fruchtfelder sie, im Drang unermeßlicher Arbeit, nicht einmal mit flüchtigem Auge durch-

forschen können? Wir bewundern den unfehlbaren Blick eines Herzspezialisten, die kräftige Schönheit und Schulung einer Singstimme, die Handkünste und den Musiksinn eines Pianisten, staunen den Schachspieler an, der, mitten im Gelärm eines Kaffeehauses, sechs Gegner mattsetzt und in derselben Zeit, durch Drahtbefehl, in Zürich, Stockholm, Madrid, New York Partien meistert. Kann die Bewunderung uns in den Wahn verführen, der Herzkenner, Sänger, Klavier- oder Schachspieler sei auch zur Gestaltung von Staatsschicksal ausersehen? Gerade der beste General muß (wenn in ihm nicht der Genius Bonapartes lebt, den sein Dämon, nicht sein Militarismus, in Verderben riß) der schlechteste Politiker sein: weil er Vorstellung und Willen in Gleise gewöhnt hat, die der Politiker niemals befahren darf; weil kaum irgendwo noch zwei einander so fremde, so feindliche Berufe zu finden sind; weil der von stummer Gehorsamspflicht zu unnahbarem Befehlsrecht Aufgestiegene viel seltener als der in Rechtsgleichheit mit tausend Anderen Lebende Seelenkenntniß, Fähigkeit zu gewaltloser Einwirkung auf fremde Seelen erwirbt; weil gar heute, da die Zahl unserer Feinde in die zweite Menschenmilliarde schwoll, vor jedem ins Politische langenden Entschluß eine Summe von Möglichkeiten, wirthschaftlichen, finanziellen, innengesellschaftlichen, zu errechnen ist, aus der keine Division den Kriegergeist das Nothwendige fassen lehrt. Rohstoffkredit und Valuta, Verhältniß von Kriegsschuldhäufung und Eroberungziel, Handelstonnage, Rückbildung (ohne zureichendes Rohmaterial) der wichtigsten Gewerbe, jäher Lohnsturz, nicht zuletzt die Atmosphäre des Hasses: Das soll, Alles, der Feldherr wägen, der zwischen Reval und Bagdad, Schelde und Euphrat Heere bewegt und hemmt und ein paar Stunden nur, vielleicht mit dem Fernhörer im Arm, schlafen kann? In sein Fachwerk darf nicht der Politiker, er nicht in dessen Geschäft dreinreden. Er muß, um nicht lahm zu werden, sich in dem Gedankenkreis des Strebens nach Raum und Macht bewegen, des Strebens, von dem die heute Zwanzigjährigen bald reden werden wie wir von den Riesenwerbern des ersten Friedrich Wilhelm. Er sieht, als Pole, nur Sieg und Niederlage und muß „strategische Sicherung" fordern (über die, wie wir nicht seit gestern erst wissen, zwei tüchtige Offiziere nicht immer einträchtig denken). Denn er muß die Möglichkeiten und Pflichten künftiger Kriege besinnen. Die aber will der Staatsmann, der für die Zukunft des Staates, der Bürger (Civilisten), der Civilisation Ver-

antwortliche meiden; er will jeden Funken, aus dem neuer Kriegsbrand werden könnte, löschen und muß deshalb Friedensverträge schließen, die keinen Zündstoff hinterlassen. Statt der Vorbereitung für „den nächsten Krieg“ die Sicherung langen, würdigen Friedens; statt unerschwinglicher Mehrung unvermeidliche Minderung der militärischen Machtmittel: Das fordert unser Tag von dem Staatsmann; und diese Forderung, die nicht erst das Feldgeschrei proletarischer Internationale erzwingen darf, stumpft den Glanz des Kriegerthumes nicht weniger als die Verfassungsschranke einst den alten Königthumes von Gottes Gnaden. In solcher Stunde soll der Feldherr bestimmen, wann und wie Friede zu schließen ist? In eigener Sache soll Niemand vom Richterstuhl sprechen. Niemals hat, von Moltkes, Waldersees, Schlieffens Zeit an, der politische Rath eines Generals oder Admirals dem Deutschen Reich Nutzen beschert, nicht ein einziges Mal. Der Offizier, der Staatsmannsgeist in sich fühlt, mag sich dem Kaiser als Kanzler anbieten. Keinen streift heute der Wunsch, im Nebenamt die Kurven der Politik vorzuzeichnen, auf die drückende Bürde des Armeeleiters noch die des Oberkanzlers zu stülpen.

König Wilhelm, der nur Soldat sein wollte, nannte den Frieden von Nikolsburg, ohne den das Deutsche Reich nicht lebensfähig geworden wäre, „schmachvoll“; und seine Generale erstrebten, daß dem Bundeskanzler, dem Questenberg im Lager, der Mund verbunden werde, bis Frankreich geschlagen, der Grundriß des Friedens beschlossen sei. König Fritz, der als Politiker recht schwache Stunden hatte und nur durch ein Wunder in den heilvollen „Verzichtfrieden“ von Hubertusburg gerettet wurde, kannte die Mentalität des Kriegers und des Kanzleidiplomaten genau und hütete sich, Militarist zu werden, wie sein Vater gewesen war. Als im Auftrag seiner Feinde, Rußlands, Frankreichs, Oesterreichs, der Botschafter Fürst Galizyn in London die Einberufung eines Friedenskongresses empfohlen hatte, antwortete Fritz, der nicht an die Aufrichtigkeit des wiener Hofes glaubte, in einer Satire, die in die Form eines von einem österreichischen Offizier an einen schweizer Freund gerichteten Briefes gefaßt war. „Sie fragen mich, was es bei uns Neues giebt, und sehnen den Frieden herbei. Wie es scheint, fangen auch unsere Herrscher an, des Mordens, der Räuberei und Grausamkeit müde zu werden, die der Krieg mit sich bringt. Fühlt man Europa an den Puls, merkt man, daß die Tobsucht nachläßt; vielleicht

bedarf es noch eines Aderlasses, damit die Vernunft wieder die Uebermacht erhält. Wie ich höre, wird, während die Verbündeten kräftig gegen den König von Preußen vorgehen, über Friedenspräliminarien verhandelt. Ich schicke Ihnen das Ganze so, wie ich es erhielt. ‚Präliminarartikel des allgemeinen Friedensschlusses zwischen den Hohen Verbündeten und Ihren Majestäten den Königen von Preußen und von Großbritanien. Artikel Eins: Zwischen den diesen Vertrag schließenden Mächten soll ewiger Friede herrschen. Mit ruchloser Falschheit werden sie einander Freundschaft schwören und stets bemüht bleiben, einander zu schaden, bis Neid, Eifersucht, Ehrgeiz neue Mittel zum Ausbruch finden. Artikel Zwei: Die Mächte verpflichten sich, die Minister, die den Krieg herbeigeführt haben, henken zu lassen; nämlich ... (diese Stelle ist mit so schlechter Tinte geschrieben, daß ich sie nicht entziffern konnte). Artikel Drei: Keine Macht ist zu Einspruch berechtigt, wenn eine andere daheim über die Thorheit, Tölpelei, dummen Streiche der Nachbarn laut zu lachen anfängt. Vier: Die Mächte verbieten ihren Schreibern, in Friedenszeit über Monarchen im Ton der Marktweiber zu reden. Fünf: Alle Kanonen, die an der ungeheuren Schlächterei des Krieges mitschuldig waren, werden sorgsam in die Zeughäuser gesperrt. Sechs: Da im Verlaufe von sechs Jahrtausenden reifliches Nachdenken an die Schwelle der Erkenntniß geführt hat, daß Hochmuth und Frechheit der Höfe oft blutigen Krieg erwirkte, verpflichten die Mächte sich, den hochtrabenden Stil und die eitle Anmaßung, die den Herrscher schlecht kleiden und der öffentlichen Ruhe Gefahr drohen, hinfüro fahren zu lassen. Sieben: Alle Mächte verzichten auf phantastische Pläne und beschließen, vernünftig zu werden. (Ueber diesen Artikel wird am Meisten hin und her geredet. Gelingt hier gütliche Verständigung, dann können wir auf dauernden Frieden hoffen.‘ Möge der Himmel uns einen dauerhaften, nicht einen brüchigen bescheren!“

Neue Moral.

Nicht die Heuchelei der Höfe noch die erfabelter Pazifizisten wäre heute mit der stärksten Satire zu stäupen. Die müßte sich gegen die Leute kehren, denen das Staatsgeschäft nur mit dem Knüppel des Räubers oder mit dem Lug abgefeimter Roßtäuscher zu führen scheint. In hundert Zeitungen wurde neulich berichtet, eine schlesische Handelskammer fordere, daß Deutschland dem in feier-

lichen Kundgebungen verheißenen Königreich Polen vier Bezirke aus dem reifenden Leib schneide, weil Oberschlesiens Wirthschaft sie brauche und durch sie obendrein auf die vielleicht ungeberdige Jugend des neuen Staates ein dem Reich wohlthätiger Druck möglich werde. Ein Verband, dessen Mitglieder in ihrem Einzelleben gewiß jede Unsauberkeit meiden, empföhle der Reichsgewalt also Wortbruch und Raub, damit die Heimath sich bereichere und ein Erpressungmittel erlange, das den Beraubten kirrt. „Warum nicht? Der Ertrag fließt ja nicht uns zu. Was das Vaterland kräftigt, ist uns erlaubt.“ Der Fall ist durchaus nicht vereinzelt. „Wir brauchen das Erz von Briey und Longwy, dessen Werth auf neun Milliarden geschätzt wird“ (also von den Kosten dreier Kriegsmonate hoch überwachsen würde). „Wir brauchen die flandrische Küste, damit Belgien nicht mehr die freie Genossenwahl habe, und Antwerpen, weil das nasse Elbdreieck unserer Schiffahrt zu unbequem ist.“ „Als Ausgleich für das in West anzufügende Industriegebiet brauchen wir in Ost Ernte- und Weideland.“ „Fremdvolk können wir nicht brauchen. Das wird abgeschoben. Annektiren und evakuiren!“ Die so reden, dünkeln sich Realpolitiker und verlachen die alberne Sentimentalität ihrer Tadler. So niedrige Unzucht des Denkens und Wollens duldet das Weltgewissen nicht mehr; und ein Land, in das sie sich einwuchern könnte, sänke noch unter den Schimpf des geifernden Feindes. Dem Krieger mag, im Zaun internationalen Abkommens, erlaubt sein, was den Bedarf des Heereskörpers deckt; Krieg ist ein Werk rauher Gewalt, die sich, auf ungezäumtem Feld, selbst ihr Gesetz giebt. Wers in friedliches Gemeinleben übertragen, wer Kriegsbrauch in das Herzblut des Staates einträpfeln, einspritzen will, ist im übelsten Wortsinn Militarist und vergiftet die schlafende Seele der Heimath. Nicht weiten, sondern engen wollen wir den Bereich des Kriegsbrauches, von Gerichtsbarkeit, die den Streit der Personen, Dörfer, Städte, Provinzen, Höfe, Verbandsstaaten schlichtet, zu internationaler vorschreiten. Nicht, was ein Volk braucht und unter Eintagsgunst dem schwächeren entraffen kann, gebührt ihm; nur, was Recht ihm zusprach. Wenn der Krieg so tief und fest wie eines Gottes, Heilands Offenbarung, so unerreichbar der Axt und dem Messer den Glauben einwurzelt, daß Staatsmoral fortan nicht vom geraden, reinen Pfade der Einzelsittlichkeit weichen darf und das Recht Grundmauer und Dach jedes in die Werthkataster der Menschheit aufzunehmenden Staats-

gebäudes werden muß, dann sind Millionen Europäer nicht im Dienst welker Raumgier, nicht für ein Machtphantom gestorben.

Wie Unrecht wirkt fort, was die Mehrheit als Unrecht empfindet. Bonapartes Kondottieregewohnheit, Länder und Völker wie Gutshöfe und Heerden fremder Herrschaft zu unterwerfen, hatte Europa so eingeschüchtert, daß achtzig Jahre nach Kants Warnschrift dem Siegerrecht auf erobertes Land kaum noch widersprochen wurde. Heute gilt vier Fünfteln der Erdbewohner der Frankfurter Friede als Unrecht, weil er französisches oder französirtes Volk und Land in fremdes Staatswesen zwang. „Wiedererwägung“ (reconsideration) des Beschlusses von 1871 empfiehlt Herr Lloyd George; und Präsident Wilson fordert, das Unrecht, das Preußen that, solle „in Ordnung gebracht und dadurch der seit der Annexion gefährdete Erdfriede im Interesse aller Völker gesichert werden.“ Beide glauben wohl nicht an Deutschlands Bereitschaft, aus freiem Willen den Elsaß und Lothringen dem Nachbar zurückzugeben. Beide vielleicht an die Möglichkeit würdigen Ausgleiches. Nicht heute, da alte und neue Wunden bluten und die Saat des Hasses in hohen Halmen steht, doch drei Jahre nach Friedensschluß wäre eine Volksabstimmung (die zugleich für Irland und Egypten anzuordnen ist) denkbar; und für das Reich gefahrlos, wenn die zwei Völker, die im Wesen nichts gemein haben und nie zu einander taugten, vor die Wahl gestellt würden, ob sie zwei selbständige Bundesstaaten, deren Rechtsform jedes allein zu bestimmen hätte, bilden oder in das furchtbar geschwächte, von Kraterkanälen bedrohte Frankreich umkehren wollen. In gelüfteter, reinerer Welt ohne Ritterspuk und Räubermoral sollte Deutschen, denen Großes gelang, nicht das Werk der Versöhnung glücken? Der Werth von Grenzpfählen wird dann, sicher, gesunken, von strategischer Sicherung nur in Geschichtbüchern noch die Rede sein. Noch einmal erwägen, in Ordnung bringen: dazu darf sich der Stolze bequemen; nicht zu Sühnung eines Verbrechens, das ihm und der Menschheit von gestern nie eins war. Müssen wir Enkelslast schleppen und dürfen, nach solcher Volksleistung, uns nicht als Ahnen fühlen, aus deren Schöpferwillen neue Welt erblüht? Der Menschheitfriede ist möglich. Auf der Machtzinne ein großes, in Güte starkes Herz: und Ares muß die Rosse, Schrecken und Furcht, von der goldenen Deichsel abstränen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 26. Januar 1918.

Die Palmenkrone.

Bismarck und Brest-Litowsk.

Christian von Bunsen, Preußens Gesandter, hatte im April 1854 aus London an den Ministerpräsidenten eine Denkschrift geschickt, die seinem König empfahl, die Ausdehnung Oesterreichs bis in die Krim und die Wiederherstellung Polens zu fördern. Die Partei des Preußischen Wochenblattes (Bethmann-Hollweg, Robert Goltz, Albert Pourtalès und Genossen) schien ähnliche Wünsche zu hegen. Höret Bismarck: „Ich erinnere mich der umfangreichen Denkschriften, welche die Herren unter sich austauschten und durch deren Mittheilung sie mitunter auch mich für ihre Sache zu gewinnen suchten. Darin war als ein Ziel aufgestellt, nach dem Preußen als ein Vorkämpfer Europ.is zu streben hätte, die Zerstückelung Rußlands, der Verlust der Ostseeprovinzen mit Einschluß von Petersburg an Preußen und Schweden, des Gesammtgebietes der Republik Polen in ihrer größten Ausdehnung und die Zersetzung des Ueberrestes durch Theilung zwischen Groß- und Klein-Russen, abgesehen davon, daß fast die Mehrheit der Klein-Russen schon dem Maximalgebiet der Republik Polen gehört hatte. Zur Rechtfertigung dieses Programmes wurde mit Vorliebe die Theorie des Freiherrn von Haxthausen-Abbenburg (‚Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands') benutzt, daß die drei Zonen mit ihren einander ergänzenden Produkten den hundert

Millionen Russen, wenn sie vereinigt blieben, das Uebergewicht über Europa sichern müßten. Aus dieser Theorie wurde die Nothwendigkeit der Pflege des natürlichen Bündnisses mit England entwickelt, mit dunklen Andeutungen, daß England, wenn Preußen ihm mit seiner Armee gegen Rußland diene, die preußische Politik in dem Sinn, den man damals den „gothaer" nannte, fördern würde. Die Frage, ob Palmerston oder ein anderer englischer Minister geneigt sein würde, Arm in Arm mit dem gothaisirenden Liberalismus und mit der Fronde am preußischen Hof Europa zu einem unheilvollen Kampf herauszufordern und englische Interessen auf dem Altar der deutschen Einheitbestrebungen zu opfern, die weitere Frage, ob England dazu ohne anderen kontinentalen Beistand als den einer in koburgische Wege geleiteten preußischen Politik im Stande sein würde: diese Fragen bis ans Ende durchzudenken, fühlte Niemand den Beruf, am Allerwenigsten die Fürsprecher derartiger Experimente. Die Phrase und die Bereitwilligkeit, im Parteiinteresse jede Dummheit hinzunehmen, deckten alle Lücken in dem windigen Bau der damaligen westmächtlichen Hofnebenpolitik. Mit diesen kindlichen Utopien spielten sich die zweifellos klugen Köpfe der Bethmann-Hollwegschen Partei als Staatsmänner auf; (höret!) hielten es für möglich, den Körper von sechzig Millionen Groß-Russen in der europäischen Zukunft als ein caput mortuum zu behandeln, das man nach Belieben mißhandeln könne, ohne daraus einen sicheren Bundesgenossen jedes zukünftigen Feindes von Preußen zu machen und ohne Preußen in jedem französischen Krieg zur Rückendeckung gegen Polen zu nöthigen, da eine Polen befriedigende Auseinandersetzung in den Provinzen Preußen und Posen und selbst noch in Schlesien unmöglich ist, ohne den Bestand Preußens aufzulösen. Diese Politiker hielten sich damals nicht nur für weise, sondern wurden in der liberalen Presse als Weise verehrt." Der nach Juchten und Blut riechende Junker warnt den Prinzen von Preußen vor den „Plänen zur Ausschlachtung Rußlands". Zu dem von der Prinzessin Augusta und von den Bethmännern behutsam Zugerichteten spricht er frei von der Leber: „Jeder siegreiche Krieg gegen Rußland unter unserer nachbarlichen Betheiligung belastet uns nicht nur mit dem dauernden Revanchegefühl Rußlands, sondern zugleich mit einer sehr bedenklichen Aufgabe,

nämlich: die Polnische Frage in einer für Preußen erträglichen Form zu lösen." Die Schätzung russischer Freundschaft sinkt in der Hochmuthszeit Gortschakows und steigt dann wieder bis in die klare Erkenntniß des Werthes, den Rußlands Wohlwollen in den Schicksalsjahren 1813, 1866, 1870 für Preußen hatte. („In diesen drei Kriegen hätten wir ohne Rußlands Beistand und wohlwollende Neutralität unseren Sieg wohl kaum auszunützen vermocht.")

Ukraina.

Friede mit der Ukrainerrepublik: die erste (in Verbreitung zugelassene) Botschaft der Woche klänge Ungewarnten wohl tröstlich, auch wenn die Evangelisten nicht den Satz angeflickt hätten: „Hiermit ist zum ersten Mal in diesem die Welt erschütternden Kriege gelungen, die Grundlagen zur Herstellung des Friedenszustandes zu finden." Gelungen? Noch schwebt das Schicksal dieser Sonderrepublik in dem Luftreich, wo die Gedanken leicht bei einander wohnen; wie wird es da sich gestalten, wo hart im Raume die Dinge sich stoßen? Niemand weiß, ob diese Republik, deren Willensfluß morgen ein kräftiger General deichen, ein Kommunistenaufruhr aus den Ufern treiben kann, lebensfähig sein werde. Ihr Verhältniß zu Großrußland, Nordrußland ist noch in keinem Hauptpunkt geordnet. Die Constituante in Petrograd ist, vor dem Ende ihrer ersten Sitzung, aufgelöst worden, weil sie die Friedensverhandlung der Bolschewiki getadelt und zu ihrem Präsidenten Herrn Tschernow gewählt hatte, den Landwirthschaftminister Kerenskijs und Gegner Lenins. Einen der stärksten Köpfe der gedehmten Sozialrevolutionären Partei, der seit zehn Jahren die Ethisirung des Marxismus, die Einung der von Marx-Engels und der von Mach-Avenarius beherrschten Vorstellungwelten versucht hat. Der Forderer neuer Ethik („dynamischer") für den Einzelnen und die Menschheit würde sich mit dem Sozialethiker Wilson leichter als Herr Trotzkij verständigen. Doch neben dem sittlichen Maximalismus, der, mit Tolstois Zunge, mahnt, der Gewalt nicht zu widerstreben, steht ihm der Minimalismus, der, weil das Ideal erst nach der Durchmessung von Theilstrecken, nicht in wildem Sprung, zu erreichen ist, Gewalt, sogar Totschlag und Terror erlaubt. Durch die Wahl dieses Mannes hatte die zum Beschluß des Reichsgrundgesetzes berufene Versammlung erwiesen,

daß ihre tief überwiegende Mehrheit (244 von 395 Stimmen) sich auf den Leninistenweg nicht bequemen wolle: drum wurde sie von den Männern, die für die besetzten Theile Rußlands und für andere Reiche das ungeschmälert freie Selbstbestimmungrecht der Völker fordern, mit roher Gewalt aufgelöst. Wann dieses Chaos Klarheit gebären wird? Die Straße, die in die (hier oft angekündeten) Vereinigten Staaten von Rußland führt, kann noch sehr lang sein. In diesen Staaten mag die Ukraina, für deren russische Seele Gogols, des Ukrainers, unsterbliche Dichtung durch die Jahrhunderte zeugt, ihre Inneneinrichtung, frei, dem Bedürfniß anpassen. Daß sie ihren Willen von dem Allrußlands, auch nur von dem Großrußlands trennt, ist für die Dauer undenkbar; weils jedem Russenreich unerträglich wäre. Jedes reizbarste Stelle müßte, immer wieder, die Ukraina werden. Und die Verkennung dieser Thatsache hat schon zwischen dem Oesterreich-Ungarn des Grafen Berchtold und dem Zarenreich die Verständigung eben so erschwert wie der Serbenhader. Diplomatischer, rechtlicher, wirthschaftlicher Verkehr mit der werdenden Republik: willkommen. Der Werth und die Haltbarkeit solchen Verkehres wird zu schätzen sein, wenn diese Republik fest geworden ist und sich ins neue Rußland eingeordnet hat. Ukraina, Don, Polen, Litauen, Kurland, Esth-, Liv-, Finland, alle „selbständig", fast alle in ewigem Streit um Gebietsumfang und Grenzen: vor solcher Balkanisirung des uns nächsten Ostens habe ich seit Kriegsausbruch mehr als einmal gewarnt. Sie müßte Europa auf den Gipfel der Unvernunft schleppen und nicht nur der Wirthschaft Deutschlands gefährlich werden. „Einigung über die Grundlagen eines abzuschließenden Vertrages": schön. Für die Grundlagen zur Herstellung des Friedenszustandes ist damit, leider, noch nicht das Allerwinzigste gethan. Und die grelle Illuminirung des billigen Erfolges, dessen Dauerbarkeit sich erst erproben muß, wohl nur dem Wunsch zuzuschreiben, den Massen, gerade jetzt, eine Hoffnung zu wimpeln.

Westevangelium.

Die Hoffnung, die wir aus West aufleuchten sahen, scheint die im Deutschen Reich Mächtigen keine zu dünken. Die Reden der Herren Lloyd George und Wilson sind fast ohne Echo, nach dem ersten Scheltregen, verhallt. Der bedachtsam Gewissenhafte

muß, ruhig und ohne blendendes Vorurtheil, den Wortlaut dieser Reden, den wirklichen, lesen. Der Premierminister Großbritaniens sprach am fünften Januar vor den Vertretern der Gewerkschaften; sprach, über sie hin, zu Freunden und Feinden.

„Nur die gewichtigsten, edelsten, reinsten Gründe können rechtfertigen, daß die unsägliche Selbstvernichtung der Völker fortgesetzt wird. Mit endgiltiger Deutlichkeit müssen wir deshalb nicht nur die Grundsätze, für die wir kämpfen, sondern auch ihre bis ins Einzelne greifbare Anwendung auf die Erdkarte klären. Wir sind in die verhängnißvollste Stunde des furchtbaren Streites gelangt; und vor dem Beschluß der Bedingungen, die den Krieg enden oder, wenn sie abgelehnt werden, verlängern könnten, muß die Regirung sicher sein, daß diese Bedingungen vom Gewissen der Nation gebilligt werden; denn nur diese Stütze kann den Kraftaufwand tragen, der zu gerechtem Abschluß des großen Streites nöthig sein wird. Mit gedoppeltem Eifer habe ich deshalb in diesen Tagen mich bemüht, Gedanken und Standpunkt der Männer zu erforschen, die in unserer Heimath alle Bezirke Oeffentlicher Meinung vertreten. (Des Liberalenführers Asquith, des Viscount Grey, des Iren Redmond, manches Hauptes der Dominions.) Für die Worte, die ich hier wählen werde, ist nur die Regirung verantwortlich. Nach all meinen Gesprächen aber kann ich sagen, daß über das Wesen unserer Kriegsziele und Friedensbedingungen die ganze Nation, zu meiner Freude, einig ist. Ich darf also behaupten, daß die Worte, die ich zu Ihnen sprechen werde und die der Erdkreis hören wird, den Willen der Nation, des britischen Gesammtreiches ausdrücken. Mißverständniß muß weichen. Wofür kämpfen wir? Wir führen nicht einen Angriffskrieg gegen das deutsche Volk. Das ist von seiner Regirung in den Glauben überredet worden, es müsse seine gerechte Sache gegen einen Bund neidischer Nebenbuhler vertheidigen, die Deutschland zertrümmern wollen. Das ist nicht wahr. Niemals plante Britaniens Regirung, die Einheit der deutschen Stämme aufzulösen, ihren Staat, ihre Länder zu zerstücken. Deutschland hat sich in der Welt eine große Stellung erworben, die wir weder bestreiten noch vernichten wollen. Wider unseren Willen, unbereitet zu so gewaltigem Ringen, sind wir gezwungen worden, unser Recht, das öffentliche Recht Europas und feierlich beschworene Vertragspflicht, die

Deutschlands Fuß beim Einbruch in Belgien zertrat, zu vertheidigen. Wir standen vor der Wahl, in den Krieg einzugreifen oder als Zuschauer die Niederlage Europas, den Triumph roher Gewalt über öffentliches Recht und internationale Gerechtigkeit zu sehen. Nur die Erkenntniß dieser ungeheuren Verantwortlichkeit hat den Entschluß des Britenvolkes bestimmt. Wir wollen, daß Deutschland auf den Plan militärischer Erdbeherrschung verzichte und all seine Kräfte den großen Aufgaben weihe, aus denen der Welt Wohlthat werden kann. Eben so wenig kämpfen wir, um Oesterreich-Ungarn zu zerstücken, um dem Osmanenreich die Hauptstadt, thrakisches oder kleinasiatisches Land zu entreißen, die reichen und weithin berühmten Gebiete, deren Volksmehrheit aus Türken besteht. Auch die Verfassung des deutschen Kaiserreiches wollen wir nicht ändern noch umstürzen; militärisch gestützte Selbstherrschaft scheint uns, freilich, im zwanzigsten Jahrhundert zeitwidrig und gefahrvoll. Wenn Deuschland sich eine aufrichtig demokratische Verfassung gäbe, wäre uns diese Thatsache der stärkste Beweis für den Verzicht auf militaristische Herrschsucht; und der Abschluß eines im weitesten Wortsinn demokratischen Friedens mit diesem Reich würde dadurch sehr erleichtert. Doch die Entscheidung dieser Sache steht nur dem deutschen Volk zu.

Im Namen Oesterreichs-Ungarns und seiner Verbündeten hat, am fünfundzwanzigsten Dezember, Graf Czernin in einer bedauerlich unklaren Verkündung gesagt, die Absicht der Centralreiche sei nicht auf die gewaltsame Aneignung der von ihren Truppen besetzten Länder gerichtet; auch nicht darauf, die politische Selbständigkeit der Länder zu vernichten, die sie in der Kriegszeit verloren haben. Nach dem Buchstabensinn dieses Versprechens wäre jedes Trachten nach Gebietseroberung irgendwelcher Art als Wortbruch zu betrachten. Ist damit nun aber gesagt, daß Belgien, Serbien, Montenegro, Rumänien künftig eben so unabhängig, zu Schicksalsgestaltung eben so frei sein werden wie Deutschland oder ein anderer Staat? Oder soll, in Politik und Wirthschaft, diesen Ländern Eingriff und Hemmung zugemuthet werden, die das Selbstachtungbedürfniß unabhängiger Völker nicht dulden kann? Dann gäbe es für unsere Feinde die schrankenlose Unabhängigkeit großer, die eingeschränkte kleiner Nationen. Wir müssen genau wissen, was der Feind zusagen will; denn die Rechtsgleich-

heit für alle Völker, große und kleine, steht vornan in der Reihe der Grundsätze, für die wir Verbündete fechten. Der Gedanke, die Städte, Dörfer, Bürger Belgiens von dem durch den deutschen Rechtsbruch erlittenen Verlust zu entschädigen, wird schroff abgelehnt. Im Uebrigen besteht dieses angebliche Friedensangebot der Centralmächte fast nur aus Weigerungen. Der Vorschlag, unterworfenen Völkern Autonomie zu gewähren, wird zurückgewiesen. Was aus Arabern, Syrern, Armenen werde, hat, heißt es, nur die Hohe Pforte zu bestimmen. Eine vage Andeutung des Minoritätenschutzes, ‚so weit er praktisch durchführbar ist': Das ist Alles, was die Staatsmänner Germaniens an Freiheit zu bieten wagen. Nur an einer Stelle sprechen sie mit vollkommener Klarheit: Deutschlands Anspruch auf die Rückgabe seiner (ungeschmälerten) Kolonien sei unwandelbar. Hier bricht das Selbstbestimmungrecht der Völker (oder, wie wir früher sagten, des Regirens in Eintracht mit den Regirten) zusammen. Auf so schwankem Grund kann das Gebäude haltbaren Friedens nicht ruhen. Die formale Zustimmung zu dem Satz ‚Weder Annexion noch Kriegskostenersatz' und zu dem Gedanken nationalen Selbstbestimmungrechtes kann nicht nützen. Die Centralmächte müssen der Lage, der wichtigsten Thatsachen bewußt werden, ehe wir in Verhandlung eintreten. Weit hinter uns liegen die Tage des Wiener Kongresses. Der Willkür eines Verhändlerhäufleins, das mit Beredsamkeit und Intrigue einem Herrscherhaus oder Volk Vortheil zu erlisten sucht, darf die Zukunft europäischer Civilisation nicht mehr überlassen werden. Die Ordnung des neuen Europa muß auf vernünftige Gerechtigkeit gegründet werden; nur dann ist ihr Dauer verbürgt. Das Regiren in Eintracht mit den Regirten muß drum die Richtschnur für alle Gebietsordnung sein, die aus dem Krieg hervorgeht. Jeder Vertrag muß heilig und jede Nation, wie schwer es ihr auch werde, bereit sein, für ihre Unterschrift einzutreten. Sonst sind Verträge nicht das Papier werth, auf dem sie stehen.

Belgien (Das war und bleibt stets unsere erste Forderung) muß in seinem ganzen Umfang, politisch und wirthschaftlich, wiederhergestellt und von allem tilgbaren Verlust entschädigt werden. Das ist nicht die Forderung eines Tributes, wie Deutschland ihn 1871 von Frankreich erzwang; nicht die Sucht, die Kosten einer Kriegspartei der anderen aufzubürden. Die grobe Verletzung des

öffentlichen Europäerrechtes muß gesühnt und, wo es irgend noch möglich ist, unschädlich gemacht werden: sonst ist auf Frieden nicht zu hoffen. Wiederherstellung schließt Anerkennung des dazu zwingenden Rechtes in sich. Wenn die Mißachtung internationalen Rechtes und der dadurch bewirkte Schade nicht durch Geldstrafe gesühnt wird, kann dieses Recht überhaupt niemals wirksam werden. Auch Serbien und Montenegro, die verheerten Gebiete Frankreichs, Italiens, Rumäniens müssen wiederhergestellt werden; die Zurückziehung aller fremden Truppen und die Entschädigung von rechtwidrig erlittenem Verlust sind die Vorbedingungen jeden haltbaren Friedens. Treu, bis in den Tod treu wollen wir auch zu der französischen Demokratie stehen, wenn sie die Wiedererwägung des großen Unrechtes fordert, das geschah, als 1871 zwei Provinzen aus Frankreichs Flanke gerissen und, ohne einen Blick auf die Wünsche ihrer Bewohner, dem Deutschen Reich einverleibt wurden. Ein Halbjahrhundert lang hat dieses Geschwür den Frieden Europas vergiftet; und ehe es völlig verheilt ist, kann der Erdtheil nicht wieder gesunden. Mit grellerer Deutlichkeit als durch dieses Beispiel kann nicht bewiesen werden, wie schlimm sich der böse Wahnsinn rächt, der die Gunst militärischen Zufallserfolges zu Verletzung internationalen Rechtes mißbraucht. Das Schicksal der von deutschen Truppen besetzten Russengebiete werde ich nicht erörtern. Die russische Politik hat seit der Revolution so oft und so hastig sich gewandelt, daß Niemand voraussehen kann, was dort sein wird, wenn die Stunde zu endgiltiger Berathung des europäischen Friedens schlägt. Rußland hat allen Graus des Krieges auf sich genommen, weil es, dem ererbten Amt des Schützers schwächerer Stammverwandten getreu, Serbiens Freiheit gegen hinterlistigen Anschlag vertheidigen wollte. Dieser ehrenwerthe Opferwille zog auch Frankreich in den Krieg; denn es war verpflichtet, dem Bundesgenossen in dem von ihm nicht gewollten Krieg beizustehen. Frankreichs ritterliche Achtung der Vertragspflicht hatte die Folge, daß Belgien, ohne irgend einen Grund dazu gegeben zu haben, überfallen wurde. Und da Großbritanien diesem kleinen Lande durch Vertrag zu Hilfe verpflichtet war, mußten auch wir in den Krieg schreiten. Die jetzt in Rußland Regirenden haben nun, ohne die Völker, die Rußlands wegen das Schwert zogen, zuvor zu fragen, Sonderverhandlung mit den

gemeinsamen Feinden begonnen. Ich meide jeden Vorwurf und schränke mich in die Aufzählung der Thatsachen, die erweisen, daß Großbritanien nicht für Beschlüsse verantwortlich gemacht werden kann, denen es fern ist und über die seine Meinung nicht erfragt wurde. Wer Preußen und dessen russische Pläne kennt, kann durch keinen Trugschleier über die wirkliche Absicht getäuscht werden. Preußen denkt nicht daran, eine der heute von seinen Truppen besetzten Provinzen und Städte den Russen als freies Eigenthum zurückzugeben. Unter irgendeinem Namen, auf den es nicht ankommt, werden diese Provinzen künftig ein wesentlicher Theil preußischen Besitzes sein; im Interesse preußischer Selbstherrschaft wird Preußens Schwert sie regiren. Was vom Russenvolk übrig bleibt, wird durch klangvolle Wortformeln verführt oder, mit ohnmächtigem Heer, durch angedrohte Kriegsfortsetzung zuerst in wirthschaftliche, dann auch in politische Hörigkeit eingeschüchtert und Deutschland leibeigen werden. Dieser Ausblick betrübt uns, Alle, tief. An der Seite Frankreichs, Italiens und der anderen verbündeten Demokratien will unsere bis ans Ende kämpfen; sie wäre, wie Amerikas, Frankreichs, Italiens, stolz darauf, im Bund mit der jungen Demokratie Rußland zu fechten. Wenn die heute in Rußland Regirenden aber auf eigene Faust, ohne Einverständniß mit den Verbündeten, handeln, haben wir keinerlei Möglichkeit, das ihrem Land unvermeidlich drohende Unheil abzuwenden. Nur die Russen selbst können Rußland retten. Immerhin müssen wir dem Glauben Ausdruck geben, daß ein freies Polen, dem alle dazu willigen echt polnischen Volkstheile einzufügen sind, auch für die Sicherung und die Ruhe Westeuropas nothwendig ist.

Mit dem Präsidenten Wilson stimmen wir darin überein, daß die Zerstückung Oesterreich-Ungarns nicht zu unseren Kriegszielen gehört. Wir empfinden aber, daß nur die redliche Gewähr freier, den Grundsätzen der Demokratie genügender Selbstverwaltung die Völker Oesterreich-Ungarns, die so lange schon danach lechzen, aus den Gefahren der Umtriebe lösen kann, die den allgemeinen Frieden bedrohen. Der selbe Grund spricht für die Befriedigung der Ansprüche Italiens, das alle seinem Stamm und seiner Sprache Zugehörigen in seinem Reich vereint sehen will. Auch der berechtigte Wunsch der Rumänen muß erfüllt werden. Wenn Oesterreich-Ungarn sich diesen Bedingungen fügt, kann

seine Kraft zu Wahrung von Frieden und Freiheit in Europa mitwirken; braucht es nicht mehr das schädliche Werkzeug preußischer Militärautokratie zu sein, die ihren finsteren Plänen alle Kräfte und Mittel der Bundesgenossen dienstbar macht. In anderen Erdtheilen bleiben die selben Grundsätze giltig. Wo die Volksmehrheit türkisch ist, mag das Osmanenreich fortbestehen und, wenn die Meerengen, die das Schwarze und das Mittelländische Meer verbinden, internationalisirt sind, seine Hauptstadt behalten. Arabien, Armenien, Mesopotamien, Syrien, Palästina dürfen die Anerkennung ihres nationalen Sonderlebens fordern. Ohne erörtern zu wollen, in welche Form diese Sonderheit für jedes dieser Völker zu bringen wäre, sage ich nur: Die Rückgabe dieser Länder an ihre früheren Herren ist undenkbar. Ueber die deutschen Kolonien hat, wie ich oft gesagt habe, die Konferenz zu verfügen, deren Beschlüsse im Wesentlichen von den Wünschen und Interessen der Ureinwohner zu bestimmen sein werden. Sie wird auch für die Entschädigung von rechtwidrig erlittenem Verlust zu sorgen haben; und unserer Seemannschaft gedenken müssen, die für die gemeinsame Sache der Freiheit so viel that und duldete.

In den Vorschlägen der Centralmächte ist eine höchst bedauerliche Lücke. Wir müssen wünschen, müssen sogar fordern, daß die nach Kriegsschluß zu stiftende Ordnung nicht den Keim neuen Krieges enthalte. Die Gebietsfragen und alle anderen mögen noch so weise beantwortet werden: Stoff zu internationalem Streit bliebe noch immer. Nach dem Krieg wird die Wirthschaftlage sehr unbequem sein. Ueberall wird es, nach dem ungeheuren Kraftaufwand, an Rohstoffen fehlen. Je länger der Krieg, desto größer diese Noth; und die Länder, die Rohstoffe hervorbringen, werden, natürlich, zuerst für sich und für ihre Freunde sorgen. Auch wird die neue Ordnung nicht die Umstände überdauern, denen sie angepaßt wird. Und so lange neuer Völkerstreit noch möglich ist, müssen alle Völker sich dazu rüsten. Die drückende Rüstungbürde, der Wehrpflichtzwang, die wahnwitzige Vergeudung von Kraft und Vermögen an Kriegsbereitung: so häßlicher Flecke muß unsere Civilisation sich schämen. Deshalb muß, nach unserer Ueberzeugung, alles Erdenkliche zur Schaffung eines internationalen Organismus versucht werden, der Völkerstreit schlichtet.

Dem also, der uns fragt, wofür wir kämpfen, antworten wir

heute, wie so oft schon: Für gerechten und dauernden Frieden. Ehe dieser Friede in Sicht kommt, müssen, wie uns scheint, drei Bedingungen erfüllt sein. Erste: Anerkennung der Heiligkeit jedes Vertrages. Zweite: Die Grundlage der Gebietsordnung muß überall das Selbstbestimmungrecht der Völker, die Eintracht von Regirern und Regirten sein. Dritte: Ein internationaler Organismus, der die Rüstunglast und die Kriegsmöglichkeit mindert, muß geschaffen werden. Unter diesen Bedingungen wird das Britische Reich Frieden schließen. Um die Annahme dieser Bedingungen zu sichern, sind die Völker dieses Reiches zu noch größerem Opfer bereit, als sie bis heute schon brachten."

Aus der Botschaft, die, am achten Januar, Präsident Wilson an den Kongreß richtete, müssen die wichtigsten Sätze angeführt werden. „Wieder haben, wie schon mehrfach, die Wortführer der Centralreiche den Wunsch ausgesprochen, den Gegenstand des Krieges und die Möglichkeiten allgemeinen Friedensschlusses zu erörtern. Alle in den Krieg gezogenen Mächte werden zu der Prüfung aufgerufen, ob die Verhandlungen, deren Schauplatz Brest-Litowsk ist, in eine allgemeine Konferenz über Frieden und Neuordnung ausgedehnt werden könne. Rußlands Vertreter haben die Grundsätze, die, nach ihrer Meinung, haltbaren Frieden ermöglichen, in unzweideutige Worte gefaßt und, bis ins Einzelne klar, die Anwendung dieser Grundsätze auf alle zu beantwortenden Fragen vorgezeichnet. Nicht so deutlich waren die Vorschläge der Centralmächte; sie schienen aber einer Deutung in dem Sinn freier Entwickelung zugänglich, bis ihnen das Programm greifbarer Einzelbedingungen folgte. Das bot nicht das kleinste Zugeständniß, weder für das Hoheitrecht Rußlands noch für die anderen Völker, um deren Schicksal der Streit geht, sondern zeigte nur den Entschluß, jedes Landstück, jede Provinz und Stadt, jeden Stützpunkt, alles von den Truppen der Centralreiche besetzte Gebiet zu dauernder Mehrung der Territorialmacht dieser Reiche nutzbar zu machen. Vernunft zwingt uns in den Glauben, daß die ersten, noch nicht ins Einzelne gehenden Vorschläge aus dem Geist der etwas liberaleren Staatsmänner kamen, die, in Deutschland und Oesterreich, die wahre Kraft, das Wollen und Sehnen ihrer Völker zu fühlen beginnen; daß der Ursprung der Einzelbedingungen aber in den Köpfen der Armeeführer zu suchen ist, die kein ande-

res Ziel kennen als das von der Losung bezeichnete: ‚Behalten, was man hat'. Da Rußlands Vertreter aufrichtig und ernst bei der Sache waren, konnten sie Vorschläge, die auf Eroberung und Gewaltherrschaft abzielten, gar nicht erst in Erwägung ziehen. Der Zwischenfall, der zu Abbruch führte, ist bedeutsam, aber auch geeignet zu Wirrung des Urtheils. Mit wem verhandelt denn Rußland? Sprechen die Wortführer der Centralreiche im Namen der Parlamentsmehrheiten oder in dem der militaristisch-imperialistischen Minderheit, die sich die Herrschaft über den ganzen Bereich der Politik, auch der von ihnen in den Krieg gezerrten Türkei und Bulgariens, angemaßt hat? Die Russen handelten weise und durchaus im Geist moderner Demokratie, als sie für die Verhandlung mit den teutonischen und türkischen Staatsmännern offene Thüren forderten; die Welt sollte hören, was dort gesprochen werde. Wem aber haben wir nun gelauscht? Denen, die sich an den Beschluß des Deutschen Reichstages vom neunzehnten Juli 1917 halten, oder Denen, die auf Eroberung und Unterjochung ausgehen? Horchte unser Ohr vielleicht auf beide Gruppen, deren Meinungen noch mitten in hoffnungslosem Streit sind? Ungeheurer Ernst wohnt in diesen Fragen: denn an der Antwort hängt der Friede der Welt. Doch wie immer in Brest-Litowsk die Verhandlung enden und welchen Schluß man daraus ziehen möge: die Sprecher der Centralreiche haben uns ihre Kriegsziele angedeutet und ihre Gegner aufgefordert, nun auch ihre Ziele deutlich zu zeigen und zu sagen, welche Neuordnung sie als gerecht und befriedigend hinnehmen würden. Wir haben nicht den allergeringsten Grund, dieser Aufforderung nicht mit rückhaltloser Offenheit zu folgen. Wir sprechen nicht zum ersten Mal. Oft genug haben wir, nicht in allgemeiner Redensart, sondern mit bündiger Klarheit, der Welt die Meinungen und Absichten ausgesprochen, denen der Friedensschluß genügen muß. In der vorigen Woche erst hat Herr Lloyd George mit bewundernswerthem Geist und Freimuth für Volk und Regirung Britaniens gesprochen. Die Gegner der Centralreiche sind nicht durch irgendeinen Meinungzwiespalt geschieden; sie sind einig und bis ins Einzelne in Klarheit über ihre Grundsätze. Geheimnißkrämerei, Mangel an Aufrichtigkeit und genauer Angabe des Zieles ist nur auf der Seite Deutschlands und seiner Genossen sichtbar. Und doch entscheiden

diese Erklärungen über Leben und Tod. Kein Staatsmann, in dem auch nur das geringste Bewußtsein der Verantwortlichkeit lebt, könnte für eines Augenblickes Dauer die fürchterliche Vergeudung von Blut und Gut verlängern, wenn er nicht gewiß wäre, daß solches Lebensopfer für das wahre Leben der Menschengesellschaft unentbehrlich ist und von seinem Volk als eben so unvermeidliche Gerechtigkeitpflicht empfunden wird. Und nun ertönt noch eine Stimme, die nach genauer Angabe der Grundsätze und Vorschläge verlangt: und ihr Klang ist noch schriller, packt uns noch tiefer als der all der rührenden Stimmen, von denen die aufgestörten Lüfte der Welt widerhallen. Ich meine die Stimme des Russenvolkes. Das scheint in hilfloser Ohnmacht vor der grimmigen, von Milde und Mitleid fernen Gewalt Deutschlands hingesunken. Die Kraft Rußlands ist gebrochen; seine Seele aber will sich nicht ins Joch fügen, will in Grundsatz und Handeln sich selbst treu bleiben. Seine Auffassung von Recht und Menschlichkeit hat es mit weitsichtiger Aufrichtigkeit, mit edlem Verständniß für das Menschheitsehnen verkündet und dadurch den Dank jedes Menschheitfreundes erworben. Um den Preis seiner Ideale und seiner Anderen gelobten Treue will es nicht gerettet sein. Die Stimme dieses Volkes sucht unser Ohr: wir sollen sagen, was wir wollen, ob und worin unser Wollen von seinem abweicht: und ich bin überzeugt, daß unser Volk von mir rückhalt'os offene Antwort erwartet. Ob die russischen Machthaber von heute dran glauben oder nicht: unser Herzenswunsch und unsere Hoffnung ist, irgendeine Möglichkeit zu finden, die uns erlaubt, dem russischen Volk zur Erfüllung seiner Wünsche nach Freiheit und Friedensordnung zu helfen. Wir wünschen und fordern, daß vom Beginn der Friedenserörterung an volle Offenheit und Oeffentlichkeit herrsche und fortan Geheimabkommen irgendwelcher Art nicht mehr geduldet werde. Wie die Zeit des Eroberns und der Gebietsdehnung, so liegt auch die geheimer Verträge hinter uns; solche Verträge, die einzelnen Regirungen Sondervortheil sichern sollten, konnten plötzlich, wider alles Erwarten, den Erdfrieden gefährden. Daß diese Zeit entschwunden ist, muß, als eine beglückende Thatsache, jedem öffentlich wirkenden Mann klar geworden sein, der nicht im Gedankenkreis abgestorbener Tage lebt. Jede Nation darf fortan jede mit der Gerechtigkeit und dem Erdfrieden vereinbare Absicht offen

ankünden und sich stets zu den Zielen bekennen, die ihrem Streben nothwendig und mit Menschheitrecht vereinbar scheinen.

Wir sind in den Krieg eingetreten, weil das Recht verletzt, unser eigenes Leben dadurch schmerzhaft berührt worden war und unerträglich geworden wäre, wenn das Unrecht nicht gesühnt, die Welt nicht vor Rückfall gesichert würde. Wir erwarten und verlangen von diesem Krieg nicht irgendwelchen Sondervortheil. Wir verlangen nur: Weltordnung, die das freie Leben der Völker schirmt und jedem Volk, nicht nur unserem, das Recht verbürgt, sein Leben nach ungehemmtem Ermessen einzurichten, jedem das gerechte Wohlwollen der anderen sichert, jedes vor eigennützigem Angriff und Ueberwältigung schützt. Dahin müssen alle Völker streben; dahin weist aller Interesse. Uns wenigstens ist durchaus klar, daß wir gerechter Behandlung nur sicher sein dürfen, wenn sie allen Völkern gesichert ist. Unser Programm fordert Weltfrieden; und kein anderes dünkt uns heute noch möglich.

1. Alle Friedenserörterung muß öffentlich, jeder Friedensvertrag öffentlich nachprüfbar sein; internationale Geheimabkommen soll es nicht mehr geben und die Diplomatie ihr Geschäft vor Aller Auge treiben. 2. Ungeschmälerte Freiheit der Seeschiffahrt (außer in Territorialgewässern) in Friedens- und Kriegszeit; gesperrt ist ihr nur die See, die durch internationalen Beschluß, zu Sicherung internationaler Uebereinkunft, Allen verschlossen ist. 3. Fall aller entbehrlichen Wirthschaftschranken; Gleichheit der Handelsbedingungen für alle Völker, die Frieden wollen und zu seiner Wahrung bereit sind. 4. Bürgschaft für gleiche Minderung der Wehrmacht bis auf den niedrigsten Rüstungstand, der die innere Ordnung der Staaten sichert. 5. Aufrichtige und vollkommen unparteiische Schlichtung allen Streites um Kolonien; als unerschütterliche Grundlage aller Entscheidung über Hoheitrechte das Bewußtsein, daß die Rechte der Ureinwohner das selbe Gewicht haben wie die der Regirung, deren Souverainetät abgegrenzt werden soll. 6. Räumung des Rußland gehörigen Landes; allen Rußland berührenden Fragen ist die Antwort zu suchen, die diesem Reich Unabhängigkeit, freie Entwickelung und Wahl seiner nationalen Einrichtung, freie und gedeihliche Gemeinschaftarbeit mit den anderen Völkern der Erde sichert. Rußland muß freundlicher Aufnahme in die Gesellschaft der freien Völker gewiß sein,

selbst sich die Gesetze geben, die es wünscht, und stets Beistand finden, wenn es ihn ersehnt. Die Behandlung, die im Lauf der nächsten Monate dem Russenvolk von den Brudervölkern gewährt wird, muß den guten Willen dieser Völker und ihr selbstloses Verständniß für Rußlands Nöthe erweisen: und damit eine Probe für das später von ihnen zu Erwartende sein. 7. Der ganze Erdball ist in der Ueberzeugung einig, daß Belgien geräumt, wiederhergestellt werden und in seinen souverainen Rechten so unangetastet bleiben muß wie jedes freie Volk, das sich solcher Rechte erfreut. Keine andere Einzelhandlung vermag so viel wie diese zur Erneuung des Völkervertrauens auf die Haltbarkeit der Gesetze, die nach dem Willen der Völker den internationalen Verkehr regeln sollen. Alles Völkerrecht wäre ohne solche Heilwirkung für immer entkräftet. 8. Frankreichs Land muß frei und dessen verheerter Theil wiederaufgebaut werden. Damit, im Interesse aller Völker, der Friede gesichert sei, muß das Unrecht, das Preußen 1871 hat, als es den Franzosen Elsaß-Lothringen nahm, und das fast ein Halbjahrhundert lang diesen Frieden gefährdete, in Ordnung gebracht werden. 9. Die deutlich erkennbare Linie des nationalen Besitzstandes muß Italiens Grenzen bestimmen. 10. Oesterreich-Ungarn, dem wir in der Nationengesellschaft einen geschützten Platz sichern wollen, muß, so schnell, wie es irgend kann, seinen Völkern die Gewißheit freier Entwickelung verbürgen. 11. Räumung und Wiederherstellung Rumäniens, Serbiens, Montenegros. Serbien erhält freien und sicheren Ausgang ins Meer. In freundlicher Aussprache sollen, auf dem festen Boden historischer Ueberlieferung, die Balkanstaaten sich über Verwandtschaft und Nationalbedürfniß verständigen; allen ist der Gebietsstand, die politische und wirthschaftliche Unabhängigkeit international zu verbürgen. Auch zu dieser Verständigung soll der Rath der Nationen mitwirken. 12. Sicherung der Osmanensouverainetät über alle türkischen Reichstheile; aber auch Sicherung des selbständigen Lebens und ganz unbelästigter Entwickelung für die nichttürkischen Völker, die bisher unter Osmanenherrschaft standen. Allen Schiffen und dem Handel aller Völker sind, unter internationaler Bürgschaft, die Dardanellen stets offen. 13. Das freie Polenreich muß alle von unbestreitbarer Polenmehrheit bewohnten Gebiete umfassen, freien Ausgang ins Meer haben und durch internatio-

nale Bürgschaft in seinem Landbesitzstand und seiner Wirthschaftfreiheit geschützt sein. 14. Ein Völkerbund muß, in klaren Vertragsvorschriften, großen und kleinen Völkern unantastbaren Besitzstand und politische Freiheit durch Gemeinbürgschaft sichern.

Im Hinblick auf diese wesentlichen Versuche zu Unrechtsführung und Rechtssicherung fühlen wir uns als schüchterne Gefährten aller gegen die Imperialisten vereinten Völker und Regirungen. Sonderinteressen können uns nicht spalten, verschiedene Meinungen über die Ziele uns nicht trennen. Bis ans Ende sind wir geeint; und werden kämpfen, bis die Abkommen und Verträge erlangt sind, die uns nothwendig scheinen. Nur, weil wir die Herrschaft des Rechtes und einen haltbaren Frieden wollen und weil gerechter Friede unerreichbar ist, wenn nicht die Hauptursachen des Krieges auf dem von unserem Programm vorgezeichneten Weg fortgeräumt werden. Wir hegen keine Eifersucht auf Deutschlands Größe; und durch unser Programm würde sie nicht verkleinert. Wir neiden ihm weder wissenschaftliche Erfolge und Ehren noch irgendein Unternehmen, das seinem Namen Klang und Glanz erwarb. Wir wollen es nicht kränken noch seine Macht, seinen Einfluß da schmälern, wo sie berechtigt sind. Will es sich durch gerechte Verträge uns und anderen friedlichen Völkern zu aufrichtiger Achtung der Gesetze und nationalen Anstandspflichten gesellen, so denken wir nicht daran, es mit der Waffe oder mit feindsäliger Wirthschaftvereinbarung zu bekämpfen. Wir wünschen nur, daß es auf seinem Platz in der Welt, in der neuen Welt unserer Tage, anderen Völkern gleiches Recht gewähre. Fern ist uns das Erdreisten, ihm Umsturz oder Umbildung seiner Inneneinrichtung aufzuzwingen. Offen aber müssen wir aussprechen: Vorbedingniß jeder vernünftigen Friedenserörterung ist Klarheit darüber, ob hinter seinen Wortführern die Reichstagsmehrheit steht, ob die Militärpartei und die Schaar, in der noch die Hoffnung auf Weltbeherrschung lebt. Ich habe nun wohl so unzweideutig klar gesprochen, daß für Zweifel und Frage nicht der winzigste Raum mehr bleibt. Das ganze Programm, das ich verkündete, rankt sich um den einen Grundsatz: Allen Völkern, starken und schwachen, allen Stämmen, großen und kleinen, gleiches Recht, in gesicherter Freiheit so zu leben, wie ihnen beliebt. Der Bau internationalen Rechtes kann weder ganz noch in irgendeinem Theil

ſtandhaft dauern, wenn dieſer Grundſatz nicht ſein Fundament iſt. Das Volk der Vereinigten Staaten kann ſein Leben nicht anderem Grundſatz anpaſſen und iſt, ihn zu vertheidigen und zu allgemeiner Geltung zu bringen, zum Opfer ſeiner Habe, zum vollen Einſatz von Ehre und Leben bereit. In dieſem gewaltigſten, in dieſem letzten Krieg für die Freiheit des Menſchengeſchlechtes iſt der Gipfelpunkt ſittlichen Empfindens erklommen. Unſere Kraft, unſer reiner Wille, die Lauterkeit unſerer Hingebung und ihres Zweckes muß nun die Probe beſtehen. Wir ſind in Bereitſchaft."

Beide Programme, die an keiner irgendwie weſentlichen Stelle von einander abweichen, haben in viel breiteren Kreiſen als je zuvor die Ankündung einer Friedensmöglichkeit Beifall gefunden. Nicht nur im Gebiet engliſcher Sprache, wo von Lansdowne bis zu Henderſon, von Carſon bis zu Redmond, von Bryan bis zu Rooſevelt Alles ſich um das von den regirenden Vertrauensmännern der Nationen himmelwärts gehobene Banner ſchaart, und in den paar noch neutralen Ländern. In allen Lagern der dem Deutſchen Reich von 1914 feindlichen Mächte. Die wichtigſten Stimmungzeichen findet man heute in „L'Humanité", dem Hauptblatt franzöſiſcher Sozialiſten, das faſt immer zugleich den Gedanken aller weſtlichen Arbeiterverbände ausſpricht. Da wurden die Reden der zwei Demokraten wie Erlöſung begrüßt. „Warum ſprechen die Centralreiche nicht eben ſo offen? Warum bringt ſelbſt der Wunſch, die Bolſchewiki in den Schein guten Willens zu locken, ſie nicht über unklare, mühſam die Drohung verſchleiernde Formeln hinaus? Weil die berliner Regirung ihre ‚Kriegsziele' nicht, ohne das Weltgewiſſen zu empören, verkünden noch ſie, ohne ſich in den Augen des Volkes ſelbſt zu verdammen, aufgeben kann. Dieſes Volk glaubt noch immer, daß es zu ſeiner Vertheidigung kämpft, daß die Gegner das Deutſche Reich vernichten, ihm die ſchwer errungene Einheit rauben wollen. Pflicht und Intereſſe gebieten uns, dieſen Wahn zu zerſtören. Abermals haben deshalb die Verbündeten geſagt, daß ſie nur für Recht und Gerechtigkeit kämpfen und das Daſein Deutſchlands nicht bedrohen. Deſſen Platz im Völkerbund wird nur ſo lange leer ſein, wie Deutſchland ſelbſt will; es kann ihn beſetzen, ſobald es ſich dazu bereitet hat. Aus unſerem Lager iſt aller Imperialismus, iſt der Geiſt der Eroberung und des Wirthſchaftdruckes nun verbannt. Das muß auf Deutſchlands Oeffentliche Meinung tiefen Eindruck machen, wenn

sie die Aufrichtigkeit unseres Wollens erkannt hat. Nach einundvierzig Monaten der Trauer, des Elends ist rückhaltlose Rede und der Muth zu Beschlüssen nöthig, die man, früh oder spät, doch fassen muß, um in Frieden zu gelangen. In der Antwort auf die Fragenliste des skandinavo-holländischen Ausschusses hat Frankreichs Sozialistenpartei gesagt, wie sie die Zukunft Elsaß-Lothringens gestaltet sehen will. Das Selbstbestimmungrecht der Völker muß für alle streitigen Fälle, nicht nur für einen, gesichert und unter die Obhut des Obersten Schiedsgerichtshofes gestellt werden, der die Macht haben muß, alle Versuche zu Knebelung oder Korruption vor, alle Versuche zu Rache nach der Volksabstimmung wirksam zu ahnden. Nicht als eine Gebietsfrage: als eine Frage des Rechtes steht, vor der Internationale wie vor den kämpfenden Völkern, die elsaß-lothringische. ‚Kein Dauerfriede, ehe die in Europa unterdrückten Volkstheile das Selbstbestimmungrecht haben und ehe zwischen Frankreich und Elsaß-Lothringen, im Namen unverjährbaren Rechtes, wieder das Band fest geknüpft ist, das von roher Gewalt, trotz Bebels und Liebknechts Widerspruch, 1871 zerschnitten wurde. Ist das Recht wiederhergestellt, dann wird weise Voraussicht unserer Republik empfehlen, Elsaß-Lothringen noch einmal zu fragen, ob es, wie seine Vertreter der Nationalversammlung in Bordeaux gelobten, unserer Volksgemeinschaft angehören wolle.' Da Deutschland uns den Krieg erklärt, also den Friedensstand aufgehoben, den frankfurter Vertrag gebrochen hat, ist auch das Abkommen nichtig, das, obwohl es nur von Gewalt erwirkt war, Frankreich vierundvierzig Jahre lang nicht zu brechen versucht hat. Heute darf es, auf Gesetzesboden, sprechen: Mit dem frankfurter Vertrag sind auch dessen verpflichtende Wirkungen hinfällig. Darf man uns etwa sagen, Frankreich habe selbst Elsaß-Lothringen als eine Frucht des Eroberkrieges eingesteckt und das damals überwältigte Deutschland dürfe das 1871 wiedererlangte Eigenthum auch jetzt behalten? Aus freiem Willen sind, 1790, in der Zeit der Revolution, die zwei Provinzen dem Gründungakt des Franzosenbundes beigetreten. Wenn wir, vor der Welt, laut die Wiederherstellung unserer nationalen Einheit fordern, so berufen wir uns nicht auf geschichtliches oder dynastisches Eroberrecht, sondern auf den oft ausgesprochenen Willen der Elsaß-Lothringer. Weil sie ihre Freiheit nicht um den Preis von Millionen Leichen erkaufen wollten, waren vor dem Krieg die So-

zialisten Elsaß-Lothringens bereit, sich mit republikanischer Selbstverwaltung im Schoß des Deutschen Reiches zu begnügen. Heute fordern Frankreichs Sozialisten, trotz der Unantastbarkeit unseres Rechtsanspruches, daß dem Volk Elsaß-Lothringens die Gelegenheit zu freier Abstimmung gegeben werde. Wir wollen der civilisirten Menschheit die Wiederkehr eines Gemetzels ersparen, dessen Blutstrom die Erde schändet; wollen, daß die Rechtsmacht des Völkerbundes dem anarchischen Zustand des Völkerneides folge, der den Krieg gebar. Wilson denkt, wie Jaurès gedacht hat, als er, in seinem Werk ‚L'armée nouvelle', voraussagte, das auf Absolutismus und Militarismus gestützte Deutschland werde, wenn es sich in den Kampf gegen klares Recht und reine Gerechtigkeit wage, eine der Niederlagen erleiden, deren Folge in nur auf Gewalt beruhenden Reichen die Revolution sein muß. Nie sind wirksamere Worte als Wilsons gesprochen worden. Sie müssen die Gewissensnoth mehren, deren Wachsthum wir im Lager der Gegner eben so spüren wie die Häufung der durch das Kriegselend geschaffenen Lebenshemmnisse. Alle Hauptfragen neuer Weltordnung werden von unserer Sozialdemokratischen Partei in Einklang mit der amerikanischen Demokratie beantwortet."

Ein Sprung nach rechts. Im „Figaro" sagt Herr Joseph Reinach: „England, das nichts für sich fordert, hat sich selbst dadurch geehrt, daß es beiden Parteien feste Rechtsgrenzen zeigt. Wird Deutschland noch länger behaupten, daß wir trachten, es politisch und wirthschaftlich zu vernichten? Herbergt es eine Mehrheit, auch nur eine Minderheit Stocktauber? Wir müssen warten. Eine Schlacht ist, militärisch und diplomatisch, der Zusammenstoß zweier Willensströme. Wir wollen Frieden, der auf Recht ruht. Steift Deutschland sich halsstarrig auf Frieden, den das Unrecht erzwingen soll? Das mag es selbst sagen!" Herr Gustave Hervé, heute der Liebling der Front und des Hinterlandes, in „La Victoire": „Bis ins Innerste wird, auf der ganzen Erde, Wilsons Botschaft alle Menschen, die guten Willens sind, bewegen. Washingtons und Lincolns würdiger Erbe sprach, als säße er schon dem Völkerbund vor, für dessen Stiftung noch Millionen leiden und sterben, als präsidire er, in parteiloser Gerechtigkeit, schon dem internationalen Gerichtshof, dessen Aufgabe sein wird, Krieg zu hindern und die Völker zu versöhnen. Seine Rede wird, neben unserer Verkündung der Menschenrechte, eine unsterbliche Urkunde der

Menschheit bleiben. In allen Einzelbedingungen ist er mit Lloyd George einig. Aus seiner Rede weht der Athem heiterer Hoheit, überströmender Güte; und aus gütigem Brudergefühl spricht er auch zu dem revolutionären Rußland und zum deutschen Volk. Unsere ‚Realisten', die den Werth des Unwägbaren, der sittlichen Mächte niemals richtig ermessen, mögen vor diesem Plan zu organisirtem Erdfrieden die Achseln nicht allzu schnell heben. Uns Verbündeten ist Wilsons Rede ein neuer Sieg an der Marne." Staatssekretär Balfour in Edinburgh: „Nirgends kommt in Wilsons Rede die Selbstsucht, schäbiger Nationaldünkel zu Wort. Edle Sittlichkeit, ehrliche Freiheitliebe, vornehmes Mitgefühl mit Leid und Streit aller Völker, großer und kleiner: aus jedem Wort des Präsidenten klingt dieser Ton uns ins Ohr. Warum wird, trotz furchtbarer Finanzkrisis, trotz der Lebensgefahr, die auf den Weltmärkten der deutschen Industrie droht, Deutschlands Jugend noch weiter in die Metzelwerkstatt geworfen? Damit der Fehler von 1871 nicht getilgt, Belgien nicht befreit und wiederaufgebaut, Italiens und Polens Einung gehindert werde; damit in Mesopotamien, Arabien, Jerusalem wieder die Türken, in Griechenland die Leute, die es verriethen, herrschen, Rumänien, Serbien, Montenegro nicht in Freiheit ihr nationales Leben so ausgestalten, wie es, nach ihrer Ueberzeugung, für die Sache europäischer Civilisation förderlich würde. Um an diese Ziele zu gelangen, ist Deutschland, nach eigenem Geständniß, entschlossen, noch länger die Welt tief in Trauer zu tauchen. Uns hat nicht Selbstsucht in den Krieg gedrängt und nicht ein Ziel der Selbsucht lockt uns, auf jede Gefahr den Kampf bis ans Ende fortzuführen. Wir kämpfen gegen die ‚Realpolitik' getaufte Brutalitätherrschaft, in deren Rechnung nur die rohe Kraft zählt und nach deren Wunsch alle Neuordnung der Erde in Ewigkeit nur von Gewalt bestimmt werden darf." Zurück nach links. Die Ausschüsse aller starken britischen Arbeiterverbände haben sich zu der Erklärung vereint: „Die große Gewissenskraft und der Weitblick des Herrn Wilson zeigen sich besonders deutlich in der Thatsache, daß er für die künftige Friedensverhandlung uneingeschränkte Oeffentlichkeit fordert und Geheimabkommen irgendwelcher Art nicht mehr zulassen will. Herzlich freuen wir uns auch seiner Sympathie mit Rußlands Streben in ungeschmälerte Freiheit. Die russische Demokratie darf gewiß sein, daß wir, daß alle Bundesgenossen ihren

Kampf für Frieden und Freiheit mitkämpfen und aufrichtig wünschen, ihr alle nützlichen Früchte der Revolution erhalten zu sehen. Den Begriff ‚Freiheit der Meere' hat Herr Wilson so offen und weitherzig erklärt, daß wir auch dafür ihm Dank schulden. Die Centralreiche, die auf die Freiheit der Meere so hohes Werthgewicht legen, müssen, wenn sie wirklich nicht neue Angriffspläne schmieden, mit dieser Erklärung eben so zufrieden sein wie wir, denen keine andere Begriffsdeutung die Sicherheit unseres Inselreiches in Kriegszeit so fest zu verbürgen scheint. Das Programm des Herrn Wilson stimmt in allen Hauptpunkten mit dem der britischen Arbeiter überein; und die kleinen Abweichungen brauchen wir nicht ausführlich zu erörtern." Aus den fünfundzwanzig wider Deutschland verbündeten Staaten wären tausend Stimmen ähnlichen Klanges hörbar zu machen. Besonders gewichtig ist die der Iren, an deren Britengroll sich bei bei uns manche Hoffnung geheftet hatte. Herr Redmond, der Führer der Nationalistenpartei, hat laut zugestimmt; und das American-Irish Constitutional Liberty Comittee hat ihm, mit einer ersten Spende (einer Viertelmillion Mark) an die Partei, übers Meer die Mahnung geschickt, der Sache Amerikas und seiner Genossen unter allen Umständen treu zu bleiben. „Wer jetzt einen der Verbündeten stört oder schwächt, stört und schwächt jeden und alle. Ist feindseliges Handeln gegen England heute etwa Hilfe für Amerika und Frankreich? In jedem Iren, der dem Britenreich Schwierigkeit bereitet, müssen wir einen Hinderer des Krieges sehen, der den Vereinigten Staaten aufgezwungen wurde. In Amerika fänden Sie nicht einen echten, redlichen Iren, der nicht hinter dem Präsidenten steht und für dessen Politik eintritt; nicht einen einzigen. Die Männer aus Irenblut schaaren sich, alle, froh um Amerikas Fahne, die vielen Tausenden ihrer Brüder den Schutz der Freiheit gewährt hat. Kann ihnen, in Irland, ein Ire in den Rücken fallen? Der Gedanke ist unausdenkbar. In dem Weltkampf zwischen Recht und Unrecht, Freiheit und Knechtschaft, Demokratie und Autokratie konnte und kann Irland vor der Wahl seiner Stellung nicht zaudern. Erniedert es sich in Politik, die unseren Feinden, den Feinden Amerikas nützt, dann erwirbt es Haß und Hohn aus dem Lager der Freiheitfreunde."

Wien-Berlin.

Vor der Erwägung der Antwort, die dem in fünf Erdtheilen bejubelten, nicht nur von Feinden Deutschlands gepriesenen Frie-

densprogramm und Umordnungplan gebührt, muß das Verhältniß des Deutschen Reiches zu seinen Kriegsgenossen betrachtet werden. Zunächst ist der Weg von Persönlichem, Allzupersönlichem zu säubern. Am sechzehnten Februar stand in dem wiener „Fremdenblatt", das als Organ des Oesterreich und Ungarn gemeinsamen Auswärtigen Amtes gilt, ein Artikel, der dem Staatssekretär Von Kühlmann das Vertrauen der Völker und Regirungen Oesterreich-Ungarns aussprach und von dem Gedanken, auf den Platz dieses Herrn den Fürsten Bülow zu setzen, derb heraus sagte, er sei dem Wollen beider Reichshälften durchaus zuwider. „Wir mischen uns nicht in die Angelegenheiten anderer, wenn auch noch so eng befreundeter Staaten, weil wir selbst ausländischen Einspruch in unsere inneren Angelegenheiten nicht zulassen wollen. Dies ist aber keine ausschließlich deutsche Angelegenheit: denn die beiden Monarchien sind verbunden wie die siamesischen Zwillinge und der erste Friedensunterhändler Deutschlands hat auch die allergrößte Bedeutung für Oesterreich-Ungarn. Dessen Vertrauen hat Fürst Bülow nicht." Die Begründung, der Hinweis auf des Fürsten Botschafterbetrieb in Rom, ist heute nicht mehr, noch nicht wieder sehr wichtig. Ob Italiens Rüstung zu spät fertig wurde, ob Ueberredner künste des Fürsten, wie dessen Sippe behauptet, es hinhielten, bis die ihm günstigste Stunde verzaubert war, wird, wenn wir je wieder im Zustand würdiger Freiheit leben, leicht festzustellen sein. Das „Ausbieten austro-ungarischen Gebietes an die italische Regirung" geschah, wie die rügenden Wiener wissen, in steter Eintracht mit allen berliner Instanzen, Kaiser, Kanzler, Reichstag; und schleuderte weder Herrn von Bethmann noch den parlamentarischen Weihbischof des Fürsten aus dem Vertrauen der Monarchie. Deren Geschäftsführer haben unserem letzten Römerbotschafter besonders dick angekreidet, daß er in Handeln und Reden gegen die bequeme Legende zeugte, Italien habe tückisch, ohne den schmalsten Grund, den Bündnißvertrag gebrochen. Die gescheiten Wiener müßten sich eigentlich sagen, daß nach der Offenbarung Giolittis, dem Dokument San Giulianos, nach Monate währender Verhandlung über Italiens Entschädigungrecht diese Legende in sich zerfallen mußte. Habe ich einem Staat, trotz verpflichtendem Bündniß, das Neutralenrecht zuerkannt, so ist damit zugleich ausgesprochen, daß er in diesem Fall zu Mitkampf

(wie für jeden Abwehrkrieg) nicht verpflichtet war; habe ich ihm als Preis des Verharrens in Neutralität Landstücke, große oder kleine, angeboten, so ist damit sein Recht zu anderem Handeln (zu mir feindlichem, das ich ihm abkaufen wollte) anerkannt. Ganz aufrichtig war der wiener Offiziosus nicht. Daß er den Angriff auf eigene Faust gewagt, nicht gewußt habe, welche berliner Großmacht ihm den heiklen Dienst danken werde, glauben nur Kinder. Nur böse Narren, daß Herr von Kühlmann, der, in selbstgewollter Klemme, aller Großmacht, leider unähnlich ist, den (ihm höchst schädlichen) Artikel erwirkt habe. Der wäre aufrichtig gewesen, wenn er gesagt hätte: „Fürst Bülow darf auf Oesterreich-Ungarns Vertrauen nicht rechnen, weil er das aller Militaristen, Kriegausbeuter, Maulannektirer, Amokläufer, aller von Kriegsprofit Gemästeten und von ihrer Mast Preßknechte Löhnenden erworben hat.“ An Oesterreich-Ungarns Recht zu solcher Rede kann, da sichs um seine ernsteste Lebensfrage handelt, trotz hundert Rüpelantworten nicht gezweifelt werden. Auf dem stillen Weg der Diplomatie hat es seine Meinung mehr als einmal ausgesprochen; mußte sie auch öffentlich aussprechen, weil von Mond zu Mond die Mächlerei widriger und gefährlicher wird. Deshalb fühle ich mich verpflichtet, rückhaltlos darüber zu reden. In den ersten Kriegsjahren schien mir die Rückkehr des Fürsten Bülow ins Kanzleramt nützlich. Nicht, weil ich seine Politik (Panzerflotte und Bagdadbahn, Tanger und Algesiras, Islam und England), die mancher heute grausig nachwirkenden Hauptfehler schuldig ist, freundlicher als zuvor beurtheilte. Niemals. Aber er war in den Wehenstunden des Krieges (dem er, sicher, auszubiegen vermocht hätte nicht in der Wochenstube gewesen, würde nicht stets, wie Raskolnikow an den Ort der That, in das Klagelied von Ueberfall zurücktaumeln, nicht, um sich zu entlasten, Andere schmähen; ist, ohne Schöpfergeist und Vision, klug, gebildet, wendig, kennt das europäische Diplomatenpersonal, weiß einer Verhandlung Atmosphäre zu geben und hat eine behutsame Hand; vielleicht auch Mancherlei zugelernt, seit er nicht mehr zu den Regirern gehört. (Dazu gehören, dem Reich zu Unheil, all diese betitelten, besternten Herren von den Referendarstagen an: und ahnen drum nicht, wie das Volk lebt, das sie bezahlt und die Reichskräfte zeugt. Daß er aus Pfründnersvorrecht immer wieder in Lebensnothwendigkeit, Kampf ums Dasein, neue Auslese zwingt, ist nicht der unbeträcht-

lichste Nutzen des Parlamentarismus.) Kein Nachfolger hatte und hat die Intelligenz, die flinke Auffassung, die Diplomatenbeweglichkeit des Fürsten Bülow; und das Bedenken, daß ihm draußen fast Keiner traut, hätte er, mit solchen Gaben, vielleicht entkräftet. In einer Zeit, die Experimente mit Unerprobten verbot, schien er zur Liquidation des Krieges tauglich. Das war. Heute ist er, für die Aemter des Kanzlers, des Verhandlungführers oder, nach „patriotischem Opfer", des Staatssekretärs im Auswärtigen Amt, der Kandidat aller Militaristen und der ideell oder materiell ihnen Verbündeten. Er hat, durch ein üppig gedrucktes Buch, die Ueberzeugung verbreitet, das Deutsche Reich müsse sich fremdes Land, Westeuropäerland gar eingliedern („wenigstens Briey und Longwy", sagen jetzt seine Freunde). Für ihn fuchtelt, lärmt, zappelt ein bunter Troß, in dem Unwissenden, durch Erwerbszufall oder Verlegergunst kenntnißlos in die Politik Verschlagenen und Lanzknechten sich Leute gesellen, die allerlei Gründe hätten, die grelle Beleuchtung ihres Werdens und Wollens zu scheuen, die morgen unvermeidlich werden kann. Für ihn eifern Prächtige, die, als er im Kanzleramt blühte, ihn einen Seiltänzer schalten, der, hofften sie, bald den Hals brechen werde. Nach seinem Rücktritt schrieb er in den Hamburgischen Korrespondenten: „Die Konservative Partei hat dem Centrum Handlangerdienst geleistet, Wasser auf die Mühlen der sozialdemokratischen Agitation geleitet, mit den Interessen der Monarchie und des Landes ein frivoles Spiel getrieben." Schlimmeres noch über Fraktion und Führer; deren Mann, Hoffnung, Hort ist er heute. Favorit der Schwertträger, die ihn Jahre lang als schlappen Lächler und Schaumschläger verschrien. Und, dennoch, vornan auf der Liste einzelner Sozialistenhäupter, die ringsum ausplaudern, wie vernünftig, wie modern er zu ihnen gesprochen habe. „Erweist Das nicht, Alles, seine Geschicklichkeit?" Sicher; doch eine, der morgen nichts mehr gelingen kann. Die Welt ist anders geworden. Die Leitgedanken der von mindestens vier Fünfteln der Menschheit ersehnten Umordnung (Abrüstung, Entmilitarisirung des Staatsgeistes, Völkerbund mit vollzugsfähigem Schiedsgericht, allgemeiner Verzicht auf den starren, jede Volksminderheit knebelnden Begriff der Staatshoheit, Internationalisirung der Rechtspflicht und des Aufsichtrechtes), diese Gedanken, ohne deren Verwirklichung haltbare Ordnung nicht wird, werden kann und darf, würde Fürst Bülow nicht in

frommer Zärtlichkeit umfangen. Soll er, der den Polen die Schmach des Enteignungsgesetzes aufzwang, ihnen morgen in die amtlich verheißene Reichsauferstehung helfen? Mit Herrn Trotzkij oder dessen Erben verhandeln, die er, als „Schnorrer und Hausirer", dem jedem Kitzel feilen Gelächter des Reichstages auslieferte? Mit den in Amerika, England, Frankreich herrschenden Ethospolitikern und Vernunftsozialisten, die seine Sprache kaum verstünden, seine Künste und Mittel wie unheimlichen Spuk anstaunen müßten? Er hat seinen Standpunkt gewählt: im Knäuel Derer, die für Verwesendes kämpfen; weil sie unwissend sind, trotz allem Laffengeschnodder von „westlicher oder östlicher Orientirung" doch Geschichte und Möglichkeit, Bedürfniß und Seele der Menschheit, der eigenen Volkheit nicht kennen oder lustig weiter säckeln, weiter behaglich sich in Privilegium lümmeln wollen. Dämmert oder leuchtet ihm anderes Ziel: er kann im Herrenhaus oder beim Festmahl reden, an den Kaiser oder Kanzler, ins Große Hauptquartier oder in die Presse schreiben; sauber sich von dem Troß und dessen (possirlichen) Wunschzetteln scheiden. Thut ers nicht, so ist er Allen, die Wiedervermählung des Deutschengeistes mit der Menschheit wollen, ein Feind. Der Rath seiner Erfahrung müßte in vielen Einzelfällen gehört werden. Aber ich kenne nicht einen politisch denkenden Menschen, der glaubt, an sichtbarer Stelle könne, in völlig gewandelter Welt, Fürst Bülow noch nützlich wirken. Er glaubts, vielleicht, selbst nicht; und der Gierdrang, die Schüssel, deren Dampf sein feines Näschen riecht, auszulöffeln, ist dem an Ehren Ueberreichen nicht zuzutrauen. Wäre der Kluge diesmal klug genug, nicht klug zu sein? Für das Amt des Schicksalsgestalters sich einer Zeit anzubieten, deren Sehnen nie seins ward? Ich wills nicht glauben. Da das Rüdengelärm aber das Reichsgeschäft schädigt und, wenn es fortwährt, in schmerzhaft ernste Auseinandersetzung führen muß, sollte der Fürst zu seinen Leuten sprechen: „Stellet den Betrieb, endlich, ein. Schleppet mir nicht länger Menschen ins Haus, die ich mit duftigen Wortgewind ankeiten soll. Ohne Euren täppischen Uebereifer wäre ich Kanzler geworden, als ich dem Reich noch nützen konnte. Vorbei. Nutzlos war schon der Sturz des guten Bethmann; ists heute denn besser? Mit dem kindischen Gerede, der Chef des Civilkabinets, der auf selbständigen Willen redlich immer verzichtet hat, habe meinen Wiederaufstieg gehindert, macht Ihr mich vor Jedem, der mir die

Begünstigung so albernen Gefasels zutraut, lächerlich. Genug. Ich will nicht mit den Locktröpfchen einer Huldin besprengt sein, die mit jedem Vermöglichen schäkert. Euer Mühen, das, versteht sich, ganz selbstlos war, schätze ich nach Gebühr; und bleibe Euch dankbar. Jetzt aber gehts um den höchsten Einsatz. Lasset mich aus dem Spiel. Und, bitte, schimpfet die Oesterreicher nicht länger."

Auch dieser letzte Rath ist nothwendig; wird von drängendem Reichsinteresse gefordert. Seit Graf Czernin zum ersten Mal sagen ließ, daß er in Gemeinschaft mit dem Fürsten Bülow, dem Wollensgenossen des von Censorengnade in der Rolle des Volksheros erhaltenen Herrn von Tirpitz, nicht arbeiten könnte, hört das Gewühl gegen Oesterreich-Ungarn nicht auf. Dessen alte Kultur sträubt sich gegen unhöfliches, heftiger noch gegen unedles Wesen; wird niemals vergessen, wie oft ihm die Retterthaten unseres, die Mängel seines Heeres protzig ins Sichtfeld gerückt wurden; und Schreibflegeln bald antworten: „Wir waren, wie alle Akten erweisen, mit den Russen fast einig, als Ihr ihnen das Ultimatum, dann die Kriegserklärung schicktet, der unsere sechs Tage später folgte; und wir mußten ihr Heer, weil Eures die Marnetage erlebte, viel länger allein aufhalten, als voraussehbar und abgemacht war." Deutschlands Mannschaft, Strategie, Industrie hat für den Genossen Großes gethan; und die militärische, unpolitische Kriegsführung hat ihn, nur ihn und Bulgarien, von jeder Feindesgefahr befreit. Alle Feinde Oesterreich-Ungarns (die von uns nicht das winzigste Streitstoffhäufchen trennte) sind geschlagen (nicht etwa „vernichtet"); von keinem Feinde Deutschlands kanns der gewissenhaft Ernste behaupten. In so dornigem Strebensspalt müssen Anstand und Klugheit sich in den Rath einen, das Gefühl des mannichfach umworbenen Nachbars zu schonen; nicht seine empfindlichste Hautstelle mit Scheuerborsten wundzukratzen. Die Rüpelei eifernder Miethlinge, die bresters Rede des Generalmajors Hoffmann (für die nicht der in seinem Fach rühmlich bewährte Apolitiker, sondern der Kanzler haftbar zu machen ist), das Welken der Hoffnung auf nahen Frieden mit Rußland hat die darbende Arbeiterschaft Oesterreich-Ungarns schon in den Beschluß des Massenstrike geärgert. Fünf oder sechs Tage lang standen alle Räder still. Keine Straßenbahn fuhr, keine Zeitung erschien, keine Granate wurde gedreht; weder Elektrolicht noch Theater. Im Reichsrath sprach Herr Dr. Victor

Adler, der alte Sozialistenführer: „Wer glaubt, in dem Ton, in der Art von Brest-Litowsk Frieden machen zu können, unterschätzt Rußland und beurtheilt die ganze Weltlage falsch. Unser Volk will nicht schweigend zusehen, wenn ein paar Herren das Schicksal der Friedensverhandlung, vielleicht gegen den Willen unserer Unterhändler, aufs Spiel setzen.“ Herr Dr. Zenker: „Die Einfügung der russischen Ostseeprovinzen in Preußen ist nicht ein Kriegsziel unseres Bürgerthumes; nicht einen halben Tag länger will es dafür kämpfen, daß Riga deutsch werde.“ Herr Dr. Ellenbogen: „Graf Czernin muß erfahren, daß die Situation längere Friedensverzögerung nicht erträgt.“ Noch Unsanfteres wurde gehört. Graf Czernin selbst ließ den Satz drucken: „Ich bürge und hafte dafür, daß auf unserer Seite der Friede nicht an Eroberungsabsicht scheitert.“ Die Arbeiter, denen das Bürgergefühl inniger als je zuvor in Oesterreich und Ungarn sich gesellte und deren Organisation über Nacht in Großmachtrang wuchs, haben alles wesentliche Begehren durchgesetzt. Oesterreich-Ungarn will weder Annexion noch Tribut, will Abrüstung und Völkerschiedsgericht, ist zu Gewähr nationaler Selbstverwaltung bereit und entschlossen, in Polen über Zugehörigkeit und Ordnung des werdenden Staates im Licht heller Freiheit abstimmen zu lassen: verzichtet also auf die Zusage des austro-magyarisch-polnischen Trialismus und wird nicht zürnen, wenn die Polen, uns zu kaum noch erhofftem Segen, sich dem russischen Staatenbund einknüpfen. Von wiener und pester Sowjets soll man nicht schwatzen; die Vorgänge aber recht ernst nehmen. Der ins Vertrauen der wiener Regirung zugelassene Vertreter des Berliner Tageblattes durfte schreiben: „Ein Niederkämpfen der Bewegung kommt, aus Gründen, die hier nicht erörtert werden sollen, kaum in Frage.“ Zu einem sozialdemokratischen Zeitungsmann sprach der Generalstabschef: „Auch im Heer denkt Niemand an Eroberung und Annexion; wir verstehen die Massenstimmung und wollen, wie sie, schnellen Friedensschluß.“ Der Knorr ertrage den Knubben: sonst splittert der Einmuth (Wir brauchen ihn.)

Das war, Alles, leicht vorauszusehen. In der ersten Woche war in Brest-Litowsk der Friede zu erlangen, wenn den Joffe und Genossen offen gesagt wurde: „Nicht das Russenvolk haben wir bekämpft und geschlagen; reden zu Euch deshalb nicht in Siegerston, fordern nichts, werden so schnell, wie Ihrs ermöglicht, Euer Land räumen und, wenn eins der dort heimischen Völker in

völlig freier Abstimmung den Wunsch kündet, sich unserer Sphäre zu nähern, mit Euch berathen, wie er erfüllt werden könne. Wir wollen ehrlich versuchen, in Eintracht zu leben; bürgen dafür, daß die hier entbehrlichen Truppen zum Aufbau unserer Wirthschaft, nicht zu Kampf gegen die Euch noch Verbündeten, genützt werden; und rechnen auf Eure Kraft und Bereitschaft, das Lebensrecht, die Sicherheit und das Gewerbe aller auf Eurer Erde wohnenden Menschen deutschen Stammes zu wahren." Daß Herr Trotzkij selbst an den Bug reisen werde, um die weiße Kapitulantenfahne zu hissen, konnte nur Einfalt wähnen. Daß die geforderte „Ausscheidung von Polen, Litauen, Kurland, Theilen von Esthland und Livland aus dem russischen Reichsverband", die Forderung, Rußland solle sich als Europäermacht selbst morden, jeden haltbaren Friedensschluß hindern müsse, wurde am fünften Januar hier deutlich gesagt. Jetzt? Die Macht der Bolschewiki, denen, trotz schroffer Abkehr von den Westmächten, leidlicher Friede nicht gelang, bröckelt; weder sie noch gar ihre Folger werden die deutsche (doch fürs Deutsche Reich bis in Lebensgefahr verderbliche) Dezemberbasis betreten. Der Ukrainerdelegation bestreiten sie das Recht, im Namen der vom charkower Centralausschuß geleiteten Volksrepublik zu reden, zu handeln, mit den feindlichen Imperialisten Geheimverträge zu schließen. Und die „zum ersten Mal gefundene Grundlage zur Herstellung des Friedenszustandes"? Dieser Wortlaut, lesen wir, „war nicht zur Veröffentlichung bestimmt"; sagte, was Wahrhaftigkeit zu sagen verbot. Vom Montag bis Dinstag: Illumination. Dann nur noch: „Begründete Hoffnung, über die Grundlagen eines abzuschließenden Friedensvertrages Einigung zu erzielen." Mit Kiew (Rada) oder mit Charkow (Centralausschuß), vielleicht auch mit der Don-Republik des Generals Kaledin? Mußte Wolffs höchst offiziöses Telegraphenbureau erst aus Wien hören, was war und ist? Nimmt die Engleingeduld des Reichstages auch diese Fopperei hin? Er kann ohne Mühensaufwand erkunden, ob in der Türkei und in Bulgarien die Stimmung anders ist als in Oesterreich-Ungarn.

Septuagesima.

Am dritten Sonntag vor der Fastendämmerung werden auf den Kanzeln aus dem Ersten Brief des Apostels Paulus an die Korinther die Sätze verlesen: „Wisset Ihr nicht, daß in der Renn-

bahn zwar Alle laufen, doch nur Einer den Preis erlangt? Laufet so, daß Ihr ihn erlanget! Wer sich zu Wettkampf übt, enthält sich allem Schädlichen. Diese kasteien sich, um eine vergängliche, wir uns, um eine unvergängliche, also schönere Krone zu erwerben. Nicht Ungewissem laufe ich nach, mein Kampf ist nicht Luftgefuchtel und ich hüte mich, selbst als Sünder verworfen zu werden, nachdem ich Anderen gepredigt habe." Danach wohl, aus dem Buch des Matthaeus, das Gleichniß von dem Himmelreich und dem Weinbergsbesitzer, der alle vor seinem Auge Müßigen in Arbeit dingt, jeden mit einem Zehner löhnt und der Frage, warum langer Arbeit nicht mehr Lohn als kurzer werde, antwortet: „Nimm, was Dir, nach der Abrede, gebührt, und blicke nicht scheel, weil ich gütig bin. Dir wird daraus nicht Unrecht. Darf ich nicht mit dem Meinen schalten, wie mir beliebt? Die Ersten werden die Letzten, die Letzten die Ersten sein; denn Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt." Welche sind auserwählt? Hoch über die in Einklang vermählten Stimmen des Jüngers und des Apostels schwingt sich die Heilandsmahnung: „Nicht, wie die Fürsten der Erde, durch Gewalt sollt Ihr herrschen. Wer unter Euch groß sein will, diene der Gesammtheit; wer der Erste heißen will, sei Allen der letzte Knecht. Auch des Menschen Sohn kam nicht, sich umdienern zu lassen: kam, hier zu dienen und durch Lebenshingabe eine dichte Schaar zu erlösen." Laufen wir Ungewissem nach, heischen die vergängliche, früh erblindende Krone und peitschen mit der Waffe unverwundbare Luft? Fester noch als vor acht Tagen steht nun der Glaube: Menschheitfriede ist möglich; zwischen den Willenshängen der zwei kämpfenden Gruppen die Kluft nicht mehr so breit, daß nur neue Leichenhäufung sie füllen könnte. Sie muß sich aber ins Unüberblickbare breiten, wenn, wieder, in den Umordnungvorschlägen nur das unhold Klingende laut betont und zu Ablehnung genützt wird. Daß Verträge heilig seien, Rüstunglast und Kriegsmöglichkeit gemindert, den Völkern die Selbstbestimmung ihres Rechtsstandes anvertraut werde, wollen auch wir. Seit Kants Tagen ruhen diese Gedanken im Kleinodienschrein deutschen Geistes. Den schreckt auch nicht, wie irgendeinen aufgeflatterten Tropf, die Vorstellung internationaler Aufsicht. Wir wären nicht nur (nach dem blanken Wort Kroechers und Trotzkijs) Objekte, sondern auch Subjekte dieser Aufsicht: hätten unter einem Mond uns von der Polenbeschwerde zu reinigen, unter einem an-

deren die Klage der Iren gegen England, der Vlamen gegen Belgien, der Spaniersprossen gegen die Vereinigten Staaten zu beurtheilen. Da wir in jedem Fall mitrichten und für die Vollstreckung des Spruches mitverantwortlich werden, lacht Vernunft des Geschreies über Fremdeneindrang und Knebelversuch. Was allen Anderen Recht ist, kann es, muß es auch uns sein; und der Wahn, alle Anderen seien, als tückische Schurken, des Richteramtes nicht würdig, nur wir lichte Engel, wäre die Ausgeburt tobsüchtigen Dünkels. Sind wir im Kreis dieser Anderen nicht, rascher als je eine Nation, so groß, stark, mächtig geworden, daß wir gar nicht auszubrüllen brauchten, nur würdiger Friede sei uns annehmbar? Ueber die Frechheit des Fremdeinspruches in ihren Kram haben auch Eltern und Arbeitgeber gezetert: und müssen jetzt dem Fürsorgeamt, Gewerkschaftausschuß, Fabrikinspektor, Standesgericht Rede stehen; selbst der Winzer des Evangeliengleichnisses dürfte das Gesinde nicht mehr nach Willkür löhnen. Denn das Kind gilt nicht mehr als den Eltern, der Froner nicht als dem Löhner hörig; und ein Volk oder Volkstheil nicht dem König, einer Regirung noch Mehrheit. Ohne Wärme zeugende Bewegung müßte die Welt erstarren, vereisen. Hoheitrecht beugt sich unter Volkheitrecht; der Sozialisirung folgt Internationalisirung, der Verkündung der Menschenrechte die der Menschheitpflichten. Die drei Grundbedingungen des Britischen sind die des Deutschen Reiches. Das erstrebt überall duldsam gerechte Einordnung in den Menschheitzweck; will niemals und nirgends an der Krücke des Unrechtes sich vorwärts drängen; braucht und wünscht nicht Bürger, die nur rauher Zwang ihm erhielte. Scheint, was 1871 geschah, dem verfeinten Gefühl heute Unrecht, das wieder erwogen, in Ordnung gebracht werden muß: jede der Ehre erträgliche Verständigungmöglichkeit werde von einem Häuflein frei erwählter Vertreter der Volksmasse in bedächtig geschwinder Zwiesprache geprüft. Unter den vierzehn Wünschen Amerikas sind nur zwei von Deutschland (dessen Genossen selbst für sich sprechen werden) unerfüllbare; wer Gerechtigkeit ersehnt, darf ihm, nach der Leistung seines zu Schöpfung, Erhaltung, Zerstörung gewaffneten Volkes, nicht Erdzerstückung, Landverlust in Ost und West ansinnen. Doch darum länger noch Menschheitkrieg und schwellende Sintfluth? Groß ist und auserwählt, wer, fern aller Herrschsucht, großem Zweck froh dienstbar ward Und nur von seinem Haupt leuchtet die unvergängliche Krone

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 2. Februar 1918.

Der Nebel fällt.

Herr Clemenceau, den der Erste Gehilfe unseres Auswärtigen Ministers, des Kanzlers, vor ein paar Wochen einen Diktator schalt, hat öffentlich, von Amtes wegen, einen Censor getadelt, der einen Zeitungartikel unterdrückt hatte. „Dazu war nicht der geringste Anlaß. Der Artikel enthielt keine schädliche Andeutung eines militärischen oder diplomatischen Vorganges, die allein doch den Eingriff der Censur rechtfertigen kann, sondern nur die vielfach übliche Schmähung des Herrn Clemenceau. Und das Recht, der Regirung kränkende Worte zu sagen, muß unantastbar bleiben." In der selben Woche ließ der Kanzler des Deutschen Reiches den Antrag abweisen, er solle, auf eingezäuntem Feld, in letzter Instanz für das Handeln der Militärcensur verantwortlich sein. „Unantastbar sei und bleibe der Pickel auf Germanias Haube." Dieser Brauch gilt nur in dem Land noch, zu dessen Bauer und Bürger einst Luther sprach: „Daß Zwei und Fünf gleich Sieben sind, mag Deine Vernunft fassen; wenn aber die Obrigkeit sagt, Zwei und Fünf sind Acht, so mußt Dus glauben wider Dein Wissen und Fühlen." Solche Verknechtung predigte der als Gewissensbefreier Gepriesene: und wurde, da er das alte Schisma, den von Rom gewollten Spalt des Herrschaftrechtes, schloß und den Inhabern weltlicher auch die geistliche Gewalt gab, der Hauptschuldige an der Entstehung des neuen, in Fürsten und Behörden ver-

körperten Absolutismus, dessen Sonderform nur protestantisches Festland noch kennt. Wo der Fürst, als von Gottes Gnade dem Land und der Kirche, dem Willen und der Vorstellung, irdischem und überirdischem Trachten vorgesetzter Herr, den Glauben fordert und findet, daß er in den Schrein seines Schädels alle Weisheit und alle Rechte gespeichert habe, da „verleiht" er, wie Titel und Orden, auch Weisheit und Recht nur den Vollstreckern seines Wollens: die deshalb, bis auf die unterste Stufe hinab, von Weihglanz umleuchtet, nur ihrem Herrn verantwortlich, hartem Tadelswort Anderer unerreichbar sind und für Fehl öffentlich niemals gestraft werden dürfen. Wer von Gott oder von dem an Gottes Statt thronenden Fürsten ein Amt empfing, darf des dazu verliehenen Verstandes in der Zeit amtlichen Waltens nicht verlustig erklärt, kann wegen Ungehorsams, nicht wegen Unzulänglichkeit weggeschickt werden. Ward er auf grobem Fehl ertappt, so wird er krank oder geht erst, wenn, nach einer Weile, der Grund des Rücktrittes nur noch vermuthbar ist. Weil der Beamte als ein Theil des Theiles geschont, vor schroffer Kritik behütet werden soll, der anfangs Alles war und der heute noch, als zu Ernennung und Entlassung aller Beamten, zu Kriegserklärung und Friedensschluß allein Befugter, das Schicksal des Volkes bestimmt. Das Bürgerthum hat sich als zu Wandlung dieses Zustandes unfähig, unwillig erwiesen. Darum ist das Parlament, dem es die Mehrheit stellt, im Wesentlichen machtlos und in die Rolle offenbachischer Polizeimannschaft geschränkt, der Verhängniß wird, daß sie immer zu spät kommt. Darum giebt dieses Parlament jeder Thorheit ihren Rednersegen; steht dann rathlos, hilflos vor den Folgen und stöhnt oder kreischt über die böse Erbärmlichkeit der Menschenwelt. Darum fühlte der Hauptausschuß des Deutschen Reichstages sich von Schauerwind angeweht, als, am vierundzwanzigsten Januar, der Abgeordnete Scheidemann dem Kanzler zurief: „Wenn Sie sich vom Einfluß der Hetzer nicht lossagen können, dann gehen Sie lieber!" Selbst dieser Führer der von sozialistischen Demokraten Erwählten klammert die Mahnung, nicht an dieser Stelle nur, in Bedingniß. Selbst er strafft sich nicht in den Entschluß, gerade und klar heraus zu sagen: „Was Sie heute, in einer Stunde ernstester Entscheidung, uns, den Freunden, der Menschheit hier vorgetragen haben, schädigt das Ansehen und das Geschäft des Reiches

so schlimm, daß Ueberzeugung uns fortan jede Arbeitgemeinschaft mit Ihnen verbietet." Drei Tage danach pfaucht Jeder, der das Gerede erwähnt. Wird von tiefer Massenverstimmung geflüstert; und gefragt, ob es gelohnt habe, das auf den Namen Sancti Michaelis getaufte Nationalunglück auf Reichskosten zu bestatten, wenn die Führung so klug bleiben sollte wie zuvor. „So gut hätte Ders auch gemacht." Zu spät. Immer; seit dreißig Jahren.

Zunächst: Hauptausschuß. Dessen Aufgabe ist, den Stoff für die Plenarsitzungen vorzubereiten. Wie lange darf man wagen, ihn uns als Reichstag-Ersatz anzubieten? Die Verhandlung des Reichstages muß öffentlich, vom Ohr des Zuhörers, vom Auge des Stenogrammlesers nachprüfbar sein. Meldet sich einmal, dreimal in jedem Kriegsjahr die Nothwendigkeit, das Eingeweide des Reichsgeschäftes zu blößen: gut; dann soll das Hohe Haus Geheimsitzung (comité secret, wie mans in Frankreich nennt) beschließen und, wenns sein muß, acht Tage lang die letzten Dinge, auch Militaria und noch Heikleres, mit dem äußersten Freimuth erörtern; nicht eine Silbe aus den Mauern lassen. Jetzt? In der Zeitung lesen wir Berichte, die alles Wichtige aus den Reden wiederzugeben scheinen, das Wichtigste aber, ohne Andeutung einer Lücke, verschweigen. Stenographirte Berichte sind draußen nicht zu haben. Was, auf den Antrag irgendeines strebsam Bethulichen, für „vertraulich" erklärt worden ist, kommt nicht in die Zeitung. Aber die Antwort, mit ders ein zum Bundesrath Bevollmächtigter wegzubürsten, auszuplätten trachtet. Sprecher der Verbündeten Regirungen, Vertreter hoher Obrigkeit: wer wagt, so Erlauchten ein Wort zu streichen? „Was der Herr Abgeordnete über rigaer Vorgänge erzählte, war mir ganz neu; ich habe nie davon gehört; werde aber, natürlich, der Sache nachgehen." Was hat denn der Herr Abgeordnete erzählt? Nichts für Euren beschränkten Verstand, Unterthane. Wir erfahrens nicht. Lesen auch nicht, daß der ahnungslosen Excellenz gesagt worden sei: „Gehen Sie, bitte, sogleich nach. In zwei Stunden, wahrscheinlich viel schneller, kann alles Nöthige festgestellt sein. An dieser Sache hängt ein Stück des Reichsrufes. Wir warten. Verhandeln aber nicht weiter, ehe uns unzweideutige Klarheit wird." Nein. Wenn der Februar sich dem Ende zuneigt, sehen wir einander ja wieder; vielleicht war bis dahin Zeit, der Sache nachzugehen; sicher, „das

Mißverständniß aufzuklären." Der Pfiffige, dessen Hirn diese neue Entwerthung des Parlamentes ersann, verdient eine Prämie. Ueber den größten Gegenstand aller Reichsgeschichte wird „in beschränkter Oeffentlichkeit" verhandelt. Der einzige Ort, wo heute noch möglich wäre, offen dem Volk zu sagen, was ist, wird gesperrt, wenn ein grauer Schlingel, den die Sehnsucht nach „Beziehungen" juckt, gesprochen hat: „Das, meine Herren, betrachten wir wohl als vertraulich." Und Leute, die solchen Mißbrauch mitmachen, reden von Parlamentarismus. Artikel 22 der Reichsverfassung schreibt vor: „Die Verhandlungen des Reichstages sind öffentlich." Die Geschäftsordnung weist den Ausschüssen bestimmte Aufgaben zu und verpflichtet sie zu Berichterstattung an das Plenum.

Was hat der allein verantwortliche Beamte dem Hauptausschuß, der Volksmasse, die den Abfluß der Sintfluth ersehnt, gesagt?

„Meine Herren, als ich zum letzten Mal die Ehre hatte, vor Ihrem Ausschuß zu sprechen (es war am dritten Januar), standen wir, so schien es, vor einem in Brest-Litowsk eingetretenen Zwischenfall. Ich habe damals die Meinung ausgesprochen, daß wir die Erledigung dieses Zwischenfalles in aller Ruhe abwarten sollten. Die Thatsachen haben Dem Recht gegeben. Die russische Delegation ist wieder in Brest-Litowsk eingetroffen. Die Verhandlungen sind wieder aufgenommen und fortgesetzt worden. Sie gehen langsam weiter und sind außerordentlich schwierig. Auf die näheren Umstände, die diese Schwierigkeiten bedingen, habe ich schon das vorige Mal hingewiesen. Manchmal konnte in der That der Zweifel entstehen, ob es der russischen Delegation ernst sei mit den Friedensverhandlungen, und allerhand Funksprüche, die durch die Welt gehen, mit höchst seltsamem Inhalt, könnten diesen Zweifel bestärken. Trotzdem halte ich an der Hoffnung fest, daß wir auch mit der russischen Delegation in Brest-Litowsk demnächst zu einem guten Abschluß gelangen werden."

Der Rath, „die Erledigung des Zwischenfalles in aller Ruhe abzuwarten", war billig; kein anderer denkbar. Die Rede vom dritten Januar, die unsere „Machtstellung" betonte, bot Herrn Trotzkij die erwünschte Gelegenheit zu einer Antwort, deren stacheligste Theile in feindlichen und neutralen Blättern zu finden waren. Als die russische Delegation nach Brest-Litowsk zurückgekehrt war, erlangte sie die Aufhebung des barschen Verbotes, in die Verhältnisse der besetzten Gebiete dreinzureden. Die Hoffnung auf einen „guten Abschluß" mit der Bolschewiki-Regirung ist haltbar, wenn das geforderte und zugesagte Selbstbestimmungrecht jedes Volkes

ernst genommen und nicht etwa versucht wird, die Stimme winziger Minderheit in den Ausdruck dieses Rechtes aufzublasen. Noch hat keins der Völker durch ein irgendwie befugtes Organ gesprochen; keins kann frei sprechen, so lange Kriegsnothwendigkeit in seinem Landstück die Herrschaft fremder Truppen erzwingt. Die Leninisten rechnen darauf, daß aus freiem Willen jedes für die Einfügung in die Vereinigten Staaten von Rußland stimmen werde. Was bisher zu Ausdruck kam, waren die vom Wohlwollen der Fremdherrschaft gestützten sechs Prozent der Einwohner; vierundneunzig haben noch nicht gesprochen. Guter (also: Dauer verheißender) Abschluß mit Rußland, mit dem Reich, das dem Lenins und seiner Rothen Garde so wenig gleichen wird, wie Bonapartes Frankreich dem Marats und der henriotischen Knüppelgarde glich, ist nur möglich, wenn nicht der widerpolitische, dem deutschen Interesse schädliche Plan gedeiht, die westlichen Randländer vom Leib dieses Reiches zu lösen, das dann nur noch als asiatische Macht hinkümmern könnte.

„Günstiger stehen unsere Verhandlungen mit den Vertretern der Ukraine. Auch hier sind noch Schwierigkeiten zu überwinden, aber die Aussichten sind günstig. Wir hoffen, demnächst mit der Ukraine zu Abschlüssen zu kommen, die in beiderseitigem Interesse gelegen und nach der wirthschaftlichen Seite vortheilhaft sein würden."

Das Recht der kiewer Rada, mit deren Delegation unsere in Brest-Litowsk verhandelt hat, die Ukrainerrepublik (deren Grenzen noch nicht einmal bestimmt sind) zu vertreten, wird in ihrer Heimath und von der petrograder Regirung laut geleugnet. Wie lange sie sich in Kiew (auf das, als auf sein Rom, Rußland nie verzichten wird) halten kann, weiß Niemand. Da der den Kiewern feindliche charkower Ausschuß jetzt Vertreter an den Bug gesandt hat, kann die Verhandlung noch einmal anfangen. Ukraina, Polen, Litauen, Kurland, Esth-, Liv-, Finland, unten Donstaat und Kaukasus, oben Großrußland, dem auch noch Abspaltung droht: kann Wachen Vernunft rathen, in einen Zustand hinzustreben, durch den, auf unserer Ostflanke, der Balkan überbalkant würde?

„Ein Ergebniß, meine Herren, war bereits am vierten Januar, abends um zehn Uhr, zu verzeichnen. Wie Ihnen bekannt ist, hatten die russischen Delegirten zu Ende Dezember den Vorschlag gemacht, eine Einladung an sämmtliche Kriegstheilnehmer ergehen zu lassen, sie sollten sich an den Verhandlungen betheiligen, und als Grundlage

hatten die russischen Delegirten gewisse Vorschläge sehr allgemein gehaltener Art unterbreitet. Wir haben uns damals auf den Vorschlag, die Kriegstheilnehmer zu den Verhandlungen einzuladen, eingelassen, unter der Bedingung jedoch, daß diese Einladung an eine ganz bestimmte Frist gebunden sei. Am vierten Januar, des Abends um zehn Uhr, war diese Frist verstrichen; eine Antwort war nicht erfolgt. Das Ergebniß ist, daß wir der Entente gegenüber in keiner Weise gebunden sind, daß wir die Bahn frei haben für Sonderverhandlungen mit Rußland und daß wir auch selbstverständlich an jene von der russischen Delegation uns vorgelegten allgemeinen Friedensvorschläge der Entente gegenüber in keiner Weise mehr gebunden sind. Anstatt der damals erwarteten Antwort, die ausgeblieben ist, sind inzwischen, wie die Herren wissen, zwei Kundgebungen feindlicher Staatsmänner erfolgt, die Rede des englischen Ministers Lloyd George vom fünften Januar und die Botschaft des Präsidenten Wilson vom Tage danach. Ich erkenne gern an, daß Lloyd George seinen Ton geändert hat. Er schimpft nicht mehr und scheint dadurch seine früher von mir angezweifelte Verhandlungfähigkeit jetzt wieder nachweisen zu wollen. (Heiterkeit.) Immerhin aber kann ich nicht so weit gehen wie manche Stimmen aus dem neutralen Ausland, die aus dieser Rede Lloyd Georges einen ernstlichen Friedenswillen, ja, sogar eine freundliche Gesinnung herauslesen wollen. Es ist wahr, er erklärt, er wolle Deutschland nicht vernichten, habe es nie vernichten wollen. Er gewinnt sogar Worte der Achtung für unsere politische, wirthschaftliche, kulturelle Stellung. Aber dazwischen fehlt es doch auch nicht an anderen Aeußerungen; dazwischen drängt sich doch immer wieder die Auffassung durch, daß er über das schuldige, aller möglichen Verbrechen schuldige Deutschland Recht zu sprechen habe; eine Gesinnung, meine Herren, auf die wir uns selbstverständlich nicht einlassen können, in der wir vom ernsten Friedenswillen noch nichts verspüren können. Wir sollen die Schuldigen sein, über die nun die Entente zu Gericht sitzt. Das nöthigt mich, einen kurzen Rückblick auf die dem Kriege vorangegangenen Verhältnisse und Vorgänge zu werfen, auf die Gefahr hin, längst Bekanntes noch einmal wiederholen."

„Eingelassen" hat sich der Vierbund auf den Vorschlag, Gesammtfrieden, statt des Sonderabkommens, zu erstreben; ihn, wie nutzlos Lästiges, auf sich genommen. Und daß auf dieses befristete Ultimatum nicht pünktlich geantwortet wurde, ist als „ein Ergebniß zu verzeichnen". Wie Aufathmen ists. „Sehr allgemein gehaltener Art" waren die Vorschläge? Am Tag nach der Weihnacht sprach, im Namen des Vierbundes, Graf Czernin: „Wir wollen möglichst bald den Abschluß eines allgemeinen gerechten Friedens erreichen und finden, daß die Leitsätze des russischen Vorschlages

eine diskutable Grundlage für solchen Frieden bieten. Wir wollen weder gewaltsame Gebietserwerbung noch Kriegsentschädigung und würden, um Eroberungen zu machen, den Krieg nicht um einen Tag verlängern. Wir erklären feierlich den Entschluß, unverzüglich einen Frieden zu unterschreiben, der den Krieg auf der Grundlage der vorstehenden, ausnahmelos für alle Krieg führenden Mächte in gleicher Weise gerechten Bedingungen endet. Keine gewaltsame Aneignung von Gebieten, die während des Krieges besetzt worden sind. Kein Volk, das im Krieg seine politische Selbständigkeit verloren hat, soll ihrer beraubt werden." Damit war deutlich ausgesprochen: Wir unterzeichnen den Friedensvertrag, der den Macht- und Rechtsstand vom Juli 1914 wiederherstellt. Mir scheint diese Verpflichtung ganz klar, durchaus nicht „sehr allgemein gehaltener Art". Auf einen Kopf, den sie, in solcher Lebensnoth der Volksgemeinschaft, zwar bis in den vierten Januarabend, doch nicht einen Tag länger bindet, blicke ich aus einem Urtheil, dessen offener Spruch nur im Bereich des pariser Censurrechtes möglich würde. Am Vierten, neun Uhr fünfundfünfzig, gilt noch die „feierliche Erklärung"; fünf Minuten nach Zehn können wir wieder die Forderung hissen, die uns zehn Minuten zuvor Thorheit oder Frevel dünkte und für deren Erreichniß wir den Krieg nicht um einen Tag verlängern wollten. Gerechter Sinn beantworte selbst sich die Frage, welchen Werth wir, in gleichem Fall, nach solchen Sätzen des Aufathmenden noch der feierlichen Erklärung vom Ersten Christtag zumessen, ob wir sie noch für aufrichtig halten würden. Die Antwort aus London kam zwei, die aus Washington fünf Tage nach dem Ablauf der Frist. Also: zu spät; galten nicht mehr. Wir haben wieder freie Bahn, freie Hand zu gewaltsamer Gebietsaneignung, zu Auskratzung politischer Selbständigkeit, zum Verlangen nach Entschädigung von den Kriegskosten. „Wir sind in keiner Weise mehr gebunden." Was Vernunft, Sittlichkeit, Interesse am Vierten riethen, ist am Sechsten, als hemmende Fessel, abgestreift. Nun danket, Alle, Gott. Die Antworten kleideten sich in die Form, die Großmächten noch eine Möglichkeit ließ, auf ein Ultimatum Rede zu stehen. War der Ton verändert (die Behauptung wird von Vergleich widerlegt), so durfte der zu friedlicher Verständigung Willige die Aenderung nicht ironisch unterstreichen. Wers that, setzte sich dem Verdacht aus, er wolle

den Gegner heraus fordern, wieder, damit er nicht schwächlichen Schwankens geziehen werde, alle Vorwürfe und Anklagen zu erneuen, die anderer Stunden Pflicht, nicht die, mit reinem Herzen den Weg in Frieden zu bereiten, ihm einst auf die Lippe gedrängt hat.

„Die Aufrichtung des Deutschen Reiches im Jahr 1871 hatte der alten Zerrissenheit ein Ende gemacht, durch den Zusammenschluß seiner Stämme hatte das Deutsche Reich in Europa diejenige Stellung erworben, die seinen wirthschaftlichen und kulturellen Leistungen und den darauf begründeten Ansprüchen entsprach. Fürst Bismarck krönte sein Werk durch das Bündniß mit Oesterreich-Ungarn. Es war ein reines Defensivbündniß, von den hohen Verbündeten vom ersten Tage an so gedacht und so gewollt. Im Lauf der Jahrzehnte ist niemals auch nur der leiseste Gedanke an einen Mißbrauch zu aggressiven Zwecken aufgetaucht. Insbesondere zur Erhaltung des Friedens sollte das Defensivbündniß zwischen Deutschland und der eng verbündeten, in alter Tradition durch gemeinsame Interessen mit uns verbundenen Donaumonarchie dienen.

Aber schon Fürst Bismarck hatte, wie ihm oftmals vorgeworfen wurde, den Albdruck der Koalitionen; und die Ereignisse der folgenden Zeit haben gezeigt, daß Das kein bloßes schreckhaftes Traumbild war. Mehrfach trat die Gefahr feindlicher Koalitionen, die den verbündeten Mittelmächten drohte, in die Erscheinung. Durch die Einkreisungspolitik König Eduards ward der Traum der Koalitionen Wirklichkeit. Dem englischen Imperialismus stand das aufstrebende und erstarkende Deutsche Reich im Wege. In französischer Revanchesucht, in russischem Expansivstreben fand dieser britische Imperialismus nur allzu bereite Hilfe; und so bereiteten sich für uns gefährliche Zukunftpläne vor. Schon immer hatte die geographische Lage Deutschlands die Gefahr eines Krieges mit zwei Fronten uns nahegerückt. Jetzt wurde sie immer sichtbarer. Zwischen Rußland und Frankreich wurde ein Bündniß abgeschlossen, dessen Theilnehmer das Deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn an Einwohnerzahl um das Doppelte übertrafen; Frankreich, das republikanische Frankreich, lieh dem zaristischen Rußland Milliarden zum Aufbau der strategischen Bahnen im Königreich Polen, die den Aufmarsch gegen uns erleichtern sollten. Die französische Republik zog den letzten Mann zur dreijährigen Dienstzeit heran. So schuf sich Frankreich neben Rußland eine bis an die Grenze seiner Leistungfähigkeit gehende Rüstung. Beide verfolgten dabei Zwecke, die unsere Gegner jetzt als imperialistisch bezeichnen. Es wäre Pflichtvergessenheit gewesen, wenn Deutschland diesem Spiel ruhig zugeschaut hätte, wenn nicht auch wir uns eine Rüstung zu schaffen versucht hätten, die uns gegen die künftigen Feinde zu schützen hatte."

Ein witziger Diplomat hat gerathen, diese Darstellungart durch das Absingen der Liedstrophen zu ersetzen, in denen die Worte ste-

hen: „König Wilhelm saß ganz heiter“ und „Der Deutsche, bieder, fromm und stark, beschützt die heilige Landesmark“. Mit der schönsten Fabel von dem Täublein und den bösen Schlangen ist Kredit nicht zu kaufen. Glaubt Graf Hertling, daß seine Landsleute, daß sämmtliche Erdbewohner dreißig Jahre lang geschlafen haben und nicht wissen, was in diesen Jahrzehnten ward? Weil Bismarck Koalition gegen das junge, mit gefährlicher Schnelle erstarkte Deutsche Reich fürchtete, stemmte er die ganze Wucht seines Willens immer gegen Militaristenpläne. Im Amt hat er uns feindliche Koalition nicht erlebt. Die wurde erst, als er weggeschickt worden war. In dem Schreiben vom achtzehnten März 1890, das man sein Abschiedsgesuch nennen kann, sagt er: „Nach den jüngsten Entscheidungen Eurer Majestät über die Richtung unserer auswärtigen Politik, wie sie in dem Allerhöchsten Handschreiben zusammengefaßt sind, mit dem Eure Majestät die Berichte des Konsuls in Kiew gestern begleitete, würde ich in der Unmöglichkeit sein, die Ausführung der darin vorgeschriebenen Anordnungen bezüglich der auswärtigen Politik zu übernehmen. Ich würde damit alle für das Deutsche Reich wichtigen Erfolge in Frage stellen, welche unsere auswärtige Politik seit Jahrzehnten im Sinn der beiden hochseligen Vorgänger Eurer Majestät in unseren Beziehungen zu Rußland unter ungünstigen Verhältnissen erlangt hat.“ Er hatte Oesterreich gegen russischen, Rußland gegen österreichischen Angriff Hilfe zugesagt. Als die zweite Zusage zurückgenommen, der deutsch-russische Vertrag („Rückversicherung“) von Caprivi gekündigt, gelöst worden war, wandte Rußland, das darin das erste Zeichen der Abkehr von altgewohnter Preußenpolitik sehen mußte, sich Frankreichs Wünschen zu. Bismarck ist für den Zustand von heute, der fünfundzwanzig Staaten gegen Deutschland eint, nicht verantwortlich; zu Zeugniß nicht brauchbar. Bis zum letzten Wank hat er, gescholten, beschimpft, vervehmt, vor der Entwickelung gewarnt, deren Ablauf in diesen Zustand münden müsse. Zwanzigmal, öfter noch habe ich aus seinem Mund gehört: „Geht es so weiter, dann kommen sehr böse Tage und ich will froh sein, wenn ich sie nicht mehr zu erleben brauche. Und die Leute fragen, ob ich gut schlafe!“ Bis in Einzelnes hat er, was wir schauen, vor noch lebenden Zeugen prophezeit. Was wurde nach ihm?

„Seit 71 ungeheure Steigerung des Wohlstandes (durch In-

dustrie, Technik, Handelsbetrieb aller Sorten), aber kein nennenswerther Gebietszuwachs (keiner wenigstens, der an Massensiedlung oder indische Einkünfte denken läßt). Menschenzuwachs: in jedem Jahr fast eine Million. Das stärkste Heer (wie lange noch in einer Zeit unaufhaltsamer sozialer Umpflügung, die Frankreich zwang, auf den Uniformprunk zu verzichten, und an allen Ecken, nicht nur im Kopf des Herrn Jaurès, den Wunsch nach Milizformation auftauchen sah?). Eine Flotte, deren Dreadnoughts und schnelle Linienkreuzer Britanien Furcht einflößen. Die ganze Herrlichkeit aber zum größten Theil auf Exportmöglichkeiten gebaut, die nicht bis in den Jüngsten Tag währen können. Was uns heute noch Absatzland ist, kann übermorgen den Bedarf im eigenen Haus decken oder von billigeren, vielleicht nur näheren Lieferanten beziehen. Die Auswanderung unserer Großindustrie und die geradezu schmählichen Handelsverträge, die Länder vom Rang Portugals und Schwedens uns zumuthen durften, zeigt obendrein, wohin die Zollglorie zu führen droht. Laß Rußland sich aufraffen oder von Amerika, Belgien, Japan kaufen, laß nur einen winzigen Theil Chinas sich industrialisiren (das dazu taugliche Menschenmaterial hats): und sieh Dir die umgestülpte Europa an. Tag vor Tag wird von den Friedlichen mit der Erinnerung gekrebst, daß England unser bester Kunde ist. All right. Und wenn dem Schiedsgerichtsvertrag ein Zollbündniß folgt, dem Greater Britain ein angelsächsisches Imperium, das die Frage rasch vergessen läßt, ob in Kanada und Australien der Union Jack weht, und sich, nach der Bändigung des Japanerhochmuthes, nicht nur die Versorgung des Erdostens sichert? Um die Möglichkeiten solcher Entwickelung zu begreifen, muß man sich die Ziffern vors Auge rücken, mit denen wir nur auf der Yankeeseite zurechnen haben. Die Vereinigten Staaten hatten unter Washington 4, haben jetzt 95 Millionen Einwohner und werden 1940, nach nüchternem Ermessen, 160 Millionen haben. (New York allein hält, mit den Vororten, bei 7 Millionen und hat in seinem Hafen einen beträchtlich größeren Tonnenverkehr als London.) Der Nationalreichthum übersteigt die addirten Summen des großbritischen und des französischen Vermögens; das Schienennetz umspannt in Länge und Breite vierzigtausend Meilen mehr als das gesammteuropäische. Faßt Dich ein längst entwohnter Schauer? Nun bedenke schnell noch, daß Uncle Sam nach

der Oeffnung des Panamakanals auf zwei Weltmeeren operiren kann. Der Weg in den Süden ist frei; und der Regirung des Britenreiches wird die Ersetzung romanischer durch angelsächsische Herrschaft nicht nur im Bezirk der quelques arpents de neige willkommen sein, auf die pariser Thorheit einst Kanada beschränkt glaubte. Die Ziffern der Produktion (Gold, Kohle, Stahl, Getreide, Baumwolle) sind heute schon so, daß dem europäischen Leser sich eine Eiskruste um die Haut legt. (Sorge dafür, daß der Chef den von Bartholomew herausgegebenen Atlas of the world's commerce anschafft. Der dürfte in keiner Botschaft fehlen. Wir haben in deutscher Sprache nichts so Vorzügliches.) Wenn Leute, die in so breiter Assiette sind, denen das blanke Gold in die Hände wächst und selbst die Aenderung des Zollsystems keine Lebensgefahr bringen kann, Leute, deren Kriegsheer den fortes milices démocratiques des Genossen Jaurés mehr ähneln würde als unsere Armee, jetzt, nicht lange nach dem Antritt der spanischen Erbschaft, ins Weltgeschäft eingreifen, muß auf dem alten Kontinent eigentlich auch der auf beiden Augen Blinde mit der Nase wittern, woher der Wind weht. Und der Deutsche endlich zu ahnen anfangen, vor welche Aufgabe ihn das Schicksal gestellt hat.

Was er braucht, darf er nicht am Ende der langen Bank lassen. Mit all seiner Kraft und Lammsgeduld kann er weder die Rüstung noch das Zollgewicht durch ein neues Menschenalter schleppen, in dem die Rivalen sich mit leichterem Gepäck auf den Marsch machen werden. Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage. Vierzig Jahre lang Wehrmachtkosten, deren Jahresbetrag bald anderthalb Milliarden übersteigen wird, und die stete Versicherung, daß man den Frieden wolle, nur den Frieden, die theure Maschine also nicht in Betrieb setzen werde: Das gab noch nie einen Reim, der dem Volk traulich im Ohr haftet. Und draußen glaubt Jeder, daß wir Krieg wollen. Eben so wenig ist auf die Dauer mit einer Wirthschaftpolitik auszurichten, die den Abschluß uns günstiger Handelsverträge hindert, von der sich, nicht deshalb nur, der Westen und Süden sacht schon abwendet und die, so nothwendig sie in der Spanne eines Jahrhundertsdrittels war, nun unmodern zu werden beginnt. Sicherung und Weitung des Absatzes durch Schiffsgeschütze: dieser Traum konnte nicht ewig währen. Was wollen wir? Ich vergesse Marokko und die geradezu höllisch ge-

niale Politik, die da begonnen habe? Könnte ichs nur vergessen! Aus Kübeln, aus dicken Regentonnen wird der Niederschlag sittsamer Empörung auf die sündigen Häupter der Franzosen ausgegossen. Das sind Kerle! Die wollen die Algesirasakte zerfetzen, deren vierter Artikel ihnen nur noch bis zum letzten Tag dieses Jahres das Recht giebt, von ihren Offizieren und Unteroffizieren die Polizeitruppen organisiren zu lassen. Dem Sultan droht keine ernste Gefahr; Fez ist nicht von Horden umzingelt; die Europäer fühlen sich höchst behaglich; und Herr von Kiderlen war in bester Form, als er Cambons Mittheilung, die Republik habe sich zu einer Strafexpedition entschlossen, nur mit dem einen Fragewort quittirte: ‚Pourquoi?' Hast Du irgendwo einen Zunftgenossen aufgestöbert, der bezweifelt, daß Frankreich das Westsultanat sacht zu erobern trachten werde und von uns das Recht dazu erworben habe? Auch mir ist noch keiner vors Auge gekommen. In dem accord franco-allemand vom neunten Februar 1909, dem Vertrag, der die Algesirasakte in einem den Franzosen günstigen Sinn ergänzen und interpretiren sollte (und der in aller Eile fertig gemacht werden mußte, damit der endlich in Berlin einkehrende King Edward sich seiner freue), findest Du den Satz: ‚Die Kaiserlich Deutsche Regirung hat in Marokko nur wirthschaftliche Interessen; sie hat anerkannt, daß Frankreichs besondere politische Interessen auf diesem Boden die feste Sicherung des inneren Friedens und der Ordnung fordern, und ist entschlossen, diese Interessen nicht zu hemmen (entraver).' Dieses Abkommen hat Kiderlen mit Cambon vereinbart. So lange Worte ihren Sinn behalten und ein Diplomat, Meister oder Lehrling, Verträge zu lesen weiß, heißt Das: Wir schalten uns von aller marokkanischen Politik völlig aus und sind zufrieden, wenn unsere intérêts commerciaux et industriels gewahrt werden; ists ein unzweideutiger Verzicht auf jede Einmischung in franko-marokkanische Händel, die unsere begrenzten Interessen nicht gefährden. Sind sie gefährdet? Nein. Dürfen wir thun, als hielten wir noch bei der Algesirasakte? Nein. Kann Frankreich den inneren Frieden und die Ordnung des Sultanates sichern, wenn es an Tagen entstandenen oder nahenden Aufruhrs nicht seine Fahne zeigen und durch ein stattliches Truppenaufgebot den fehdelustigen Stämmen Angst einjagen darf? Ist ihm zuzumuthen, daß es Unsummen ausgiebt und das Leben seiner Söhne einsetzt, ohne von all diesen Opfern irgend-

einen Vortheil zu haben? Daß es nur für Europa arbeite, nur für die Länder, die aus und nach Marokko Waaren importiren, die Last der Ruhestiftung auf sich nehme? Nein. Können gerade wir auch nur wünschen, daß es sich aus Marokko zurückziehen müsse? Nein. Das wäre der Anfang vom Ende französischer Herrschaft über Algerien und Tunis. Die Republik würde genöthigt, ihre ganze Kraft auf Europa zu konzentriren; in Europa den Ersatz des neuen Prestigeverlustes zu suchen. Und so furchtsam der französische Kleinrentier sein, so zäh der Herr Abgeordnete an seinen fünfzehntausend Francs Jahreseinkunft kleben mag: für das afrikanische Kolonialreich wird Frankreich fechten, so lange es einen Mann auf den Beinen hat. Weil es muß. Weil es ohne diesen Besitz sich in der Reihe der Großmächte nicht halten könnte. Und dieses Kolonialreich ist in schwerster Lebensgefahr, wenn, nach allem seit 1904 Geschehenen, Frankreich in Marokko dem Machtgebot anderer Staaten, vor dem Auge der Islamiten, willenlos weichen muß.

Der Wunsch, Frankreich möge für das in Europa Verlorene jenseits von den Weltmeeren Ersatz finden, hat das Handeln des ersten Kanzlers im neuen Reich bestimmt. 1880 Madrider Konferenz: Deutschlands Vertreter erhält die Weisung, jeden Antrag des französischen Admirals Jauréès zu unterstützen. Damit war Marokko, von Deutschland aus, den Franzosen zugesprochen. Expansion nach Tunis: Deutschland tritt für den französischen Anspruch ein. Franko-chinesischer Krieg: Deutschland vermittelt in Peking und sichert der Republik den Kampfpreis. So konnten wirs auch diesmal machen. Im April 1904 höflich hinüberrufen: ‚Wir gratuliren zu Marokko‘; und ruhig der Entwickelung zusehen. Dann blieb die Déclaration ein würdig Pergamen, blieb zwischen den Völkern Nordwesteuropas der Schatten des Mädchens von Orleans und Frankreich mußte die Revanche weiter vertagen. Jeder britische Erfolg in Egypten, jede französische Schlappe in Marokko hätte dann, trotz Delcassé, Clemenceau, Naquet und den anderen Anglophilen, den kaum entschlummerten Groll wieder geweckt und den Glauben an Albions Treulosigkeit genährt. Das sollte nicht sein. Wir ruhten nicht, bis die Völker des Westens, nicht die Regirungen nur, verbündet waren, gemeinsamer Haß die alten Feinde verschwägert hatte. Können wir nicht jetzt wenigstens uns der Warnung erinnern, die Bismarck jungen und alten Di-

plomaten immer wieder ins Ohr rief? Lasset Euch, sprach er, nie in die Versuchung einer Politik führen, deren höchster Ertrag der Aerger anderer Mächte sein kann und die uns, ohne Etwas einzubringen, draußen nur unbeliebt macht. Seit sieben Jahren haben unsere Geschäftsleiter keinen in dem marokkanischen Handel möglichen Fehler vermieden; waren weich, wenn sie hart sein mußten, und schroff, wenn die Stunde würdige Ruhe heischte. Da wir Marrokko nicht für uns wollen, unserem Gewerbe und Handel aber das Sultanat, wenn Frankreich es civilisirt, nützlicher wird als im Zustand anarchischer Hordenbarbarei (die, je mehr sie die Furcht vor den Europäern verlernt, deren Reformsucht um so heftiger widerstrebt): warum sollten wir den Franzosen, statt das Tempo ihres Marsches zu verlangsamen, nicht schneller ans Ziel helfen? „Vor dreißig Jahren hat General Gordon in einem Gespräch mit seinem Landsmann Pardy vorausgesagt, nach 1910 werde Britanien genöthigt sein, mit Deutschland um die Seeherrschaft zu ringen und, wenn es in diesem Wettstreit unterliege, alle Kolonien, sogar Indien, dem Sieger zu räumen. Bedenket dieses Wort, Bürger der Dritten Republik. Gelingt eine anglo-deutsche Verständigung, so schwindet die Hoffnung auf Machtzuwachs und der Einfluß Eurer Politik versickert; kommts zum Krieg, so zahlt Ihr die Kosten. Wollt Ihr warten, bis die Frist zur Option versäumt ist? Wir können Euch mehr bieten, als England vermag. Die ungestörte Herrschaft im Westbecken des Mittelmeeres; die Bürgschaft gegen einen Japanerangriff auf Indochina; das dem Kolonialreich willkommene Recht, die Ostgrenze der Heimath von Truppen zu entblößen; morgen Marokko und bald danach Tripolis und den ungesperrten Weg nach Abessinien. Entschließet Euch zu einem hinterhaltlosen Bündniß: dann habt Ihr auf Europens Festland Euch wider keinen Feind mehr zu waffnen und könnt das am Heer ersparte Geld der Marine zuwenden. An zwei Weltmeeren schaaren sich die Angelsachsen zweier Erdtheile zur Einheit des Wollens. Können wir alten Hader nicht schlichten oder ausbrennen, so gehört das nächste Jahrhundert dem anglo-amerikanischen Bunde und Europa schrumpft in die Bedeutung eines aus Asiens Riesenleib vorragenden Höckers zurück. Vereint sind wir unbesieglich. Wir haben die Wucht, Ihr habt die Flamme. Die müssen wir, ehe es zu spät wird, in Blut ersticken, wenn sie auch fortan nur

den Zorn unserer Feinde hitzen soll. Entschließet Euch, für eine ringsum belächelte Phrase die Sicherung Eurer Großmacht einzutauschen. Keiner hilft Euch zum Sieg über das Deutsche Reich. Und unsere Obligationen und Aktien werden Eurem Kapital besseren Zins bringen als die Staatsrenten des warmen und des kalten Orients, dem Ihr neues Geld leihen müßt, damit er den von alter Schuld fälligen Coupon einlösen könne. Aus allen Gebieten greifbarer, münzbarer Wirklichkeit winkt Euch Gewinn; und Ihr verliert nur eines Traumes Spektakel.' So dürfte ein deutscher Staatsmann heute zu Frankreich sprechen. Was gestern falsch war, kann heute schon richtig geworden und morgen, als ein Unwiederbringliches, verzaubert sein. Ewig falsch bleibt nur die Politik, die den Feind nicht schreckt und die der Freund selbst onfair nennt. Zagt Ihr vor der Wehr gegen den wahnwitzigen Versuch, den Franzosen Landstücke abzupressen, für die ihre besten Männer gefochten, geblutet haben? Wahnwitzig hätte ihn noch vor sechs Monaten jeder politisch Mündige genannt. Würde ihn Bismarck nennen, wenn des Gerüchtes Hall in sein Ohr dränge. Tage lang, Nächte lang hat er in Versailles die Frage besonnen, ob er den Franzosen Land abfordern solle; nach einem siegreichen Kriege Grenzprovinzen, deren größten Theil einst das Raubrecht den Deutschen entrissen hatte. Jetzt wollen wir dem in seiner nationalen Kraft und in seiner internationalen Geltung erstarkten Nachbarvolk Land nehmen, das wir nicht brauchen und dessen Verlust in Frankreichs Seele, wie eine eiternde Wunde, fortschwären wird? Das, Ihr Friedlichen, wäre der Krieg. Morgen oder in drei Jahren; in der den Westmächten günstigsten Stunde. Die Börsenmenschheit war niemals dumm; auch gestern nicht. Kurssturz: weil sie ahnt, daß ihr sorglose Ruhe nicht bald wiederkehrt, wenn Frankreich gezwungen wird, selbst sich den Rumpf zu zerstücken."

Diese Sätze ließ ich vor sieben Jahren einen alten zu einem jungen Diplomaten sprechen. Nach Agadir und Kiderlens Krankeneinfall, durch eine Nachtragforderung die Marokko-Wunde wieder aufzureißen; schon damals: „Das wäre der Krieg; in der den Westmächten günstigsten Stunde." Den unerwarteten Kraftgewinn des Nationalismus, der Vaterlandspartei (Patriotenliga) hatte Frankreich nur der unklugen Politik des Nachbars zu danken, der, sechsmal in einem Jahrzehnt, die Republik aus träger

Ruhe aufrüttelte. Wenn sie den Riemen der Rüstung lockern wollte, entstand, jedesmal, neuer Lärm; dem dann die Frage folgte, ob die Präsenzziffer des Franzosenheeres um dreihunderttausend Köpfe unter die des deutschen sinken dürfe. Wir halfen den patriotards aus jeder Noth und ermöglichten die Durchdrückung dreijähriger Dienstzeit. Die wurde von dem Land, dessen Volkszahl bald um die Hälfte kleiner als Deutschlands sein mußte und das sich seit 1904 von dem Uebermächtigen bedroht glaubte, als ein letztes Wehrmittel, ungern, hingenommen; hätte sich aber nach dem Wahlsieg friedlich Radikaler im Frühjahr 1914 nicht lange gehalten. Deshalb rieth ich am sechzehnten Mai 1914 hier: „Höhnet den Wahlgang nicht; grunzet nicht, während Italiens Jugend wider Oesterreich tobt, die Triple-Entente gleiche der körperlos schillernden Seifenblase, der Dreibund dreifach gehärtetem Erz. Zäumet die Zunge! In diesem Sommer wird Schicksal." Schon im Juni muß Herr Doumergue aus dem Ministerpräsidium weichen, weil er die drei Dienstjahre (deren Geltung, nach dem Gesetz, erst im Herbst 1915 beginnt) nicht um zehn Monate kürzen will. Auch der Sozialist Viviani wills noch nicht; weil in China, Mexiko, Albanien, auf dem Ostbalkan der Teufel los ist und bei uns das Gelärm über Zabern, Luneville, Nancy und die Fremdenlegion allzu laut nachhallt. Deutschen wird, unter demselben Junimond, von einem General in der Zeitung erzählt, auch ohne verlängerten Wehrzwang könne Frankreich vier Millionen ausgebildeter Soldaten ins Feld stellen und seine Heeresorganisation übertreffe unsere um ein Beträchliches. Sarajewo, Ultimatum Oesterreich-Ungarns, deutsche Kriegserklärung an Frankreich (begründet auf die als falsch erwiesene Behauptung eines Bombenabwurfes auf Nürnberg): und die Erfahrung des ersten, bis an die Marne führenden Kriegsmonats lehrt, daß die Republik unfertig ins Feld zog, kein Schwergeschütz hat und in hastigem Mühen erst ihre tapferen Söhne waffnen muß. Im Krieg, nicht, wie der Kanzler sagt, zuvor, schuf sie sich „eine bis an die Grenze ihrer Leistungfähigkeit gehende Rüstung". England war ihr, wie der Angstbrief Poincarés an King George und die ausbiegende Antwort des Königs bewiesen hat, nicht durch das kleinste Wörtchen zu Waffenhilfe irgendwelcher Art verpflichtet. Das hatte sich ihr verbündet, weil Deutschland eine Seewaffe schmiedete, die nur gegen Bri-

tanien brauchbar schien und die, wenn der Vater friedlich blieb, der Sohn zu Kriegsdrohung schwingen konnte. Die „Einkreisungspolitik König Eduards“ (der nicht auf das Deutsche Reich, sondern nur, leider, auf dessen Haupt unfreundlich sah und dessen Psychologenschlauheit den Krieg vermieden hätte) war nicht Ursache, sondern Folge: ein durch die Doppelbedrohung auf dem Meer und im Islam, durch die Versuche, England (in Algesiras), dann Rußland (in Bjoerkoe) von Frankreichs Seite zu ködern, durch die Politisirung des Bagdadbahngeschäftes, die Eingriffe in Albanien und Konstantinopel erwirkter Pool zum Schutz des den älteren Großmächten günstigen Besitzstandes. Ist nicht erweislich wahr, daß nach 1905 in Berlin eine Koalition (mit Rußland und Frankreich) gegen England geplant und seitdem jedes Streben (Haldanes, Greys, Churchills) nach einem Marineabkommen von den Herren von Bethmann und von Tirpitz abgewehrt wurde? Erweislich wahr, wie hundert andere Vorgänge, an die der Wache nicht wieder erinnert zu werden braucht, auch, daß noch am dreißigsten Juli 1914 der Botschafter Goschen dem Kanzler eine Note des londoner Auswärtigen Amtes vorlegte, in der stand: „Gemeinsame Arbeit im Dienst des Friedens ist das einzige Mittel, das England und Deutschland in freundlichem Verkehr erhalten kann; durch solche Arbeit wird unser Verhältniß ipso facto verbessert und gekräftigt. An unserem guten Willen wirds nicht fehlen. Wird Europas Friede gewahrt und die Krisis ohne Schaden überwunden, dann werde ich mit meiner Person für ein Abkommen eintreten, dessen Partner das Deutsche Reich werden und in dem es die Bürgschaft finden kann, daß Frankreich, Rußland, England niemals, weder gemeinsam noch einzeln, eine gegen Deutschland und dessen Bundesgenossen aggressive oder feindsälige Politik treiben werden. Dafür habe ich mich schon während der letzten Balkankrisis mit aller Kraft bemüht; und da Deutschland nach dem selben Ziel strebt, hatte das Verhältniß sich merklich gebessert. Noch aber schien der Gedanke zu utopisch, um der Keim klarer Vorschläge werden zu können. Kommen wir jetzt über die Krisis, die schwerste, die Europa in Menschenaltern je erlebte, heil hinweg, dann, hoffe ich, wird das Aufathmen der von Sorge Befreiten so günstig auf die Gesammtstimmung einwirken, daß die Mächte sich in fester bestimmte Vereinbarung schaaren wer-

den." Am letzten Julimorgen liest der Kanzler diese Note Grey's. In der selben Stunde die Depesche des Zars an den Deutschen Kaiser. „Wir brauchen Deine kräftige Einwirkung auf Oesterreich, damit es sich zu Verständigung mit uns entschließt. Aus Deinem Willen zur Mitarbeit schimmert mir noch eine Hoffnung auf freundlichen Ausgang der Sache. Unsere Wehrvorbereitungen wurden durch die österreichische Mobilmachung bedingt; sie einzustellen, ist technisch unmöglich. Der Wunsch, Krieg zu führen, liegt uns ganz fern; so lange unser Gespräch mit Oesterreich über die serbische Angelegenheit währt, wird mein Heer jede herausfordernde Haltung meiden. Darauf gebe ich Dir mein Ehrenwort. Zum Heil unserer Länder und des Europäerfriedens wünsche ich Deiner Vermittlerarbeit, die ich sehr hoch schätze, in Wien volles Gelingen. Herzlichst Dein Nikolai." An dem Tag, der aus Britanien und Rußland solche Kunde in die Wilhelmstraße trug, wurde der Zustand der Kriegsgefahr verkündet und das Ultimatum an Rußland gerichtet. Glauben Sie, Graf Hertling, nicht, daß mit diesen Trümpfen, so ungeheuer hohen, wie Bismarck niemals verlangt hat, ein anderes Spiel zu machen war? Glauben Sie nicht, daß der Versuch nicht nutzlos nur, nein, zum Ergrausen schädlich ist, heute noch eine für Klippschüler bereitete Fabeldarstellung alles in drei Jahrzehnten Geschehenen der Welt zuzumuthen, statt, männlich offen, zu bekennen, daß an der Wirrniß, der neuen Sintfluth auch unsere Politik mitschuldig (nicht etwa: allein schuldig) war? Wähnen Sie, noch im vierzigsten Kriegsmonat, ohne solches Bekenntniß, ohne Verzicht auf die Fabel von dem Täublein und den Schlangen, könne gesunder Friede werden?

„Meine Herren, ich darf vielleicht daran erinnern, daß ich selbst als Mitglied des Reichstages sehr häufig über diese Dinge gesprochen habe und daß ich bei neuen Rüstungausgaben stets darauf hingewiesen habe, daß das deutsche Volk, wenn es diesen Rüstungen zustimmte, lediglich eine Politik des Friedens treiben wollte, daß diese Rüstung uns nur aufgenöthigt sei zur Abwehr gegen die uns vom Feinde drohende Gefahr. Es scheint nicht, daß diese Worte irgendwie von dem Auslande beachtet worden wären. Und nun Elsaß-Lothringen, von dem jetzt auch wieder Lloyd George redet. Auch jetzt spricht er wieder von dem Unrecht, das Deutschland im Jahr 1871 Frankreich angethan habe. Elsaß-Lothringen (ich sage es nicht Ihnen. Sie bedürfen der Belehrung nicht, aber im Auslande scheint man die Dinge immer noch nicht zu kennen), das Reichsland, umfaßt bekannt-

lich zum größten Theil rein deutsche Gebiete, die durch Jahrhunderte lang fortgesetzte Vergewaltigung und Rechtsbrüche vom Deutschen Reich losgelöst wurden, bis endlich 1789 die Französische Revolution den letzten Rest verschlang. Damals wurden sie französische Provinzen. Als wir nun 1871 die uns freventlich entrissenen Landstriche zurückverlangten, war Das nicht Eroberung französischen Gebietes, sondern recht eigentlich, was man heute Desannexion nennt. Und diese Desannexion ist dann auch von der französischen Nationalversammlung, der verfassungmäßigen Vertretung des französischen Volkes in damaliger Zeit, am neunundzwanzigsten März 1871 mit großer Stimmenmehrheit ausdrücklich anerkannt worden. Und auch in England, meine Herren, sprach man damals ganz anders als heute. Ich kann mich auf einen klassischen Zeugen berufen. Es ist kein anderer als der berühmte englische Historiker und Schriftsteller Thomas Carlyle, der in einem Briefe an die ‚Times', und zwar im Dezember 1870, Folgendes schrieb: ‚Kein Volk hat einen so schlimmen Nachbar, wie ihn Deutschland während der letzten vierzig Jahre an Frankreich besaß. Deutschland wäre verrückt, wenn es nicht daran dächte, einen Grenzwall zwischen sich und einem solchen Nachbar zu errichten' (ich bemerke, daß ich die sehr harten Ausdrücke, welche Carlyle in diesem Zusammenhang gegen Frankreich gebrauchte, meinerseits jetzt nicht wiederholt habe), ‚einen solchen Grenzwall sich zu errichten, wo es die Gelegenheit dazu hat. Ich weiß von keinem Naturgesetz und keinem Himmelsparlamentsbeschluß, kraft dessen Frankreich allein von allen irdischen Wesen nicht verpflichtet wäre, einen Theil der geraubten Gebiete zurückzuerstatten, wenn die Eigenthümer, denen sie entrissen wurden, eine günstige Gelegenheit haben, sie zurückzuerobern.' Und in gleichem Sinne sprachen angesehene englische Preßorgane (ich nenne beispielsweise die ‚Daily News') sich aus."

Richtig ist, daß Deutschlands Volk sich niemals bewußt zu Angriffskrieg gerüstet und daß der Mann, der jetzt Kanzler heißt, als Abgeordneter, Parteiführer, Haupt des Bundesrathsausschusses für Auswärtige Angelegenheiten alle berliner Fehler mitgemacht und mit freundlich summender Rede begleitet hat. Ist er nicht eben deshalb in dem Streit von heute Partei? Nicht von dem begreiflichen Glauben umfangen, die von ihm gebilligte Wahl der Wege sei niemals falsch gewesen? Nicht Alles gefiel ihm. Er forderte die Wiederherstellung weltlicher Papstmacht und schrieb 1896: „Nicht nur im Vatikan, sondern weit darüber hinaus hat es schmerzliche Empfindung geweckt, als der Deutsche Kaiser, unmittelbar nachdem er durch einen Spezialgesandten dem Papst die Glückwünsche zu seinem Jubiläum hatte aussprechen lassen, sich selbst zur Feier der Silbernen Hochzeit der italienischen Majestäten nach

Rom begab, wozu er ja durch Rücksichten naher Verwandtschaft in keiner Weise veranlaßt war. Zudem haben uns die Erfahrungen der letzten Jahre gelehrt, daß auf den thatsächlichen Gang der Politik Feste und fürstliche Zusammenkünfte recht geringen Einfluß haben." Mancher erinnert sich wohl auch noch der Rede, in der Freiherr von Hertling vor der Gefahr des Rückfalles in die Bräuche des Sonnenkönigshofes warnte. „Sein Ton hat sich geändert." Während er, als streitbarer Katholik des „Ultramontanismus" verdächtig, fünfzehn Jahre lang, ohne Gehalt, als Privatdozent in Bonn sitzen mußte, dachte und sprach er über das Preußen, das ihm solchen Unglimpf that, anders als auf dem Präsidialsitz im Preußischen Staatsministerium; zweifelte er eben so wenig wie Windthorst an der Wahrheit des Satzes, daß dieses Staates Losung sei: „Macht geht vor Recht." Mallinckrodts Rede, die den Preußen Verachtung von Recht und Gerechtigkeit vorwarf, nannte Freiherr von Hertling noch 1893 „eine großartige Verurtheilung der preußischen Politik". Weil neues Erlebniß altes Urtheil entkräftet, ist auch mit Carlyles Spruch (der, wie ein noch wirksamerer aus den „Times", hier abgedruckt war) kaum mehr zu krebsen. Und das über die Geschichte des Elsaß und Lothringens Gesagte ist, leider, nicht richtig. Das Deutsche Reich, dem diese von Kelten, Alemannen, Franken bewohnten Länder zugehörten, hatte mit unserem nichts gemein; umfaßte viel Fremdvolk, das kein vernünftig Deutscher heute für sein Reich begehrt. Metz und das Umland kam schon 1552, in der Regirungzeit des zweiten Henri, an Frankreich; 1786 das ganze Herzogthum Lothringen. In den Elsaß waren die Franzosen unter Ludwig dem Dreizehnten eingedrungen. Dem Vierzehnten gab ihn der Westfälische Friede 1648. Im Jahr 1798 hat die unabhängige Schweizerrepublik Mülhausen die Aufnahme in Frankreichs Staatsverband erbeten und erhalten. Vor der Wahl zwischen dem zerklüfteten, ohnmächtigen, geknechteten Deutschland und der Heimath der Menschenrechte konnten Elsasser und Lothringer nicht zaudern. Gegen die Annexion hat ihre Mehrheit, in Bordeaux, mit schrillem Ruf protestirt. Das geschlagene Frankreich mußte sich fügen. Wider die Regirung, die den Verzicht beschloß, waffnete sich sofort, auch im Lager der rötheften Demokraten, der Volkszorn. „Wie Ihr, Elsasser und Lothringer, so erklären auch wir jeden Verzicht, durch Handlung, Vertrag, Plebiszit, auf Theile Eures Landes schon jetzt für

null und nichtig. Ihr bleibt, was auch geschehen möge, unsere Landsleute und Brüder und die Republik verpflichtet sich, Euer Land immer wieder zurückzufordern." Unter dieser Trutzschrift vom achtzehnten Februar 1871 stehen die Namen Louis Blanc, Brisson, Clemenceau, Floquet, Victor Hugo. Von gestern ist die Rückforderung also nicht. Und wärs „recht eigentlich, was man heute Desannexion nennt", wenn dem Königreich Preußen das von Fritz eroberte schlesische und polnische Land abgenommen würde?

„Ich komme nun zu Wilson. Auch hier erkenne ich an, daß der Ton ein anderer geworden ist. Es scheint, daß die damalige einmüthige Zurückweisung des Versuches Wilsons in der Antwort auf die Papstnote, zwischen der deutschen Regirung und dem deutschen Volke Zwietracht zu stiften, ihre Wirkung gethan hat. Diese einmüthige Zurückweisung konnte Wilson schon auf den rechten Weg leiten; und der Anfang dazu ist vielleicht gemacht. Denn jetzt ist wenigstens nicht mehr die Rede von der Unterdrückung des deutschen Volkes durch eine autokratische Regirung und die früheren Angriffe auf das Haus Hohenzollern sind nicht wiederholt. Auf schiefe Darstellungen der deutschen Politik, die sich auch jetzt noch in Wilsons Botschaft finden, will ich hier nicht eingehen, sondern im Einzelnen die Punkte besprechen, die Wilson vorlegt. Es sind nicht weniger als vierzehn Punkte, in denen er sein Friedensprogramm formulirt, und ich bitte um Ihre Geduld, wenn ich diese vierzehn Punkte hier so kurz als möglich zum Vortrage bringe.

Der erste Punkt verlangt, es sollen keine geheimen internationalen Vereinbarungen mehr stattfinden. Meine Herren, die Geschichte lehrt, daß wir uns am Ehesten mit einer weitgehenden Publizität der diplomatischen Abmachungen einverstanden erklären könnten. Ich erinnere daran, daß unser Defensivbündniß mit Oesterreich-Ungarn seit dem Jahr 1889 aller Welt bekannt war, während die Offensivabmachungen zwischen den feindlichen Staaten erst im Lauf des Krieges und zuletzt durch die Enthüllungen der russischen Geheimakten das Licht der Oeffentlichkeit erblickten. Auch die Verhandlungen in Brest-Litowsk vor aller Oeffentlichkeit beweisen, daß wir durchaus bereit sein könnten, auf diesen Vorschlag einzugehen und die Publizität der Verhandlungen als allgemein politischen Grundsatz zu erklären.

Im zweiten Punkt fordert Wilson die Freiheit der Meere. Die vollkommene Freiheit der Schifffahrt auf dem Meer in Krieg und Frieden wird auch von Deutschland als eine der ersten und wichtigsten Zukunftforderungen aufgestellt. Hier besteht also keine Meinungverschiedenheit. Die von Wilson am Schluß eingefügte Einschränkung (ich brauche sie nicht wörtlich anzuführen) ist nicht recht verständlich und scheint überflüssig, würde also am Besten wegfallen. In hohem Grade wichtig aber wäre es für die Freiheit der Schiffahrt in Zukunft, wenn auf die stark befestigten Flottenstützpunkte an wichtigen

internationalen Verkehrsstraßen, wie sie England in Gibraltar, Malta, Aden, Hongkong, auf den Falklandinseln und an manchen anderen Stellen unterhält, verzichtet werden könnte.

Drittens: Beseitigung aller wirthschaftlichen Schranken. Auch wir sind mit der Beseitigung wirthschaftlicher Schranken, die den Handel in überflüssiger Weise einengen, durchaus einverstanden. Auch wir verurtheilen einen Wirthschaftkrieg, der unausweichlich die Ursachen künftiger kriegerischer Verwickelungen in sich tragen würde."

Den deutschen Wortlaut der zwei Reden habe ich vor acht Tagen hier veröffentlicht. Die drei Bedingungen, nach deren Annahme „das Britische Reich Frieden schließen, für deren Sicherung es noch größere Opfer als bisher bringen wird" (Lloyd George), wurden in der unwirsch kühlen Kritik gar nicht erwähnt. Anerkennung der Heiligkeit jedes Vertrages, Selbstbestimmungrecht der Völker als Grundlage der Gebietsordnung, internationaler Organismus, der die Rüstunglast und die Kriegsmöglichkeit mindert: Alles der Rede nicht werth. Der Präsident der Vereinigten Staaten, der (mir völlig unbekannter) „Angriffe auf das Haus Hohenzollern" geziehen wird, erhält dann, von oben herab, die Note: Betragen schon beinahe ziemlich genügend. Auf die Eintracht des deutschen Volkes mit seiner Regirung zu pochen, war in den Tagen nicht klug, die aus dem Gewerkschafthaus die Sieben Forderungen in die Welt trugen und in denen die stärkste Arbeiterschicht (auch in Oesterreich und Ungarn) sich laut für das Friedensprogramm der Leninisten erklärte. Discite justitiam, moniti, et non temnere divos! Im Dickicht der Geheimverträge haben wir nicht weniger gesündigt als andere Festlandsstaaten; der Dreibundvertrag und mancher andere ist noch heute nicht bekannt. „Offensivabmachungen zwischen den feindlichen Staaten" gab es bis in den August 1914 nicht; insbesondere war England keiner nicht neutralen Macht auch nur zu Vertheidigerbeistand verpflichtet. Die „Oeffentlichkeit" von Brest-Litowsk verbürgt uns, wie drüben Herr Trotzkij, hüben Herr Erzberger bezeugt hat, durchaus nicht getreuen Verhandlungbericht. Nicht jede Verhandlung kann, in den Bereichen von Wirthschaft und Politik, öffentlich sein. Was gefordert wird, werden muß und, wie Englands Geschichte beweist, kann, ist: daß jedes internationale Abkommen erst durch die Zustimmung des Parlamentes giltig werde; daß die Völker die Verträge kennen, für deren Inhaltspflicht sie eines Tages vielleicht das Blut und den Arbeitertrag ganzer Geschlechter hinge-

ben müssen. Ob er für diese Forderung, von der nicht ein Fäserchen abzubetteln ist, eintreten wolle, hat Graf Hertling mit keiner Silbe angedeutet. Und der Reichstag war mit dem unklaren Gerede zufrieden. Auch mit der Behauptung, international beschlossene Sperrung bestimmter Seegebiete zu Sicherung internationaler Uebereinkunft sei „überflüssig". Doch wohl für Den nur, dem internationale Gerichtsbarkeit Wortflitter ist. Auf die Frage, ob erst, wenn England Gibraltar, Malta, Aden, Hongkong, geräumt hätte, die Freiheit der Schiffahrt gesichert wäre, könnte Herr Dr. Ballin belehrende Antwort geben. Der Deutsche will „überflüssige" Wirthschaftsschranken wegräumen; der Amerikaner: „Gleichheit der Handelsbedingungen für alle Völker, die Frieden wollen und zu seiner Wahrung bereit sind." Nirgends noch ehrliche Uebereinstimmung.

„Viertens: Beschränkung der Rüstungen. Wie schon früher von uns erklärt wurde, ist der Gedanke einer Rüstungbeschränkung durchaus diskutabel. Die Finanzlage sämmtlicher europäischen Staaten nach dem Kriege dürfte einer befriedigenden Lösung den wirksamsten Vorschub leisten. Man sieht also: über die vier ersten Programmpunkte könnte man ohne Schwierigkeit zu einer Verständigung gelangen.

Ich wende mich zum fünften Punkt: Schlichtung aller kolonialen Ansprüche und Streitigkeiten. Die praktische Durchführung des von Wilson aufgestellten Grundsatzes in der Welt der Wirklichkeit wird einigen Schwierigkeiten begegnen. Jedenfalls glaube ich, daß es zunächst dem größten Kolonialreich, England, überlassen bleiben kann, wie es sich mit diesem Vorschlag seines Verbündeten abfinden will. Bei der unbedingt auch von uns geforderten Neugestaltung des Weltkolonialbesitzes wird von diesem Programmpunkte zu reden sein.

Sechstens: Räumung des russischen Gebietes. Nachdem die Ententestaaten es abgelehnt haben, innerhalb der von Rußland und den vier verbündeten Mächten vereinbarten Frist sich den Verhandlungen anzuschließen, muß ich im Namen der letzteren eine nachträgliche Einmischung ablehnen. Wir stehen hier vor Fragen, die allein Rußland und die vier verbündeten Mächte angehen. Ich halte an der Hoffnung fest, daß es unter Anerkennung der Selbstbestimmung der westlichen Randvölker des ehemaligen russischen Kaiserreiches gelingen wird, zu einem guten Verhältniß sowohl mit diesen als mit dem übrigen Rußland zu gelangen, dem wir die Rückkehr geordneter, die Ruhe und Wohlfahrt des Landes gewährleistender Zustände wünschen.

Punkt Sieben kommt auf die belgische Frage. Was diese Frage betrifft, so ist von meinen Amtsvorgängern wiederholt erklärt worden, daß zu keiner Zeit während des Krieges die gewaltsame Angliederung Belgiens an Deutschland einen Programmpunkt der deutschen Politik gebildet habe. Die belgische Frage gehört zu dem Komplex der Fragen, deren Einzelheiten durch die Friedensverhandlungen zu ordnen sein

werden. So lange unsere Gegner sich nicht rückhaltlos auf den Boden stellen, daß die Integrität des Gebietes der Verbündeten die einzige mögliche Grundlage von Friedensbesprechungen bieten kann, muß ich an dem bisher stets eingenommenen Standpunkt festhalten und eine Vorwegnahme der belgischen Angelegenheit aus der Gesammtdiskussion ablehnen."

Für gleiche Minderung der Wehrmacht bis auf den niedrigsten Rüstungstand, der die innere Ordnung der Staaten sichert, sind alle gegen Deutschland verbündeten Völker; ist das Oesterreich-Ungarn Karls und des Grafen Czernin; muß, unter jeder Regirung, die Türkei sein; sind mindestens neun Zehntel aller deutschen Lohnarbeiter. Nirgends wird nach einem Vernunftfriedensschluß (den, gerade deshalb, die Militaristen und Rüstungslieferanten zu hindern trachten) eine Sozialistenpartei auch nur die Hälfte des Präsenzstandes von 1914 bewilligen. Jede wird ihre ganze Kraft an den Kampf für beträchtliche Kürzung der Dienstzeit und für raschen Uebergang in das von Jaurès und Anderen empfohlene Milizensystem setzen. Dieser Kampf wird von dem internationalen Heer des Geistes geführt werden und als Losungruf das Dritte Gebot des Deutschen Immanuel Kant über die Erde hin künden: „Stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören; denn sie bedrohen andere Staaten unaufhörlich mit Krieg, durch die Bereitschaft, immer dazu gerüstet zu erscheinen; wozu kommt, daß, zum Töten oder Getötetwerden in Sold genommen zu sein, einen Gebrauch von Menschen als bloßen Maschinen und Werkzeugen in der Hand eines Anderen (des Staates) zu enthalten scheint, der sich nicht wohl mit dem Recht der Menschheit in unserer eigenen Person vereinigen läßt." Ist Graf Hertling zu solcher Wehrmachtminderung bereit? Nein. Zu kleinen, von den Militärtechnikern erlaubten Abstrichen? Ja. Noch dämmert aus keinem Morgengrau die Möglichkeit einer Verständigung über die vier ersten Punkte. Wer die Mahnung, in den Kolonien die Rechte der Ureinwohner zu achten, nach dürrem Philisterspott über die „Schwierigkeit der Durchführung" auf England (das ihr schon zugestimmt hat) abschiebt, strauchelt in den Verdacht, daß er, all in seiner Frommheit, auch dieser Vermenschlichung, Vergöttlichung der Politik im Innersten widerstrebe. Die „Anerkennung des Selbstbestimmungrechtes" wird (Das ist auch der gefälligeren, doch kernlosen Rednerei des Herrn von Kühlmann zu antworten) nicht aus dem Versuch sichtbar, die deutschem Ein-

griff günstigen Stimmen von sechs Hundertsteln für die des Volkswillens auszugeben. Des Kanzlers innige Wünsche nützen den Russen nicht. Wenn ihnen die westlichen Randländer genommen werden, müssen sie auf Europäerzukunft verzichten oder sich zu neuem Kampf um diese Länder rüsten. Die Meinung, die „belgische Frage“ gehöre zu einem „Komplex“, Belgien zu den nach Kriegsschluß einzulösenden, abzukaufenden Pfändern, ist die Hauptursache des auf Deutschland lastenden Völkerhasses und das gefährlichste Friedenshinderniß. Belgien war auf preußischen Antrag für neutral erklärt worden; hat seine Neutralität niemals verletzt, sondern, nach dem Zeugniß des berliner Auswärtigen Amtes, stets „loyal“ gewahrt; und war verpflichtet, sie mit der Waffe zu vertheidigen. Am vierten August 1914 hat die Kaiserliche Regirung des Deutschen Reiches „die ganz formelle Zusicherung wiederholt, daß, sogar im Fall eines bewaffneten Konfliktes mit Belgien, Deutschland sich unter gar keinem Vorwand belgisches Gebiet aneignen wird.“ Am selben Tag hat der fünfte Reichskanzler öffentlich versprochen, „das Belgien angethane Unrecht wiedergutzumachen, sobald unser militärischer Zweck erreicht ist.“ Für diese Doppelverpflichtung haftet, wie mir scheint, die Ehre deutscher Nation. Lief die Geltung der Worte mit der Amtszeit der Sprecher ab und soll jetzt die flandrische Küste, die Maaslinie, nur Lüttich, Vlamlands Selbständigkeit, Bürgschaft gegen anglobelgisches Bündniß gefordert werden? Dann muß man auch den Muth finden, diese Forderung endlich, im vierten Kriegsjahr, offen anzumelden. Daß Oesterreich-Ungarn sie nicht honoriren, nur für Deutschlands Besitzstand von 1914 kämpfen würde, hat Graf Czernin mit weithin vernehmbarem Ton ausgesprochen. Ich bin überzeugt, daß Volksabstimmung die ungeheure Mehrheit deutscher Männer und Frauen in das Bekenntniß einen würde: Nicht nur Belgiens Freiheit und Wirthschaft, sondern auch sein Recht auf die Wahl künftiger Genossen muß wieder hergestellt werden. Fest überzeugt, daß mit diesem Bekenntniß ein großer Schritt auf dem Weg in Frieden gethan wäre. Vor uns feindsäligem Handeln, in das, nach unsäglichem Leid, das kleine Land sich gewiß nicht verirren wird, schützt vernünftige und anständige Politik, nicht Nöthigerpfiff; schützt der Menschheitwille, der einen von neuem Kriegsstoff trächtigen Frieden, also Waffenstillstand, nicht hinnehmen wird. Aus den matten Umgeherworten des

Grafen Hertling schimmert kein Hoffnungstrahl. Belgien als Tauschwaare zu betrachten, würden England und Amerika sich erst entschließen, wenn sie in Ohnmacht zerschlagen wären.

„Achtens: Befreiung des französischen Territoriums. Die okkupirten Theile Frankreichs sind ein werthvolles Tauschpfand in unserer Hand. Auch hier bildet die gewaltsame Angliederung keinen Theil der amtlichen deutschen Politik. Die Bedingungen und Modalitäten der Räumung, die den vitalen Interessen Deutschlands Rechnung tragen müssen, sind zwischen Deutschland und Frankreich zu vereinbaren.

Ich kann nur nochmals ausdrücklich betonen, daß von einer Abtretung von Reichsgebiet nie und nimmer die Rede sein kann. Das Reichsgebiet, das sich seitdem immer mehr dem Deutschthum innerlich angegliedert hat, das sich in hocherfreulicher Weise immer mehr wirthschaftlich fortentwickelt, von dem mehr als 87 Prozent die deutsche Muttersprache sprechen, werden wir uns von den Feinden unter irgendwelchen schönen Redensarten nicht wieder abnehmen lassen."

In diesen Absätzen ist Klarheit nicht zu vermissen. Ueber das besetzte Franzosengebiet soll nur mit der Republik, ohne Zulassung ihrer Bundesgenossen, verhandelt und die Räumung nur da beschlossen werden, wo ihr nicht „vitale Interessen Deutschlands" widersprechen. Die widersprechen ihr, nach der alltäglichen Behauptung starker Kapitalistenverbände, in den Erzbezirken von Briey und Longwy. Heischen diese vitalen Interessen nicht auch den Einzug der Zufriedenheit in den Elsaß und Lothringen? Deren „Abtretung" hat weder der Brite noch der Amerikaner verlangt. Unrecht sehen Beide darin, daß am deutschen Westrande den Völkern nicht das Recht zu Selbstbestimmung gewährt wurde, für das, in Offizialreden, Deutschland am russischen Westrand eintritt. Wer froh das Gedeihen „innerlicher Angliederung" verzeichnet, braucht dieses Recht nicht zu weigern. Rückblick, gar getrübter, in Geschichte hilft nicht. Als Frankreichs junge Freiheit winkte, gab der Elsaß, ohne der Reichsstände und gilbenden Fürstenverträge zu achten, sich ganz, im Rausch fast brünstiger Freude, dem Verfassungstaat, dann der Republik hin. War aber, als Herder und Goethe in dem seit hundert Jahren französischen Straßburg studirten, in Kunst und Wissenschaft, Kultur und Sprache noch so deutsch, daß der Leser goethischer Erzählung sich oft in der Heimath fühlt. Frankreichs Staatsklugheit hatte das deutsche Wesen nirgends gestört und durch dessen freundliche Duldung die Gemüther versöhnt. Die Gemeinschaft großen Erlebnisses, in dessen Dienst viele Elsasser, vornan Kléber und Rapp, unter Frank-

reichs Fahnen fochten, hat das Band so fest geknüpft, daß es 1813 unlöslich, noch 1871 kaum zu lockern schien. Und Lothringen war dem Franzosengeist längst vermählt. Selbst Ranke schrieb, nach Gesprächen mit Thiers: „Die Abtretung des Elsaß wäre vielleicht möglich, nicht aber die von Metz. Denn für den Elsaß kann die Nationalität ein Motiv abgeben. Metz dagegen war immer französisch von Nationalität und Zunge. Die Wunde, die man schlüge, würde eine doppelte sein." Sind nicht zahllose Mißgriffe deutscher Politik und Verwaltung mitschuldig daran, daß die Wunde sich noch nicht schloß? Annexion oder Desannexion, Unrecht oder Recht: Ruhe wird erst, wenn Elsasser und Lothringer, ohne Heimweh nach Frankreich, zufrieden sind. Zerstücket ihre Länder nicht noch schmiedet sie an einander. Jedes forme sich den Staat, den es für sich tauglich glaubt. Haben die Hansarepubliken dem Reich, auch nur der Monarchie (die nicht Selbstzweck sein kann) je geschadet? Dem Reich, wie jeder Bundesstaat, verpflichtet, doch, wie jeder, zu Bau und Einrichtung des Hauses frei befugt, ungehemmt in Sprache, Brauch, Neigung: solches Programm würde Briten und Amerikaner entwaffnen. Und wir müßten uns schämen, wenn nach redlicher Durchführung dieses Programmes die (im tiefsten Wesensgrund verschiedenen) Menschen des Elsaß und Lothringens nicht die Seele Deutschlands lieben lernten. Aber das Glacis und die Deckung gegen französischen Angriff? Seit Bonapartes Zeit war keiner. Ein durch zwei Menschenalter als Sperrfestung behandeltes Land muß dem durch sein Glacis zu Schützenden feindlich werden. Der Ewig-Gestrige will Alles thun, um „im nächsten Krieg" den Sieg zu sichern. Der seiner Menschheit Bewußte: Alles, um den Keim neuer Kriegsmöglichkeit ringsum aus der Erde zu jäten.

„Neun, Zehn, Elf: Italienische Grenzen. Nationalitätenfrage der Donaumonarchie, Balkanstaaten. Diese Fragen berühren Punkte, bei denen zum großen Theil die politischen Interessen unseres Verbündeten Oesterreich-Ungarn überwiegen. Wo deutsche Interessen im Spiel sind, werden wir sie aufs Nachdrücklichste wahren, doch möchte ich die Beantwortung der Wilsonschen Vorschläge in diesen Punkten in erster Linie dem Auswärtigen Minister der österreichisch-ungarischen Monarchie überlassen. Die enge Verbindung mit der verbündeten Donaumonarchie ist der Kernpunkt unserer heutigen Politik und muß die Richtlinie für die Zukunft sein. Die treue Waffenbrüderschaft, die sich im Kriege so glänzend bewährt hat, muß auch im Frieden nachwirken; und so werden wir auch unsererseits Alles daran setzen, daß für Oesterreich-Ungarn ein Friede zu Stande kommt, der den berech-

tigten Ansprüchen Rechnung trägt. Auch in den unter Zwölf berührten Angelegenheiten, die unseren treuen, tapferen und mächtigen Bundesgenossen, die Türkei, betreffen, will ich in keiner Weise der Stellungnahme ihrer Staatsmänner vorgreifen. Die Integrität der Türkei und die Sicherung ihrer Hauptstadt, die mit den Meerengenfragen eng zusammenhängt, sind wichtige Lebensinteressen auch des Deutschen Reiches. Unser Verbündeter kann hierin stets auf unseren nachdrücklichsten Beistand zählen.

Punkt Dreizehn behandelt Polen. Nicht die Entente, die für Polen nur inhaltlose Worte fand und vor dem Krieg nie bei Rußland für Polen eingetreten ist, sondern das Deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn waren es, die Polen von dem seine nationale Eigenart unterdrückenden zaristischen Regiment befreiten. So möge man es auch Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Polen überlassen, sich über die zukünftige Gestaltung des Landes zu einigen. Wie die Verhandlungen und Mittheilungen des letzten Jahres beweisen, sind wir durchaus auf dem Wege hierzu.

Wenn der von Wilson angeregte Gedanke des Verbandes der Völker bei näherer Ausführung und Prüfung ergiebt, daß er wirklich im Geist vollkommener Gerechtigkeit gegen Alle und vollkommener Vorurtheillosigkeit gefaßt ist, so ist die Kaiserliche Regirung gern bereit, wenn alle anderen schwebenden Fragen geregelt sein werden, einer Prüfung der Grundlagen eines solchen Völkerbundes nahezutreten.

Meine Herren, Sie haben die Rede von Lloyd George und die Vorschläge des Präsidenten Wilson kennen gelernt. Ich muß wiederholen, was ich zu Anfang sagte: Wir müssen uns nun fragen, ob aus diesen Reden und Vorschlägen uns wirklich ein ernstlicher, ehrlicher Friedenswille entgegentritt. Sie enthalten gewisse Grundsätze für einen allgemeinen Weltfrieden, denen auch wir zustimmen und die Ausgangs- und Zielpunkte für Verhandlungen bilden könnten. Wo aber konkrete Fragen zur Sprache kommen, Punkte, die für uns und unsere Verbündeten von entscheidender Bedeutung sind, da ist ein Friedenswille weniger bemerkbar. Unsere Gegner wollen Deutschland nicht ‚vernichten', aber sie schielen begehrlich nach Theilen unserer und unserer Verbündeten Länder. Sie sprechen mit Achtung von Deutschlands Stellung, aber dazwischen dringt immer wieder die Auffassung durch, als seien wir die Schuldigen, die Buße thun und Besserung geloben müßten. So spricht immer noch der Sieger zu dem Besiegten, so spricht Derjenige, der alle unsere früheren Aeußerungen der Friedensbereitwilligkeit als bloße Zeichen der Schwäche deutet. Von diesem Standpunkt, von dieser Täuschung sollen sich die Führer der Entente zuerst losmachen. Um ihnen Dies zu erleichtern, möchte ich daran erinnern, wie denn wirklich die Lage ist. Mögen sie sich gesagt sein lassen: Unsere militärische Lage war niemals so günstig, wie sie jetzt ist. Unsere genialen Heerführer sehen mit unverminderter Siegeszuversicht in die Zukunft. Durch die ganze Armee, durch Offiziere und Mannschaften geht ungebrochene Kampfesfreude. Ich erinnere an das Wort, das

ich am neunundzwanzigsten November im Hause sprach: Unsere wiederholt ausgesprochene Friedensbereitschaft, der Geist der Versöhnlichkeit, der aus unseren Vorschlägen hervorgeht, darf kein Freibrief für die Entente sein, den Krieg immer weiter zu verlängern. Zwingen uns unsere Feinde hierzu, so haben sie die sich daraus ergebenden Konsequenzen zu tragen. Sie mögen ihr Programm nochmals revidiren. Wenn sie Das thun und mit neuen Vorschlägen kommen, werden wir sie ernstlich prüfen. Stehen wir zusammen, Regirung und Volk: und der Sieg wird unser sein!"

Eine Verbindung ist Kernpunkt und wird Richtlinie: Das ist der Stil. Für Polen ist auch Frankreich, vom ersten bis zum dritten Napoleon, dessen Gezettel mit der antirussischen Slachta Herrn von Bismarck manche Nacht verdarb, „nie eingetreten". Das ist die Historik. Die Frage, ob Preußen, das „die nationale Eigenart der Polen" doch wohl auch nicht zärtlich pflegte, neben einem selbständigen Polenreich ruhig leben könnte, wird nicht für einer Sekunde Dauer gestreift: Das ist die Staatsweisheit. Völkerbund? Wenn alles Andere, aber auch wirklich Alles, erledigt und die vollkommene Gerechtigkeit des Planes erwiesen ist, werden wir „einer Prüfung der Grundlagen nahtreten". Mit krauser Stirn mustert ein grämlich strenger Oberlehrer die Heimarbeit oft gerüffelter Schüler. Kleine Fortschritte, Einzelnes schon fast befriedigend; das Ganze aber unbrauchbar. Die Vorschläge werden barsch abgelehnt. Neue will der Herr Ordinarius immerhin prüfen. Am selben Tag spricht in Wien Graf Czernin: „Von Rußland verlange ich keinen Quadratmeter und keinen Kreuzer. Die Polen sollen ganz frei und unbeeinflußt ihr Schicksal bestimmen; je klarer der allgemeine Volkswille zum Ausdruck kommt, desto lieber ists mir. Wir wollen nichts von dem neuen Staat und die Polenfrage darf den Friedensschluß nicht um einen Tag hinausschieben. In Wilsons Vorschlägen sind einzelne, denen wir mit großer Freude zustimmen. Nicht nur in den großen Grundsätzen, sondern auch in der Beantwortung mancher Sonderfrage sind wir mit Herrn Wilson einig. Deshalb glaube ich, daß ein Gedankenaustausch zwischen den Vereinigten Staaten und Oesterreich-Ungarn die Sache des Friedens fördern könnte. Dankbar begrüße ich, daß auch Herr Wilson allgemeine Abrüstung bis auf den Stand empfiehlt, der die innere Staatsordnung sichert." Wo blieb, hinter dem Ceremoniale der Höflichkeit, der Einmuth des Wollens? Wo, in der Stunde des ersten durch einen Gegenstand internationaler Politik

bewirkten deutschen Massenausstandes, die Eintracht der Regirten mit den Regirern, die gestern aus tausend Glühbirnen bestrahlte Einheit der inneren Front? Die Zunge, seufzt der Apostel Jakobus, „ist zwar ein kleines Glied, kann aber furchtbar großes Unheil stiften. Zündet nicht kleines Feuer einen großen Wald an? Also hat auch eine flinke Zunge oftmals arges Uebel gezeugt."

Die naßkalte Kathederrede duldet keinen Zweifel an dem Glauben des Redners. Er ist gewiß, daß der Einsatz militärischer Machtmittel den Krieg enden, das auf allen Fronten sieghafte Deutsche Reich die seiner „Obrigkeit" genügenden Friedensbedingungen erzwingen und hinter dem Wall solcher Verträge sich ruhigen Lebens freuen werde. Deshalb spricht er, spöttisch, zwar von dem Verzicht auf den Plan (den angelsächsische Nüchternheit niemals hegte), Deutschland zu vernichten; erwähnt aber nicht die bescheidenen Sätze: „Wir Amerikaner wollen Deutschland nicht kränken noch seine Macht, seinen Einfluß da schmälern, wo sie berechtigt sind. Fern ist uns das Erdreisten, ihm Umsturz oder Umbildung seiner Inneneinrichtung aufzuzwingen." So, ruft Graf Hertling, redet der Sieger zu dem Besiegten; und bürdet selbst alle und jede Schuld den Feinden auf, deren Zermalmung ihn sicher dünkt. Diesen Glauben und Willen zu bekennen, ist sein Recht; könnte Pflicht sein. Doch das durch Entbehrensqual geschärfte Ohr der Masse merkt den neuen Ton, den nie, in der ganzen Kriegszeit, noch ein Kanzler hören ließ; es vermißt jeden Hauch menschlicher Herzenswärme, jede Andacht vor dem gewordenen, dem morgen werdenden Graus; es fürchtet, die Evangelien des Julimonats, des Christtages seien entkräftet, verschollen: und die nun in den (kantischen) Begriff des Selbstbestimmungrechtes eingewöhnte Masse nimmt die härteste Pein des Entbehrens auf sich, um durch Ausstand ihres Willens Richtung warnend zu offenbaren. Ohne die Rede des Kanzlers wärs nicht geschehen. Wird der Sinn dieser Rede, der deutlich hörbare und der verborgene, von einer Mehrheit des Reichstages gebilligt, dann bietet der Geist deutscher Verfassung gegen so legalen Beschluß keine Waffe. Nur aus öffentlicher Verhandlung und Abstimmung kann Klarheit werden. Der Reichstag vermag sie rasch zu schaffen und belüde sich mit ungeheurer Verantwortlichkeit, wenn er müßig wartete, bis im Volksempfinden der Spalt sich gebreitet hat.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 9. Februar 1918.

Kischenew=Kiew.

Nach langer Finsterniß freut Rumänien sich wieder eines Sonnenstrahles. Sein Heer ist in Reni und Kischenew eingezogen. Das vom Schwarzen Meer, von Dnjestr und Pruth begrenzte, von Trajans Römern der neuen Provinz Dazien angeflickte, von Aurelian den Goten überlassene Land, das von den Bessen den Namen Bessarabien empfing, kann sich ins dako=walachische Rumänenreich eingliedern. Jahrhunderte lang hat es, nach 1367, zur Moldau gehört; ist, aus tatarischer und türkischer Herrschaft, 1812 an Rußland gekommen, 1856 aber, im Pariser Frieden, der Moldau zurückgegeben worden. Der nahm es, auf Rußlands Antrag, der Berliner Kongreß. Vor vierzig Jahren hörte er die rumänischen Minister Bratianu und Cogalniceanu, die, als für eine Halbstunde, wie zuvor die Griechen, Zugelassene, von den Großmächten den Beschluß erbaten, die Unabhängigkeit der vereinten Donaufürstenthümer anzuerkennen und ihr Gebiet nicht zu schmälern. Daß von der Moldau und Walachei Bessarabien nicht getrennt werden dürfe, hat schon (1782, in einem Brief an Joseph den Zweiten) Katharina gesagt. Nun wills ihr Urenkel, wider sein Wort, dem Fürsten Karol nehmen, dessen Heer ihm aus der Klemme von Plewna, zum Sieg über die Türken geholfen hat. Der kluge Karl Anton von Hohenzollern schreibt früh an den bangen Sohn: „Sollte Rußland auf dem Wiedergewinn des rumänisch=bessarabischen linken Donauufers beharren, so wäre Das eine Kalamität für Rumänien. Nach innen: weil,

trotz siegreichem Krieg, sein Gebiet verkleinert würde; nach außen: weil eins der Endziele deutschen und österreichischem Strebens, die freie Donau, illusorisch würde." In Reni, Ismael, Bolgrad und anderen Orten am Römerwall ist der junge Fürst 1866 fast herzlicher als auf der Walachenerde begrüßt worden. Doch Alexander Nikolajewitsch will, wie vor und nach ihm mancher Kurzsichtige, daß der Krieg „Etwas einbringe"; wenn nicht Türkenland, wenigstens den von der Schmach des Pariser Friedens ihm geraubten Theil Bessarabiens. Karol mag sich trösten: das Donaudelta und die Dobrudscha bis Küstendje (Konstanza) entschädigen ihn von dem Verlust. Der Ueberlistete hofft noch auf die Heimath; in einem Brief an den Deutschen Kronprinzen sagt er: „Ich wünschte, daß wir die Erhaltung Bessarabiens dem Deutschen Reich zu danken hätten, das eines Tages doch an der Umbildung der Orientdinge mitzuwirken haben wird; die Sympathien gewönnen dadurch eine feste Basis und könnten nicht mehr durch Intriguen gestört werden. Außerdem ist die Donau auch ein deutscher Strom und wir, als die Wächter seiner Mündungen, haben ein Recht auf Deutschlands Interesse an der bessarabischen Frage." Kann Bismarck, um einem Hohenzollern gefällig zu sein, auch diesem Russenwunsch die Erfüllung weigern? Auf Bratianus erste Frage antwortet er offen: Nein. Nirgends Hilfe. Andrassy: „Wir können doch nicht für Bessarabien einen Krieg führen." Beaconsfield: „In der Politik ist Undank oft der Lohn für wichtigen Dienst." Waddington, Frankreichs Erster Vertreter, müht sich wenigstens, den Rumänen Silistria zu erlangen. Der Berliner Friede knüpft die Anerkennung der Unabhängigkeit an zwei Bedingungen: Gewähr des Bürgerrechtes an die Juden und Rückgabe des von den Thalwegen des Pruth und des Kilia begrenzten Gebietes.

Die Dobrudscha, auch den 1913, im Bukarester Frieden, fast mühlos erworbenen Theil, haben die Rumänen an Bulgarien verloren, das die Geburtstatt seiner ersten Reichseinheit nur der Gewalt wieder räumen würde. Da der vor vierzig Jahren den Rumänen aufgezwungene Tausch sie Schade und Schande dünkte, müssen sie zufrieden sein, wenn Bessarabien, das sich seit ein paar Wochen Republik nennt, gar bis nach Kischenew, ihrem Kischlanu, hinauf, sich ihrem Staatsverband einfügt. Ob sie dessen Rechtsform wahren oder ändern wollen, ist zunächst ihre Sache. Nur: mit Galatz und Braila als Hafenvororten kann ihr Handel nicht

auskommen. Vernunft räth, ihnen Konstanza zurückzugeben, das Bulgarien entbehren kann. Räth auch, den in Ungarn lebenden Rumänen alle dem Staatsbestand unschädlichen Selbstverwaltungrechte zu gewähren. Das zarische Rußland hat, ohne den Pruthköder, Rumänien in den Krieg zu locken vermocht und dann ohne wirksamen Beistand gelassen. Das republikanische Rußland hat es gehöhnt und bespien. Mit der Wunde von 1878 verharscht auch die Erinnerung an den Eiswind, der von Berlin und Wien damals an die Untere Donau wehte. Hier ist rascher und nutzbarer Friedensschluß möglich. Und Serbien, Montenegro, Griechenland werden den Westmächten nicht lange fügsam bleiben, wenn sie sehen, daß Rumänien sich in leidlichen Frieden gebettet hat.

Auch mit der Ukrainerrepublik kann morgen Friede werden, wenn die Kunde vom Sieg der Centralrada bestätigt wird. Wahrscheinlich klingt sie. Den Leninisten, deren Dünkel sich vermaß, von Petrograd aus die in Sintfluth gerissene Welt vom Fluch des Kapitalismus zu lösen, naht mählich wohl der Sonnenuntergang. Nach schnellem Friedensschluß mit Rumänien wäre die Freiheit der Ukraina, im Nothfall mit deutscher und austro-ungarischer Waffenhilfe, fest zu verbürgen. Nur darf der Politiker nicht vergessen, daß sichs hier um Land handelt, dem ein auferstandenes Russenreich nicht, wie dem bessarabischen Zipfel, entsagen wird. Die Ukraina ist noch, wie sie, nach Gibbons Schilderung, die aus Preußen hingewanderte Gotenhorde fand. „Der Reichthum an Wild und Fischen, die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens, der hohe Wuchs des Hornviehs, die Fülle dichter Bienenschwärme: Alles zeugt von der Ueppigkeit dieser Natur.“ Die Kosaken, Saporoger und andere, haben nicht viel für das Land gethan. Und an der Kornkammer, dem Heerdenparadies haftet auch der Duft des ältesten Russenmythos. Kiew, der von Kij, dem ältesten dreier Slawenbrüder, gegründete Walfahrtort, ist ihm die Mutter aller Russenstädte; ehrwürdiger noch als Nowgorod: weil es die Krippe der russischen Christenheit wurde. Aus Kiew, das seit 882 die Hauptstadt Rußlands war, fuhr die Großfürstin Olga, Igors Witwe, mit großem Troß zur Taufe nach Konstantinopel. In Kiew wurde ihr Enkel Wladimir von seiner Frau, der Schwester des Kaisers Basilius, überredet, mit seinem Volk den Glauben an Jesus Christus zu bekennen. Durch Kiews Straßen wird das gestern noch von Wladimir angebetete Standbild des slawischen

Donnergottes Perun geschleppt, an jeder Ecke ihm der silberne Kopf, der Goldbart, der Rumpf von zwölf stämmig Wilden geprügelt und das zerbeulte Scheusal dann in den Fluß geschleudert. Ein Ukas des Bekehrten vehmt jeden noch den Götzen Anhangenden als Feind des Heilands und des Großfürsten; befiehlt, die Leichen der ungetauften Brüder Wladimirs auszugraben und durch den Segen der Christenpriester zu weihen. Bei Kiew gräbt sich, im elften Jahrhundert, der Pope Hilarion die Höhle, die sich, unter dem Abt Theodosios, zu dem Höhlenkloster, der Kiejewopetscharskaja Lawra, weitet und über der bald dann die steinerne Kathedrale himmelan ragt. Bis ins vierzehnte Jahrhundert bleibt, noch in den Wirbeln der Tatarenfluth, Kiew allen Nordslawen die Glaubenshauptstadt; und kehrt aus litauischer und polnischer Herrschaft in den alten, von Trennungweh noch geheiligten Glanz zurück. Gleich nach der Taufe und Verlobung muß die Großfürstin Katharina Alexejewna mit ihrem Peter, mit Mutter, Schwiegermutter, großem Gefolge und Schlafwagen nach Kiew pilgern. (Unterwegs wird, mit hohen Einsätzen, lustig Pharao gespielt.) Hinter den Priestern, Mönchen, Nonnen, Heiligenbildern und Kirchenfahnen tummeln sich am Einzugstag die von Wladimir entthronten Heidengötter; und in der Maske des greisen Stadtgründers Kij huldigt ein Student der Kaiserin und dem Brautpaar. Zehn Klöster, achtzig Griechenkirchen: so sieht die Stadt heute aus, die kaum dreihunderttausend Einwohner zählt, in jedem Jahr aber beinahe eben so viele Pilger umfängt. Nach Kiew trugen die Krimtataren den Wunsch, sich, mit dem Recht auf Selbstverwaltung, der Ukraina einzuordnen; kam von den galizischen Ruthenen die Zustimmung zu dem Beschluß, dem neuen Polen nicht einen Zoll der Ukrainererde von Cholmland, Podlachien, Wolhynien hinzugeben. In Kiew empfahl der Bauerkongreß und ein wunderliches „Völkerparlament" den Eintritt in die Vereinigten Staaten von Rußland. Die hat den nicht von Raub oder Bettel Lebenden der Leninismus verleidet. Wer ihn aus dem Feuermeer aufschäumenden Hasses retten will, entreißt dem Reich Ruriks und Katharinens die Randländer an der Ostsee und am Schwarzen Meer. Ohne Kiew, Odessa, Charkow wäre nicht, würde nie wieder Rußland. Friede mit der Ukraina kann uns nur gedeihen, wenn ihn der von Vernunft aus Chaos entbundene Russenstaat ohne Gram bestätigen darf.

Jesuiten in der Forschung.

Die nachfolgenden Ausführungen sind, weitab von jeder politischen oder kirchlichen Betrachtungart, ausschließlich nach exakt-wissenschaftlichen Gesichtspunkten orientirt. Sie sollen mit Betonung der Fachleistung, gleichsam statistisch, die merkwürdige Beziehung der Jesuiten besonders zur Mathematik erfassen und die Thatsache feststellen, daß eine Reihe der wichtigsten Ergebnisse in dieser Wissenschaft auf Mitglieder des Ordens zurückzuführen ist. Der Weg zu den Quellen ist mit Mühsal gepflastert, aber er liefert reiche Ausbeute, selbst wenn man sich begnügt, die Ergebnisse nur anzudeuten. Das Material soll hier in leicht faßlicher Form dargestellt werden.

Wo man auch an die Pforten der Mathematik klopft: stets erscheint der selbe Pförtner am Thor; und gleich er, der große Schloßbewahrer und Auskunftertheiler, der Sachkundige und Wegweiser in allen unendlichen Gängen des Riesenbaues, stellt sich als dem Orden verpflichtet vor. Es ist Jean Etienne Montucla. Sein Geschichtwerk, 1754 begonnen, ist klassisch geworden, er selbst darf als der Herodot der Mathematik bezeichnet werden. Ob er es im Orden bis zu den formellen Weihen gebracht hat, weiß ich nicht. Daß er seine Anregung und wissenschaftliche Ausbildung auf einem Jesuitenkolleg, in Lyon, empfing, ist gewiß. Mag sein Werk auch in unseren Tagen durch das noch monumentalere von Cantor überholt sein, so bewahrt es den Ruhm als des Ersten, der alles Versprengte, schwer Leserliche, kaum Auffindbare zur großen Einheit einer Geschichte aufbaute, die einst die erschöpfende war und noch heute ihren Rang behauptet. Nicht abzutrennen ist Montucla von Lalande, dem bedeutenden Astronomen, den die Gleichrichtung der Studien an dem selben Jesuitenkolleg mit ihm verband. Es würde vom Weg abführen, wenn wir dieses Jesuitenzöglings Sonderspuren am Firmament verfolgen wollten; hier sei nur gesagt, daß er ungefähr fünfzigtausend Sterne bestimmte und seine himmlischen Weisheiten mit irdischem Weltmannsschliff als „Damen-Astronomie" vortrug. Dem Stern Montucla bestimmte er aber die Richtung: dessen großartiges Geschichtwerk entstand auf sein Drängen und wurde nach seinem Tode von Lalande fortgeführt.

Der Pförtner hat uns geöffnet und weist uns in den Flügel der forschenden Obedienten. Wir betreten zuerst die Arbeitstätte des Jesuiten Christoph Scheiner, der eben (vor rund drei Jahrhunderten) im Begriff steht, einen bekannten Satz der Pla-

nimetrie aus der Mechanik des reinen Denkens in die zeichnerische Praxis zu verpflanzen. Er erfindet den „Storchschnabel", ein Werkzeug, das die Lehre vom Parallelogramm in zweckdienliche Wirklichkeit übersetzt. Man kann damit irgendwelche Zeichnung oder Landkarte aus einem Größenverhältniß in ein anderes übertragen. Die Erfindung Scheiners, die bei ihrem ersten Auftauchen Staunen erregte, kann noch heute als ein kleines Wunder betrachtet werden: sie verleiht einem Zeichenstift mathematische, ja, künstlerische Denkkraft und giebt ihm die Fähigkeit, nach vorgelegten Originalen Aehnlichkeit in bestimmtem Maßstab zu schaffen. Aber auch in die höhere Matheſe verstieg sich Scheiner mit einem Verfahren zur mechanischen Herstellung von Kegelschnitten, beschrieben in einer Lateinschrift, die 1614 in Ingolstadt erschien. Sein Name knüpft sich noch an ein Phänomen, das sich gerade in den Frostschauern der allerneusten Zeit zu unliebsamer Bedeutung ausgewachsen hat: er war der Entdecker der Sonnenflecken, verwickelte sich aus diesem Anlaß in einen Prioritätstreit gegen Galilei, worin sein Anspruch auf das Vorrecht der Berechnung sicher begründet ist. Aus der Beobachtung der Flecken erkannte er zuerst deren Eigenbewegung; und vermochte, unabhängig davon, als Erster die Rotationzeit der Sonne und die Lage ihres Aequators zu bestimmen. Fügen wir hinzu, daß er die erste Karte der Mondberge entwarf, daß er sich auch in der Optik durch ein Experiment verewigte, das noch heut seinen Namen trägt, so ergiebt sich ein höchst stattlicher Ausweis zu Gunsten dieses Forschers, der in Neisse Rektor des Jesuitenkollegiums wurde.

Der Jesuit in der benachbarten Arbeitzelle ist Franz von Aiguillon, genannt Aquilonius, geboren 1566 in Brüssel, der Erste seines Zeichens, der in Belgien Mathematik lehrte. Ausgehend von physikalischen Betrachtungen, die er zu einem Sechsbänder über Optik verdichtete, gelangte er zur Projektion-Lehre, besonders zur projektivischen Abbildung kugeliger Gebilde auf Ebenen. Eigentlich eine phantastische Beschäftigung: das Auge des Betrachters vertieft sich in den Mittelpunkt der Erde, wandert an die Oberfläche und fliegt bis in die Unendlichkeit, befestigt sich an den Polen gedachter Kugeln, um die abzubildenden Punkte des Erdglobus in bestimmten Perspektiven zu erfassen. Aber das Phantastische liegt nur in der Methode, während die Ergebnisse den praktischen Bedürfnissen der Kartenentwürfe dienen. Längst sind die Namen „orthographische", „stereographische" Projektion in alle Abhandlungen übergegangen; zum ersten

Mal wandte sie Aquilonius an, der auf diesem Gebiet den Rang eines Pfadfinders verdient.

Ganz im Abstrakten schwebte sein Ordensbruder, der belgische Jesuit Jean Charles de la Faille. Sein in Antwerpen 1632 gedrucktes Werk „Theoremata de centro gravitatis partium circuli et ellypsis" beschäftigt sich mit Aufgaben, die, vom Standpunkt unserer Zeit gesehen, mit einem unmöglichen „Wenn" operiren. „Wenn" die Quadratur des Kreises gefunden würde, so beweist der scharfsinnige Jesuit, dann ließe sich der Schwerpunkt jedes Kreisabschnittes bestimmen; und er liefert auch die Methode, aus der Kenntniß der Schwerpunkte die Quadratur abzuleiten. Genau ein Vierteljahrtausend später haben Lindemann und Weierstraß das voraussetzende „Wenn" aus dem Gebiet der lebendigen Hoffnung herausgeschafft und auf dem großen Friedhof der Unmöglichkeiten begraben. Der belgische Jesuit manövrirte also eigentlich im Felde des Unerfüllbaren, wenn auch seine Beweisführung allen Anforderungen der in sich geschlossenen mathematischen Logik entsprochen haben mag.

Großen Respekt hätten wir dem Nächsten zu bezeugen, dessen Name auf ewig mit einem zum eisernen Bestande der Wissenschaft gehörigen Satze verbunden bleibt. Manchen, der von der „Guldinschen Regel" als von einem Verfassungartikel der Raumlehre vernommen hat, wird es überraschen, zu erfahren, daß auch Guldin ein Jesuit gewesen ist. Seine einprägsame Regel, die sich im Wesenskern mit dem Beweis des De la Faille berührt, besagt: daß der Inhalt jedes Umdrehungkörpers gefunden wird, wenn man die Größe der Drehfläche mit dem Wege multiplizirt, den der Schwerpunkt dieser Fläche beschreibt. Ein eleganter Satz, den zwei schöne Kennzeichen zieren: die Allgemeinheit und eine dem Beweise voraneilende Kraft des Einleuchtens. Und dennoch: der Lorber sitzt nicht sonderlich fest auf dem Haupt des Paul Guldin. Denn der Name Guldinsche Regel besteht so zu Unrecht wie der Name „Amerika", der die Ehre auf den Nachfahren Amerigo Vespucci häuft, ohne von dem wirklichen Entdecker Notiz zu nehmen. Kepler und Rocca hatten die Schwerpunkt-Weisheit vor Guldin. Und auch damit wären wir noch nicht beim ursprünglichen Finder. Der wohnte in Alexandria, hieß Pappus und hatte den schönen Rotationsatz schon zwölfhundert Jahre vor Guldin entdeckt. Ungerechte Bevorzugung in der Titulatur ist nicht vereinzelt und gehört mit vielen anderen in das lange Register, das uns von den Launen der Dame Wissenschaft erzählt.

Mit dem Werdegang unseres Leibniz bleibt der Name des Jesuiten Honoratus Fabri verbunden, nicht gerade innig, doch immerhin merkenswerth. Fabri war Jesuit am Ordenskollegium in Lyon, wurde später nach Rom berufen und wirkte dort in hervorragendem Amt am Gerichtshof der Inquisition. Er inquirirte aber auch die Mathematik; und sein Werk von 1659 „Synopsis Geometrica" gehörte neben den Exaktschriften eines Huyghens, Descartes und Pascal zu den Grundlagen, auf denen Leibniz seine eigenen Bedeutsamkeiten aufzubauen verstand.

Handelte es sich im Falle Guldin um ein Nachentdecken, so scheint in dem folgenden die Gleichzeitigkeit hervorragender Geistesthaten vorzuliegen. Ignace Gaston Pardies, Magister am Jesuitenkollegium von Pau, untersuchte die Eigenschaften der merkwürdigen Krummlinie „Cykloide" und erkannte dabei, daß ein Schwerkörper, der auf einem absteigenden Cykloidenarm gleitet, stets in genau der selben Zeit beim Tiefpunkt anlangt, einerlei, in welcher Entfernung er die Fallbewegung beginnt. Diese Ansage gehört zu den Ueberraschungsätzen, die sich abseits von jeder vorbestehenden Evidenz entwickelt haben; aus der Unendlichkeit aller Kurven hebt sich die Cykloide durch den Gleichzeitfall als ein vereinzeltes Wunder heraus. In die Ehren der Beweisfindung theilen sich Pardies und Huyghens, die fast zu gleicher Zeit, unabhängig von einander, schufen.

Bis in die Tiefschichten der Geometrie führen die gelehrten Traktate des Girolamo Saccheri, beinahe bis in die Urgründe, wo die Zweifel an der Alleingiltigkeit der Euklidischen Sätze wurzeln. Saccheri (1667 bis 1733) war Jesuit und bewährte seine Lehrthätigkeit an dem vom Orden geleiteten Kollegium der Brera in Mailand. Er hat seinen Ruhm nicht erlebt und die Tragweite seiner Untersuchungen auch wohl kaum geahnt. Erst ein Jahrhundert später setzte an einem von Saccheri erreichten Punkt jene grundstürzende Kritik ein, die eine „Nicht-Euklidische" Geometrie abspalten sollte. Er selbst bekannte sich noch fest zu der Ausschließlichkeit des Euklid; und dennoch muß man heute, wenn man nach Bolyai, Lobatschefkij und Riemann von einer Uebergeometrie redet, die Stammlinie des revolutionären Gedankens auf Saccheri zurückleiten.

Zwei andere Jesuiten, Gregorius von Sanct Vincentius und Alfons Anton de Sarasa, finden wir auf gleichlaufenden Wegen zu den selben Erkenntnißzielen. Es ging ihnen ähnlich wie den Alchemisten, die Gold machen wollten und Porzellan im Tiegel fanden. Das Gold-Phantom blieb auch für sie die

Quadratur des Kreises; und als höchst verwerthbares Nebenprodukt ergab sich bei ihnen das Auftreten von Logarithmen bei gewissen eigenthümlich begrenzten Flächenräumen. Das große Werk des Gregorius erschien gegen Ende des Dreißigjährigen Kriegs in der ungeheuren Ausdehnung von 1225 Folioseiten. Die Literatur nennt im Zusammenhang damit als Beurtheiler für und gegen noch eine Reihe anderer Männer, darunter Léotaud und Tacquet, die jedenfalls in einem Punkt übereinstimmten: sie gehörten allesammt zur Kongregation der Jesuiten.

Hätten wir unser Thema nicht auf diese allein gestellt, sondern auf andere Ordensgemeinschaften und darüber hinaus überhaupt Priester, Klösterliche, Domherren, Aebte, Professoren der Theologie zum Wettbewerb zugelassen, so würden wir überhaupt schwerlich ans Ende gelangen. Oft erscheinen sie in der Geschichte der Mathematik als die Stützen der forschenden Gesellschaft; um nur einige der allerberühmtesten außer der Reihe zu nennen: Cavalieri, der Jesuat und Schöpfer der Indivisibilien, Pater Mersenne und Nicolaus Cusanus, der, zwischen Theologie, Philosophie, Juristerei und Mathematik schwebend, bei einer besonders gelungenen Schwingung bis zur Höhe eines Kardinals aufstieg. Sehr anspruchsvolle Leser könnten die Leiter noch weiter nach oben verlängert wünschen. Ihre Forderung soll erfüllt werden. Einst lehrte in Reims ein genialer Mathematiker, der neben anderem Verdienstlichen die arabischen Ziffern ins Abendland einführte. Nach seiner bürgerlichen Matrikel hieß er Gerbert; als Silvester der Zweite ist er anno 999 Papst geworden. Mathematisch gesprochen, bedeutet seine persönliche Laufbahn die einmalige Lösung einer beispiellos schwierigen Maximal-Aufgabe.

Charlottenburg. Alexander Moszkowski.

Traum.

Es war, als säße ich im Theater. Die Szene ein freier Platz in einem Dorf; in der Mitte eine uralte, mächtige Linde. Ich konnte Alles unterscheiden, trotzdem Alles in Finsterniß lag. Der Vorgrund angefüllt mit Menschen; ganz vorn, etwas von den übrigen abgesondert, der Sprecher. Sprecher mit wundertiefer, wunderweicher Stimme; so hatte ich sie einmal in Jünglingstagen von einem Mönche gehört. Der Sprecher — der Klager: er klagte die ungeheure

Angst, die auf Allen lag; und Alle klagten. Eine erhabene und heilige Klage, groß und furchtbar, wie Weltuntergang.

Wahrhaft so. Denn die Menschen dieses Dorfes waren die Menschheit, dieses Dorf war die Welt und ihr Untergang sollte hereinbrechen. Der Sprecher erzählte, wovon ich allen Zusammenhang vergessen habe, doch war viel die bedeutende Rede von einem geheimnißvollen Mann mit seltsam schauerlichem Namen; ich besinne mich nicht mehr auf den Namen, aber im Traum war er mir fürchterlich. Noch fürchterlicher dieser Mann: er stand seitab, an den Thurm der Kirche gelehnt, ein Laurer, ein Schrecker, wie der Gegenmensch zu Christus, und ich glaube, es war Satanas. Dem waren die Bewohner des Dorfes, durch Schuld und Vertrag, verfallen und nichts konnte sie retten als allein Dies: wenn in der letzten Stunde die alte Dorfuhr von der Kirche herunter, statt Zwölf, Dreizehn schlagen würde.

Und nun lebten wir die schwere letzte Stunde der Frist; in jedem Augenblick konnte die Uhr anheben, zu schlagen. Der herzzerreißend ungeheure Jammer und, wie ein wildes Flehen und Beten, die Hoffnung auf das Wunder wurde gewaltig ausgesprochen, in immer kürzer hervorbrechender Stoßrede. Dazwischen athemlose Pausen der verzweiflungvollsten Erwartung; und Aller Blicke wie fest hingezaubert auf die Stelle zur Seite des Hintergrundes, wo, noch schwärzer als die schwarze Finsterniß, der Thurm zu erblicken war. Jetzt, langsam und langhinzitternd, ganz ausschwingend, als wäre es schon der letzte Schlag und alle Kraft des müden Werkes damit hingestorben: der erste Glockenton der Mitternachtstunde. Und so ein Schlag nach dem anderen. Zwischenhindurch des Sprechers Zählen: Eins, Zwei, Drei, Vier und so fort, jedesmal wie schrecklich verwallender Schrei; und, ein dunkles Echo, wiederholten Alle die Zahl. Unsäglich grausig war das Zählen und mein Herz war unsäglich gequält von dem Anblick dieser Versammlung; ich hielt es fest mit den Händen: nun mußte es zerspringen und das Gräßlichste kommen. Da hatte der zwölfte Schlag geklungen: den zählte Niemand. Das Herz stand still, war Eis; wir Alle lagen hin am Boden und wanden uns, als wollten wir in uns selber hinein verschwinden. Es war Stille wie der Tod; und ewig lang so Stille. Auf einmal: der dreizehnte Schlag! Sofort darauf ein dumpf klatschender Ton wie vom Fall eines lebendigen Körpers aus großer Höhe auf den steinigen Erdboden.

Der Fürchterliche mit dem schaurig klingenden Namen, von ihm selber war die Welt gerettet worden. Er hatte am Thurm, von außen her, sich in die Höhe gewunden und geschlungen wie eine Schlange und im letzten Augenblick mit Riesenstärke den Zeiger herumgerissen, daß es zum dreizehnten Mal klingen mußte; dann war er, mit dem abgebrochenen Zeiger, in die Tiefe geschlagen und tot gefallen. Thurm und Kirche fielen über ihn zu Trümmerhaufen und die Menschheit war erlöst; nun wirklich erlöst.

Potsdam. Konstantin Brunner.

Neues Deutschland.

Die Soziale Frage ist nicht nur in der Politik von Bedeutung, sondern eine höchst persönliche Angelegenheit jedes Einzelnen. Die Stellung, die das Einzelindividuum zur Gesellschaft einnimmt, ist sicher während des Krieges anders geworden; das Allen Gemeinsame ist mehr in den Vordergrund getreten. Ueber die Aeußerlichkeiten hinweg sucht man den Kern des Menschen zu erfassen. Daß dabei auch viel Unerfreuliches sichtbar wird und der Egoismus sich oft nackt zeigt, ist natürlich. Meist aber sieht es aus, als ob über dem rein Menschlichen alle Normen der Gesellschaft, die bisher giltig waren, in Vergessenheit gerathen und die Unterschiede zwischen den Ständen und Berufen aufgehoben seien. Doch nicht von der Aufhebung aller sozialen Schranken darf man eine Neubelebung der Gesellschaft hoffen, sondern von neuer Begrenzung auf der Grundlage, die allen Ständen und Berufen gleichen Werth zumißt.

Wie kein anderes Volk der Erde stützt sich das deutsche auf Tradition. Die ist nicht das Produkt willkürlich und planlos waltender Kräfte, sondern hat sich in stetem Kampf gegen feindliche Elemente gebildet. Auch die Monarchie, König- und Kaiserthum, beruht auf Tradition. Wer will leugnen, daß auch diese Institution noch der Besserung bedarf? Das Volk empfindet das Steuerprivileg der Fürsten als eine Ungerechtigkeit. Und noch immer bleibt in der Erziehung der Fürsten Manches der Aenderung bedürftig; noch immer spielen Höflinge und Schmeichler, besonders an kleinen Höfen, eine zu wichtige Rolle. Die Zeiten, wo unsere Fürsten sich mit bedeutenden Menschen, die zugleich Charaktere waren, zu umgeben wußten, scheinen an manchem Ort vorüber. Die Erziehung ist wohl vielseitig, aber oberflächlich, der Interessenkreis oft eng, in Sport und Jagd, beschränkt. So innerlich tief begründet und berechtigt unser Fürstenstand ist: in Zukunft darf auch ihm keine Arbeit zu schlecht, keine Mühe zu groß, darf ein fürstlicher Nichtsthuer nicht mehr möglich sein.

Neben dem Fürstenstand ist der Adel der Träger einer alten und guten Tradition; und er kann auf viele Leistungen der ihm Angehörigen mit berechtigtem Stolz hinweisen. Aber daneben giebt es noch viele hohle Aufgeblasenheit und thörichten Dünkel. Schuld daran trägt freilich nicht nur der Adel, sondern auch der Bürger und Bauer, der, besonders im Osten, selbst dem nicht durch tüchtige Arbeit bewährten Adel eine unwürdige Ergebenheit zeigt. Der Adel kann nur soziale Anerkennung fordern, wenn er sich durch besondere Tüchtigkeit auszeichnet, in jedem Beruf sich bethätigt und für keine Arbeit sich zu gut dünkt. Dem Bürgerthum, das in Handel und Industrie, Kunst und Wissenschaft die Führung hat, drohte mehr noch als dem Adel die Gefahr, durch allzu eifriges Streben nach Genüssen aller Art den Sinn für ideale Güter, für das letzte Ziel aller Menschenentwickelung verkümmern zu lassen. Nur, wenn

es sich wieder auf die Höhe seiner besten Tage zu heben vermag, wird es das Hinabgleiten in eine Weltanschauung vermeiden, die den Keim des Verfalles in sich trägt.

Der Grundbesitzer und Bauer hat sich in täglichem Verkehr mit der Natur ziemlich rein erhalten. Zwar zeigt der Krieg auch in dieser Schicht nicht nur Löbliches; und schon zuvor hatte die Sucht nach städtischen Vergnügungen und schnellem Gewinn manchen Landmann ins Verderben gebracht. Das waren Ausnahmen. Die Staatskunst muß versuchen, den Landwirth an seine Scholle zu fesseln, sie ihm lieb und werth zu machen; und der Agrarier selbst muß in jeder Stunde der wichtigen Pflicht eingedenk bleiben, die er dem Volk und dem Staat schuldet, und darf sich nicht in Neid gegen die schneller Verdienenden hetzen lassen.

Auch in der neuen Form der Gesellschaft, die sich nach dem Krieg bilden wird, bleiben die einzelnen Stände bestehen. Aber die Grenzen, die sie sich bisher selbst zogen, müssen sich bald verschieben. Die Stellung des Einzelnen darf nur noch durch die Liebe zur Sache und durch den Werth der Leistung bestimmt werden. Das gilt insbesondere von den Beamten und Offizieren. Nicht der Schein, nur das Sein darf hier entscheiden. Jeder Berufsstand muß den anderen achten, thörichter Rangstreit, würdeloses Streben nach Titeln, Orden, Gunst und kleinerem Vortheil muß aufhören. Diese Entwickelung ist nur möglich, wenn der Einzelne sich durchaus sicher in seinem Berufe fühlt und ihn als den edelsten empfindet. Der Beamte soll den im Rang tiefer Stehenden nicht verachten, aber auch den Vorgesetzten nicht dienerhaft umschmeicheln. Das verträgt sich nicht mit der Menschenwürde. Nicht ohne Grund haben andere Völker uns den Hang in Erniedrigung vor dem Militär spottend vorgeworfen. Dadurch muß Dünkel gezüchtet werden, den die Zeit nicht mehr duldet. Nicht die Uniform, nicht der Titel oder Orden macht den Mann, sondern allein seine Tüchtigkeit. Freie und stolze Menschen, die ihres Werthes bewußt sind, vor keinem Sterblichen sich beugen, unbeirrt durch die Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten des Lebens ihren Weg gehen und nicht nach Gunst und Geld haschen: solche Menschen braucht Deutschland. Der Weg, den unser Volk nach diesem entsetzlichen Krieg zu gehen hat, kann ihm wohl durch eine verständige Regirung gewiesen und geebnet werden; gehen aber muß es ihn selbst.

Bensberg. Dr. Eberhard Freiherr von Danckelmann.

Altes Deutschland.

Land des Rechtes, Land des Lichtes,
Land des Schwertes und Gedichtes,
Land der Freien
Und Getreuen,

Land der Adler und der Leuen,
Land, Du bist dem Tode nah,
Sieh Dich um, Germania!

Dumpf in Dir, o Kaiserwiege,
Gährt der Keim der Bürgerkriege;
Tausend Zungen
Sind gedungen,
Tausend Speere sind geschwungen,
Fieberträumend liegst Du da,
Schüttle Dich, Germania!

Lautes Zürnen, leises Munkeln,
Lüge, die da würgt im Dunkeln,
Zucht und Glaube
Tief im Staube
Und der Zweifel würgt die Taube,
Immer: Nein! Und nimmer: Ja!
Sage Ja, Germania!

Auf den Knien bete, bete,
Daß der Herr Dich nicht zertrete!
Vor dem Zaren
Der Tataren
Er Dich möge treu bewahren,
Denn Sibirien ist gar nah,
Sieh Dich um, Germania!

Daß sich Fürst und Volk vertraue,
Dir kein Pfaff das Licht verbaue,
Daß kein Marat
Dich verführe
Und Dich dann septembrisire,
Denn die Marats sind schon da,
Wahre Dich, Germania!

Daß Dich Gott in Gnaden hüte,
Herzblatt Du der Weltenblüthe,
Völkerwehre
Stern der Ehre,
Daß Du strahlst von Meer zu Meere
Und Dein Wort sei fern und nah
Und Dein Schwert, Germania!

Graf Moritz von Strachwitz (der 1847 starb).

Zwischen Chiers und Mad.

Von der belgisch-luxemburgisch-französischen Ecke her schlängelt sich die Chiers zur Maas, an Longwy, Longuyon, Montmédy und Carignan vorbei.

Longwy, die Vaterstadt von Mercy, der 1645 bei Nördlingen im Bayernland im Kampfe gegen die Truppen Condés und Turennes Schlacht und Leben verlor, ist seit 1678 französischer Besitz und weiß von 1792, 1815, 1870/71 und 1914 Manches zu erzählen. Der Schöpfer der nach dem Frankfurter Frieden nothwendig gewordenen Militärgrenze nach Osten zu, von Longwy nach Montbéliard, ist der General de Rivières. Die Oberstadt von Longwy mit ihren Festungwerken überragt um 120 Meter das Thal mit seinen Hochöfen. Dem Eisen in der Erde und den Stätten seiner Verarbeitung verdankt der Kanton von Longwy das Wachsthum der Bevölkerung, deren Zahl von nicht ganz 17 000 im Jahr 1872 zu fast 42 000 im Jahr 1906 gestiegen war; und ähnlichen Aufschwung weist der ganze Bezirk von Briey auf, dem Longwy angehört. Er ist in den 34 Jahren um nahezu 43 000 Menschen reicher geworden, dank dem Erz in seinem Grunde: richesse insoupçonnée heureusement en 1871, schrieb noch 1910 Onésime Reclus; „sonst hätten wirs nicht behalten."

Der Kanton von Longuyon freilich und sein Hauptort haben den raschen Marsch verschmäht und sind beinahe die Alten geblieben. Friedlich überragt die romanische Kirche aus dem zwölften Jahrhundert das Flüßchen, dem sich hier die Crusnes vereint. Der Arrondissement von Montmédy vollends im Maasdepartement ist rückwärts gewandelt und in der genannten Zeit um fast 10 000 Seelen verarmt. Montmédy selbst besteht, wie Longwy, aus Hoch- und Niederstadt; und wie dort, geht hier die Festunganlage auf Vauban zurück. Auch Montmédy ward 1815 genommen und hat 1870 lange und wacker widerstanden. Sieben Kilometer nordöstlich von ihm besitzt das Dorf Avioth vor seinem beachtenswerthen gothischen Gotteshaus als einziges seiner Art in Frankreich das graziöse, ganz durchbrochene Bauwerk einer Kapelle aus dem vierzehnten Jahrhundert, der Recevresse. Sie empfing die Opfergaben der Gläubigen. Carignan (der Hoffnungruf Wimpffens, als er am ersten September 1870 den von Bazeilles her begonnenen Rückzug in neues Vorgehen zu wandeln befahl), mit noch Resten seiner alten Mauer, im Departement der Ardennen und Sedan als Hauptort des Arondissement unterstellt, sah seinen Namen Yvois (Yvoy), in dem noch deutlich die Benennung der gallisch-römischen Zeit erkennbar war, sich in den von heute wandeln, als es Ludwig der Vierzehnte 1662 zu Gunst eines Derer aus dem Hause von Carignan, des Eugen Moritz von Savoyen, Grafen von Soissons, der nicht allzu lange darauf durch Mazarins Nichte Olympe Mancini Vater des später so berühmten Prinzen Eugen ward, zum duché und zur pairie erhob.

Der Halbirungpunkt einer von Carignan nach Montmédy gezogenen Geraden bezeichnet annähernd genau die Stelle, wo um die Mitte des sechsten Jahrhunderts Saint-Walfroy dem Kult der Ardennendiana ein Ende machte und den Gekreuzigten kündete. Da er wohl die kleineren aus Holz grob gehauenen Bilder zu stürzen vermochte, aber nicht die Kraft hatte, den ungefügen Stamm der Hauptfigur umzureißen, stieg er, nahten sich Betende, auf einen von ihm zu einer Art Säule umgewandelten Baum und verwies ihnen ihr Thun, bis es sein Feuereifer (auch Eiszapfen im Barte vermochten den nicht zu kühlen) zu Wege brachte, daß kräftige Arme das Werk der Heiden niederlegten. Bischöfe stürzten die luftige Kanzel des Säulenheiligen und drangen auf Gründung eines Klosters, wo bei einem Besuch in den achtziger Jahren sich Gregor von Tours lange mit dem bescheidenen Manne unterhielt. Da war der Himmel von einem Nordlicht durchröthet; und die beiden Heiligen nahmen es als Drohzeichen kommender schreckenschwangerer Zeit.

Südwestlich von Montmédy hat die Woëvre noch ein ansehnliches zusammenhängendes Stück von 4000 Hektaren ihres alten Forstes bewahrt, während sie sich sonst heute, von kleinen Wäldern abgesehen, als weite Ebene mit fettem Mergelgrund zeigt, wo fruchtbares, aber sauer zu durchpflügendes Ackerland mit Wiesen und Buschwerk wechselt, wo Obstbäume die Dörfer umkränzen und über zahlreichen stehenden Wassern der Nebel wallt, Teichen, die sich von der Größe dessen von Lachaussée mit seinen 359 Hektaren bis zu den Tümpeln der crachottes verringern. Zwischen Maas- und Moselhöhen gebettet, sah von Alters her die Woëvre am Rupt de Mad ihre Südgrenze, während heute der Name schon schwindet, ehe man im Norden die Chiers erreicht, bis zu der, wie sogar weiter nordöstlich zur jetzt luxemburgischen Elz, das Mittelalter den Pagus Vabrensis (Wavrensis, Wabrinsis), dessen einen Theil die Grafschaft Verdun einnahm, zu rechnen pflegte; denn nicht erst in den Berichten von unserem Krieg hat Geschichte das Wort niedergeschrieben.

In einer Verschwörung gegen den jungen Merowingerkönig Childibert den Zweiten von Austrasien, seine Mutter Brunhild und seinen Onkel, König Guntchramn von Burgund, ziehen sich 587 Ursio und Bertifred (Bertefredus) mit bewaffneter Schaar ins Woëvre-kastell zurück, das einem Hofe Ursios benachbart war. Das war ein steiler Berg im Woëvregau, an dessen Fuß das genannte Besitzthum des aufständischen Großen lag. Den Gipfel krönte eine Kirche zu Ehren des Heiligen Martin. Der Name „Kastell" gründete sich auf eine angebliche frühere Befestigung. Die Zufluchtstätte war jedenfalls (Das hebt der Geschichtschreiber besonders hervor) nicht noch durch künstliche Verschanzung, sondern nur durch natürliche Anlage (non cura, sed natura) zur Vertheidigung geeignet. Die Truppen Childiberts verwüsten unter Leitung Godigisils weit und breit das Land, ersteigen die Höhe und treiben die Gegner mit Feuer aus dem Gottes-

hause. Ursio fällt im Streit; und Godigisil gebietet Frieden, da er im geheimen Auftrage Brunhildens, als der Pathin der Tochter Bertifreds, Diesen schonen sollte. So sucht Der ein Asyl in der Kapelle des Bischofs von Verdun, ohne freilich für lange dem Tode entgehen zu können.

Wo das Woëvrekastell lag, bleibt ungewiß. Ein Nugaretum im Woëvregau erscheint in einer Schenkungurkunde Pippins des Mittleren und der Plektrudis vom zwanzigsten Februar 691 zu Gunsten der 1552 abgetragenen Kirche bei Metz, in der Arnulf, der Stammvater des Karolingischen Hauses, beigesetzt war; ein Floriacum im Woëvregau und der Grafschaft Scarpona in einer zum Vortheil des selben Gotteshauses wohl gefälschten und auf den siebenundzwanzigsten Juni 706 zurückdatirten Stiftung.

Während die Gaue sonst einen Grafen an ihrer Spitze haben, findet sich auch der Fall, daß ihrer mehrere kleinere das Gebiet nur eines Grafen ausmachen oder daß ein großer pagus mehreren Grafen untersteht. . Zur Zeit des Vertrages von Meersen (870) waren zwei Grafschaften im Woëvregau, die an Karl den Kahlen fielen. Robert Parisot hat aus den Schätzen der Nationalbibliothek ein Dokument veröffentlicht, mit dem am vierzehnten Tage vor den Kalenden des Oktober (am achtzehnten September also) 882 zu Gunsten von Saint-Vanne vor Verdun, wo er auch zu ruhen wünscht, Hildebert, der Sohn des verstorbenen Grafen Berengar, auf ein Beura benanntes Besitzthum, nahe der Chiers in der Woëvregrafschaft (in comitatu Wabrinse), mit Wäldern, Wiesen, Weiden verzichtet.

Nach einer in der metzer Geschichte der Benediktiner von der Brüderschaft von Saint-Vanne (1769 bis 1790) wiedergegebenen Urkunde von 914 zum Vortheil der Abtei von Gorze wird Conflans-en-Jarnisy als im Woëvregau und in der Grafschaft Verdun gelegen genannt; und als 952 Bischof Berengar das Kloster Saint-Vanne in Verdun ausstattet, erscheint in der Charta Herbeuville-en-Woëvre als Harbodivilla in Waprâ. Acht Kilometer davon entfernt, trägt Hattonchâtel im Kanton Vigneulles-lès-Hattonchâtel, der sich des vorhin genannten größten der stehenden Woëvregewässer rühmen kann, den Namen des Bischofs von Verdun: Hatto(n), eines der gefügigen Werkzeuge Lothars des Zweiten und Karls des Kahlen. Die „Thaten der verdunner Bischöfe“ nennen als seinen Todestag den ersten Januar; es war aller Wahrscheinlichkeit nach der des Jahres 870. Die Ortschaft liegt, 412 Meter über dem Meeresspiegel, auf der „côte“ und überragt die Ebene weithin mit Häusern und Kirche, die ein herrliches, dreitheiliges Skulpturwerk birgt: Christus am Kreuz, in der Mitte; links der Gang nach Golgatha, rechts die Grablegung. Entstammt es nicht dem Meißel von Ligier Richier selbst, dem großen Künstler aus Saint-Mihiel, so verdankt es mindestens seinem starken Einfluß das Dasein.

Auch Etain (das lateinische Stagnum) an der Orne woëvroise, die

zur Mosel geht, zeigt mit Stolz in seinem Tempel mit dem stattlichen gothischen Chor eine Notre-Dame de Pitié Richiers. In Fresnes erhebt sich ein Denkmal für den im zweieinhalb Kilometer davon entfernten Manheulles geborenen Reitergeneral Margueritte, dem am Vorabend von Sedan nah beim calvaire d'Illy eine Kugel das Leben nahm. Ein Stein bezeichnete dort auf dem Schlachtfelde genau die traurige Stelle, die anzukaufen Niemand gedacht hat; denn die von Besuchern stetig zerstampfte Saat zu schützen, hat man das schlichte Monument in die unmittelbare Nähe des Gnadenkreuzes von Illy gestellt und es so geschichtlich entwerthet. Galliffet hat, als Margueritte Nachfolger, am ersten September den berühmten Ritt der „braves gens" befehligt, den das ruhige Feuer der feindlichen Infanterie zum Todesknäuel verwickelte.

Thiaucourt, mit Pflanzungen guten Weines, führt, wenn auch noch am linken Ufer des Flusses Mad, in dessen Schlangensenke sich frische Dörfer freundlich aneinanderreihen, schon die Charakterisirung: -en-Haye, die Bezeichnung des Ländchens, in das die Woëvre übergeht. Und nun des oft gehörten Wortes „Woëvre" Erklärung? Etwas von Waldesresten und Buschwerk steckt darin; Du Cange wenigstens sucht aus alten Texten glaubhaft zu machen, daß in niederer Latinität vaura (vavra) und veura (vevra) ein damit bestandenes Gelände bezeichnet habe. Noch eine andere Deutung drängt sich auf. Douaumont ist in der Lokalaussprache: Devaumont; das keltische dēvŏ-, das das „Göttliche" birgt, steckt darin; und Titanenarbeit wurde am divus mons, am Götterberg, oft gethan.

Reinickendorf-West. Hans Flemming.

Verse.

Und fülltet Ihr mit rothem Gold
Bis oben Schacht um Schacht
Und sprächt: „Nehmt hin, so viel Ihr wollt!"
So wäre nichts vollbracht.

Doch trätet Ihr zum schlichten Herd
Voll Lieb' und Mitleid hin,
Dann wär' mit einem Mal bekehrt
Des Volkes finstrer Sinn.

Sieh dort, so rief mein Freund, die wilden Rotten,
Die johlend durch die stillen Straßen trotten!
Ha! Solchem Pack gebühren nur Kanonen!

Ich sehe sie. Doch seh ich auch Millionen
Im Reiche der Lebendigen und der Schatten,
Die schweigend dulden und geduldet hatten.

Die Ihr Euch müht, die Menschheit zu entwöhnen
Der Märchen, die an ihrer Wiege klangen,
Ihr dünkt in arger Blindheit mir befangen
Und werdet nur verwirren, nicht versöhnen.

Denn Bilder sinds, die uns die Welt verschönen,
An Bildern wird die Seele ewig hangen:
Nach neuen Märchen würde sie verlangen,
Vernähme sie die alten nicht mehr tönen.

Vielleicht erklänge Euer Urtheil milder,
Würd' Euer Geist sich nie die Wahrheit hehlen,
Daß auch wir Menschen nur des Menschen Bilder.

Daß gleichsam Märchen unser ganzes Leben,
Das wir uns selbst und Andern vorerzählen . . .
Wer kann die Deutung dieses Märchens geben?

An Harden.

Ich möchte zagen, mein Gespann
Zur Morgenfahrt zu schirren,
Vernehm' ich, wie Du, kühner Mann,
Die Geißel lässest schwirren.
Allein, wozu die Glossen?
Wir sind ja Sinnesgenossen.

Erwartend stampft mein feurig Roß,
Den Plan hinaus zu stieben . . .
Mich freuts, wie Du der Heuchler Troß
Verfolgst mit sausenden Hieben!
Ich fühls, es liegt beschlossen:
Wir streiten als Bundesgenossen.

Wohlan denn: Vorwärts! Wehe Dem,
Der unter meine Räder
Geräth, und zwiefach Wehe, wem
Dein Hieb trifft aufs Geäder.
Ich wette, er merkt verdrossen:
Die Beiden sind Bundesgenossen.

Christian Morgenstern.

Die belgische Frage.

Die nicht in bureaukratischer Atmosphäre erzeugte Note an den Papst kündet das Kommen eines „neuen Geistes“ an. Wenn dieser neue Geist wirklich einkehren soll, ist es zunächst nothwendig, daß das deutsche Volk sich vor seinem eigenen Bewußtsein mit Dem, was man die belgische Frage nennt und was nie eine Frage hätte werden sollen, auseinandersetzt. Nachdem der Krieg unvermeidbar geworden, der Kriegszustand erklärt war, erschien in den Morgenblättern vom ersten August 1914 die halbamtliche Mittheilung, daß die Einberufung des Reichstags zum vierten August in Aussicht genommen sei. In dieser Reichstagssitzung erklärte der Reichskanzler, Herr von Bethmann: „Unsere Truppen haben Luxemburg besetzt, vielleicht auch schon belgisches Gebiet betreten müssen“, und er fügte hinzu: „Das widerspricht den Geboten des Völkerrechts“. Er sagte weiter, Frankreich sei zum Einfall bereit gewesen. Das hätte verhängnißvoll werden können, Deutschland sei deshalb gezwungen gewesen, sich „über die Proteste der luxemburgischen und belgischen Regirung hinwegzusetzen“; aber „das Unrecht, das wir damit thun, werden wir wieder gutzumachen suchen, sobald unser militärischer Zweck erreicht ist.“ Man hat diese Worte, die damals, wie der Stenographische Bericht zeigt, mit Beifall aufgenommen wurden, sehr heftig getadelt; und auch Leute, deren Kopf sonst klar ist und deren Herz richtig schlägt, haben besonders nach der Auffindung der brüsseler Dokumente gemeint, Herr von Bethmann Hollweg hätte den Satz vom Unrecht besser unterdrückt. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß die Welt draußen uns stärkere Sympathien gespendet hätte, wenn schon am vierten August versucht worden wäre, einen von der belgischen Regirung begangenen Neutralitätbruch festzustellen. Aus den belgischen Aufzeichnungen über die Schritte der englischen Militärattachés, der Oberstlieutenants Barnardiston und Bridges, ergiebt sich deutlich, daß die englischen Militärs sehr ungenirt die Verführerrolle spielten und daß die belgische Regirung vom geraden Wege abirrte, indem sie die englischen Vorschläge entgegennahm. Aber die Welt hat und hätte immer eingewendet, daß von der belgischen Regirung keine bindenden Abmachungen getroffen worden seien, daß der belgische General Jungbluth auf die Zumuthungen des Oberstlieutenants Bridge geantwortet habe, Belgien könne sich selber schützen, und daß in dem Bericht über die Anträge des Herrn Barnardiston sich die Bemerkung finde: „Der Einmarsch der Engländer in Belgien solle nur nach einer Verletzung unserer Neutralität durch Deutschland geschehen.“ Ob Herr von Bethmann am

vierten August von Unrecht oder Recht sprach, war für den Eindruck im Auslande wohl ziemlich gleich. Advokatenkunst wäre in diesem Fall schwerlich viel wirksamer gewesen als eine ethisch gefärbte Aufrichtigkeit.

Am selben Tage, unmittelbar vor dem Abbruch der deutsch-englischen Beziehungen, sandte der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Herr von Jagow, dem Deutschen Botschafter in London, dem Fürsten Lichnowsky, die Weisung: „Wollen Sie, bitte, jedes Mißtrauen, das die großbritanische Regirung in Bezug auf unsere Absichten haben könnte, zerstreuen, indem Sie die ganz formelle Zusicherung wiederholen, daß, sogar im Fall eines bewaffneten Konfliktes mit Belgien, Deutschland sich unter gar keinem Vorwand belgisches Gebiet aneignen wird. Die Aufrichtigkeit dieser Erklärung ist durch die Thatsache bewiesen, daß wir Holland unser feierliches Versprechen gaben, seine Neutralität aufs Strengste zu achten. Es ist augenscheinlich, daß wir uns nicht belgisches Gebiet aneignen könnten, ohne uns zugleich auf Kosten der Niederlande zu vergrößern." Diese Erklärungen waren damals etwas ganz Selbstverständliches, einen anderen Standpunkt schien es gar nicht geben zu können, denn Niemand — Niemand außerhalb des engeren alldeutschen Kreises und einiger geschäftigen Konsortien — hatte auch nur in jenen kühnen Launen, denen mitunter der harmloseste Bürger sich hingiebt, an eine Wegnahme Belgiens gedacht. Konnte das deutsche Volk, das mit seinem letzten Blutstropfen den eigenen Boden und die eigene Freiheit vertheidigen und niemals dem Gebot eines fremden Machthabers sich beugen würde, das nationale Leben eines anderen Volkes zerschlagen, den Willen eines anderen Volkes unterjochen, den Besitz fortnehmen wollen, den ein anderes Volk sich in langer Arbeit geschaffen hat? In diesem Lande hier, wo der Kampf für die Befreiung des Individuums von Glaubensfesseln gepredigt worden ist, sollte man, im zwanzigsten Jahrhundert, zur Unterwerfung fremder Selbständigkeit ausgezogen sein? Hat hier nicht Kant gelehrt, ist hier nicht nationales Freiheitverlangen in nationalen Liedern emporgerauscht, liest man in unseren Schulen nicht den „Abfall der vereinigten Niederlande", spielt man auf unseren Bühnen nicht „Wilhelm Tell"? Und was mußte schließlich das Ergebniß sein, wenn man über die Erklärungen und Zusagen der Regirung, über das geschriebene und das ungeschriebene Recht achselzuckend hinweggehen wollte und wenn, nach einem Kriege von vielen Jahren, die Kettung Belgiens wirklich gelang? Minderung der nationalen Einheit, Geschwürfraß am gesunden Körper des Reiches, immer neue feindliche Weltkoalitionen, Aussperrung von allen Bereichen des Handels und des Geistes, endloses Rüstungfieber, endlose Hinderung politischer Bewegungfreiheit, endloser Kampf. Die ungeheure Mehrheit des deutschen Volkes ersehnte nicht einen solchen unerfreulichen und gefährlichen Gewinn. Sie zog zum Schutz des eigenen Hauses, nicht zur Wegnahme des fremden in den Krieg.

Im Frühling 1915 aber begann dann, mit reichen und starken

Mitteln, die annexionistische Agitation. Die sechs wirthschaftlichen Verbände verfaßten, unter Führung des schwerindustriellen Centralverbandes, das Programm und legten es, wie eine Rechnung, von der nichts abgelassen werden könnte, Herrn von Bethmann vor. Eine ähnliche Wunschliste verfertigte der Alldeutsche Verband. Und dann trat man, im Namen des Idealismus, an „die Führer der deutschen Bildung", an die Universitätprofessoren, heran. Anhänger für die Kriegsziele wurden geworben, Listen wurden herumgereicht und die Philosophen, die Historiker und die Völkerrechtslehrer schrieben in großer Zahl ihre Namen ein. Es fanden sich Philosophen, die Kant widerlegten, und Historiker, die klar bewiesen, Belgien sei nur ein Verlegenheitprodukt politischer Rechenkünstler und darum eigentlich gar kein Staat. Es fanden sich Völkerrechtslehrer, die, wie Polonius, bereit waren, abwechselnd zu versichern, eine Wolke sehe aus wie ein Walfisch oder wie ein Kamel. Diese Bewegung blieb nicht ganz ohne Abwehr; an einem Julinachmittag wurde in einem Sieben-Männer-Kreise, in einer Gelehrtenvilla des Grunewalds, eine Erklärung verabredet, die etwas kompromißlich endete, aber aussprach: „In rein sachlicher Erwägung bekennen wir uns zu dem Grundsatz, daß die Einverleibung oder Angliederung politisch selbständiger und an Selbständigkeit gewöhnter Völker zu verwerfen ist." Ungefähr hundert meist sehr beträchtliche Männer, berühmte Gelehrte, ehemalige Staatssekretäre, Unterstaatssekretäre und andere hohe Beamte, Geistliche, Mitglieder des Hochadels, Handelsherren, Großindustrielle und Diplomaten gaben ihre Unterschrift. Dies waren die ersten Tage des Streites. Und leider hat dann die Partei der Machtpolitiker mit viel mehr Thatkraft, Organisationsinn, rücksichtloser Draufgängerei gekämpft und hat sich auch freilich viel mehr förderlicher Gunst erfreut als die Partei des Rechtes und der Vernunft. Es wurde behauptet, der Widerspruch gegen die Annexiongelüste könnte die Stimmung verderben, und um nicht als ein „Flaumacher" zu gelten, blieb Mancher, der hätte reden müssen, stumm. Gewöhnlich sprechen Diejenigen, die, über Rechtsgrundsätze und deren Verpflichtungen hinweg, an das Ziel ihres Begehrens gelangen wollen, ihre Pläne und Absichten nur behutsam aus. Hier war es umgekehrt: Diejenigen, die für den Rechtsgedanken eintraten, flüsterten und die Anderen sprachen laut. Es kam hinzu, daß Herr von Bethmann, der niemals die Annexion Belgiens oder der belgischen Küste gewollt hat, das entscheidende Wort, wenigstens in der Oeffentlichkeit, vermied. So konnten die großen Machtpropheten immer wieder Gläubige finden, wurden die Gemüther immer weiter erhitzt. Durch die Unklarheit der Regirungsprüche, durch die Begünstigung des annexionistischen Kraftgebahrens schuf man für den Tag des Friedens und für den Tag, wo die Herausgabe Belgiens zugestanden werden sollte, Schwierigkeiten, eine gedrillte Opposition, eine organisirte Unzufriedenheit. Und nur, weil die Annexionisten zu lange ihren Willen hinausgerufen haben, können die Gegner Deutschlands heute

sagen, daß der selbstverständliche, schon am vierten August 1914 ausgesprochene grundsätzliche Verzicht auf Belgien ein Rückzug, ein Einsargen unerfüllbarer Wünsche sei. Theodor Wolff.

Was Ihr lasst, ist ein kurzer Abschnitt aus dem (im berliner Kronenverlag erschienenen) Buch „Vollendete Thatsachen; 1914 bis 1917“, in dessen Band der Leiter des Berliner Tageblattes seine besten Aufsätze aus leidiger Kriegszeit gesammelt hat. Aus einem Buch, das heute lesenswerth ist, noch morgen sein wird. Herr Wolff schreibt reinliches Deutsch (das er oft mit unserer Zone fremd gewordener Anmuth formt) und hängt mit sauber liebendem Herzen an Deutschland; ist in edlerem Sinn Patriot als Herr Irgendwer aus dem Troß, der Dünkel, Fremdenhaß, Nationalprotzenthum züchtet und jeden Pöbeltrieb in Selbstvergottung mit Zucker füttert. Ein Skeptiker, der auch an Daimonion nicht glaubt, auf die Wirbel der Leidenschaft lächelnd, mit gehobenen Brauen, blickt, nur in nüchterner Vernunft, in der Kühle nachvoltairischer, francischer raisonnements sich heimisch fühlt und zu Kompromiß, wie zu anderer Lebensnothwendigkeit, willig ist. Im Tiefsten, vielleicht, weniger Politiker als literatus, homme de lettres, den Selbstbescheidung und Pflichtbewußtsein früh von dem Versuch, ins Dichterreich vorzudringen, weggescheucht haben. Allzu früh: mit seinen Sprachkünsten, seinem grazilen, manchmal dem Humor verschwägerten Witz könnte er in (und über) Theater und Schönliteratur seinen Landsleuten Nützliches und Ergötzliches sagen. In der furchtbar harten Kriegsprobe hat er Charakter und Verstand so rühmlich bewährt wie nur ein schmales Fähnlein aufrechter Zeitungmänner. Für sich, in den Spalten, die er selbst mit erläuternden Glossen füllte, hat er nicht Kompromiß, feige, doch stets irgendwie zinsende Verständigung mit den herrschenden Gewalten, des Schwertes oder des Goldkalbes, erstrebt. Drum durfte er die Sammlung seiner „Kriegsartikel“ wagen; und das Vorwort des achtbaren Bandes in mahnende Zuversicht münden lassen. „Zu der Vernichtung des Lebens und des in stiller Arbeit aufgebauten Hauses trat überall eine Verheerung des geistigen Besitzes, den die Menschheit in langer Entwickelung angeblich für immer erworben hatte. Gleich entweihten Priestergewändern wurden von Vielen die werthlos gewordenen Grundsätze des Rechtes, der Wahrhaftigkeit und der Menschenwürde in den Trödelladen gehängt. Das unerfreuliche Geschlecht der pathetischen Philister und der Pharisäer breitete sich aus. Diejenigen, die keinen Feind auf dem Boden ihrer Heimath dulden, aber auch das Erbtheil der edelsten Geister unbeirrbar, mit ruhigem Sinn, behüten wollen, fühlen sich zu einer gemeinsamen Aufgabe vereint. Sie tragen aus der Zerstörung die wahren Hausgötter in die Zukunft hinein.“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 16. Februar 1918.

Die freudlose Welt.

Genesis.

Im Jahr 1760, das pariser Hitzköpfe für und wider Rousseaus Neue Heloise sich in Brand röthen sieht, wird in Saint-Quentin dem Kleinbürgerpaar Babeuf ein Knabe geboren. Der Sechzehnjährige kommt zu einem Feldmesser in die Lehre, wird später in der Picardie Grundbuchkommissar und klettert langsam die Amtsleiter hinauf. Zu langsam für das Bedürfniß seines Ehrgeizes. Er sieht die Volksmasse leiden, hört sie ungeduldig im Joch stöhnen, liest Rousseau, Mably, Morelly und andere Sozialmoralisten, beschließt, die Bewegung, die den Umsturz des Bestehenden vorbereitet, mitzumachen, und nennt sich zuerst, weils christlich klingt, François-Noël, dann, weils rebellisch klingt und die Römer wieder in der Mode sind, Gracchus Babeuf. Er geht nach Paris, preist, in Sätzen, die von Rousseau billig zu haben sind, den Naturzustand, dessen Herrlichkeit durch die Menschengesellschaft verhunzt ward, ist unter den Erstürmern der Bastille und gründet, als die Volkswuth die Tyrannen weggeweht hat, eine Zeitung, der er, nach schwierigen Anfängen, den Titel Le tribun du peuple giebt. Im Schreckensjahr 1793 gehts ihm schlecht. Er wird, als Distriktshauptmann von Montdidier, der Urkundenfälschung angeklagt und zu zwanzigjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Doch die höhere Gerichtsinstanz hebt das Urtheil auf. Babeuf ist wieder frei, bleibt in Mancher Augen aber bemakelt und kann kaum noch

hoffen, in der Politik die Hauptrolle zu spielen, nach der seine Eitelkeit gelangt hat. Bleibt in der unbehaglichen Lage des Catilina, der von der Anklage, als Haupt der Provinzverwaltung in Afrika den Einwohnern Geld abgepreßt zu haben, freigesprochen worden ist, mit besudeltem Kleid aber nicht für die Konsulatswürde taugt. Solche Menschen sind, weil sie von dem Sturz der geltenden Rechtsordnung nichts zu fürchten und Alles zu hoffen haben, gern zu Verschwörung gegen das Staatsgefüge bereit. Der Jakobiner Babeuf sieht in dem Fall Robespierres den Triumph niederträchtiger Tücke und schmäht die Thermidorsieger so laut, daß er, als Verächter der großen Grundsätze der Revolution, ins Gefängniß gesperrt wird. Da findet er andere Hungrige, die nicht ans Ziel ihres Wunsches gekommen sind und deshalb meinen, das Vaterland müsse jetzt erst aus Lebensgefahr errettet werden. Im Kerker entsteht ein Nebenkonvent. Ist (wird dort gefragt) das Volk, das sich souverain dünkt, nun wirklich frei? Nein, heißt die Antwort; wer Rousseaus Lehre bis ans Ende durchdacht hat, muß erkennen, daß die formale Rechtsgleichheit ein Truggebild bleibt, so lange der Vermögensunterschied den Reichen zum Herrn des Armen macht; daß von Gleichheit ernst ernsthaft gesprochen werden kann, wenn allen Bürgern der Republik die selbe Eigenthumsgrenze vorgeschrieben ist. Und was ist Freiheit, was Brüderlichkeit ohne wahrhaftige Gleichheit? Robespierre rächen: Das genügt nicht mehr; weit über Robespierres Ziel hinaus führt der Weg, auf dessen letzter Strecke das Heilkraut wächst. Eigenthumsgrenze? Unsinn. Nur der Kommunismus kann helfen; nur die soziale Revolution diese Wohlthat dem Lande sichern. Als der begnadigte Babeuf ins Leben zurückkehrt, ist die Verschwörung der „Gleichen“ fertig und harrt nur noch der günstigen Stunde.

Im Frühjahr hört Barras, eins der fünf Mitglieder des Directoire Exécutif, von seinem schlauen Polizeiagenten Bacon, daß Babeuf in geheim gehaltenen Versammlungen, deren Schauplatz meist irgendeine Vorstadt sei, die Menge aufhetze, den Sturz des Direktoriums vorbereite und nicht nur beträchtlichen Massenanhang, sondern auch bestimmte Zusagen vom General Bonaparte habe. Da das Volk unter der Theuerung leide und mit der versöhnlichen Absicht der Direktorialpolitik eben so unzufrieden sei wie mit dem neuen Wahlrecht, dürfe man die Sache nicht leicht

nehmen. Die Geheimorganisation habe schon fast siebenzehntausend Namen in ihren Listen, predige in Nachtklubs die Pflicht zu Revolution und plane eine Ueberrumpelung des Landes; auch das neue Direktorium sei schon gewählt. Bonaparte? Dem wäre solcher Streich zuzutrauen. Auch Einer, der nichts zu verlieren hat: also der richtige Mann für die Gleichmacher. Der hätte sich am dreizehnten Vendémiaire gegen den Konvent wohl in den Dienst der rebellischen pariser Sektionen gestellt, wenn er nicht schnell noch zum Divisionär befördert worden wäre. Barras kennt seinen Gehilfen; verspricht ihm den Rang eines Kommandirenden Generals, den Oberbefehl in Italien: und weiß nun, daß der Korse sich von Babeuf trennen und in den Süden die Hoffnung mitnehmen wird, die Sektenverschwörung möge dem schwachen Direktorium das Leben so schwer machen, daß es bald wieder einen bewährten Degen braucht. Doch die Fünf wollen nicht warten. General Blondeau erhält den Befehl, das Hauptquartier der Verschwörer zu umzingeln, bis der Friedensrichter Delorme die zwölf Kommunistenführer verhaftet und das Nest gründlich ausgenommen hat. Die konfiszirten Klubakten beweisen, daß Barras gut bedient war. Am zweiundzwanzigsten Floréal des Jahres IV (Mai 1796) sollte das Direktorium abgesetzt und, sammt den Männern des Generalstabes, in ein Provinzgefängniß geschleppt werden. Dann sicherten die Verschworenen sich die Herrschaft über den Staatsschatz, stellten die Verfassung vom Jahr 1793 wieder her, ließen einen neuen Nationalkonvent und einen neuen Wohlfahrtausschuß wählen, jeden Widerstrebenden köpfen und dem Volk ankünden, jedes Besitzrecht sei verwirkt, jedes Privateigenthum abgeschafft und der Tag des „allgemeinen Glückes“ beginne. Aus dem Gefängniß schreibt Babeuf an das Direktorium, nun erst, nach dem Einblick in das Netz der Verschwörung, könne es erkennen, welche Gewalt und Vertrauensstellung er im Herzen der Nation erworben habe. „Glauben Sie etwa, Ihre Würde verbiete Ihnen, mit mir wie von Macht zu Macht zu verhandeln? Zeigen Sie sich in edler Größe: und das Vaterland ist gerettet. Mit ihren Leibern werden die Republikaner Sie decken. Sorgt, Ihr fünf Regenten, für das Volk, wenn Ihr Euch ihm zugehörig fühlt. Dann will ich gern meine Tribunengewalt, die Ihr jetzt ja kennt, benutzen, um Euch das Volk zu versöhnen. Eures Lebens dürft Ihr dann sicher

sein.“ Der hohe Ton der Epistel weckt nur Heiterkeit; und als Barras und Rewbell mildes Handeln empfehlen und drängend rathen, nur die gefährlichsten Häupter zu treffen und sich nicht vom ersten Schreck in Eifererwuth jagen zu lassen, werden sie von den Machtgenossen überstimmt. Keine schwächliche Schonung, mahnt Carnot; „den Tod Allen, die sich verschworen haben, uns zu töten: so wills das Gesetz der Vergeltung, ohne dessen Strenge der Jakobinergeist nicht zu besiegen ist.“ Carnot will die Erinnerung tilgen, daß er einst selbst dem Wohlfahrtsausschuß angehörte. Fühlt sich auch als den Staatsretter, dem der Fehlschlag der Verschwörung zu danken ist. Als Barras, nach Bacons Meldung, noch schwankte, hat Grizel, der Einlaß in die Kommunistensekte gefunden hatte, dem Direktor Carnot gezeigt, wie nah die Gefahr schon sei; und erst dieser Bericht des agent provocateur hat den Haftbefehl erwirkt. Soll das Verdienst solcher Retterthat nun etwa geschmälert werden? Wo Rauch aufsteigt, brennts. Wer Verdächtige schirmt, darf nicht klagen, wenn er selbst verdächtigt wird. Barras hat mehr als einmal den Jägerlieutenant Germain empfangen. Der ist, mit Babeuf, in der Rue Bleue verhaftet worden. Am Ende war Barras dem Umsturzplan gar nicht so fern, wie man bisher glaubte? In seinen (von Duruy herausgegebenen) Memoiren hat er erzählt, mit welchem Aufwand von Theatereffekt das Geraun im Direktorium bestattet wurde. „Waget nur, mich anzuklagen! Ich fürchte die Anklage nicht: ich fordere sie. Vor dem Rath der Fünfhundert werde ich sprechen und zeigen, wer unter uns die Würde des Amtes vergessen und mißbraucht hat.“ In seiner Stimme fühlt er „die Macht des reinen Gewissens“. Und die Gegner erwägen, ob sie einen Mann, der so viel mitansah, in Verzweiflung treiben dürfen. Das Land, heißt es dann, will Ruhe; nur Royalisten und Anarchisten wollen uns durch Zwietracht trennen. Barras lächelt wieder. „Wir versicherten einander wohlwollender Hochachtung und schlossen die Sitzung.“

In Vendôme wird gegen Babeuf und Genossen verhandelt. Sie wehren sich wie Löwen, schreibt Barras; erklären, daß sie fürs Vaterland, für die ganze Menschheit den Tag der Freiheit bereiten wollten, nennen ihre Ankläger die Schande der Nation und singen am Schluß jeder Sitzung die Marseillerhymne. Die Fünf, die der „einen und untheilbaren Republik“ vorsitzen, sehen mit

ungleichen Gefühlen auf dieses Gerichtsschauspiel. Letourneur meint, das Tribunal dürfe die Frechheit der Angeklagten nicht dulden; Barras findet die Richter voreingenommen und den Brauch, Angeschuldigte wie Verdammte zu behandeln, unwürdig und mit dem staatlich anerkannten Menschenrecht unvereinbar. Carnot hat erfahren, daß ein Geschworener aus Vendôme nach Paris gekommen sei; die Polizei kenne ihn als Terroristen, wisse, daß zwischen den Angeklagten und ihrer hauptstädtischen Gemeinde Briefe gewechselt worden seien und am zehnten Floréal des Jahres V ein Aufstand versucht werden solle. Von allen Seiten ströme die unruhige Jugend nach Paris. Man müsse das Gerichtsverfahren beschleunigen, das hoffentlich mit einer harten Massenverurtheilung enden werde. Im Prairial werden Babeuf und Darthé zum Tod, sieben Gefährten zur Deportation verurtheilt, dreiundfünfzig aber freigesprochen. Carnot nennt das Urtheil ein Dokument der Schande und sagt voraus, daß die freigelassenen Kommunisten sich zu neuer Verschwörung scharen werden. Am achtundzwanzigsten Mai wird Babeuf guillotinirt. Der aus Frankreich verbannte Filippo Buonarotti schreibt die Geschichte der Verschwörung. Noch im Jahr 1797 wird Carnot als Royalist verdächtigt und, wie die Sieben von Vendôme, zur Deportation verurtheilt. Er flieht nach Deutschland; enthüllt in einer Rechtfertigungschrift das schimpfliche Treiben der Genossen vom Directoire. Von den Kommunisten hört man nichts mehr. Ein Akt der Staatskomoedie ist ausgespielt.

Babeuf hat muthig gelebt und ist muthig gestorben. Hinter dem übers römische Normalmaß noch hinauslangenden Größenwahn des Volkstribunen barg dieses Hirn einen festen Glauben. Der ferne Betrachter darf den Gracchus aus Saint-Quentin nicht sehen, wie ein um seinen Direktorensitz bangender Barras ihn sah. Alle Menschen, hieß es, sind frei, haben gleiche Rechte und über ihnen waltet, als einzige Gottheit, die Allvernunft. Wer mit ernstem Sinn dieser hell klingenden, froh stimmenden Botschaft nachgrübelte, mußte bald merken, daß sie hübsche Worthülsen bot, doch nur der Kurzsicht den Zustand, den sie verhieß, vorgaukeln konnte. Ist der Mensch frei, den Armuth zwingt, vom Nächsten die Möglichkeit des Broterwerbes zu erbitten? Ist dieser Nächste, der ihm die Arbeitmittel gewähren oder weigern, auskömmlichen oder elenden Lohn bewilligen kann, in der gemeinen Wirklichkeit sein Bru-

der? Nein. Wo der Besitz verschieden ist, darf der zu Vernunft Aufblickende nicht von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit reden; bleibt jedes Gesetz, das die Gleichheit der Rechte vorschreibt, ein Werkzeug der Volksbetrüger. Wenn dem Reichen das Ererbte oder Erworbene genommen ist, privates Besitzrecht nicht mehr gilt, Allen Alles gehört und die Gesellschaft die Gelegenheiten und Mittel zur Arbeit ohne Ansehen der Person vertheilt: dann erst kehrt die Gleichheit des Urzustandes wieder, den entartete Sitten verdorben haben. Der Geheimbund der Égaux wollte Schlagwörter in wirksame Staatsmächte wandeln und hätte, wenn er nicht von geldgierigen Schnüfflern verrathen worden wäre, zunächst schon aus dem Gewimmel der Untüchtigen ein starkes Heer rekrutirt. Denn der Untüchtige, der höchstens ins Mittelmaß Passende kann nur eine Herrschaftform wünschen, die dem besser Begabten den Aufstieg wehrt; er fühlt, daß die Rechtsgleichheit, die im Grundgesetz steht, ihn nicht vor der Gefahr schützt, dem kräftigeren Konkurrenten weichen zu müssen, und ist erst zufrieden, wenn die Verschiedenheit der Wesensanlage und Lebensleistung nicht mehr den Rang bestimmt. Alle Menschen, sprichter, sind gleich begabt; daß Durand weiter kam als Dupont, ist die Folge eines Rechtszustandes, der dem listigen Räuber mehr nützt als argloser Redlichkeit. Verbietet ihn, befehlt, daß jedem Bürger Arbeit und Lohn von der Gesellschaft (also von der Majorität der Untüchtigen) zugemessen werde: und schnell wird sich zeigen, daß Durand eben so wenig leistet wie Dupont. In dem Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes hat Rousseau ja gesagt, daß der Mensch im „Naturzustand" gesund, gut, glücklich war und erst krank, schlecht und elend wurde, seit er Eigenthum erwerben konnte. „Ihr seid verloren, wenn Ihr nicht bedenkt, daß die Frucht Allen, der Boden Keinem gehört." Vor Gott, lehrten schon die Heiligen Bücher der Juden und Christen, sind alle Menschen gleich; setzt man auf Gottes Platz die Vernunft, so muß die Gleichung noch immer stimmen. Und sind die Menschen gleich, dann gebührt das Bestimmungrecht der Mehrheit. Die beschließt, was geschehen muß, was nicht geschehen darf, und bestellt dem Staate die Hüter. Ihr sagt, sie kenne das Staatsgeschäft nicht und könne drum nicht ahnen, welche Erfahrung und Fähigkeit zur Leitung solchen Geschäftes eignen? Wenn sie herrsche, müsse es im Staat zugehen wie in einem von Schornsteinfegern geleiteten

Handelshaus? Kindergeschwätz. Alle Menschen sind gleich; alles Unheil stammt aus dem Brauch, Einzelne Besitz und damit Uebermacht erwerben zu lassen. Irland wäre noch heute die Heimath freier und glücklicher Menschen, wenn das dem Häuptling verliehene Recht, seinen Viehbestand zu erweitern, nicht das Gehege des Stammeskommunismus durchlöchert hätte. Ein ehrlicher Jakobiner ist des rechten Weges immer bewußt und läßt keinen Zweifel ins Hirn kriechen. Lazare Carnot war, seit er von den Girondisten nichts mehr hoffte, in jeder Entscheidungstunde mit den Jakobinern gegangen, als eins der zwölf Häupter des Wohlfahrtausschusses, trotz manchem Zank mit Robespierre, der Träger ihres Vertrauens gewesen, stets aber bereit geblieben, mit jedem Starken bande à part zu machen. Guizot nennt ihn, so ehrlich, wie ein schwatzsüchtiger Fanatiker sein kann". Solches Urtheil über den Organisator des Heeres, des Sieges klingt Fernen allzu hart. Der Mann, der aus der bescheidenen Würde des Pionierhauptmannes über Nacht auf den Sitz des Reichsdirektors geklettert ist, will Macht, für sich selbst und für die Heimath: und muß drum früh wittern, daß die Anerkennung der Babeuvistenlehre sein Frankreich in hilflose Ohnmacht zerren würde. Aber auch Robespierre hätte, wenn er im Themidorkampf nicht erlahmt wäre, die Kommunisten nicht geschont, sondern, als Patriot und Machterstreber, mit eiserner Hacke sie, wie giftiges Schlinggewächs, ausgejätet. Hätte in dem Tribunen Babeuf den mehr bietenden Nebenbuhler um Massengunst gehaßt, der, stopfte man ihm nicht heute das Maul, morgen auf offenem Markt den Bürgern zubrüllen würde: „Der Vernunftanbeter mit dem Puderkopf und den gestreiften Strümpfen, der steife Tugendprotz, der Euch mit brüderlicher Umarmung begnadet, stillt Euren Hunger nicht, betrügt mit Gaunlerkünsten Euch um das Menschenrecht."

Der neue Gracchus verhieß jedem Republikaner, jeder Bürgerin Nahrung und Obdach. Heimlose muß der Wohnungbesitzer aufnehmen Hungernde, Dürstende der Bäcker, Metzger, Schankwirth sättigen. Der Staat bezahlts. Wer zweifelt oder sich wider die Ernährerspflicht sträubt, mag am nächsten Laternenpfahl baumeln. „Jeder Widerstand muß mit Gewalt überwunden, jeder Widerspänstige ausgerodet werden. Privateigenthum ist die schlimmste Menschheitgeißel, Besitz ein Verbrechen. Wir wollen

wahrhaftige, nicht erlogene Gleichheit. Wer uns hindern will, diesen Glückszustand zu sichern, muß sterben.“ Ehe die letzte Wurzel des Besitzrechtes, allen aus ihm aufgewucherten Vorrechtes durchschnitten ist, sind Wahlen Unsinn, ist jede Constituante schnöder Volksbetrug. In eine Versammlung, die Gesetze beschließt, dürfen nur Männer zugelassen werden, in denen der Glaube an die Nothwendigkeit der Gemeinwirthschaft felsfest geworden ist. Adelige Schurken, die dem Vaterland, dem Segen der Revolution entflohen, Verschwörer und Feinde des Volkes sollen auf unserer Erde noch Gut und Geld haben? Was ihrer Frechheit gestern Eigenthum schien, werde flink unter die Darbenden, die Schützer der Heimath vertheilt. Und muß man, wo alles Besitzrecht entkräftet wird, nicht jeden Besitzer für einen Volksfeind und Verschwörer halten? Auf solchem Weg pflücket Ihr, wie reife Kirschen von niedrig hängendem Zweig, die Antwort auf alle Fragen leiblicher Noth. Der Tribun hatte, natürlich, auch den „Plan zu Ewigem Frieden“ von dem Abbé de Saint-Pierre, dem frühsten Friedensapostel in Westeuropa, und Rousseaus „Auszug“ gelesen, der über das 1713 erschienene Werk sagt: „Obwohl die Menschen ja durchaus nicht sind, wie sie sein müßten, gütig, edel, selbstlos, aus Menschenliebe dem Gemeinwohl ergeben, sondern ungerecht und habsüchtig: Vernunft müßte sie zur Ausführung dieses Planes bestimmen. Sie brauchen nur zu erkennen, was ihnen Nutzen verheißt, nur den Muth zu Sicherung ihres eigenen Glückes aufzubringen. Wird, dennoch, der Plan nicht verwirklicht, so ist damit nicht etwa erwiesen, daß sichs um Utopie handelt, sondern nur, daß die Menschen vernunftlos sind und daß unter Tollen der Weise stets in den Verdacht der Tollheit kommt.“ Babeuf will den Plan ausführen. Die Waffen der vereinten Monarchien bedrohen die junge Republik? Die Brüderschaft der Gleichen wendet sich, wie von anderem Werkzeug der Autokraten und Kapitalisten, verächtlich vom Krieg ab. Ihr Geist, die Seele der Weltrevolution wird die Feinde schlagen, ihre Heere zerstreuen. Wer aus den Regimentern ins Lager der Babeuvisten übertritt, darf die Montur und die Waffen behalten oder verkaufen, obendrein einen Zehrpfennig einsäckeln und, wenn seine Tasche wieder leer ist, sie aus dem Beutel der Verschwörer und Volksfeinde füllen. Kann auch, um nicht ganz aus Kriegersgewohnheit zu scheiden, sich der

Garde eingliedern, die Frankreichs neue Gebieter schützt. Denn des Volkes ärgster, nein: einziger Feind ist die Eigenthumsbestie.

Wenn Babeuf seine Vision in Wirklichkeit zu gestalten vermocht hätte, sähe die Welt heute anders aus. Ob General Bonaparte das Ordnerhirn des neuen, gottlosen Christenkommunismus geworden, ob er als Feldherr Englands (das sein Haß in höchster Wuth noch bewunderte) vom Nil bis an den Oranjefluß, vielleicht nach Mesopotamien und an den Persergolf marschirt wäre: Frankreich hätte den Federbusch Turennes nicht mit frischem Lorber umwunden, nicht, noch einmal, Europa in den heller Jahrhunderte unwürdigen Brauch gewöhnt, auf Eroberergewalt Recht zu gründen, fremdes Land und widerstrebendes Volk, wie einen geraubten Meierhof und eine hirtenlose Heerde, der vom Schwert geschaffenen Macht anzueignen. Der Plan wurde früh erwürgt; und jeder Versuch der Wiederaufnahme ist, in Ost und West, bisher mißlungen. Im Geburtjahr des ersten Geheimbundes, der die seitdem nie verklungene Losung „Land und Freiheit" ausgab, lasen die Petersburger und die von neuen Gedanken trunkenen Bewohner älterer Moskowiterstädte den Aufruf an das „Junge Rußland". Der fordert die Umwandlung des Zarenreiches in freie Vereinigte Staaten; nicht nur von Fürstengewalt, auch von Geldmacht, von jeglichem angeborenen oder erworbenen Vorrecht freie. Die Einziehung allen Besitzes, mager der Dynastie oder Kirche, Klöstern, Grundherren, Händlern „gehören". Gleiches Recht für Männer und Frauen, um deren eheliche Verbindung weder Kirche noch Staat sich fortan kümmern dürfen. Das Volk wählt Parlamente, deren Willensmehrheit die Gubernatorien und den Staatenbund zu regiren hat; wählt alle Richter uud Landpfleger, denen die Leitung der Gemeinwirthschaft in Ackerbau, Industrie, Handwerk und Handel, die Erziehung der Kinder, die Versorgung der Alten und Kranken anzuvertrauen ist. Alle Privatrechte sollen entkräftet, alle Familienbande gelöst werden. Nur die Gesammtheit darf produziren und Handel treiben und ihr allein der Ertrag der Arbeit zufließen. Daß ein so fernes Ziel erst nach hartem Kampf, nach Zermalmung der alten Mächte zu erreichen wäre, ist den Aufrufern bewußt. „Das Schicksal will, daß unsere Heimath vor allen anderen Ländern die Grundgedanken des Sozialismus verwirkliche. Droht dem Jungen Rußland Gewalt, dann wird

es, in festem Vertrauen auf seine Kraft und auf die große Zukunft seines Reiches, das seiner Sache anhangende Volk aufrufen, mit den Aexten die zarische Partei, ohne Erbarmen die erbarmungslose Rotte, niederzuschlagen, wo es sie findet: auf breitem Markt und in der Winkelgasse, in ihren Wohnungen und auf der Dorfstraße. Wer nicht mit uns ist, Der ist wider uns, ist unser Todfeind, gegen den alle Vernichtungmittel gelten. In jedem Kampf und nach jedem Sieg sei auf Eurer Lippe der Schrei: Es lebe die demokratisch-sozialistische Republik Rußland!" Die soll sich, wie alles Gebilde des russischen Sozialismus, auf den „Mir", die Dorfgemeinde, stützen und allmählich ein Bündel freier Gemeinden (deren jede den Beitritt aller Bewohner fordern muß), eine Mir-Genossenschaft werden, in der auch die Völker des Westrandes, Polen, Litauer, Letten, sich nach ihrem Bedürfniß, ohne dem Stammeswesen fremden Zwang, einrichten können. Nicht ganz so weit zielte, um die selbe Zeit, ein anderer Aufruf an die Jugend; auch durch ihn aber weht der Athem der Revolution. „Daß wir Russen auf dem Weg der Civilisation zurückgeblieben sind, kann und muß unsere Rettung werden. Müssen wir denn die Straße Englands oder Frankreichs gehen und jede Stufe europäischer Entwickelung behutsam ersteigen, statt ein paar zu überspringen? Aus den Köpfen der Staatsrechtslehrer und Oekonomen kommen ganze Misthaufen; deutsche Lehrbücher möchten den Moder begrabener Jahrhunderte zum Gesetz der Zukunft weihen. Wenn Anderen solches Gesetz taugt: wir verwerfen es und werden uns ein neues Gesetz schaffen, das unserem Lebensinhalt, unserem den Europäern unbegreiflichen Ideal genügt." Mai 1862. Noch ists zu früh. Das Ende der Leibeigenschaft, allerlei unbestimmte Reformzusagen: mehr ist nicht zu erlangen. Doch Bakunin zaust den von Zweifeln geplagten Herzen, der ihm räth, seine revolutionären Gedanken nicht länger an die noch unreife Masse zu vergeuden, und ruft ihm zu: „Der Grundtrieb des russischen Volkes weist es in unseren Sozialismus, nicht in die Verfassungmächlerei der Liberalen noch in den Republikanismus Mazzinis. Deshalb gehört meiner Lehre die Zukunft." Dieses Ahnen schien ein Halbjahrhundert lang Trugvorstellung. Rußland hat Zeit. Jetzt erst wird die große Probe gewagt. Lenin, aus dem Kleinadelshaus der Uljanow, hat das Banner des Jungen Rußland gehoben und ist entschlossen, zu thun, was Gracchus Babeuf nur mante.

Der Blick auf den ohne Hemmung verwegenen Schüler Rousseaus lehrt dessen kräftigsten Willensvollstrecker verstehen. „Wer nicht mit mir ist, Der ist wider mich“: noch einmal wird das Jesuswort schrille Losung. Eine Constituante, die nicht dem Bolschewistenziel zustrebt, nicht den Kopfsprung in Kommunismus will, ist dem Volk feindlich, darf also nicht geduldet werden. Millionen haben die Geburtstunde dieser Versammlung, die ein dem Russenreich taugliches Grundgesetz finden soll, ersehnt, Tausende, ihr ins Leben zu helfen, geblutet. Nun stirbt sie, ehe ihre erste Sitzung geendet hat. Mit frecher, nach Wodka stinkender Rede treiben Matrosen die Abgeordneten aus dem Haus. Bis aus zuverlässigen Leuten ein Nationalkonvent gebildet ist, genügt der Rath der Volkskommissare. Lenin läßt das Land, die russische Erde vertheilen, der Kirche den Hort, den Banken jeden greifbaren Vermögenswerth, auch den ihnen in Gewahrsam anvertrauten, nehmen, Zinszahlung, Schuldtilgung, Anerkennung irgendeines Besitzrechtes verbieten; und ahndet den Widerstandsversuch, schon die leiseste Regung eines Ketzerwillens mit Tod oder Kerker. Er ist selten zu sehen, zu hören; thront, hinter dem Wall der Rothen Garde, der Hecke aus Maschinengewehren, im abgelegenen Smolny-Institut und gönnt Anderen das Gerede, Gefuchtel auf hellem Schauplatz. Beherrscht aber in der Hauptstadt noch die für Rußlands Wehenzeit wichtigsten Geister. Völlig auch, wie die letzten Wochen bewiesen, den Genossen Trotzkij. Der war im ersten Kriegsjahr nicht Leninist. Die Schrift „Der Krieg und die Internationale“ zeigt, daß er, freilich aus dem Auge des strenggläubigen Marxisten, auf die Westmächte viel freundlicher als auf die Kaiserreiche der Erdtheilsmitte blickte. „Das österreichische Ultimatum an Serbien war nach allen Angaben von dem herrschenden Deutschland genau inspirirt. Aber das demokratische Deutschland ist nicht an dem Fortbestand, sondern an dem Zerfall Oesterreich-Ungarns interessirt, der ihm zwölf Millionen kultivirter Menschen zugebracht und daneben Italiens nationale Ergänzung ermöglicht hätte. Ein selbständiges Polen, Ungarn, Böhmen und ein Balkanbund mit einem Rumänien von zehn Millionen Einwohnern wären ein mächtiger Schutzwall gegen den Zarismus. Und das Wichtigste: ein demokratisches Deutschland mit fünfundsiebenzig Millionen deutschen Stammes könnte, ohne die Hohenzollern und die herrschenden Junker, leicht sich mit Frankreich und England ver-

ständigen. Die Stimme der Geschichte sagt uns, daß der Weg zu politischem Fortschritt für Mittel- und Südost-Europa über den Zerfall der austro-ungarischen Monarchie geht. Das sozialistische Proletariat muß für Polen und Serben die Freiheit und die Vereinung mit allen Volksgenossen fordern." Ungefähr also das Kriegsziel der Curzon, Salandra, Clemenceau, Bratianu. In Lenins Nähe hat das Urtheil des Mannes sich gewandelt. Für Serbien hat, für Rumänien, dessen Gesandten er einsperren ließ, hätte der Volkskommissar nie mehr ein Wort gesprochen. Der schätzt die Republiken nicht höher als die Monarchien, höhnt Civilisten und Militaristen, sieht in jeder Kapitalistengesellschaft den Urfeind der Menschheit und hat den Westmächten kein erdenkliches Aergerniß erspart. Noch ist er Lenins Gesell. Und bereitet, mit dem Meister, die größte Revolution, die auf unserer Erde je versucht ward. Doch Rußland hat den Tatareneinbruch, den Reichszerfall, die furchtbare Zerrüttung am Morgen des siebenzehnten Jahrhunderts überstanden, rasch sich von der Wirrniß erholt, die Fjodor Iwanowitsch, der Falsche Dmitrij, der Polenvorstoß nach Moskau ihm schufen, und war ein Jahr nach Bonapartes Herrschaft im Kreml in neuer Wehr auf dem Rächerfeldzug. Rußland wird, vielleicht erst nach grausen Kämpfen, auch mit dem Leninismus fertig. Und gießt im Sturm wohl gar sich die Staatsform.

Gefährten im Leid?

Aesopische Weisheit, die des Neides Macht über die Menschen erkannt hat, lehrt, der Darbende finde in der Entbehrung Anderer kräftigenden Trost. Noch heute scheint das Wort wahr zu sein; sonst würde nicht Jeder, dem noch irgendwelche Umblicksmöglichkeit zugetraut wird, mit der Frage berannt, wie es in Feindesland um die Volksernährung stehe. Was ich erkunden konnte, will ich berichten. Im Dezember hatte Herr Victor Boret, Frankreichs Lebensmittel-Minister, die Bürger und Bürgerinnen der Republik ersucht, den Verbrauch einzuschränken, und, zunächst, allen Theeschänkern, von den feinsten des Opernviertels bis zu den kleinsten der Vorstadt, verboten, dem Gast Kuchen, Pastetchen, Biscuit und andere Leckerei aufzutischen. Die Wirkung des Verbotes wurde im „Matin" geschildert. Um Fünf, die Ritualstunde, bestellt in einer pariser Luxusschänke (Ritz oder einer ähnlichen)

der Reporter Thee. Giebts nicht. Aber ringsum in dem dicht gefüllten Saal trinken ja die Leute. Nein; sie essen. „Wir dürfen nicht Thee ohne Speise bringen. Wünscht der Herr eine schöne Scheibe Roastbeef?“ Meinetwegen. Theemaschine, Brot, Butter, Fleisch. Den Preis mag sich vorstellen, wer sich erinnert, daß an solcher Stätte schon in Friedenszeit für Thee und Kuchen zwischen fünf und acht Francs zu zahlen war. In einem weniger üppigen Theeschank fragt die Bedienerin lächelnd den Besteller, was er als Zuspeise wünsche. Brot, Butter, harte Eier, Sandwiches, gekochte Früchte, Schinken, kalten Braten? Sonst nichts? „Nein, Herr; anderen Ersatz der verbotenen Konditorwaaren haben wir heute nicht; dieser Herr Boret darf sich sagen, daß er uns das Leben recht sauer macht.“ Und muß man, um ein Bischen Thee zu bekommen, alles Aufgezählte mitkaufen? Durchaus nicht; ein paar harte Eier und ein Stück Kalbsbraten: schon damit ists zu machen. Mitleidige Blicke der an den Nachbartischen Schmausenden streifen den armen Teufel, der, zwei Stunden vor der Hauptmahlzeit, sich mit so schmaler Kost bescheiden muß. Dritter Versuch. In der Rue Royale, die der zu Maxims pilgernde Deutsche einst mit frommem Schauder betrat, bringt der Barman, noch vor der Bestellung, eine Tasse Thee und geröstetes Brot. Nebenan aber wird Kuchen gegessen; ein ganzes Gebirg süßen Kleinzeugs durchknabbert. Bringen Sie mir auch davon! „Bedaure. Verboten. Die Damen habens selbst mitgebracht. Wenn der Herr sich in den Konditorladen bemühen will, gleich die nächste Thür ...“ Gut, daß mans weiß; wenn ich wiederkomme, werde ich dran denken. Auf der Straße sagt der Reporter sich, nach einer Woche solcher „Einschränkung“ wäre sein Magen von Ueberfütterung krank. Doch der fetten Zeit naht auch im fruchtbaren Frankreich der Abend. In der letzten Januarwoche wurde Genosse Hervé, der Liebling beider Fronten, ausersehen, das Gemüth der vorn und der hinten Kämpfenden auf das Verhängniß der Brotkarte vorzubereiten. Diesmal, schrieb er, „kommt sie. Sollte schon im November kommen. Eines schönen Tages aber hieß es, sie sei vertagt, weil wir uns so sparsam, so eng eingeschränkt hätten; wenn wir weiter so vernünftig blieben, werde sie, vielleicht, gar nicht nöthig werden. Diese Begründung erheiterte Jeden, der wußte, daß nach der ersten Drohung mit der Karte fast alle Hausfrauen überall Brot einge-

hamstert, jedes in Scheiben geschnitten, geröstet und so einen Nothvorrath gehäuft hatten. Der Minister für Ackerbau und Ernährungwesen war wohl mit seiner Statistik und mit dem Kartendruck noch nicht fertig. Jetzt hat er, was er braucht: und vom neunundzwanzigsten Januar 1918 an muß Paris, das dem Land ein gutes Beispiel geben soll, sich an die Karte gewöhnen. Jeder, Mann, Weib, Kind, erhält täglich dreihundert Gramm Brot; für die mit schwerer Körperarbeit Belasteten wird wohl etwas mehr abfallen. Wir brauchen eben für die Frühjahrsaussaat mehr Getreide, als man vermuthet hatte. Einerlei. Wir wissen, daß die Verordnung nicht aus dem Wunsch kommt, uns zu ärgern, sondern die unvermeidliche Folge der (überall und besonders bei uns) schlechten Ernte ist. Der Franzos ist zu gescheit, um nicht zu begreifen, daß der Ernteertrag, der schon in Friedenszeit, trotz harter Arbeit jedes Bauers, dem Verbrauch nicht genügte, heute, wo alle rüstigen Landleute, seit zweiundvierzig Monaten schon, in den Gräben sind und Hunderttausende im Schoß unserer guten Erde schlafen, unzulänglich sein muß. Die Tonnage wird schmal, manches mit Lebensmitteln befrachtete Schiff wird versenkt, den Ueberschuß der Vereinigten Staaten, Argentiniens, Indiens müssen wir mit unseren englischen und italischen Genossen theilen: Frankreichs vernünftiges Volk begreift, daß die ganze Welt sich jetzt einschränken muß. Die nächste Ernte wird uns mehr als die vorige bringen, denn die Engländer haben uns wieder ein Frontstück abgenommen und die Heimberufung der Jahresklassen 90 und 91 ermöglicht; die dem Landbau zurückgewonnenen Arme werden Hunderttausende von Hektaren, die brach lagen, wieder besäen und den Ernteertrag um ein paar Millionen Doppelcentner erhöhen. Aber: wir müssen bis zum ersten August 1918 auskommen. Unsere Seele hat seit dem Kriegsausbruch sehr gelitten; was unser Außenleben entbehren mußte, war bisher kaum der Rede werth. Wäre Frankreichs Erde nicht so wunderbar reich und hätten nicht ganze Geschlechter fleißiger und sparsamer Franzosen solche Schätze gespeichert: wir könnten nicht leben, wie wir bis heute gelebt haben. Briten und Amerikaner sehen mit Staunen, wie gut es uns geht; und Manchem ists Aergerniß. Das reiche England, das reiche Amerika schränkt sich enger ein; keiner unserer Bundesgenossen hat den Lebenszuschnitt so wenig geändert wie wir; kein neutrales Land hats noch so bequem.

Deutschland, das seit fast drei Jahren auf das Kartensystem angewiesen ist, erträgt die bitteren Folgen der Absperrung mit bewundernswerther Tapferkeit; seine Willensstärke, sein Patriotismus gebietet höchste Achtung und müßte Denen als Vorbild gezeigt werden, die uns mit Quengelei und unzeitgemäßem Gestöhn langweilen. Unsere Landsleute in den besetzten Provinzen und die Belgier, die auch der Preußenstiefel tritt, leiden längst arge Noth; tragen sie aber standhaft, lächeln, aufrecht, dem Feind ins Gesicht und fürchten nur Eins: daß wir, wie Rußland, den Abhang hinabgleiten und die Sicherheit des Sieges, der Rache aus der Hand verlieren. Wenn, im belagerten Paris, unsere Väter, neben all den Dingen, die wir in reichlicher Menge haben, täglich dreihundert Gramm so schmackhaften Brotes erhalten hätten, wäre den Preußen die Zeit bis zur Kapitulation lang geworden. Und wenn wir nicht ohne Murren, fröhlich sogar die Brotkarte hinnähmen, wären wir unwürdig des Sieges, der naht." (La Victoire.) Paris, das, in Dantons Tagen, die Brotkarte erfand, sieht jetzt nur den Versuch der Wiederaufnahme, die Generalprobe, deren Ergebniß bestimmen wird, in welches Kartensystem vom ersten Märztag an alle Bewohner der Republik sich bequemen müssen. Landwein, von dem die Literkanne vor dem Krieg einen halben Franc kostete, ist auf anderthalb gestiegen; dem aus dünnem Beutel Wirthschaftenden ersetzt ihn Obstwein und Bier. Das Pfund Ochsenfleisch kostet 2 Mark 80; Kalbscotelette und Schweinsrücken 2,40; Hammel 2 Mark. In den pariser Markthallen wurden 1913 in den ersten acht Monaten 73, in den selben Monaten des Jahres 1917 nur 54 Millionen Kilo Fleisch verkauft. Der Kartoffelverbrauch hat sich, nur in den Hallen, um fast eine Million Kilo erhöht. Die Eiereinfuhr nach Paris sank um 637574 Kilo; tausend Eier kosteten 1913 in den Hallen 80, kosten jetzt dort 169 Mark. Das Pfund Butter kostet 2,50; Preissteigerung seit 1913 ungefähr 50, Einfuhrabnahme 40 Prozent. Der Margarineverbrauch hat sich verdoppelt; das Pfund kostet 1,65. Feiner Käse, Camembert, Brie, Gruyère, ist um ungefähr 250 Prozent theurer geworden. Das Pfund Huhnfleisch kostet 2 Mark, Kaninchenfleisch 1,70. Im Jahr 1917 aß Paris 16 Millionen Austern; fast 2½ Millionen mehr als 1913. Die Kaffeebörse ist geschlossen und jeder Händler zur Anmeldung seines Vorrathes

verpflichtet; noch für achtzehn Monate aber soll Frankreichs ganzer Bedarf gedeckt, irgendwelche Einschränkung unnöthig sein und die Regirung warnt deshalb vor neuer Befrachtung der Schiffe mit Kaffeesäcken. (Le Petit Parisien.) Ueber die neue Luxussteuer (10 Prozent) stöhnt auch mancher Speisewirth. „Bignon, das Café Anglais, die Maison Dorée sind verschwunden. Unser Gewerbe hängt nur noch an einem Fädchen. Den kann die neue Steuer zerschneiden. Ich habe 900 Francs Tageskosten. Mein Erster Koch, der 1914 für den Monat 350 erhielt, fordert jetzt 1000. Ein Dutzend Servietten kostete früher 25, kostet jetzt 120 Francs. Für ein Huhn zahle ich 24, für die zur Bereitung nöthige Butter und Sahne 5 Francs; was bleibt mir, ders dem Gast für 40 giebt? Früher rettete uns die ‚große', preislose Speisenkarte und der Wein. Jetzt trinkt die Hälfte der Gäste Mineralwasser. Ich halte das Geschäft, weil ichs meinem Sohn, der seit Kriegsanfang als Gemeiner im Schützengraben liegt, vererben möchte; weil ich Patriot bin und den alten Ruhm der pariser Küche wahren will. Mit dem Luxusrestaurant verlören wir einen Zins tragenden Schatz, der Fremde herlockte und um den Berlin uns beneidete." (Le Journal.)

Seit dem fünfundzwanzigsten Januar hat auch England zwei Wochentage, an denen es nicht Fleisch kaufen, auf sichtbarem Platz nur Fisch und Geflügel essen darf. Von fünf bis nach zehn Uhr früh darf keine Wirthschaft Fleisch auftischen. Milch als ungemischtes Getränk stets nur Kindern unter zehn Jahren. Brot- und Fettstoffmengen sind vorgeschrieben. Wer im Hotel, Klub, Kosthaus gezuckerten Trank schlürfen will, muß sich den Zucker selbst mitbringen. Der Leiter des Lebensmittelamtes hat in Newport gesagt, der Gesundheitstand und die Ziffer der Kindersterblichkeit sei günstiger als vor dem Krieg; im letzten Halbjahr habe die Zahl der Milchkühe sich um 3 Prozent, die der Schweine um eine halbe Million erhöht; der Stand anderer Viehharten sei um 15 Prozent unter dem von 1913. Korn sei, wegen der schlechten Ernten in Frankreich und Italien, knapper, zu Angst aber kein Grund. An den amerikanischen Kollegen hat er telegraphirt: „Wenn Sie, außer dem uns und Kanada schon Gelieferten, mir nicht noch 75 Millionen Scheffel Brotgetreide schicken, kann ich nicht dafür bürgen, daß wir alles zu siegreicher Beendung des Krieges Nothwendige haben." Präsident Wilson hat deshalb die Bürger der Ver-

einigten Staaten ermahnt, durch engere Einschränkung den Bedarf der Bundesgenossen zu sichern. Zweimal in jeder Woche könne Jeder ohne Verbrauch von Brotgetreide auskommen; Reis, Gemüse, Kartoffeln, Gerste bieten zulänglichen Ersatz. An einem Wochentag sei auch Fleisch leicht zu entbehren. Sonnabend solle nirgends Schweinefleisch auf den Tisch kommen. Zucker bis in den Herbst sparsam verbraucht werden. Was der Körper fordere, müsse und könne er haben; doch nicht mehr. „Ich rechne auf unsere große Frauengemeinde, die mit so frohem Eifer das Streben des Nährmittelamtes unterstützt. Sie wird dafür sorgen, daß sinnlose Verschwendung gemieden und die Ernährung in den Schranken gehalten wird, in denen das unseren Genossen Nöthige erspart werden kann." So schmal wie in Europa wirds drüben fürs Erste nicht werden. Aber ein englisches Hotel oder Boardinghouse ohne Fleisch beim Breakfast, unter dem Zwang, den Nachmittagstheegästen nicht mehr Brot oder Cake zu geben, als aus anderthalb Unzen Mehl zu backen ist: da droht Weltuntergang. Und die Gerichte spaßen nicht. Sogar die Alte Jungfer, die, in Dover, ihre vierzehn Hündchen mit Milch und Semmel päppelte, hat das Verbrechen mit der Hingabe einer Fünfpfundnote gesühnt.

Stimmen der Feinde.

Vicomte Motono, Japans Minister für Auswärtiges, hat im Parlament eine Rede gehalten, in der mancher Satz merkenswerth ist. „Die Grundmauer unserer internationalen Politik ist das Bündniß mit Großbritanien. Diese Mauer wird von Jahr zu Jahr fester vermörtelt. Die Herzlichkeit unseres Verhältnisses zu England war der Hauptgrund, der uns zu Eingriff in den Krieg bestimmte; und wir haben seitdem mit aller Kraft den Genossen unterstützt. Niemand weiß noch, wie nach dem Krieg die Welt aussehen wird. So lange aber Japan und Britanien gemeinsame Interessen in Asien haben, werden die Völker und die Regirungen beider Länder die Nothwendigkeit ihres ehrlichen Bundes begreifen; wird er, nach meiner festen Ueberzeugung, unserem Handeln die Richtlinien vorzeichnen. In den Innenkampf chinesischer Meinungen werden wir uns nicht einmischen; aber jede haltbare Regirung, die unserem Interesse nicht zuwiderhandelt, in China anerkennen und ihr, welcher Partei sie auch zugehöre, gern Bei-

stand leisten. Aufrichtig freuen wir, Alle, uns der Besserung des Verhältnisses zu China. Besonders wichtig dünkt mich die Thatsache, daß unser Nachbar im August 1917 dem Deutschen Reich, dessen Machtzuwachs unseren Erdtheil mit der größten Gefahr bedrohte, den Krieg erklärt hat. Alle an den Ufern des Stillen Ozeans interessirten Mächte erkennen die Gefahr. Deshalb mußte Japan die Deutschen aus Tsingtau jagen; mußte China unsere Sache zu seiner machen. Für den Entschluß zur Kriegserklärung verdient es den Dank aller Japaner. Zu demselben Entschluß hat im vorigen Jahr eine Sondergesandtschaft den Vereinigten Staaten von Amerika unseren Glückwunsch gebracht; und sie hat zugleich offen alle Möglichkeiten gemeinsamen Handelns im Europäerkrieg erörtert. Ueber diese Wehrgemeinschaft und über den ganzen Kreis der China berührenden Fragen haben wir uns bis ins Einzelne rückhaltlos verständigt. Die Regirung der Vereinigten Staaten hat anerkannt, daß wir besondere Interessen an und in China haben, doch nicht daran denken, die Unabhängigkeit dieses Reiches anzutasten noch sein Gebiet zu schmälern. Das Ergebniß der washingtoner Verhandlung ist durch den Austausch offizieller Noten bekräftigt worden. Das Mißtrauen, das, wie jetzt erweislich ist, von unseren Feinden in Amerika geschaffen und genährt wurde, ist nun ausgejätet, unser wahres Wollen drüben erkannt und der Nutzen dieser Verständigung, dieses Freundschaftverhältnisses gar nicht hoch genug zu schätzen. In Rußland haben die Zustandsbilder rasch gewechselt. Die neue Regirung hat sich mit unseren Feinden in Waffenstillstand geeinigt, scheint zu Sonderfriedensschluß bereit; doch die Nachrichten, die von dort kommen, widersprechen einander oft, Klarheit ist nicht zu erlangen und deshalb jeder Beschluß, den wir fassen könnten, mit bedachtsamster Vorsicht zu wägen. Wir können einstweilen nur wünschen, daß Rußland, dem wir uns befreundet fühlen, sich eine haltbare, starke Regirung schaffe und neben der Ehre und dem Ansehen seines Reiches auch das Interesse seiner Bundesgenossen wahre. Noch ist der Tag allgemeinen Friedensschlusses nicht absehbar. Allzu breit ist noch die Kluft zwischen den Bedingungen unserer Freunde und denen des Feindes. Uns wehrt der Inhalt des anglo-japanischen Bündnisses und der Londoner Vertrag vom fünften September 1914 jeden Sonderfriedensschluß. Wir sind verpflichtet,

über die vom Feind vorgeschlagenen Bedingungen uns zu verständigen. Von keinem unserer Bundesgenossen sind irgendwelche Vorschläge an uns gelangt und wir glauben auch nicht, daß die Stunde zu endgiltigem Verhandlungbeschluß schon geschlagen hat. Wir werden thun, was die Pflicht uns befiehlt; werden mit aller Kraft den Bundesgenossen helfen, Alles, was Ehre und Sicherheit in der nächsten Stunde von uns fordern kann, vorbereiten und, in dem klaren Bewußtsein, daß die ganze Verantwortlichkeit für die Ruhe Ostasiens auf uns lastet, kein Opfer, wie schwer es immer werde, scheuen, das der Welt haltbaren Frieden verheißt."

Den will auch Lord Lansdowne, der Erste Gentleman des Vereinigten Königreiches. „Uns gilt, meinen Freunden und mir, die Ehre der Heimath nicht weniger als irgendeinem Lärmmacher, der gegen uns schreit. Aber wir sehen, was ist. Wir sehen gerade unter den besten Männern dieses Landes Manchen, der noch nicht begreift, warum der Krieg fortgeführt werden muß; doch nicht Einen, der, wenn er die Nothwendigkeit erkannt hat, nicht alle Kräfte in den Dienst unserer gerechten Sache stellen wird. Mit der Regirung bin ich durchaus nicht unzufrieden; die ungeheuren Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hat, kann ich ermessen. Wir sind, uns zu Heil, in diesem Krieg nicht einsam, müssen an unsere Gefährten denken und waren, vor neuen, plötzlich auftauchenden Thatsachen, in schnelle Entschlüsse gezwungen. Wir durften uns neuer Pflicht nicht entziehen, uns geschenktes Vertrauen nicht mißbrauchen; und ich weiß, daß ich Ihre Ueberzeugung ausdrücke, wenn ich sage: Ohne Wank müssen wir bis ans Ende neben den Bundesgenossen stehen, die so rühmlich für die gemeinsame Sache fechten. Mit dem Premierminister, dessen Rede vom achtzehnten Januar ich billige, bin ich auch in der Meinung einig, daß wir die Ziele des Krieges noch einmal beleuchten und als solche zeigen müssen, für die alle vernünftigen Patrioten in Großbritanien und den verbündeten Ländern sich begeistern können. Wie hart auch der Krieg werde: wir sind entschlossen, ihn zu führen, bis ehrlicher Friede wird. Alles aber, was diesen Frieden beschleunigen kann, muß versucht werden. Nirgends sehe ich einen zu Urtheil Berufenen, der nahe Entscheidung durch einen zerschmetternden Sieg verspricht. Und ein Krieg, dessen Ende nur von der Zermorschung des Feindes zu hoffen ist, kann sehr lange

dauern. Brauche ich aufzuzählen, was er an Leid und Noth, an Schuldlast und Seuchen der ganzen civilisirten Welt bringen müßte? Das einzige Heilmittel erblicke ich in einem Bund aller Mächte, aller Völker, deren jedes das Recht freier Selbstbestimmung haben muß und die sämmtlich bereit sind, jeden Streitfall dem internationalen Gerichtshof zu Entscheidung vorzulegen und gegen jede von dem Schiedsvertrag abtrünnige Macht Gewalt anzuwenden. Deutschlands Eintritt in das Gehäuse solchen Paktes würde die Abkehr von dem preußischen Militarismus bedeuten. Ja, kann mir Einer antworten, Du greifst nach dem Mond! Du verlangst, was unerlangbar ist. Er kann mir die Rede des Grafen Hertling entgegenhalten. Die hat auch mich bitter enttäuscht. Ihr Ton ist drohend, zeigt keinen Willen zu Nachgiebigkeit. Aber ich neige in den Glauben, daß auch da Rabat zu erhalten, Allerlei abzuziehen sein wird. Die Rede des Grafen Czernin giebt viel mehr Hoffnung auf Verständigung. Doch wichtiger als die Minister sind mir die Völker, mit denen diese Minister schließlich ja rechnen müssen. Herr Lloyd George hat in dem Gespräch mit den Gewerkschaften sehr richtig gesagt, jede politische Gemeinde müsse in den Kriegszielfragen so auf ihre Regirung einwirken, daß deren Meinung mählich der Ausdruck des allgemein giltigen Urtheils wird. Das scheint mir ein Grundsatz gesunder Demokratie. Und auf beiden Seiten muß, natürlich, alles zur Aufklärung der Volksmasse Wirksame gethan werden. Die Völker müssen wissen, was ist und wie es wurde. Das deutsche Volk ist das Opfer bewußter Täuscherkunst. Ihm sind weder die Gründe genannt worden, die Deutschland in das Unternehmen des Krieges trieben, noch die Gründe, die uns Verbündeten die Fortsetzung des Krieges aufzwingen. Auch unser Volk bedarf noch gründlicherer Aufklärung. Wenn Sie, als Vertreter der Presse, dafür sorgen, stärken Sie unsere Regirung. Wir wünschen redlichen Frieden, der, in gerechtem Gleichmaß, überall den entstandenen Schaden tilgt, Allen Sicherheit verbürgt und jeden neuen oder noch nicht geschlichteten Streitfall dem Völkergericht, im Sinn des Präsidenten Wilson, unterbreitet. Und wir wünschen, daß die Regirung auf dem Weg an ihre und unsere Ziele keine Anstrengung, auch die äußerste nicht, scheue und keinen Seitenpfad, auch den noch nie betretenen nicht, meide, wenn davon eine Abkürzung der Kriegs-

dauer zu erhoffen ist." Erster Gentleman des Vereinigten Königreiches, Hochtory, Peer von England: und für das Selbstbestimmungrecht freier, zu Schutz und Schiedsgericht international vereinter Völker und für die Grundsätze gesunder Demokratie.

Ueber die unselige, kaum in ein paar Sätzchen haltbare Januarrede des Grafen Hertling ist das Urtheil der Politiker, draußen und drinnen, von den Tories bis zu den Bolschewiki und zu Frankreichs Zimmerwäldlern, so einstimmig, daß die sorgsamste Wiedergabe der Antworten nichts einer Polyphonie Aehnelndes erreichen könnte. Wichtig sind immerhin die Hauptsätze des „Temps", aus denen wohl die Meinung der Herren Cambon und Pichon zu erkunden ist. „Die Grafen Hertling und Czernin nahmen, als sie sich zu Reden entschlossen, nie zuvor gekannte Verantwortunglast auf sich. Die von ihnen geführten Völker wollen Frieden. Die Minister konnten zwischen diesem Volkswunsch und dem Gelärm der nach Annexionen Lüsternen wählen. Ihre Reden lehren uns, wie sie gewählt haben, und belasten sie mit schwerer Verantwortlichkeit. Da der beglaubigte Wortlaut uns noch nicht vorliegt, wagen wir nur kurzen, noch nicht endgiltigen Kommentar. In der Stunde, die unzählige Menschenleben gefährdet, kann jeder ins Weite geschickte Satz der Vorwand zu ernstem Entschluß werden. Muß noch mehr Blut fließen: nicht die Sprache unserer Bundesgenossenschaft soll mit bedrohlicher Zweideutigkeit oder mit unverschämter Herausforderung den Weg in Frieden gesperrt haben. Trotzdem in der Kölnischen Zeitung gesagt worden war, jeder Deutsche, der warmes Blut in den Adern habe, müsse die Botschaft des Amerikaners wie eine Ohrfeige empfinden, hat, nach zweiwöchiger Ueberlegung, der Kanzler dem Präsidenten Wilson, Punkt vor Punkt, geantwortet und am Schluß der Rede unsere Mächtegruppe zu Replik aufgefordert. Was ihm in dem amerikanischen Programm irgendwie zu Deutschlands Vortheil deutbar scheint, nimmt er an; alles Andere verwirft er oder suchts zu umgehen. Er möchte den Glauben schaffen, daß Deutschland mit seinen drei Genossen diplomatisch eine Front habe, und möchte in unserem Lager einander widersprechende Wünsche erwirken und mit jedem Genossen unseres Bundes einzeln verhandeln. So kümmerliche Geschicklichkeit will das gewaltige Drama meistern, das vom Schicksal der Menschheit handelt. Diese Künste wird man bis

ins Kleinste studiren können, wenn die Rede im Wortlaut vorliegt; schon jetzt aber bezweifeln wir, daß dieses Studium der deutschen Diplomatie einen besseren Ruf und eine Vertrauensmehrung eintragen wird. Das Hauptstreben des Grafen Hertling scheint, die elsaß-lothringische Frage aus Wilsons Programm zu lösen. Hartnäckig wiederholt er, das Gebiet des Deutschen Reiches sei unantastbar; fühlt aber selbst, daß diese Behauptung nicht genügt, und sucht in der Geschichte ‚Gründe'. Das bedauern wir nicht: denn gerade in diesem Boden wurzelt das Recht der Elsaß-Lothringer und der anderen Franzosen besonders fest. Der Kanzler erinnert an die Tatsache, daß der Elsaß und Lothringen dem alten Deutschen Reich angehörten. Er hätte auch an die Worte seines Kaisers erinnern können, der, als er den Kronprinzen der Universität Bonn anvertraute, sprach: ‚Warum zerfiel das Deutsche Reich? Weil es nicht auf den nationalen Gedanken gegründet war.' Im Licht dieses richtigen Urtheils konnte Graf Hertling den Hörern beweisen, wie werthlos die (strittigen) Rechtsansprüche des alten Deutschen Reiches in der modernen Welt sind, die das Recht jeder Nation anerkennt. Er konnte an die Thatsachen erinnern, daß Metz stets französisch sprach, daß Mülhausen aus freiem Willen sich an Frankreich hingab, daß General Rapp in Colmar und die Marseillaise in Straßburg geboren wurde. Doch ihm paßte besser, das Zeugniß Carlyles anzurufen, der gegen das besiegte Frankreich ungerecht war. Sollte ein so erfahrener Parlamentarier niemals die Akten des Britenparlamentes durchblättert, nie den Antrag gelesen haben, der, am siebenzehnten Februar 1871, forderte, man solle der Französischen Republik nicht Friedensbedingungen aufdrängen, die ihre Unabhängigkeit und die Ruhe Europas gefährden? Sieben Redner empfahlen den Antrag und Premierminister Gladstone deutete an, daß er zu Vermittelung bereit sein werde, wenn von den Parteien der Wunsch an ihn käme. Graf Hertling betont, daß die Nationalversammlung, am zweiten März 1871, den Präliminarfrieden annahm: und weiß doch, weshalb sie nicht einmal die Erörterung aufschieben durfte. Bismarck hatte den Dritten Artikel so gefaßt, daß erst nach dem Spruch der Nationalversammlung die deutschen Truppen Paris ganz räumen sollten. Und da Graf Hertling an Bordeaux, den Ort der Nationalversammlung, dachte: warum erwähn-

te er nicht den mächtigen Protest, den, im Namen der elsässischen und lothringische Abgeordnete Herr Keller dort verlas, noch die von Victor Hugo, Louis Blanc, Edgar Quinet, Floquet, Clemenceau, Brisson, Sadi Carnot und Anderen unterzeichnete Antwort, die den Elsassern und Lothringern gelobte, daß die Republik sie immer als ihre Söhne betrachten, immer ihre Wiederkehr in den Staatsverband der Heimath fordern werde? Auch im Deutschen Reichstag haben die von Elsaß-Lothringen Abgeordneten laut protestirt; ihr Sprecher, Herr Eduard Teutsch, verlas eine Erklärung, die sagte: ‚Unser Herz fühlt sich von unwiderstehlicher Gewalt zu unserem französischen Vaterland hingezogen. Zwei Jahrhunderte gemeinsamen Erlebnisses und Empfindens knüpfen zwischen den Gliedern einer Familie ein heiliges, durch Gewaltthat sicher nicht zu zerschneidendes Band.‘ Daß dieses Band fest sei, hat Bismarck selbst erkannt. Graf Hertling ist nicht einmal bereit, die völlige, schrankenlose Freiheit Belgiens wiederherzustellen und in Gemeinschaft mit den anderen Völkern zu erwägen, wie den Polen, Litauern, Letten das Selbstbestimmungrecht zu wahren sei. Ueber Belgiens Zukunft läßt er bedrohlichen Zweifel schweben, weigert den Westmächten jede Auskunft über die Ostfront, fordert Bagdad zurück, verspricht nicht einmal die bedingungslose Räumung des in Frankreich besetzten Gebietes. Deutlicher konnte nicht erwiesen werden, daß die elsaß-lothringische Frage durchaus nicht, wie Herr von Kühlmann im Oktober behauptete, das einzige Friedenshinderniß ist. Sie ist nur das sichtbarste Symbol der schroffen Selbstherrlichkeit des deutschen Imperialismus.“

Als der Wortlaut der Rede in Frankreich bekannt war, rief Hervé: „Sie ist hochmüthig, grob, brutal, mit bewußter Heftigkeit alldeutsch und wirft den Harmlosen, die meinten, das kaiserliche Deutschland sei in Vernunft zurückzuführen, die Thür vor der Nase zu. Wir hören sogar die offene Drohung, uns noch härtere Bedingungen aufzuzwingen, wenn unser Eigensinn sich erdreiste, den Krieg fortzusetzen. Die Deutschen haben die Russen besiegt, zwei Drittel von Rumänien, fast das ganze Serbien und Belgien besetzt, stehen in Norditalien und Nordfrankreich: und ihr Dünkel ist nun so frech wie Napoleons, ehe sein Heer eine beträchtliche Niederlage erlitten hatte.“ Der Diplomat des „Temps“ zügelt den Zorn straffer; will ihn aber nicht verbergen. „Graf Hertling scheint

in der Vergangenheit neuen Vorwand zu Streit Deutschlands mit der Entente gesucht zu haben; nur dadurch ist die Häufung unwahrer Angaben zu erklären. Die Einführung dreijähriger Dienstpflicht soll beweisen, daß wir Deutschland angreifen wollten: und doch ist allgemein bekannt, daß unser (am sechsten März 1913 eingebrachtes, am siebenten August angenommenes) Dreijahre-Gesetz nur die Antwort auf die gewaltige Wehrstärkung war, die der Reichstag am dreißigsten Juni in dritter Lesung bewilligt hat. Der Kanzler behauptet, in der Kriegszeit seien ‚Offensivabmachungen' der jetzt Verbündeten ans Licht gelangt. Wir fordern ihn auf, auch nur ein Abkommen anzuführen, das, in irgendwelcher Form, vor dem August 1914 einen Angriffkrieg gegen Deutschland vorbereiten konnte. Elsaß und Lothringen sollen 1789 ‚französische Provinzen' geworden sein. Diese Art, Geschichte zu schreiben, ist neu. Und wie hieß denn der erste deutsche Monarch, der nicht nur unser damals unbestrittenes Recht auf den Elsaß und Lothringen, sondern auch auf das auf Belgien und auf die Besetzung des preußischen Gebietes am linken Rheinufer anerkannte? Wars nicht Friedrich Wilhelm der Dritte, König von Preußen, für den Hardenberg, einer der berühmtesten preußischen Staatsmänner, sprach? In den Archiven der Wilhelmstraße liegt wohl auch der geheime Zusatzvertrag vom siebenzehnten Mai 1795; darin verpflichtet der König von Preußen sich, ‚das Kurfürstenthum Hannover in Beschlag zu nehmen, um die Französische Republik wirksamer vor feindsäligem Unternehmen der hannoverischen Regirung schützen zu können.' Die Rede des Kanzlers klingt, von vorn bis hinten, unwahrhaftig und verräth das Planen neuer Arglist. Der Reichstagsbeschluß vom neunzehnten Juli gilt nicht mehr. Die Reden der Lloyd George und Wilson waren von dem Streben nach Frieden gestimmt. Graf Hertling will Krieg und Eroberung, droht dem Verbündeten, spricht zu ihnen wie zu Besiegten und schließt mit dem Satz: ‚Der Sieg wird unser sein.' Wir hatten unser Urtheil vertagt. Jetzt kann es, da Klarheit geworden ist, gesprochen werden." Auch von dem Obersten Kriegsrath der vier Westreiche, der, nach sieben Plenarsitzungen in Versailles, dem Erdkreis ankündet: „Trotz sorgsamster Durchforschung haben wir in den Reden der Grafen Hertling und Czernin nicht die kleinste Annäherung an die bescheidenen Friedensbedingungen unseres Bundes zu finden ver-

mocht. Unsere Ueberzeugung wurde noch dadurch gestärkt, daß die Verhandlung in Brest-Litowsk, hinter dem vorgeschobenen Idealismus, die Absicht der Centralmächte auf Eroberung und Landraub deutlich erkennen ließ. Unter diesen Umständen mußte der Oberste Kriegsrath sich zunächst in die Pflicht schränken, der Fortführung des Krieges den höchsten Kraftaufwand und die engste, wirksamste Arbeitgemeinschaft zu sichern. Der Kampf muß währen, bis ein Sinneswandel der feindlichen Regirungen und Völker einen Friedensschluß hoffen läßt, der die Verbündeten nicht nöthigt, einem starren, immer zu Angriff bereiten Militarismus all die Grundsätze zu opfern, deren Triumph sie wollen: Freiheit Gerechtigkeit, Ehrfurcht vor Völkerrecht." Die Vereinigten Staaten waren in Versailles nur durch zwei Generale vertreten; und die Botschaft, die Präsident Wilson am elften Januar dem Kongreß vorlas, zeigt, daß er sich den Kriegsrath nicht als Vormund bestellt hat.

Traue frohem Tagesblick!

Am elften Februarmittag wehten von vielen Deutschenhäusern Fahnen. Auch mit Rußland, hieß es, ist nun, wie vorgestern mit der Ukraina, Friede geschlossen. Ueberallhin war's in Stadthäuser, Schulen, Lazarete, die Jubelpost gelangt; und der Widerhall, der sie umtönte, konnte Zweifler lehren, wie klein, trotz dem Marktgelärm, die Schaar der Eroberungsüchtigen, wie groß das Heer der nach würdigem Frieden Langenden ist. Konnte das Gerücht Wahrheit melden? „Der Vorsitzende der russischen Delegation theilte heute mit, daß Rußland, unter Verzicht auf die Unterzeichnung eines formellen Friedensvertrages, den Kriegszustand mit Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Türkei und Bulgarien für beendet erklärt und gleichzeitig Befehl zur völligen Demobilisirung der russischen Streitkräfte an allen Fronten ertheilt." So stands, mit einem langen, wirren Nachsatz, in allen Zeitungen; nicht unter dem Schirm der Amtsflagge, doch an der Stirn aller Abendblätter in gleichem Wortlaut. Mein Glaube, daß die „Verlautbarungen" dieser Sorte von gefangenen, nur mit der deutschen Sprache noch kämpfenden Ausländern gefertigt werden, kann nicht trügen. Auch der Inbegriff des aus dem litauischen Brest datirten Schachtelsatzes nicht? Hat die Kaiserliche Regirung ihrer Deutung des jedem Volksstamm zuerkannten Selbstbestimmung-

rechtes entsagt, dann hat sie als Entgelt sicher die „Unterzeichnung des Friedensvertrages“ (den nur ein Irrer oder ein Windmacher „formell“ schimpfen wird) gefordert und durchgedrückt. Steht sie, die insgeheim mit einer dick aufgeschwollenen Ukrainerrepublik Frieden und Freundschaft vereinbart und Unterschriften ausgetauscht hat, noch auf dem Beschluß, auch die Westrandländer von dem Russenreich abzutrennen, dann wissen die dreisten Herren Lenin und Trotzkij, warum sie den Entwurf solches Vertrages, des schlechtesten, der selbst unter Albendruck zu erträumen war, nicht erst versuchten. Dann hat am Zehnten Genosse Trotzkij ungefähr wohl gesprochen, wie er „zu Allen“, nur Deutschen unhörbar, seit dem ersten Aufschub der Verhandlung manchmal schon sprach. „Mit einer auf Militarismus und Kapitalismus gestützten Autokratie können wir uns nicht verständigen. Wir wollen Weltrevolution und haben alles zu heller Beleuchtung unserer Willensziele hier Mögliche gethan. Die Mißwirthschaft des Zarismus und unser Abscheu vor Blutschuld hindern die Fortsetzung des Krieges. Wir lösen die Heeresverbände auf, wie wir die Organisationen der Geldmächte aufgelöst haben, und brauchen, ohne Militarismus und Kapitalismus, weder Friedens- noch Handelsvertrag. Dringt der Feind tiefer in unser Land, so sät er neuen Haß und zwingt jeden Bauer und Bürger zu bewaffneter Abwehr. Bleibt er, wo er ist, so warten wir, bis erkennbar wird, ob der Pole, Litauer, Lette, Esthe sich in das Fremdjoch bückt oder unsere Hilfe erbittet. Haben die feindlichen Regirungen uns, morgen oder später, noch Etwas mitzutheilen: Niemand sperrt ihnen die Post und den Telegraphen: sie haben ja auch in unserer Hauptstadt Vertreter, die Botschaft ins Smolny-Institut tragen können. Hier scheint uns nichts mehr zu thun. Guten Tag!“ Ungefähr so muß es gewesen sein. Und am Ende ist gleichgiltig, ob mans Abbruch der Verhandlung oder „Beendung des Kriegszustandes“ nennt. Der Erste Generalquartiermeister des deutschen Heeres hätte das Kind von Brest nicht bei dem vom Geist der Wilhelmstraße erwählten Namen genannt. Denn in seinem nächsten Bericht lasen wir: „Die militärische Lage ist an der Front gegenüber den Großrussen und Rumänen unverändert.“ Also nicht der Krieg, sondern der Waffenstillstand beendet. Und vielleicht muß Trotzkij noch zu Lenin sprechen wie Graf Rostoptschin an dem Tag, da Napoleon mit zweihunderttausend Mann über den Njemen ging, zu Alexander

Nikolajewitsch: „Dein Reich hat zwei gewaltige Vertheidiger: den Raum und das Klima. In Moskau wirst Du furchtbar, in Kasan ein Schreckbild, in Tobolsk unüberwindlich sein."

Wird der Reichstag sich in die Forderung eines lückenlosen Berichtes über die brester Verhandlung aufraffen? In der letzten Januarwoche hoffte Graf Hertling noch, „daß wir mit der russischen Delegation demnächst zu einem guten Abschluß gelangen werden". Anderen war diese Hoffnung schon an dem Dezembertag erfroren, der das Herrngebot hörte, „Polen, Litauen, Kurland, Theile von Esthland und Livland aus dem russischen Reichsverband zu scheiden". Was unter solchem Zwang wurde, konnte, wie mans auch für den Sprachgebrauch arglos Deutscher taufte, nur Waffenstillstand sein. Wozu unwandelbares Urtheil neukleiden? „Wenn Letten, Litauer, Liven, Esthen, die, trotz allem Mühen abendlicher Baltengeschlechter, ein Halbjahrtausend lang starr sich gegen deutsches Wesen wehren, nun, wider alles Erwarten, wider allen nachprüfbaren Willensausdruck, in freier Abstimmung den Wunsch nach Verbindung mit dem Deutschen Reich aussprächen, müßte es die Erfüllung weigern: weil sein Leib neue Fremdsplitter nicht vertragen, seine Finanzkraft sie, nach diesem Krieg, nicht in Gold klammern kann und weil es den Westmächten nicht durch tiefe Verfeindung des Russenvolkes stärkenden Trost bereiten will. Noch hat keins der Randvölker, denen das Selbstbestimmungrecht zugesagt worden ist, durch ein irgendwie befugtes Organ gesprochen; keins kann frei sprechen, so lange Kriegsnothwendigkeit in seinem Landstück die Herrschaft fremder Truppen erzwingt. Bisher sprachen die vom Wohlwollen der Fremdherrschaft gestützten sechs Prozent der Einwohner; von je hundert blieben vierundneunzig stumm." Der Ausscheidungplan ist widerpolitisch und sein Gelingen würde den Russen nicht so schädlich wie dem Deutschen Reich, auf dessen Ostflanke aus großen und kleinen Elsaß-Lothringen Rußlands ein Balkan entstünde. Die Absage des Sowjetkongresses, dem die Volkskommissare untergeben scheinen, gewährt neue Frist zu Ueberlegung und verschlechtert uns den Zustand der Russenfront nicht. Bis zu endgiltig „gutem Abschluß" mit Rußland kann der von der kiewer Rada unterzeichnete Vertrag die Wirthschaftnoth des Vierbundes lindern. Danach werden alle Theilhaber ihn revidiren. Die Ukraina hat sich am zwanzigsten November als unabhängige Volksrepublik von der russischen Centralwirrniß ge-

schieden, am neunten Januar die Liste ihrer Forderungen in Brest-Litowsk vorgelegt, in der selben Sitzung aber gesagt, ihre Delegation fühle sich der russischen Vertragspartei zugehörig. Um den Schutz des Vierbundes vor dem von Nord her drohenden Kommunismus zu erlangen, hat sie auf Ostgalizien verzichtet. Um sie in raschen Abschluß zu treiben und sich ein Nothdach zu zimmern, haben Deutschland und Oesterreich-Ungarn ihr das Cholmland zuerkannt. Und damit die Russen, alle Polen und die österreichischen Ukrainer gekränkt. Am Tag der Reichsrathseröffnung sprach in Wien der Polenführer: „Das polnische Volk wird nur befriedigt sein, wenn das einheitliche, unabhängig freie Polen, mit einem Ausgang ins Meer, wiederhergestellt ist. Der Polenklub, der einig auf dieser Forderung steht, sieht in ihr eine internationale Frage, in ihrer Erfüllung eine Bürgschaft dauernden Friedens und hofft, daß der den Polen freundlich gesinnte Kaiser Karl von Oesterreich diese Sache zu seiner machen werde." Der nächste Redner: „Das Volk der Ukrainer hat stets einen Rechtsbruch und ihm angethane Gewalt darin gesehen, daß 1860 das historisch gewordene Königreich der Ukrainer, Galizien und Lodomerien, mit dem Herzogthum Krakau und den Fürstenthümern Auschwitz und Zator in die staatsrechtliche Einheit des ‚Kronlandes Galizien' zusammengeschweißt wurde. Im Angesicht des großen Weltgeschehens betonen wir mit besonderem Nachdruck das unverjährbare Staatsrecht des ukrainischen Königreiches und verwahren uns gegen den Plan, auch nur den kleinsten Theil der ukrainischen Gebiete von Cholmland, Podlachien und Wolhynien, dem zu schaffenden Königreich Polen anzugliedern. Wir werden den Kampf fortführen, bis das große Ukrainervolk auf seinem ganzen Nationalgebiet all die Rechte erlangt hat, die ihm gebühren." Nun ist die Ukrainerrepublik größer geworden als das neue Polen, das ihr sogar Cholm und Stücke der Nachbargubernatorien opfern soll: und der Polenklub wendet sich zornig von der Regirung, die ihm solchen Verzicht zumuthet. Die galizischen Ukrainer knirschen, weil sie den Polen unterthan bleiben. Die Russen tragen durch Europa die Klage, daß Deutschland hinter ihrem Rücken die Ukraina angeködert habe, den Körper des Russenreiches verstümmeln wolle, und fragen, ob mit solchem Bösewicht selbst eine Bürgerregirung länger verhandelt hätte. Vorgeschmack aus der Höllenküche, die sich aufthut, wenn der Balkan sich bis an die Grenzen Posens, Westpreußens,

Schlesiens streckt. Doch der hundertmal Enttäuschte wird schwören, daß diese Nothentscheidungen nur für kurze Frist gelten können, und seine Zeit nicht an Schwatz über Provisorien vergeuden. Des Ergebnisses von Brest-Litowsk darf sich freuen, wer aus Rußlands Zerfall eine Prachtblüthe deutscher Wirthschaft werden sieht. Sollen wir durch die Einpflanzung fremder Stammessplitter neue Eiterherde bereiten? Bringt die Mehrung slawischen Deutschenhasses uns Nutzen? Sind einander feindliche Kleinstaaten, die heute um Cholm, morgen um Lublin und Wilna raufen, oder kommunistische Zwerggesellschaften dem Nachbar bequemer als Vereinigte Staaten von Rußland, die jeder Volksart Athemfreiheit gewähren und, im Vollbesitz ihrer Bodenschätze, zu Wiederaufbau der Weltwirthschaft mitwirken können? Drei Fragen an des Deutschen Reichstages Majestät.

Die vierte Frage: Soll auch aus der Februarbotschaft des Präsidenten Wilson nur gepflückt werden, was als Unkraut zu verschreien ist, und lieblicheres Gewächs unberochen welken? Der versailler Kriegsrath sprach, wie alle Verantwortlichen sprechen, deren Heer morgen in die grausetste Schlacht gedrängt werden kann und durch die Frage gelähmt würde, ob das Gemetzel, da dem Feind schon Vernunft dämmere, noch nothwendig sei. Herr Wilson sprach immer als Civilist. Am Tag der Kriegserklärung: „Wir wünschen nicht, irgendeiner Nation Weh oder Schaden zu bereiten, sind aufrichtige Freunde des deutschen Volkes und wünschen nichts sehnlicher als rasche Wiederkehr des Vertrauensverhältnisses, das dem Vortheil beider Länder dient. Das zu glauben, mag den Deutschen jetzt schwer werden; aber ich sage es in aller Aufrichtigkeit." Im Januar 1918: „Wir Amerikaner wollen Deutschland nicht kränken noch seine Macht, seinen Einfluß da schmälern, wo sie berechtigt sind. Fern ist uns das Erdreisten, ihm Umsturz oder Umbildung seiner Inneneinrichtung aufzuzwingen." Am elften Februar: „Wir wollen nicht Flickwerk, sondern neue Weltordnung; nicht einen von Staatshäuptern bestimmten, von Diplomaten geformten Frieden, sondern einen, der nach Menschenmöglichkeit dem Bedürfniß aller Völker genügt und den die Gemeinbürgschaft aller sichert. Ehrgefühl wehrt uns den Versuch, eines Volkes Schwachheit, eines Staates Zerrüttung zu Aufzwang unseres Willens zu mißbrauchen. Ohne Empfindlichkeit werden wir alle Vorschläge annehmen, die den Nationen besser als unsere scheinen. Unsere Macht

bedroht keinen Staat, kein Volk; und auch aus der Betonung des Entschlusses, diese Macht in den Kampf für gerechte Freiheit und Volksregirung einzusetzen, soll Niemand den Willen zu Drohung heraushören. Jeder Theil des Vertrages, den wir erstreben, muß auf dem festen Grunde der Gerechtigkeit ruhen und den Interessenausgleich schaffen, von dem die längste Friedensdauer zu hoffen ist. Völker und Landstücke sind nicht, wie Brettspielsteine, herumzuschieben, nicht aus einer Staatshoheit in die andere zu stoßen, auch nicht unter dem Vorwand, dadurch werde das Gleichgewicht der Kräfte gesichert: denn dieses Spielchen Erwachsener ist für alle Zeit nun in Verruf. Die Antwort auf Fragen nach der umstrittenen Staatzuständigkeit eines Gebietes darf nur von dem Willen der darin heimischen Volksmehrheit, nicht von der Vortheilsucht einer Regirung gegeben noch von zwei daran interessirten Staaten, ohne Wägung der Volkswünsche, vereinbart werden. Wo die berechtigte Forderung einer Nation annehmbar ist, werde ihr Erfüllung; aber auch vorbedacht, ob dadurch nicht neuer Streitsame ausgestreut oder alten Haders Leben verlängert würde: denn immer und überall befiehlt die wichtigste Pflicht, die Ruhe Europas und damit der Erde zu wahren. Wird nicht neue Weltordnung, herrscht die alte, von Gewalt und von Ränken bestimmte friedlos und freudlos fort, dann wird das Menschenleben unerträglich und das Hoffen auf Menschheitentwickelung verdorrt. Wer den Leitsätzen unseres Weltordnungversuches zustimmt, Der kann morgen die Erörterung der Friedensmöglichkeit beginnen." Darf Deutschland zaudern? Gespräch mindert nicht unsere Macht. Doch um viel Höheres gehts. Nicht um die Sicherung deutscher Macht, sondern um deren Nutzung zum Bau neuer, hell fröhlicher Menschenwelt, der, wenn ihre Grundmauer fest werden soll, jedes Volk, das größte, das kleinste, einen Wunsch verwitternder Selbstsucht opfern muß. Darf Deutschland zaudern?

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 23. Februar 1918.

Theater.

Raskolnikow hat der kleinen Sofie, die von bitterer Noth, von der Sorge um darbende Menschen einst auf die Straße geworfen ward und ihre Geschlechtsschmach seitdem als ein ihren schmächtigen Schultern aufgebürdetes Kreuz trägt, den Doppelmord bekannt. Was soll er thun? Geh, spricht das Mädchen, „jetzt, sofort, bis an einen Kreuzweg, beuge Dich zur Erde nieder, küsse die von Deiner That besudelte, beuge danach Dich viermal, in alle vier Windrichtungen, vor der ganzen Welt und sage laut: ‚Ich habe getötet!‘ Dann wird Gott Dich mit neuem Leben beschenken. Willst Du?“ Noch will er nicht. Was würde denn draus? Sibirien. Fünfzehn, zwanzig Jahre lang Knecht; bis die von Tritten verschwielte Seele vor jedem Menschenohr demüthig ächzt und sich des Willens zu niederträchtigem Mord anklagt. Nach einer Weile treibt es ihn, dennoch, wieder zu Sonja, ihr Kreuz zu holen. Sie giebt ihm das aus Cypressenholz, wickelt sich in ihr grünes Tuch und will mit ihm gehen. Doch er ist schon voraus. Auf dem Heumarkt lacht er einem Trunkenen, der vor der Menge tanzen möchte, aber aufs Pflaster fällt, gell ins Gesicht. In der nächsten Minute summt Sonjas zärtliche Mahnung durch den Kopf. Er fühlt, wie drinnen Alles weich wird; fühlt Thränen auf seiner Wange. Mitten auf dem Markt kniet er, neigt das Haupt bis auf die Erde, küßt sie, auf der er gesündigt hat, und

empfindet im Kuß des Schmutzes die Wonne reinsten Genusses. Noch einmal. „Der hat sich ordentlich vollgesoffen!“ Johlen und Weibsgekicher ringsum. Das Geständniß erstickt in der Kehle. Durch eine Gasse. Sonja ist hinter ihm. Wird immer bei ihm sein und nie ihr Schicksal von seinem trennen. Hier ist das Polizeibureau. Drei Treppen hoch. Müll und Abfälle auf jeder Stiege; Herddunst und Speisengestank aus offenen Küchen. Vor der Bureauthür schöpft der von Kälte halb Erstarrte Athem; er will sein Inneres in Ordnung bringen, als Mensch eintreten. Nun faßt die verklammte Hand die Klinke. Auf. Noch einmal geht, noch einmal kommt er. Sah unten, im Hof, die totbleiche Sonja, die entsetzt, mit gefalteten Händen, den frei Wiederkehrenden anstarrte. Vor dem Beamten zwingt Rodion Romanowitsch Raskolnikow die störrige Zunge, die weiße Lippe zu dem Bekenntniß: „Ich habe damals die alte Beamtenwitwe und ihre Schwester Lisaweta mit dem Beil erschlagen und beraubt.“ Nach Sibirien. Sonja, im grünen Tuch, hinterdrein. „Verbrechen und Sühne.“

Im Haus des Bauers Nikita, dessen Wohlstand schon lahmt, wird die Hochzeit der Stieftochter Akulina gefeiert. Tanz, Gesang, viel Branntwein, sogar in Frankreich gewürzter. In der Luft, in den Hirnen Alkoholnebel. Wißt Ihr, daß dieses blöde, dicke Mädel zwei Pelze und einen Berg Leinwand, sechs Sarafane, einen großen Shawl und zweihundert Rubel mitbekommt? Kein Wunder: der junge Stiefvater hats ja immer mit ihr gehalten. In die Kirche! Wartet, Schnattergänse; Nikita muß das Brautpaar erst segnen. Da ist er. Blaß, barfuß; schiebt den Vater, den frommen Akim, der in der Stadt die Abtritte der Bürger reinigt und an dessen Seele doch kein Fleck und kein Mißruch haftet, vor sich durchs Gewühl. Greift er das Heiligenbild und spricht den Ehesegen? Nein. Er kniet. Auch besoffen? „Rechtgläubige Christgemeinde: Ich habe gesündigt und will büßen. Dir, Marinka, habe ich die Ehe versprochen, Dich verführt und betrogen. Um Christi willen: verzeih mir! Deinen Vater, Akulina, habe ich vergiftet, Dich dann, als Mann Deiner Stiefmutter, verführt, Dein Kindchen unter einem Brett, auf dem ich saß, erdrückt; die Knöchelchen knackten in dem kleinen Leib; und ich habs verscharrt. Rechtgläubige Christgemeinde: verzeih mir! Und auch Du, Väterchen, das mir immer gesagt hat: ‚Gieb dem Teufel einen

Finger und er nimmt Dich mit Haut und Haar!' Ich hab' nicht gehorcht; bin den Weg der Unzucht, aller Laster gegangen. Um Christi willen: verzeih mir!" Viermal beugt er den Mund, das weinende Auge bis auf die Erde. Er wird gebunden. Akulina will sich ihm, wie Sonja ihrem Rodion, im Abgrund des Leides gesellen. Nein. „Nur ich habe gesündigt. Allein Alles ersonnen und ausgeführt. Führet mich, wohin Ihr wollt. Verhör? Ich sage nichts mehr." Aus dem Blick des Verruchten leuchtet ein Strahl des Himmelslichtes. „Die Macht der Finsterniß."

„Unsereins, Lew Nikolajewitsch, ist ja längst abgebrüht. Was ist mir in dem Jahrzehnt staatsanwaltlicher Amtsarbeit nicht unter die Finger gekommen! Und hier, in Ihrem Tula, gehts nicht sauberer zu als weiter südlich. Die Sache, nach der Sie fragten, unterscheidet sich nur dadurch von dem Wald- und Wiesen-Fall, daß sichs im Grunde um ein gutes Kerlchen handelt. Hat sich aber drei Morde, zwei Ehebrüche unter erschwerenden Umständen neben kleineren Delikten aufgebuckelt. Dabei ist der Vater des Burschen auf seine Weise ein Heiliger. Die Güte selbst; das schlichteste Evangelienmännchen; vor dem alltäglichen Seelendreck der Gesellschaft, deren Abtritte er leert, ganz starr und ganz weich doch wieder vor Reue, die dem Gewissen Mitleid erlaubt. Mit einfältig klarem Gemüthsverstand und schwerer, wie dick verbelzter Zunge bester Mushik. Die Pflanze, die nur Rußlands Boden trägt, und recht was für Ihre Jasnaja-Sammlung. Die Mutter, freilich, ein Luder. Kein Anderer ließe die abergläubige, mit allen Salben geschmierte, von Geldgier und Ränkesucht beherrschte Bettel neben sich hausen. In meinem Schlußvortrag habe ichs ihr auch tüchtig gegeben. Sie als Anstifterin zu packen, gelang nicht; weil aus dem Jungen nichts herauszubringen war. Der hat, als Knecht eines reichen, kränklichen Bauers, mit seiner hübschen, ein Bischen weichlichen Jugend die hungernden Sinne der Bäuerin gereizt, nicht nur, wie Joseph, den Mantel, sondern was mehr ausgezogen, sich als Nestküken warm gebettet und schließlich mit offenem Auge geduldet, daß die Weiber, Mutter und Herrin, dem Bauer schneller, als die Natur wollte, aus dem Leben halfen. Er heirathet die Witwe, hat das Geld und den Hof, auf dem, neben ihm und seiner Anisja, die halb taube, halb blöde, aber dralle Akulina, aus des vergifteten Bauers erster

Ehe, und Anisjas kleine Tochter Anjutka leben, und kriecht geschwind in den Faulpelz des wohlhabenden Herrn. Wird ein Säufer, Schänkenhocker und schanzt die Arbeit der Frau und dem gedungenen Knecht zu. Anisja wird runzelig, bleibt allzu zärtlich und riecht nach dem Giftpulver, der ersten Sünde. Akulina schielt begehrlich: so bändelt sichs an. Gegen den Mann, der ihr Verbrechen kennt und nach dem ihr Schoß schreit, hat die Frau keine Waffe. Wie ihr Erster, so muß nun sie unter dem eigenen Dach den Ehebruch dulden. Muß der dicken Trine, die Nikita mit theurem Stoff und Pelzwerk behängt, aufwarten und den Samowar bereit haben, wenn das trunkene Paar aus der Stadt heimkehrt. Mutter Matrjona soll das freche Ding aus dem Haus, in irgendeine Nothehe schaffen; schmeißt ruhig noch ein paar rothe Zehnerlappen hinterdrein. Als ein zu solcher Ehe Williger geangelt ist, platzt neues Gewitter los: in Akulinas Leib reift die Frucht, die Anisja vergebens von ihrem Nikolaichen erhofft hat. Und, denken Sie, Lew Nikolajewitsch, die Frauenzimmer zerren den von Branntwein und Lüderei morschen Bauer in den Entschluß, das Neugeborene zu morden! Im Keller legt ers unter ein Brett, setzt sich drauf und zerquetscht das Würmchen. Nein, bitte, ich bin noch nicht am Ende. Anjutka hat das Wimmern gehört und bedrängt den Stiefvater so lange mit Fragen, bis der von Angst und Zorn Irre die nächste Deichsel greift und auf den Schädel der Zehnjährigen eindrischt. Die Kleine stürzt, wird von Blut überströmt, er hält auch sie für tot (sie ist gerettet worden): und stellt selbst sich nun dem Gericht. Fabelhaft, nicht? Uebrigens hatte seine Verbrecherlaufbahn, vor der Ehe, mit der Verführung einer armen, elternlosen Jungfrau angefangen. Dennoch: ein gutes Kerlchen. Das hob den Fall aus der Reihe."

So mag der tulaer Staatsanwalt dem nach Kriminalgeschichten stets begierigen Grafen Tolstoi den Fall erzählt haben. Der sechzigjährige Dichter bat um die Akten, schrieb sie sich ab und diktirte, während er krank lag, ein daraus ihm entstandenes Drama. Erfunden hat er nur den „Raisonneur", der zwar den geschniegelten Enkeln des Desgenais (Diogenes) auf Frankreichs Bühne in keinem Zug äußeren Wesens ähnelt, aber, als ein zwischen Trunksucht und Enthaltsamkeit schwankender Knecht, Bruchstückchen tolstoischer Heilslehre über die Rampe wirft. Der Schluß

wird anders als in der gemeinen Wirklichkeit. Noch ein Kindsmord? Staatsanwalt und Gericht würden das Ding Totschlag nennen. Auch dann: zu viel. Raskolnikows Verbrechen, Raskolnikows Sühne taucht dem Gedächtniß auf. Und aus Nikitas Seele wächst, nicht am Spalier des Zwanges, der Entschluß zu öffentlicher Beichte, zu freiwilliger Buße himmelan. Im Volksverlag der Bildungvermittler erscheint, als ein billiges Heftchen, das Drama „Die Macht der Finsterniß oder Gieb dem Teufel einen Finger und er hat Dich mit Haut und Haar.“ Wird bald auf petersburger Liebhaberbühnen, in Paris, Berlin, Wien gespielt und erobert sich früh, trotz dem Widerstand der Censur, Rußlands Kaiserliche Theater. Noch ist Dostojewskijs Roman nicht Menschheitbesitz; in der Heimath selbst kaum der Menge bekannt. Nikitas Beichte wirkt wie die höchste, die tiefste Offenbarung russischer Seele. Und Niemand merkt, daß der durch inbrünstige Reue Geheiligte, da er das Kreuz auf sich nimmt, lügt: denn er hat Anisjas ersten Mann ja nicht vergiftet; nur den Mord begünstigt. Niemand merkt, daß noch in dieser Weihestunde das gute Kerlchen kokett ist und der Gevatterschaft, den Dorfschönen zublinzelt: „Ich weiß, was sich für einen heiligen Menschen schickt, und denke nicht dran, Mitschuldige, gar Weiber, zu verrathen. Kreuziget mich, aber, bitte, allein. So bin ich nun einmal.“

Fünfunddreißig Jahre lang habe ich als Nihilist gelebt. Nicht (nach dem entstellten Sinn, den der Sprachgebrauch dem Wort Nihilist gegeben hat) als Sozialist und Revolutionär; nein: als Einer, in dem nichts ist, nicht ein Fünkchen Glaubens. Den Glauben verlor ich früh und lebte dann, wie die Meisten, in den Eitelkeiten unserer Welt. Ich schrieb Bücher und wollte, wie die Anderen, lehren, was ich nicht wußte. Doch mit unerbittlicher Wuth verfolgte mich die Sphinx und rief mir zu: „Löse meine Räthsel oder ich verschlinge Dich!“ Die von den Menschen gerühmte Wissenschaft erklärte mir nichts. Auf die immer wiederholte, mir allein wichtige Frage nach dem Zweck des Lebens antwortete die Wissenschaft mit der Lehre ganz anderer Dinge, die mich nicht bekümmern. Wer auf diese „wissenschaftliche“ Lehre horcht, mußte in den Säkularchor der Weisen, der Salomon, Sokrates, Sakya-Muni, Schopenhauer, einstimmen und, wie die

großen Vorgänger, das Leben ein sinnloses Uebel nennen. Ich wollte mich töten. Endlich erleuchtete mich der Gedanke, die ungeheure Mehrheit der Menschen leben zu sehen. Alle, die sich nicht, wie wir den „höheren Klassen" Angehörige, fruchtloser Hirnspekulation hingeben, sondern arbeiten, leiden und dennoch ruhig und ihres Lebenszweckes sicher sind. Ich begriff, daß man wie diese Menge leben, in die Einfalt ihres Glaubens zurückkehren müsse. Aber mein Verstand konnte sich der befleckten Lehre nicht anpassen, die den im Geist Armen von der Kirche gespendet wird. So beschloß ich denn, den Lehrstoff genau zu durchforschen, auf daß ich erkenne, was daran echt, was vom Aberglauben gesponnen sei. Die Kirche bietet uns Nahrung, die nicht nährt; bei der schon das Neugeborene nicht gedeihen kann. Statt des Geistes der Evangelien giebt sie uns Riten, statt des Glaubens inhaltlose Formeln. Ihr Katechismus erlaubt, zu richten, zu töten sogar, wenns nur im Dienst des Staates geschieht; erlaubt, eines Anderen Gut zu nehmen und dem Uebel zu widerstreben. Seit Konstantins Zeit verfällt die Kirche; hört sie nicht mehr auf Gottes Stimme, sondern auf den Ruf des Jahrhunderts. Heute ist sie heidnisch geworden. Wer hat Euch gerathen und gestaltet, ums Dasein zu kämpfen? Euer Dasein den Anderen zu widmen, hat Euch Jesus befohlen. Widerstrebet nicht dem Uebel. Richtet nicht. Tötet nicht. Das steht geschrieben. Ihr aber habt Gerichtshöfe, Heere, Gefängnisse und wendet, als Einzelne und als Gemeinschaft, täglich Gewalt an. Weil Ihr müßt? So lange die irdische Macht der göttlichen Wahrheit so fern ist, dürfen ihre Befehle und Verbote für Euch nicht gelten. Wie aber denkt und handelt Ihr? Einst schritt ich in Moskau durch das Borowitzkijthor. Unter der Wölbung saß ein zerlumpter alter Bettler mit verbundenem Kopf. Ich griff nach meiner Börse, um ihm ein paar Kopeken zu geben. Da sah ich vom Kremlin her einen Grenadier auf uns zu laufen; einen kräftigen jungen Mann, dem in der Uniform wohl zu sein schien. Als er den Soldaten sah, erschrak der Bettler, stand auf und floh hinkend in den Alexandergarten am Fuß des Hügels. Er hatte vergessen, daß man unter dem Thor nicht sitzen darf. Der Grenadier lief ihm nach und schimpfte laut. Ich wartete, bis er dicht vor mir war, und fragte dann, ob er lesen könne. „Natürlich; warum denn?" Hast Du das Evangelium ge-

lesen? „Ja.“ Auch die Stelle, die empfiehlt, den Hungernden zu speisen? Ich sprach ihm die Worte vor. Er kannte sie, hörte aber aufmerksam zu und ich fühlte, daß er unruhig wurde. Zwei Männer blieben bei uns stehen und horchten. Dem Grenadier war nicht wohlig zu Muth. Er hatte gethan, was die Dienstpflicht befahl, und doch schlecht gehandelt. Dieser Widerspruch quälte ihn. Er war unsicher und suchte eine Antwort. Plötzlich leuchtete sein kluges Auge auf; er sah mich scharf an und fragte: „Hast Du die Armeedienstvorschrift gelesen?“ Ich mußte gestehen, daß sie mir unbekannt sei. „Na, dann halte den Mund!“ rief der Grenadier; hob mit Siegermiene das Haupt und marschirte bedächtigen Schrittes weiter. So tappt die Menschheit heute in die Irre. Was ich empfinde und sehe: Alles bestätigt mir, daß ich den richtigen Sinn der christlichen Lehre gefunden habe. Nur konnte ich mich lange nicht in den seltsamen Gedanken eingewöhnen, daß nach neunzehnhundert Jahren, in deren Verlauf Millionen die Lehre des Heilands bekannt und Tausende ihr Leben der Glaubensforschung gewidmet haben, mir beschieden sein sollte, das Sittengesetz des Christus wie ein Neues zu finden. So aber ists geschehen; wie seltsam mirs auch scheinen mochte. Alles Uebel kommt von der dummen, der schurkisch gemeinen Vernunft. So lange ich nicht weiß, was ich bin und wofür ich hier bin, ist das Leben unerträglich. In der Unendlichkeit der Materie, der Zeit und des Raumes entsteht eine organische Zelle, lebt eine Minute und stirbt dann wieder. Diese Zelle bin ich. Das also ist das letzte, das einzige Ergebniß der Gedankenarbeit, die sich Jahrhunderte lang mit diesem Thema beschäftigt hat? Nein. Nicht für sich soll man leben, sondern für Gott. Sonst lebt man eben wie ein Hund. Karatajews Hündchen ist selig, als es ringsum Fleischstücke wittert; Fleisch von Thieren aller Art, auch von Menschen, in verschiedenen Graden der Zersetzung. Die Soldaten ließen die Wölfe nicht heran: und so konnte das Hündchen sich nach Belieben vollstopfen. Sieht unser Glück, unseres Lebens Ziel nicht anders aus? Wenn ich mich des Geisteszustandes erinnere, in dem ich meine Jugend verlebte, begreife ich die schlimmsten Verbrechen; auch solche, die ohne Zweck, ohne die Sucht, Schaden zu stiften, nur aus Neugier und unbewußtem Thatendrang ausgeführt wurden. Manche Minute zeigt uns die Zukunft in so düsteren

Farben, daß der Blick sie flieht und der Geist sich selbst zu überreden sucht, er habe weder Zukunft noch Vergangenheit. In solchen Minuten, wenn der Gedanke nicht mehr jede Willensregung kontrolirt und nur die Instinkte des Körpers noch walten, begreife ich, warum das unerfahrene Kind, ohne Zögern, ohne Furcht, mit einem neugierigen Lächeln auf den Lippen, das eigene Haus ansteckt, in dem Eltern und Geschwister schlafen, das alle von ihm zärtlich Geliebten herbergt. Ich will die Kinder des Volkes denken und schreiben lehren. Müßte nicht ich in ihrer Schule denken und schreiben lernen? Die Entwickelung des Menschen bringt ihn dem Ideal der Harmonie, das er als Bild in sich trägt, nicht so nah, daß ers Wirklichkeit werden fühlt; sie hindert eher die Verwirklichung dieses Ideals. Ein gesunder Säugling verkörpert das Ideal der Wahrheit, der Schönheit und Güte; dieses Kind ist den nicht denkenden Geschöpfen, dem Thier, der Pflanze, dem ganzen Naturbereich nah und jeder Lebenstag entfernt es nur davon. Wir suchen unser Ideal vor uns: und ahnen, blinde Thoren, nicht, daß es längst weit hinter uns liegt. Das muß den Menschen gesagt werden. Auch heute. Immer wieder. Nichts Anderes. Keine Städte, keine Massenansammlung, keine Fabriken mehr. Auf dem Land bleiben; da mag Jeder mit seiner Hände Arbeit das dem Bedürfniß Unentbehrliche schaffen. Das Unentbehrliche: nicht dummer Einbildung nöthig Scheinendes. Seinem Bedürfniß: nicht dem Anderer. Weh Einem, der Andere für sich arbeiten läßt! Mit sich soll Jeder sich beschäftigen; in sein Innerstes schauen und das Licht suchen, aus dem Göttliches zu ihm spricht. Mit dem Anderen soll er nur leiden und ihm willig geben, was er entbehren kann. Geben, ohne sich zu brüsten und Belohnung zu heischen. Als mein Herz sich noch freute, weil man mich einem Armen drei Rubel geben sah, war ich noch weit vom Heil. Almosen thuns nicht; was wir brauchen, ist Theilung des Besitzes. Müßiggang und Luxus, Lohnsklaverei und Schuldknechtschaft sind aller Laster Anfang. Widerstrebet nicht dem Uebel; richtet nicht; tötet nicht; hütet die Zunge, daß sie nicht gegen den Stachel lecke. Wir sind winzige Theilchen der Weeltseele und haben nur für unsere Reinheit zu sorgen. Wozu brauchen wir eine Obrigkeit, Waffen, Heere, Gerichte, Urtheilssprüche, Gefängnisse, wozu gar Kriege? Das Alles hat

Gott nicht gewollt. Auch nicht, daß wir die Lügen einer sich spreizenden Wissenschaft für wahr nehmen und der Niedertracht der Vernunft glauben, die allen Zweifel und Hochmuth, alles Unheil auf die Erde gebracht und nichts Nützliches gewirkt hat. Sondern, daß wir Christen seien, brüderlich im Licht neben einander wandeln und dem Nächsten, dem Fernsten, dem Bösen sogar keinen Grund, niemals und nirgends, zu Groll und Angriff geben.

Dem Tolstoi, der so gesprochen haben konnte, ließ ich („Köpfe"; zweiter Theil) den Rockefeller meiner Vision antworten: „Und mit dem Bekenntniß solcher Auffassung des Lebenszweckes sind Sie der Held zweier Erdtheile, ihr angebeteter Liebling geworden und bis heute geblieben? Seltsam. So dünkt michs. Denn bisher haben die Menschen solche Wegweiser, Warner, Propheten, Bußprediger nicht gerade freundlich behandelt. Manchen gesteinigt, ans Kreuz genagelt oder, statt auf den Thron, auf den Scheiterhaufen gesetzt. Und Christen sind sie nun doch bald zweitausend Jahre lang. Bleibt also die Frage, ob sie seit der Zeit Savonarolas edler geworden sind oder ob sie heute die Männer, die zu Läuterung rufen, nicht mehr gefährlich finden, die Mahnung zu höherer Sittlichkeit nicht mehr so recht ernst nehmen; andächtig scheinen, doch ihren Weg, den getadelten, weiter gehen."

„Zweierlei Menschenart giebts; heute wie einst. Solche, die thierisch leben und des Fleisches Begierden nicht zügeln, und Solche, die im Licht wandeln wollen. Eine Zunahme an Edelsinn und Güte sehe ich nicht; eher einen Machtzuwachs der gottfeindlichen Thierheit. Sie aber reden, als werde mir nur Dank und Liebe entgegengetragen und als hätten sich nicht alle irdischen Gewalten, des Staates und der Orthodoxen Kirche, vereint, den Lichtbringer zu ächten und ihm die Hand zu knebeln."

„Ist es so arg? Von Savonarola sagte Alexander der Sechste: ‚Dieser Mensch müßte sterben, auch wenn in ihm ein neuer Johannes, ein zweiter Täufer getötet würde.' Alexander der Dritte aber sprach, als er gebeten worden war, Sie der Rache des Heiligen Synod auszuliefern, das beinahe weltweltlich kluge Wort: ‚Dieser Mensch ist ein Apostel; ich will keinen Martyrer aus ihm machen.' Und Ihre Gemeinde, die dem Land Kinder, Wehrdienst, Steuer weigert, ist an sich doch nicht unschädlicher als der Haufe der Piangioni, der Jammerthalleute, die hinter

dem bologneser Dominikaner dreinheulten. Dem Haus Holstein-Gottorp ists ja noch nicht so schlecht gegangen wie damals den Medici. Das verdankt es aber nicht Ihnen. Savonarola wollte die Herrschaft frommer Bürger, die alles Schöne, alles den Sinnen Labung Bietende wie giftiges Unkraut ausjäten sollten. Immerhin: Herrschaft; also Ordnung und Unterordnung. Sie? Regirung, Kirche, Heer, Gerichtsbarkeit, Steuerpflicht, Volksvermehrung: alles dem Staat Unentbehrliche bekämpfen Sie. Den Staat selbst als das schlimmste aller Uebel. Sie wollen keine Herrschaft irgendwelcher Art; keinen Zwang, keine Abhängigkeit, Zucht, Wehrmöglichkeit. Den Kaiser und seine Beamten, die Kirche und ihre Priester, den Grund- und Fabrikherrn, alle Mächtigen und Reichen treffen Sie mit dem härtesten Rügewort; möchten die staatliche Gemeinschaft auflösen, das Eigenthum abschaffen, dem Lande die Schlagkraft nehmen und deren wichtigstes Werkzeug, die Menschenzahl, verkleinern. Und man krümmt auf Ihrem Haupte kein Haar. Exkommunizirt sind Sie freilich, wie der Reformator von Florenz. Aber hats Ihnen geschadet? Waren Sie nicht längst zuvor aus der Gemeinschaft geschieden, die Sie nun ausstieß? Hat der Bannstrahl Anderes gewirkt als eine weithin lodernde Beleuchtung Ihrer unangreifbaren Größe? Unangreifbar sind Sie, weil der Ruhm des Dichters, des genialen Schöpferintellektes Sie heiligt. Nur in diesem Land wunderlichster Widersprüche; nur hier konnten Sie ungefährdet Ihr letztes, schroffstes Wort sprechen. Nicht in der freisten Republik. Achtzig Jahre alt und kein Tag davon hinter Mauern und Eisenstäben verlebt! Als der Feind Ihre aus hundert Wunden blutende Heimath bedrängte und sie der Vertrauensreste bedurfte wie ein Ackersmann nährenden Brotes, spie Ihr Zorn der Verschmachtenden Geifer ins Antlitz; wollten Sie die Mutter wehrlos machen. Und diese Mutter liebt Sie, blickt stolz auf Sie, als wären Sie ihr der beste Sohn. Wie für das heiligste Volksfest bereitet die Heimath sich für Ihren achtzigsten Geburtstag. Ins Martyrologium paßt solcher Lebenslauf doch wohl nicht. Sie, Graf Tolstoi, sehen in mir den Erzfeind. Ich bins nicht. Anna Karenina, Peter Bezuchow und Andreas Bolkonskij zählen mich zu ihren andächtigsten Verehrern. Den Kaukasus hat erst der Dichter der Kosakengeschichten mich lieben gelehrt. Und ich

verstehe, daß der Gram über Lebenskraftverlust das Saitenspiel zu einer Kreutzersonate stimmt. Wer könnte sich der Zauberkraft des Poeten entziehen, der aus Worten, schlechtem, zerfaserndem Stoff, haltbare, den Witterungwechsel überdauernde Welten schafft? Bin auch nicht des Philosophen oder Messias Feind. Was Der sagt, ist ja (verzeihen Sie!) nicht so neu, daß es Greisenblut ins Sieden bringen müßte; von Lollharden, Wiedertäufern, frommen Kommunisten bis auf Rousseau und seine Erben ists so oft gesagt worden, daß sich das Ohr der Menschheit dran gewöhnt hat. Die Reinheit des Naturzustandes: Das war immer die Formel. Die Natur als zuverlässigste, als allein von Gott gewollte Freundin des Menschen. Ist sies denn aber wirklich? Nicht, in ihrer Größe und Herrlichkeit, auch eine Feindin, deren zähen Versuch, ihn wieder in die Thierheit zurückzuzwingen, der aufrechte Vierfüßler mit seinem ganzen Kraftaufgebot abwehren muß? Von Allem, was ihm seit Jahrhunderten unentbehrlich scheint, bietet sie ihm fast nichts. Dem Thier Alles: Bäume und Buschwerk, Höhlen und Klüfte, Kleid und Waffe, Speise und Trank. Der Mensch muß ihr alles Nöthige mühsam abringen: Werkzeug, Wehrmittel, Wohnung, Gewand, Nahrung. Er kann nicht unter einem Blätterdach leben, das in jedem Herbst welkt; Blatt, Halm, Korn, Kraut, Fleisch nicht so genießen, wie es wuchs. Welche Fülle von Phantasie, Arbeit, Talent mußte er aufwenden, um diese Erde wohnlich zu machen! Ists ein Wunder, daß ihn immer wieder der Zweifel beschlich, ob ein Gott, den er für weise und gütig halten soll, diese Erde für ihn geschaffen habe? Doch die göttliche Weisheit bestand eben darin, daß der Kampf zum Lebensprinzip gemacht wurde. Für Alles, was kreucht und fleucht, schwimmt und schreitet. Das Starke verschlingt das Schwächere, saugt seinen Saft ein und mehrt damit die Streitbarkeit, die ihm in neuen Kämpfen den Sieg sichern soll. Die göttliche Güte zeigt sich in der Sorge, das Kind des sechsten Schöpfungtages vor Erschlaffung zu wahren. Der den Hecht und den Hai, Fuchs und Wolf, Hyäne und Tiger schuf und sein All mit Raubzeug jeglicher Art bevölkerte, war kein Gott weichmüthig träger Schwachheit, dem Thränen in den Bart tropfen, wenn das Lamm unter Zahn oder Messer verblutet. Dem Menschen, dessen Bild ihm gleichen soll, gab er die Herrschaft über die Fische im

Meer, über die Vögel unter dem Himmel, über Vieh und Gewürm, über die ganze Erde. So lehrt das Buch der Genesis; spricht ausdrücklich von Herrschaftrecht, das nur durch Gewaltanwendung wirksam wird, und läßt uns ahnen, daß weise Güte den Menschen zum Kampf um das von der Nothdurft Geforderte zwingt, weil er, wenn ers mühelos pflücken könnte, die Kraft nicht üben und die Leistungfähigkeit mindern würde, statt sie zu mehren. Auch im Geröll der Mythologie hat, wie Sie sehen, das Gesetz des Kampfes ums Dasein feste Wurzeln. Und göttlicher als der Gott brauchen wir nicht zu sein. Der hat die ‚Reinheit des Naturzustandes' nicht für die Dauer gewollt. Weder Gleichheit (Baum und Pflanze sind seine Zeugen) noch zwanglose, herrschaftlose Brüderlichkeit. Der kann nicht wollen, daß die Natur, der sein Odem den Meister gab, Siegerin bleibe, der Mensch wieder kriechen lerne, als doppelzinkiges Gabelthier mit Brei und Röstfleisch in Höhlen hause, Kunst und Wissenschaft, Civilisation und Kultur schwinde und die Erde verödе. Kann es nicht wollen, weil er sein eigenes Werk sonst zum Untergang verdammen müßte. Wie sähe Ihre Welt des Lichtes denn aus? Das Jammerthal Savonarolas wäre daneben ein Ort üppig aufblühender Freuden. Und in dieser Niederung einträchtigen Gewinsels sollen nicht trübsälige Thiere gedeihen, sondern helle Gottmenschen, deren Haupt in den Himmel ragt?"

„Zwischen uns sind die Grundbegriffe streitig: drum wird die Verständigung über das Einfachste schwer. Für das Lob des Dichters kann ich keinen Dank sagen. Nicht nur, weil der selbe Mund solches Lob auch einem Shakespeare, einem Maupassant und anderen Schädlingen wohl schon gespendet hat. Sondern, weil ich weiß, daß es der Darstellungsgabe gilt, der Kunst des Schilderns und Gestaltens, also etwas ganz Gleichgiltigem, nicht Dem, worauf es allein ankommt: dem sittlichen Verhältniß zum Gegenstand und der sicheren Unterscheidung zwischen Gut und Bös. Einerlei. Bald sind dreißig Jahre verstrichen, seit ich der Eitelkeit des Dichterruhmes entwuchs; und schon zuvor hätte mich im Tiefsten der Lobspruch gekränkt, daß ich das Leben meisterlich male, ohne je zu verrathen, was ich davon halte. Ein Maler, der eine Prozession darstellt und nicht zeigt, ob er solchen Kirchenbrauch liebt oder verabscheut! Wie Einer den Sinn des

Lebens auffaßt und worin er die Bestimmung des Menschen findet: darauf allein kommt es an. Des Lebens wahren Sinn aber und alles menschlichen Regens wahre Bestimmung hat uns vor neunzehnhundert Jahren die Lehre Christi für alle Zeit erklärt und wir haben die Tafeln, in deren Erz diese Lehre geätzt ward, nur aus dem Schutt zu schaufeln. Daß ichs versuchte, mißfällt Ihnen. Daß Sie Absicht und Ziel des Versuches mit all Ihrer stolzen Vernunft nicht fassen, offenbart jedes Wort, das von Ihrer Lippe fällt. Ja: ich will eine Welt ohne Trüffeln, Gansleberpastete, Automobile, Elektrochemie, Pferderennen, Kirchen, Kriege, legitimirte oder verstohlene Hurerei. Ich will nicht den Staat noch irgendeine Zwangsanstalt, nicht Hierarchie noch Geldsklaverei. Was Jesus Christus wollte, will ich. Und Sie glauben, den Achtzigjährigen bekehren zu können?"

„Der Seele Tolstois fehlt die Freiheit. Da ist der Hauptmangel seines Wesens." Ein Satz Turgenjews, den Tolstoi haßte, dessen Gang, „dieses herausfordernde Wiegen in Demokratenhüften" er höhnte und dem er dennoch schrieb: „Aus der Ferne fühle ich mich, wie zu einem Bruder, zu Ihnen hingezogen. Ich liebe Sie nun einmal. Das ist Gewißheit." Spät erkennt Turgenjew, daß auch er den Grafen, der ihm der stärkste Epiker und Menschenbildner auf russischer Erde ist, niemals geliebt hat. Noch in der letzten Lebensstunde aber ruft er ihm zu, der Europäer dem Asiaten: „Kehren Sie in die Literatur zurück! Lassen Sie das Talent, das Ihnen in die Wiege gespendet wurde, nicht länger ungenützt. Erhören Sie, großer Wortkünstler unseres Rußland, meine Bitte!" Tolstoi hat nicht dem Sterbenden, nicht dem Toten geantwortet. Ist Welterlöser geblieben.

Ein kleines Herrenhaus in einem stillen moskauer Park. Alte, steif vornehme Mahagonimöbel in weiten, hohen Räumen. Um den Pförtner ein Abglanz von Adelswürde. Der Diener in Frack und weißer Kravatte. Das große Schreibzimmer fast leer, ganz still, mit Ausblick in den Garten, einem guten Ventilator; kein Geräusch der Hauswirthschaft schallt auch nur mit leisestem Nachhall herein. Dem Denker, dem geistig Arbeitenden ein Eden. Auf dem Land selbst, in Jasnaja Poljana, ist nicht tiefere Ruhe. Nur der Park, mit uralten Linden und Birken, noch viel

größer. Die Diele der Arbeitzimmer ist ungestrichen. Der Eintretende erblickt Geräth, das nicht herzugehören scheint: Spaten und Sensen, Sägen und Zangen, Schusterswerkzeug. Sieht den Hausherrn in Hemd oder Kittel des Schollenbauers. Der, wird ihm berichtet, liegt nicht auf Gansfedern, deckt sich niemals mit Daunen zu, hat nur Lederkissen in seinem Bett. Läßt sich vom Gesinde nicht bedienen, räumt selbst sein Zimmer auf, ißt kein Fleisch, hat kaum je eine Kopeke in der Tasche, macht sich jetzt sogar Stiefel, geht als Pflüger aufs Feld, sägt Bäume ab, hat sich als Zimmermann und Ziegler versucht und kommt im Lenz vom Düngen, mit dem Ruch und der Schmutzspur von umgegrabenen Wiesen, an den Frühstücktisch. Im Haus aber ist Alles „herrschaftlich". Die vegetarische Kost für den Herrn aus dem feinsten Nährstoff mit sorglichster Kunst bereitet. Jedes Wäschestück, auch die Hemden, Jacken, Bauerpelze des Grafen, von edler Essenz durchduftet. Bis in den Winter überall frische Blumen. Vorrathskammer und Keller ist voll, jeder Gast, aus Europa, Amerika, Australien jeder Zeitunglieferant willkommen, alles Lebenslabsal rasch zu erlangen. Dafür sorgt Gräfin Sophia Andreijewna. Ihr gehört das moskauer Haus und das tulaer Landgut, das Geld und die hohe Einkunft des Grundherrn und Dichters. Alles ist ihr verschrieben. Ihr Mann? Ihr Gast und ihr Kind. Von Haushalt und Gutsverwaltung will und darf er nichts hören; keinen Laut von elendem Geldkram. Nun liegt er krank; aus einer vernachlässigten Fußwunde wird Blutvergiftung. Aerzte verachtet er als Knechte des Götzen Wissenschaft, als Pfuscher und Schwindler. Hat Jesus mit Fiebertabellen und Rezepten, mit Giftstoff und Knochenmeißel gewirthschaftet? Und war doch ein Arzt. Keinen anderen läßt Lew Nikolajewitsch an sich. Doch wenn die Frau durchaus den Rath eines moskauer „Spezialisten" begehrt: darf der Weise die gute Sonja kränken? Der Arzt hilft in Genesung. Und auf Roßhaar und Lederkissen, in grobem, nach dem Veilchensachet des Wäscheschrankes riechenden Hemd, in der hochgewölbten Stube, durch deren offene Fenster Lindenduft einströmt, diktirt Graf Tolstoi, der Urenkel des Heiligen Michael, Großfürsten von Tschernigow, der Mann ohne eigene Wohnstatt und Habe, der stets zu Dienst willigen Frau das Drama gegen die Verruchtheit der Zinsempfängniß, des Rentnerlebens, jeg-

lichen Abgleitens in Völlerei, in deren breitester Schlinge schon die Teufelskralle lauert; das Gedicht, das die Hinnahme fremden Dienstes als Ursünde ächtet, vor dem glatt gehobelten, mit Oelfarbe getünchten Abtritt wie vor dem Schlund der Hölle erschaudert und nur dem in Jüngerarmuth, in Evangelieneinfalt Wandelnden Seligkeit verheißt. Ein Schlückchen von dem mit Mandelmilch gemischten Gerstentrank. Der Diener (der Gräfin) meldet den Botschafter einer chicagoer Zeitung. Herein!

Großes Pferderennen auf Tolstois südlicherem Gut im Wolgagubernatorium Samara. Mit Zelten und Wagen, Perserteppichen und Filzdecken, Kesseln und Schläuchen für den Kumys, die Stutenmilch, sind Baschkiren, Kirgisen, Uralkosaken, großrussische Mushiks zu Gast gekommen. Tausende reihen sich hinter die Häupter des Nachbaradels. Am Spieß brät Hammel-, Ochsen- und (für Liebhaber) Pferdefleisch. Den Rennsiegern winken ansehnliche Preise: ein Pferd, ein Stier, Flinten, Uhren, Gewande. Ueber fünfzig Werst hin ist das Land gereutet, geebnet, eingezäunt. Nur für das Fest. Das währt zwei Tage; und das fröhliche Gewimmel sinkt doch, unter dem Auge des in Würde lustigen Wirthes, niemals in Wüstheit. „Häuser habe ich gebaut, Weinberge und Haine geschaffen, Teiche gegraben, meine Bäume zu tränken, Rinder und Schafe, Gold und Silber erworben und, wie der Prediger Salomon, dem Auge und dem Herzen nie einen Wunsch versagt. Träte eine Fee vor mich hin und erböte sich zur Erfüllung eines Wunsches: ich wüßte keinen." Das ist Tolstoi. „Alles muß anders werden; die ganze Wirthschaft und Lage des Volkes. Statt der Massenarmuth muß Massenreichthum, statt der Feindschaft Eintracht herrschen. Wir brauchen eine Revolution, für die aber kein Blut fließen darf, zunächst in unserem Gutsbezirk, danach in diesem Gubernatorium, in Rußland, auf dem ganzen Erdrund. Das wird die größte Revolution von allen. Wir, alle Schmarotzer, Diebe, Hurer, Läuse, Mörder, müssen weg. Und mit uns die Patrioten." Auch Das ist Tolstoi.

Als Knabe bleibt er manchmal Tage lang im Bett, liest pariser Romane und knabbert Honigkuchen, den er heimlich, mit aufgespartem Taschengeld, eingekauft hat. Wozu lernen, sich mit Wissenqualm plagen? Vielleicht stirbt man bald. Dann aber, sagen sie, gerade dann muß der Menschensohn rein, in Bereit-

schaft sein. Wie wird ers? Durch Buße, heißts überall. Aus dem Bett, das Hemd von den Schultern, den gröbsten Strick her und den Rücken gepeitscht, bis tiefe Striemen sind. Weil die nächste Stunde den Tod bringen kann, soll man das Leben genießen; weil Genuß die Seele verweichlicht und das Gewissen einschläfert, muß ihm härteste Bußfron folgen: sonst fände der Tod uns unbereitet und drüben, im Jenseits, gehts schlimm. Als Offizier und Kavalier treibt es der Graf, dessen Ahn der Kabinetschef und Liebling des Zars Peter war, wie andere „Lebemänner". Wird dann als Dichter verhätschelt. Früh, gleich hinter der Fünfzigerschwelle, wird er müde, grau, welk, verliert die Zähne, fühlt die Spannkraft der Muskeln schwinden. So geht es nicht weiter. Nicht in solchem Leben. Nicht mit der als Heidin geborenen Seele. Er wird Urchrist. Predigt Keuschheit (auch in der Ehe), freiwilligen Verzicht auf die „Welt" und ihre nichtigen Freuden, auf den Besitz, der nur Selbstsucht züchtet, und mahnt, dem Menschenbruder, ehe er noch darum fleht, alles ihm Nöthige hinzugeben. Ist ihm selbst denn noch irgendwas nöthig? „Ich bildete mir ein, das Wachsthum des Baumes fördern zu können, und bin doch nur die Laus, die seine Blätter benagt. Kraftlos; ein unnützlicher Schmarotzer." Jeder Tag hört ihn predigen, mahnen; sieht ihn im Kittel sägen, mit Pfriem und Nägeln schustern, im Hemd, hinter dem Pflug, auf dem Acker, mähen und misten. Das ist bekömmlich. Danach schmeckt das Essen, die Ruhe. So lange die Zähne standhaft sind, Honigkuchen; dann Training in Frommheit. Wer weiß denn, wo und wann ihn der Tod überrumpelt und wie ihm droben vergolten wird? Einst, im Gardeputz, hat er sich hastiger als jeder Andere im Kasino nach dem Georgij-Kreuz gesehnt. Dem Alten im weichen Blusenhemd, in dem bequemen, warmen Kaftan unter der Schafsfellmütze taugt ein anderes Kreuz. Verdient er sichs nicht alltäglich? Geld giebt er nicht; hat er nicht. Geld ist Dreck und stiftet nur Unheil. Da Sophia Andreijewna, der Kinder wegen, nicht will, daß die Werke ihres Mannes ohne Entgelt hingegeben werden: darf der Weise die gute Sonja kränken? Mag sie also die großen Summen, die der Verleger in die Bank schickt, buchen, zinsen lassen, verwenden. Ihn gehts nicht an. Pflügt und eggt er nicht manchmal für Andere? Hat er nicht gestern erst einem kranken Bauerchen beim

Schuppenbau geholfen? Der Heide, der zusah, denkt am Ende, mit ein paar Rubeln wäre dem Muschik besser gedient gewesen. Das geduckte Männchen, dem die Hütte abgebrannt ist, denkts vielleicht selbst. „Den Bauern hier ist nicht auszureden, daß ich in Ueberfluß schwimme.“ Aber er hat ja nichts, weder Bargeld noch münzbares Gut; will auch nichts haben und hat den eigenen Sohn ermahnt, sich als Knecht zu verdingen. Konnte er dem Muschik anders helfen als mit der Fälleraxt und dem Hammer?

Wieder ein Bittsteller. Nicht einmal im Park hat man Ruhe. Ein Bauer schiebt seinen schwächlichen, von Grind zerfressenen Jungen bis dicht an die Füße des siebenzigjährigen Grafen. Alles gab ich schon hin; was will er denn noch? „Schenk' mir, bitte, ein Fohlen!“ Welcher Unsinn! Ich habe ja gar kein Fohlen. Der Vater des Knaben stapft vor. „Doch, Herr, Du hast eins. Ich weiß es genau.“ Ich nicht, brummt Lew Nikolajewitsch; sagt dann lauter: „Gott mit Euch, Ihr Leute!“ Dreht sich um, springt über einen Graben, ist fort. Er saß auf dem Rad, half einer Freundin der alten Barbara, die ihm so behagliche, wie für einen Mandarin gemachte Kleider näht, beim Ofensetzen, hat Tennis gespielt, Pflanzenstoff gespeist, fühlt sich frisch. Ein Fohlen? Unsinn. Woher soll Einer, dem nichts gehört, Fohlen haben? „Gieb Dem, der Dich bittet, und wende Dich nicht von Dem, der Dir abborgen möchte. Und so Jemand mit Dir rechten und Deinen Rock nehmen will, Dem lasse auch den Mantel. Nicht auf der Erde, wo Motten und Rost sie fressen und der Dieb ihnen nachgräbt, sollt Ihr Schätze sammeln, sondern im Himmel; denn wo Euer Schatz ist, da ist auch Euer Herz. Niemand kann zween Herren dienen: also auch nicht zugleich Gott und dem Mammon. Schauet die Vögel unter dem Himmel; sie säen nicht, ernten nicht, sammeln nicht in Scheunen: und der Himmlische Vater nährt sie dennoch. Dünkelt Ihr Euch vielmehr als sie? Verkaufet, was Euer ist, gebet den Erlös den Armen: so werdet Ihr einen Schatz im Himmel haben. Dann kommt und folget mir nach. Leichter schlüpfet ein Kamel durch ein Nadelohr als ein Reicher durch die Pforte des Himmels.“ So spricht der Bergprediger. Dessen Gebot gilt, nur dieses, in Jasnaja Poljana. Für den Hausherrn in jeglicher Stunde. Hat er denn Rubel und Fohlen? Unsinn. Gott mit Euch,

Brüder in Christo! Einst hat er von reichen Anhängern siebenunddreißig Rubel ersammelt, um sie in einem moskauer Asyl unter Menschen zu vertheilen, die der Hilfe bedürftig und zugleich würdig sind. Er bringt einen Theil des Geldes zurück. Die Zahl der wahrhaft Würdigen schien seinem Richterblick zu klein, Brüder! Und die Allerwürdigsten nährt ein höherer Herr.

Der Weißbart läßt sich hinter dem Pflug und auf einem Bauerpferd malen, mit der Sense, als Handwerker, Pilger, Höhlenheiliger photographiren. Meine Kindheit, mein Glaube, meine Beichte: die Sucht in Selbstbespiegelung, Selbstentblößung thürmt sich hoch über das von Rousseaus Wildeneitelkeit gefügte Glasdach. Himmelan? Fjodor Michailowitsch Dostojewskij spricht fast nie von sich. In einem moskauer Armenspital ist er, als Sohn eines Stabsarztes, geboren worden. Soll Ingenieur werden, darbt sich durch die Schule und gelobt dem Vater, da er um einen Nothpfennig bitten muß, sogar Thee fortan zu meiden. Er sitzt, als harmloses Mitglied des zu Petraschewskij aufblickenden Schwarmes junger Rebellengeister, acht Monate in der Peter-Paul-Festung, wird zum Tod verurtheilt, unter dem Galgen, neben dem vom Schrecken toll gewordenen Gregorjew, begnadigt, nach Sibirien verschickt. Vom Irtyschufer muß er, Tag vor Tag, in Sommersgluth Ziegelsteine, über den Festungwall hin, auf den ausgeschachteten Platz schleppen, wo eine Kaserne gebaut werden soll. Der Schweiß rinnt; der Strick, der die Steine bündelt, scheuert die Haut wund. „Dennoch wurde die Arbeit mir lieb, weil ich fühlte, daß sie mich kräftigte.“ Nur: die Krampfanfälle des Epileptikers mehren sich. Er klagt nicht. Hat sich niemals irgendwo als Martyrer ausgestellt. Wurde finster und still, wenn auf seine sibirische Zeit die Rede kam. Was sie ihm war, lehrte, erst nach seinem Tod, ein aus dem Kirgisengrenzland an den Bruder Michael geschriebener Brief. „Vier Jahre lang lag ich, lebend begraben, im Sarg. Jede Minute lastete wie ein Stein auf meine Seele; in jeder folterte mich der Gedanke, im Zuchthaus zu sein. Unbeschreiblich ist dieses Leid; und kein Ende abzusehen. Oft war ich der Verzweiflung nah. Aber ich murre nicht. Ich habs verdient. Es ist mein Kreuz.“ Nicht das von Seiner Hochgeboren dem Grafen Tolstoi auf sich genommene. Golgatha und Oberammergau. Dostojewskij kehrt heim und

bleibt arm. Er gleitet nicht, wie der Graf, in Leidensexhibition, schleudert nicht, wie der heilige Mann (der, nach eigenem Geißlergeständniß, „aus Eitelkeit zu schreiben anfing"), Hasseslava und Bannflüche gegen das Geld, sondern muß ihm nachjagen, muß, um sich und die Seinen zu nähren; und kann es, wenn ers einmal erwischt hat, nicht halten. Wirfts in die Mütze des stinkenden Bettlers. In Baden-Baden hat ers gar verspielt. „Ueberall gehe ich bis an die äußerste Grenze; mein Leben lang habe ich die ‚Linie' überschritten." Wenn ein Zeitungunternehmen mißglückt ist, peitscht ihn die Noth in den Hastentwurf eines neuen Romanes. Darauf giebts Vorschuß. Die Hälfte eines Kapitels ist schon gedruckt, die andere, die morgen im Tagblatt stehen soll, noch nicht geschrieben. Ringsum Gläubiger, die mit Haftbefehl drohen. „Könnte ich dadurch die Schulden tilgen und frei werden: ich ginge noch einmal ins Zuchthaus." Keiner hilft ihm, der sich, schon in den sechziger Jahren, einen Literatur-Proletarier nennt. Er entkommt ins Ausland; hockt mit der Frau und dem Saugkind in einem Winkel Dresdens. „Wir haben unsere letzte Wäsche ins Leihhaus getragen. (Sprechen Sie nicht darüber!) Was soll werden, wenn Anna Gregorijewna jetzt, wo es seit Tagen schneit und sie das Kind selbst nährt, ihren einzigen warmen Unterrock versetzen muß? Die Hebamme, die Wirthsleute sind noch nicht bezahlt; wie schäme ich mich, es auszusprechen! Kein Geld, unsere Ljuba taufen zu lassen." Einen ihm persönlich nicht bekannten Verleger hat er gebeten, mit einem Vorschuß ihn, um Christi willen, vor dem Untergang zu retten. Keine Antwort. „Um eine Depesche bezahlen zu können, müßte ich meine Hose für zwei Thaler versetzen. Kann er auf meinen Hunger speien? Kann ein Hungernder denn schreiben? Nachts schlafe ich nicht, am Tag vergrübele ich mich und raufe das Haar." Der Hungernde schreibt; wird der unsterbliche Dichter von Raskolnikows „Verbrechen und Sühne", schafft die Welten des „Idioten" und der „Dämonen", zeichnet den Grundriß seines Gipfelwerkes „Die Brüder Karamasow". Daheim lindert die Noth sich; niemals weicht sie ganz. Dieser hat mit dem Volk, in den feuchten Schlünden der Aermsten gelebt, aus voller Schale ihr Leid, größtes und kleinstes, getrunken, unverkleidet, nicht im weichen, mit Kunstduft besprengten Hemde des Heilandsportes,

die schwerste Handarbeit geleistet. Und hat stets, viel inniger als, nach Hebbels schönem Wort, Schiller, gesegnet, wo Schicksal Fluch auf ihn lud. Niemals sich als Fortunens Stiefkind bestrahlt noch dem Mitleid empfohlen, den Ketzer, Weltreiniger, Erlöser gemimt, sich auf dem Markt gepeitscht und dann in Glorie gestelzt. Vor jeder Leistung in Leben und Kunst beugt er das Haupt; in Ehrfurcht sogar vor so ferner wie Corneilles und Racines (der shakespearische Gestalten, freilich aus Gips nur, geformt habe). Tolstoi? Schwingt, bis er sein Sterben, noch meisterlich, zeitgemäß inszenirt, die Ruthe. Shakespeare und Michelagniolo, Goethe und Mozart, Bonoparte und Bismarck, gar Boccaccio und Maupassant: Quark oder verpestendes Gesudel. Die Literatur von heute: dem Volk mindestens so schädlich wie Schnaps, der dem Brenner und Pächter zinst, doch keinem Anderen je bekommt. „Schriftsteller sind meist Leute ohne Charakter und ohne Sittlichkeit, halten sich in ihrer Eitelkeit aber für Heilige". Natürlich: schreiben sie denn nicht für Geld, gieren also nach dem Erbärmlichsten und knüpfen sich so in Satans Schlinge? Unter diesen Schriftstellern ist Dostojewskij. Der außen Aermste, innen Reichste. Lew Nikolajewitsch hat ihn nie gesehen. Nie aufgesucht, zu sich gebeten, auf ein Landgut eingeladen, mit Empfehlung, Darlehen, Geschenk unterstützt. Weil er nicht wußte, wie schlecht es dem Kranken ging? Weil Fjodor Michailowitsch nicht wollte, daß man „darüber" spreche? Ein Seelenskopze mags glauben. Oder, weil der himmelan langende Gutsherr keinen Rubel, kein Fohlen hatte? Besinnet, was Goethe, ohne sich selbst je zu vergessen oder mit Heiligenschein zu umflimmern, für Schiller that, was ohne den weimarischen Beistand aus dem Dürftigen geworden wäre. Tolstoi lobt ein schwaches Jugendwerk Dostojewskijs; Raskolnikow, Myshkin, Karamasows erwähnt er nicht. Schreibt aber, als der Einzige gestorben und von einer Stadt, einem schluchzenden Volk zu Grabe getragen ist: „Ich weine noch immer. Mir ist eine Stütze weggebrochen und ich kann mich nicht wieder in Fassung bringen. Niemals ist mir in den Sinn gekommen, mich ihm zu vergleichen." Er schreibts; und will gewiß, daß man „darüber spreche". Heuchelei? So plump einfach ists nicht.

Einer lebt, was der Andere spielt, aber als läuterndes Erlebniß empfindet (und illuminirt). Einem ist der vom Weib Ge-

borene ein Bruder und Glück, ihm zu helfen; der Andere will sich, als Alternden, in Menschenliebe knuten, für die letzten Erdenjahre n die Rolle des Gottesknechtes schinden. Kann es gelingen und wächst Gemälde in die Maße, den Firnduft wirklicher, wirkender Handlung? Konstantin Ljewin (in Tolstois Roman „Anna Karenina") wird durch die Mahnung des Bauers Fjodor, für Gott, nicht für sich selbst, zu leben, aus dumpfer Verzweiflung, aus bleigrauem Nihilismus gerettet. Er mäht Heu, schlürft den Duft, als habe er so Erquickendes nie gerochen, tief in die Nüstern; und bequemt sich, mit seinen Händen, mit seinem Herzen für Andere zu arbeiten. Lernt er die Menschen lieben? Dostojewskij, der den Grafen ehrlich bewundert, sagt: „Solche Herren glauben, ‚einfach werden' zu können; kommen aber niemals über die Kluft hinweg, die sie von einfachem Volk trennt. Das kenne ich; schlief, aß, arbeitete mit ihm und meine Hand hat die selben Schwielen wie seine. Das Volk fühlt, wer zu ihm gehört. Der Schubkarren, der Kittel thuts nicht; auch nicht die Erklärung: ‚Ich bin kein Herr mehr; ich will wie ein Bauer mich plagen.' Wo es nicht Liebe spürt, empfindet das Volk die Verkleidung, Vereinfaltung wie Schimpf. Ljewin bleibt auf dem Heuhaufen, dem Erntewagen ein intelligenter Adeliger, ein moskauer Junker, in dessen Seele ein Chaos geworden ist. Bleibt selbstsüchtig bis in die Wurzel seines Glaubens." Fjodor Michailowitsch weiß, während er diese Sätze schreibt, nicht, daß Turgenjew gesagt hat: „Ljewin, der Keinen zu lieben vermag, ist Tolstois Doppelgänger."

Ist hier die ins fast schon komisch Unreine gepardelte Tragik des Falles? Einer, der nicht lieben, sich nicht in Ehrfurcht beugen noch hingeben kann, heftig sich aber in die Wonnen der Nächstenliebe, vom Verbrausen des Geschlechtssaftes nicht zu mindernder, sehnt und sich, um nicht allzu hohen Preis, das Herz des Allumfassers anerziehen will? Das Hemd macht nicht den Mushik. Der geldlose Gast und Pflegling der ihm angetrauten, durch sein ererbtes und gemehrtes Vermögen reichen Gutsherrin ist, noch wenn er einem alten Weiblein die Ofenritzen ausstopfiert, nur ein Heiland mit beschränkter Haftung. Viel Gutes hat er, viel Uebles gewirkt. Von seinem Acker erntet jetzt Lenin. „Karamasowische Naturen sind fähig, alle Widersprüche in sich zu vereinen, und nur befriedigt, wenn sie aus dem Pfuhl des Lasters

bis an die Sterne, ins Idealreich zu ragen glauben; sie wollen sich im selben Athemzug edel und erbärmlich fühlen." Dieser hats nie gewollt. Wenn er sich auf offener Straße den Leib zerstriemt, soll des Gaffers Auge den Büßer bewundern. Erbärmlich? Gestern; nicht heute. Aber Jesus ist dem Tempelsraum, wo die Wechsler schacherten, nicht ausgebogen. Der Buddha schlenderte nicht, als Gast Einer, der ers verschrieben hatte, durch die Hallen und Blüthenhaine der Palaststadt und heiligte, dem Körper zu Segen, dann sich mit Spaten und Säge, der Mistgabel und dem Pfriem. Nur: dem Künstler ist Phantasie Werkzeug...

Vergesset drum die Unwahrhaftigkeit eines Erlebens, das in sicherem Port nach Stürmen, im wohligem Bewußtsein der Unantastbarkeit nach Martyrien lechzte; die Pose des Pflügerheilands, der, mit seinem Haß aller Wissen schaffenden, Willen stählenden Mächte, die Jünger in noch schwärzere Nacht vergraben hätte, als selbst das Reussenland Iwans und Pauls sie je auf seinem Riesenleib lasten fühlte; das pfäffische Wesen des Kaftanträgers; die sinnlose, doch unheilvolle Art seines allem kräftigen Handeln feindlichen Ekopzen-Anarchismus; sein schrilles Zetern wider alle civilisirenden, Kulturmöglichkeit erwirkenden Gewalten, nicht nur wider „die Raubnester, die sich Großmächte nennen"; seine abscheulichen, nicht durch Bildungmängel zu entschuldigenden Urtheile über die höchste Kunst und die feinsten Künstler; sein Tula-Bayreuth, das dem fränkischen den Zulauf neidete; das erbärmliche Buch über Shakespeare, das aus der Tobsucht eines im Messiaswahn geifernden Sklaven geboren scheint. Vergesset den Sektenstifter, der dem nach Ehrfurcht langenden Sinn Goethes ein Gräuel, mit der Mixtur aus Laotses und Rousseaus Tränken ein Ekel gewesen wäre. (Wenn die Europäer nicht so früh aufgehört hätten, die Traktate des aus Mitleid Wüthenden zu lesen, war dieser Seelenmasseur um seinen Weltruhm.) Feget des Staubes Spur aus dem Gedächtniß! „Krieg und Friede", der Roman russischer Menschheit, werde dem Erinnern lebendig. Peter Besuchow während der Seelenwandlung durch die fromme Einfalt Karatajews; die Wundfieberzweifel des Fürsten Andreij Bolkonstij, der, über dem austerlitzer Schlachtgefild, alle Himmel verhängt sieht; Na-

poleon, dessen fetten Leib ein Lakai mit dem Schwamm säubert; Alexander Pawlowitsch, der eitle Selbstherrscher, um dessen Zwiebackkrümel vor dem Kreml die tausendköpfige Menge rauft; Natascha Rostow an Volkonskijs letztem Bett. „Anna Karenina", nach Gogols „Mantel" und vor Dostojewskijs „Verbrechen und Sühne" das wichtigste, an reifer Nachfrucht reichste Ereigniß russischer Literatur, taucht aus sinkendem Nebel. Anna, im Schneesturm, auf der Nachtfahrt von Moskau nach Petersburg; morgens, nach dem ersten Traum von der Seligkeit wirbelnder Leidenschaft, auf dem Bahnhofe vor dem korrekten Eheherrn, dessen Ohrlappen ihr plötzlich verlängert scheinen; Nikolais Tod in der Herberge. Die Fülle der Gesichte blendet den Betrachter. Schlachten, Pferderennen, Audienzen, Sumpfjagden, Schlammbäder, Hoffeste: von einem Buonarotti dünkt uns das Gewimmel erzeugt, in dem jede Form und Farbe, jede Regung des Körpers und der Hirnkräfte von Leben strotzt. „Kreutzer-Sonate" und „Auferstehung" sind Bilderbücher (im Freskostil mancher Katakombenbilder bepinselte), die das Auge in grausender Bewunderung erblickt; nicht mehr, was die beiden Gesellschaftepen waren. Wecken auch nicht mehr den selben Widerhall. Als der bürgerliche Roman in einer Zeitschrift erschien, hielten am Newskij-Prospekt, im Bahnwagen und Wirthshaus fremde Menschen einander mit der Frage fest: „Wie, meinen Sie, wirds nun mit Anna Karenina werden?" Das kam nicht wieder. Und der mächtigste Plastiker des Erdostens bespie, da sein Arm müde geworden war, selbst das Werkzeug, mit dem er eine Menschheit geschaffen hatte.

Aus dem tulaer Kriminalfall ist eine lehrhafte Kalendergeschichte „für Erwachsene" geworden, der, seitdem die Hänschel und Hannele auch die Volksküchenkundschaft an das Gemisch aus Dreck und Weihrauch gewöhnt haben, erst die Mordnacht und die Beichte, Dostojewskijs Vermächtniß, in tiefer rührende Wirkung hilft. „Die Macht der Finsternis": Philister Tüchtig hat schon hinter den Sinn des Titels geguckt. „Diese fabelhafte Unbildung in dem Rußland, das vom deutschen Schwert nun tadellos zerhackt, von der Erdkarte gestrichen wird; und der Suff! Graf Tolstoi war, natürlich, für Volksschulen, Trinkerheilstätten, Säuglingheime, stramm organisirte Mädchenbildung." War er?

Wer Mitritsch, den alten Knecht, auf dem Ofen raunzen hört, mags g'auben. „Wer bringt Euch Weibsbildern denn was bei? Millionen sind blind wie Maulwürfe. Die kranke Kuh besprechen, das Neugeborene unter die Hühnerleiter legen: nichts weiter können sie. Was hörst und siehst Du? Gemeinheit. Der Mann lernt, in der Schänke, als Diener in einem Schloß, bei den Soldaten, manchmal noch Etwas. Die Weiber kriechen wie junge Hunde umher, immer mit dem Kopf in den Mist hinein, und kennen nichts als ihre blöden Lieder.“ Doch dieser Raisonneur, der selbst bis an die Wodkanase noch in Sünde steckt, giebt nur Bruchstücke der Jasnaja-Lehre. Auch ihn dünkt das Schlimmste, daß die Dorfweiber „nichts von Gott wissen“. Der „liberale“ Tolstoi, den die heute Siegeswilligen vorgestern ausgestopft haben, hat nie geathmet. Dem wirklichen war Wissen und Bildung Tand, Verstand ein Unheil zeugender Schurke; lag der Idealzustand des Menschseins weit hinter unserer Zeit, in dem feuchten Dunst urchristlicher Seelen- und Gütergemeinschaft. Was also will der Titel sagen? Das Selbe wie der des (mir lieberen) Fragmentes, das nach dem Tode des Grafen ans Licht kam. Ueber beide Dramen wölbt sich als Brückenbogen das Wort aus dem Johannes-Evangelium: „Und das Licht, das aus Gottes Wort kommt, leuchtet in der Finsterniß; aber die Finsterniß hat es nicht begriffen.“ Nicht die einzige Macht erkannt, von deren Abglanz sie hell werden könnte. Auf „Erbauung“ ists abgesehen. Von einem Dichter; der 1887, nebenbei, der verzückt lallenden russischen Zola-Gemeinde wohl zeigen wollte, daß er durch Koth und Blut tribbelnde Menschenthiere noch im Krankenbett machen könne. Von einem Dichter. Fast jede Gestalt hat Knochen und gewachsene Haut. Nur Matrjona erinnert, als ein fahles Gespenst von der dunkelsten Hintertreppe verwitternder Romantik, leidig an die Nächte, da der Knabe Lew Nikolajewitsch die Romane von Sue und Hugo verschlang. Anjutkas Angstgeflüster mit dem Knecht, der sich den Schauder wegschimpfen möchte, während draußen aus Wehen geheult und entbunden, das Sündenkindchen mit dem Kreuz gesegnet, unter dem Brett, wie ein Pfannenkuchen, plattgedrückt wird, hat den Wirbel, die Grausensdünung, die an Tragoedienstrand reißt. Einem, der Karatajew nicht gesehen, Gogol und Dostojewskij nur, eilig, beschnüffelt hat, wird

Akims stammelnde Herzensheiligkeit Erlebniß, das nachklingt, bis die allerneuste Zeitung den alltäglichen Bericht von der Verjauchung, stinkenden Zersetzung aller den Deutschen feindlichen Völker ausbrüllt und über jedes Erinnern an Menschheit mit der Walzbürste hinfegt. Akim war rührend; nur: der Kloakenräumer der Reinste. Gar zu spitzig. „So fühlt man Absicht und man ist verstimmt.“ Ich, leider, bins nicht nur von diesem Willen zu grellstem Kontrast. Alles steht fest; bleibt aber auch starr. Jede Gestalt scheint, trotz Haut und Knochen, ein Stativ, das eine Lehre, Mahnung, Moralregel tragen soll. Die zehnjährige Anjutka kennt den Katechismus nur halb; aus der Sündflut ihres Kirchdorfes kann sie die andere Hälfte der Verbotliste fischen. Durch die Finsterniß schimmert kein Licht seelischer Nothwendigkeit. Nikita könnte den Kindsmord verschweigen oder noch einmal töten. Anisja, mit verlöschender Brunst, reuig werden, beichten und büßen. Der Richter-Apostel gängelt den Dichter. Wohin? Nikita bekennt halbe Wahrheit. Sein von der Beichte beseligter Vater wird, und wärs bis an den Altai, mit ihm gehen. Hof und Habe bleiben den schlimmsten Weibern. Die gaben hundertmal, wie dem emsigsten Buhlen, dem Teufel die Patschhand: und er hat sie nicht in der Klaue, auf Großmutters Rost? Doch wärs thöricht, mit einer Kalendergeschichte, einem Moralfilm lange zu rechten. Am Anfang war die Lehrabsicht; ihr wurde angepaßt, unterthan, was da kreucht und im Dunkel aufflattert. Entwickelung, mähliche Wandlung der Seelenstände: nichts für Bauernsinn. Ein übers Kinn gepappter Zettel genügt. Wäre die Luft um die Menschen nur wärmer, nicht von deren Athem noch frostig. Der Puls der Schreckmär ist oft matt.

Dem Spiel im Deutschen Theater ist anzumerken, daß Herr Reinhardt sich in das Drama verliebt hat. Ueberall ist er, in Wort, Gestus, Bild, Atmosphäre, spürbar. (Sogar in Anisjas Peter, der aber, wie auf der Probe vom Regisseur, verständig „erklärt“, nicht dargestellt wird, nicht der würdig verschlagene, Alles sehende, vor dräuender Ruhestörung scheue, Habsucht mit einträglicher Güte paarende Bauer ist; und nicht nur den ersten Akt gefährdet.) Tolstoi wünschte sich echte Mushiks als Spieler, echten Mist auf den Hof, echtes Heu neben die Tenne. Ich sähe das Mysterium, Ministerium, wenns durchaus aufgeführt wer-

den soll, am Liebsten noch auf dem Schaugerüst der drei Stockwerke; zwischen Himmel und Hölle Nikitas Erde; oben Englein, unten Satans Troß um die Esse. Wie Anjutka sichs träumen würde. Die ist im Deutschen Theater ein liebes, aus Neugier jäh in Entsetzen geworfenes Stadtbalg, das morgen in den Kleinen Plötz hüpfen wird; weder kalt noch verkünstelt, aber das an Seife, Nieritz, Automatenmandeln gewöhnte Kind städtischer Civilisation. Auch Anderes ist ein Bischen zu fein, nicht dumpf und schmierig genug, nicht aus dem Schandpfuhl finsterster Mystik. Menschen, die nur knien und das Kreuz schlagen, nie lesen lernten, kaum über ihr Dorf hinaus kamen, den Tod einer trächtigen Sau mehr als eines Verwandten fühlen, haben nicht so dünne Haut, so bunten Empfindensausdruck wie der von tausend Wahrnehmungen, Weltgerüchten, Eindrücken Geformte. Herr Moissi, der den Sünder in seine blaßromanische, lässig bewußte Anmuth kleidet, den Büßer noch im Wipfelsturm nazarenisch karg, zwischen Rossetti und dem jungen Uhde, hält, mit schönem Ernst bei der Sache ist und ohne zu deutliches Mühen liebenswürdig bleibt, stand nie bis an den Gürtel in der Dunggrube, zwingt sich in Gerülps und beichtet wie Einer, dem das Zuchthaus, der Richtblock selbst lieber ist als noch längeres Weilen im Athem so übler Luft. Das Gebälk der Seele wankt nicht, kein Pfosten birst krachend; Erlkönigs Stimme schwingt sich aus Nebel ins Himmelslicht. Und doch ward diesem Nikita eine Frau, für die zu leben lohnte. Die, freilich, in Alltagspaarung ihn, die nicht er gebrochen hätte. Muß, Meister Reinhardt, Frau Höflich so lange Gemeinheit spielen, bis der Duft ihrer Edelreife verweht, der Mythos ihrer noch in völliger Hingabe starken, noch in Mutterschaft keuschen Weibheit verschlammt ist? Muß ein Kelch, der als Gefäß Lilien zu Zier würde, Talgklümpchen bewahren? Glauben Sie dieser Frau mit dem Scheitel aus versonnten Haarsträhnen, dem blond verschleierten Auge, dem Trotz einer auf luftigem Dorfthron wild erwachsenen Brünnhilde, der bis auf die Stirnhaut, über das nie stumme Antlitz hinaus, sich malenden Fluth und Ebbe des Sinnenbegehrens, der Willensdränge, glauben Sie ihr, weil sie den Muth auch zu solcher Mummerei aufbringt, die brünstigen Katzen, nach Bocksgestank schnuppernden Ziegen? Gretchen, Klärchen, Marianne, Stella, Luise, Amalia, Shakespeares

Widerspenstige, Klingers Leidendes Weib, Klara Anton, Nora, Frau Alving, Rebekka wird, außen und innen, vom Einerlei des Luderspielens verderbt. Durch die Finsterniß, um das Licht huscht ein russischer Christ: Herr Pallenberg. Sein Akim ist zu alt, reckt viel öfter, als so tief in Demuth geduckte Andacht thäte, den Finger gen Himmel, hat keine Orgel in der Brust und ist nur der hellhörigen Seele ganz verständlich. Die vernimmt, wie Mitgefühl keimt, aus der Wurzel bedächtig in den Stamm klettert, bis in die Zweigspitzen vorspringt; wie Kränkung, schon lindes Schauerwindchen, im Rütteln das Gehäus stöhnen läßt. Eines grauen Männchens Körper ganz von Innigkeit, noch vor fremdem Leid, durchbebt, der beredteste Künder stummer Wallung, selig, wie an der Wiege, durch des Sohnes Selbstzermalmung, die dem behutsam Verzückten Auferstehung ist: hier ist ein Wunder. Und ein schmerzhaft berückender Taumel die Hochzeitfeier über der Gruft des zerquetschten Kindes. Mehr war aus dem grobschlackigen Werk nicht zu holen. Predigt und Bilderbuch. Den Nächsten lieben und Gottes frommer Knecht sein; weder Zins noch bezahlten Dienst annehmen; Armuth ist Segen, Verbrechenssühnung heiligste Menschenpflicht. Die vom Krieg reich Gewordenen nicken. Man thut, was möglich ist. Wenn die Menge nur nicht von dem Wahn geblendet wäre, daß wir in Ueberfluß schwimmen. Wer hat denn ein Fohlen? Alles in Allem: ein schöner Abend. Rußland? Jasnaja Poljana. Und Dostojewskijs Genius tönt.

Von der Hermannsschlacht, um deren Gestaltung sich, endlich, Herr Reinhardt bemüht hat, wollte ich reden: und habe im Haus des bekömmlich Büßenden die Zeit versäumt. Doch ists zunächst auch kurz zu fassen. Gehet hin! Ihr findet ungeschminktes Deutschland. Eines preußischen Dichters, der es kaum anders sieht als der Feind und es mit so glühendem Herzen, dennoch, liebt wie der Gatte beim letzten Hochzeitbecher das Weib. Höret ihn brüllen: „Eh' doch, seh' ich ein, erschwingt der Kreis der Welt vor dieser Mordbrut keine Ruhe, als bis das Raubnest ganz zerstört und nichts als eine schwarze Fahne von seinem öden Trümmerhaufen weht!“ Feldgeschrei von gestern?

An drei Hochsommertagen des neunten Jahres unserer Zeitrechnung hat der Cheruskerfürst Arminius, Sigimers sechs-

und zwanzigjähriger Sohn, im Teutoburgerwalde das Römerheer geschlagen und den Feldherrn Quintilius Varus, den Tyrannen Untergermaniens, in Selbstmord getrieben. Lamprecht sagt über ihn: „Er vereinte in sich die zähe Energie des Mannes und das Feuer der Jugend. Er gehörte zu den Edelsten des Stammes; sein Geschlecht wird stirps regia genannt und in den Zwisten seiner Familie spiegelten sich die nationalen Gegensätze. So war Armin mit jeder Faser seines Wesens der Partei germanischer Freiheit zugewiesen und bald ward er ihr allüberragender Führer. Varus, der sorglose Großstädter, wurde von ihm mit drei Legionen unerfahrener Truppen, etwa dreißig- bis vierzigtausend Mann, nebst einem Troß von bürgerlichen Elementen ins Verderben gelockt; in den Hochsommertagen der Teutoburger Schlacht ging sein Heer zu Grunde.“ Rechts vom Rhein einen sich die Germanen. Marobod, der Markomannenkönig, will mit dem Sieger nicht gemeinsame Sache machen und schickt das Haupt des Varus, durch dessen Sendung Armin ihn an die Gleichheit germanischer Interessen mahnen wollte, an des Gefallenen Sippe nach Rom. Im Wesergebiet aber widersteht Armin, dem Thusnelda, die Hausfrau, von ihrem Vater Segest auf römischen Boden entführt ist, bis ins Jahr 16 den Legionen des Germanicus. Dann wird er zweimal geschlagen. Doch diese Siege bringen keinen Ertrag und der Caesar ruft seinen Feldherrn heim. Marobod und Armin messen auf der vom Fremdling befreiten Erde die Kräfte. Der Markomanne wird nicht besiegt, sieht seinen Anhang aber schrumpfen, flüchtet ins Böhmerland, wird von Katwalda mit Gotenhilfe auch aus dieser Zufluchtstätte verjagt, bittet Rom um Asyl und darf, wie Thusnelda und deren Knabe, in Ravenna mit dem harten Brot des Verbannten ein freudloses Leben fristen. Arminius ist Herr in Westgermanien; in seiner Herrlichkeit einsam. Verwandte, so ward überliefert, haben den Sieger vom Venner Moor ermordet. Schon hatten Vater, Brüder, Oheim ihn verlassen; nun fiel er unter den Streichen der Geschlechtsgenossen.

Der Mythos vom Befreier hat in der norddeutschen Erde starke Wurzeln und wird nicht welken, auch wenn keine Gießkanne ihn je besprengt. Durfte auch in diesen Tagen aber das Gedicht vergessen sein, in dem Deutschlands kräftigster Dramatiker den alten Märenstoff behandelt, nach seinem Angesicht,

einem Gott hier ähnlich, die Weserwaldmenschen zu neuem Leben umgeschaffen hat? Kleists Gedicht ist der holdesten und grassesten Wunder voll. Und den Deutschen doch beinahe unbekannt. Jahre lang magst Du in den Hauptstädten des Reiches hausen: und findest dieses Werk, das wuchtigste deutscher Zunge, auf keiner Schaubühne. Wenn Frankreich, Britanien, Rußland ein Nationaldrama von dieser Willensgluth und Gemüthsmacht hätte, wären seine sprühenden, wetternden, jauchzenden Verse auf jedes Schülers, jedes Jüngferchens Lippe und die Matrone fragte sie dem greisenden Gefährten in gemeinsamer Weilstunde ab. Lasse Dir, Deutscher, von wahrhaftigen Deutschen sagen, wann sie die Hermannsschlacht lasen, wie oft; und was davon noch in ihrem Hirn lebt. „Wehe mein Vaterland, Dir! Die Leier zum Ruhm Dir zu schlagen, ist, getreu Dir im Schoß, mir, Deinem Dichter, verwehrt.“ Das Wort, das Heinrich Kleist 1809 seinem Gedicht als Motto mitgab, hat noch heute seinen traurigen Sinn. Ist dieser Poet nie aus dem Bann zu lösen, in den ihn Goethes angstvolles Vorurtheil schlug? Der hätte, wenns mit „Anstand und Stellung“ vereinbar gewesen wäre, den Dorfrichter Adam, das leibhaftigste Geschöpf deutschen Dramenhumors, so bedenkenlos (er hats selbst zu Riemer gesagt) ausgepfiffen wie der weimarische Subalternbeamte, dessen gröblicher Unfug Karl August in Wuth brachte. Goethe konnte (und wollte) sich in Penthesileens Geschlecht und Region nicht finden und fühlte vor ihrem Dichter, „bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Theilnahme, immer nur Schauder und Abscheu, wie vor einem von der Natur schön intentionirten Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre.“ A s Olympier genoß er, wie ein Kunstwerk, das Genie Bonapartes, dem der Sohn des Hauptmannes Joachim Friedrich von Kleist aus der Wollust seines Hasses entgegendonnerte: „Rettung von dem Joch der Knechte, das, aus Eisenerz geprägt, eines Höllensohnes Rechte über unsern Nacken legt!“ Diese Generationen, diese Welten konnten einander nicht verstehen. Doch soll drum der Dichter, der Preußens Stolz sein müßte, für immer Germaniens Stiefkind bleiben? Nie wirkte einer Heimath ein Sohn, Shakespeare selbst nicht, solches Bild ihres Wesens; keins je, das ihrer Züge winzigsten, häßlichsten nicht feig dem Späher barg. Keinem gelang solche Hymne, deren Feuerathmen aus Nacht und Noth den Trägsten noch zur Be-

freierthat peitscht. Hier keucht und pfaucht Deutschland; haderts und reckt sich zum Schlag. Hier sind nicht nur die „Weiberchen, die sich von den französischen Manieren fangen lassen;“ sind auch die Kerle, die Buben, die noch heute auf deutschem Acker wachsen. Helden und Knirpse. Alle Pflanzen der Norddeutschen Tiefebene; und das wurmige Saatgetreide ward nicht ausgereutet, bevor der prüfende Blick das Feld, Furche vor Furche, abtasten durfte. Alldeutschland ist hier. Wilde Wüstheit und innige Frommheit, Barbarentrotz und listige Tücke, Rohes und Zartes. Keine Engelschwadron, kein deklamirender Fürchtegott vornan. Herr ist, wer mit dem stärksten Arm den Reif auf den schlausten Kopf stülpen kann. Der blonde, blauäugige Sprotz der stirps regia, der die Römer römisch bekämpfen lehrt. Luther, Fritz, Bismarck ähneln ihm in manchem Zug. Sein Thuschen scheint von einer Bärin gesäugt, von einer Pantherkatze in Sanftmuth erzogen: und ist doch in jeder Wesensregung ein Germanenweib aus Kriemhildens Brut. Hermann will keinen Feind, in dem er den Menschen achten, gar lieben müßte. Thusnelda kann nicht frei athmen, ehe dem Lispler, der, mit der Heuchelmiene des Glühenden, kalt den Raub ihres Hauptschmuckes besann, die zottige Tatze das junge, gesunde Fleisch von der Rippe fetzte. Das Paar in täppischem Waldgekos; der jämmerliche Hader der Dutzend fürsten; der Sturm, der über den geschändeten, von einem ganzen geilen Troß geschwängerten Leib der Cheruskermagd hinbraust und aus den Schlünden des Volkszornes die Rachegeister herbeiheult (heulen soll: damit „Stimmung“ werde); Varus in sternloser Nacht vor dem Alraunenorakel; der fromme Kampfruf der süßen Alten: Germania selbst hebt sich ins Rund der Bühne. Die Marseillerhymne vom jour de gloire und Kleists Bardenlied: zwei Völker; zwei Menschheitzonen. Keine andere Nation hat solches Mythendrama. In Deutschland schlief es hinter Hecken. Ward ihm die Gnadenpforte von Puppen gesperrt, die ein patriotischer Leiermann auf seinem Kasten tanzen und nach der Walzenweise plärren läßt. Bleibt es nun wach, sprengt jeden neuen Riegel und zeigt den seit den Tagen des Wodansdienstes ungewandelten Willen der Volkheit? Keine hat je so nackt sich ins Licht gestellt. Wer sprach, bis in den kalten Nord habe der Galiläer gesiegt? Im Hain der stillen Eichen knien Teuts wackere Söhne. Andacht wird Schauder; lernt flüstern: Das bist, heute noch, Du.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 2. März 1918.

Der große Irrthum.

Entelechie.

Die Familie Holstein-Gottorp, die noch immer im Namensgewande der (seit den Tagen des zweiten Peters und der Elisaweta Petrowna im Mannes- und Weibesstamm ausgestorbenen) Romanows prunkt, soll, als Entgelt für die Entkerkerung ihres Hauptes Nikolai, den Verzicht auf alle Dynastenrechte angeboten haben. Das steht in der Zeitung. Ists wahr? Dann spiegelt die dem Haus untergehende Sonne sich in ähnlichen Lachen wie, vor dreihundert Jahren, ihres Aufganges Rosenschimmer. Der schöne, hinter dicht verhängter Selbstsucht schlau rechnende Boris Godunow hat aus dem Schein knechtischer Hingebung an den schwachsinnigen Zar Fjodor Iwanowitsch sich aufgebäumt und die Macht an sich gerissen. Mit behutsamerer Tatze als Shakespeares blutiger Richard. Neben seiner Schwester Irina, die, als Fjodors Witwe, lieber Nonne als Kaiserin sein will, betet er im Nowodjewitschij-Kloster; ist ganz in Andacht versunken. Der moskauer Patriarch fleht: „Werde in Gnaden uns Großfürst, Zar, Gossudar, Schirmherr des orthodoxen Glaubens und aller ihm treuen Christen!“ Niemals. Das Leben für die Heilige Kirche, jeden Blutstropfen für des Reiches Bestand; bis auf den Thron aber hat Boris nie einen Blick seines Wünschens geschickt. Der klug bearbeitete Semskij Sobor wählt ihn, ganz Moskau, von den Bojaren bis zum Gesindel, bestürmt ihn mit drängender Bitte,

der Patriarch bedroht den Weigerer mit dem Bann. Sieh, spricht er, „ein weinendes Volk, das aus dem Auferstehung-Kloster das Wunder wirkende Bild der Mutter Gottes hierher geleitete, es in Deine Hände zu legen und noch einmal Dich zu beschwören: Sei uns Zar! Bleibst Du bei der Weigerung, so wird Gott im Himmel von Dir Rechenschaft dafür fordern, daß Du in herrnloser Zeit den Glauben in Elendsfluth sinken, die rechtgläubige Christenheit von Feindschaft vernichten ließest.“ Da erst hebt Boris das nasse Auge. „Dein Knecht bin ich, Herr: also geschehe Dein Wille!“ Nach der Krönung gelobt er, den letzten Kittel und Bissen mit dem Volk zu theilen, Armuth und Bettlersleid mit der Wurzel aus Rußlands Erde zu jäten. Ein Jahr lang sei der Bauer von Steuerpflicht frei und jedes Fremdvolk von Tributzahlung entbürdet; die Branntweinschänken werden geschlossen, Witwen und Waisen beschenkt, Todesstrafen nicht mehr vollstreckt. Das Volk soll rasch erkennen, welches Glück ihm aus dem Aufstieg des neuen Herrschergeschlechtes ward. Deutschen, Schweden, Liven, Franzosen wird das Reichsthor breit geöffnet. Alle sollen zu Aufklärung und Erziehung der Moskowiter mitwirken. Deren Gewimmel aber wird von schönen Worten und Gesten nicht satt, nicht froh, in seiner Seele nicht hell. Und der früh von Wortschwulst und Schaugrimasse müde, von dem Gespenst, dem Thronanspruch des Falschen Dmitrij geschreckte Gossudar entschleiert bald seines Wesens wahres Antlitz. Zwei Mißernten zermorschen Großrußlands Wirthschaft. Ringsum ist Korn in Fülle; kommt aber nicht auf den Markt. Vielleicht würde es unterwegs von Hungernden geraubt. Vielleicht steigt der Preis noch höher. Der Bauer vergräbt, was er geerntet hat. Der Händler speichert Riesenmengen in versteckte Lagerscheunen und kauft den Tschinownik, der nach Vorräthen schnüffelt. In Moskau wird Heu und Stroh, das Fleisch von Hunden, Katzen, Mäusen gegessen. In Buden gekochtes Menschenfleisch feilgeboten. Aus dunklen Herbergen dringt die Kunde ins Licht, junges Nächtigervolk sei geschlachtet, sein Fleisch gekocht, von Gier verschlungen worden. Hundertzwanzigtausend Menschen rafft in der einen Stadt die Hungersnoth hin. Und Boris, der Wohlthäter, thront.

Morgen des siebenzehnten Jahrhunderts. Am berliner Hof des Kurfürsten Johann Sigismund wird Französisch gesprochen

und nach Pariserſitte geſpeiſt; läßt die Kurfürſtin ihre Kinder im ſchlichten Kleid gehen, weil „Gottesfurcht und Tugend höhere Zier iſt als ein buntes Gewand.“ Dem Gewiſſen, dem Glauben des Aermſten iſt ſchrankenloſe Freiheit verbürgt. Lockere Sitte wird von frommem Eifer mit derbem Griff gezügelt. In dem köllniſchen Theater an der Spree ſieht der Bürger eine „Comoedia, darinnen, den gottvergeſſenen Doppelſpielern zu ewiger Abſcheu und den gewiſſenhaften Kurzweilern zu denkwürdiger Erinnerung, ſowohl Würfel als Karten ſammt deren Farben und Kreiden aus Heiliger Göttlicher Schrift auf das Gründlichſte erkläret, mit namhaften Exempeln aus etlichen anſehnlichen Skribenten beſtätigt und daneben der Weltlauf in allen dreien Ständen, in Lehr-, Wehr- und Nährſtand, nach jetzo über der Zeit ſchwebenden Laſtern und ihnen entgegengeſetzten Tugenden durch Schimpf und Ernſt, luſtig und lehrhaft, mit Auslegung in ein geiſtlich Lied, auf viele Melodien zu ſingen, richtig begriffen iſt.“ Mit kurfürſtlicher Genehmigung ein Stück, das vor Kartenſpiel und Schlemmerei warnt: da iſt der Wille, dem Volk das Vorbild des Anſtandes zu zeigen. An Teufel und Geſpenſter wird, nicht unten nur, ſtramm noch geglaubt; doch für feinere Frucht von ſchüchternen Händen ſchon mancher Acker beſtellt (aus dem die Fluth des Dreißigjährigen Krieges dann die edelſten Keime wegſchwemmt). London erlebt das Hochzeitfeſt der Prinzeſſin Eliſabeth, die der ſechzehnjährige Kurfürſt Friedrich in die Pfalz heimführt. Sieht die Milchſtraße des Trauungzuges: die Braut, mit gelöſtem Haar unter der funkelnden Krone, in Silberbrokat, der mit Edelſteinen dicht beſtickt iſt und deſſen Schleppe zwölf in die ſelbe Farbe, die ſelbe Pracht gekleidete Lordstöchter tragen. Das Feſtſchauſpiel heißt „Der Sturm“, ſein Dichter Shakeſpeare und aus ihm leuchten noch heute uns die Symbole bewußter Menſchheit und dumpfer Thierheit, Proſperos und Calibans unvergängliche Bilder. Eben haben die erſten Engländer ſich an die Beſiedelung Amerikas gewagt. Aus neuer Welt weht Lenzwind durch den ehrwürdigen Plunder, der ſich auch in Eliſabeths Reich ſtolzer Bürger mählich geſtapelt hat. Der höchſte Flug, den eines Dichters Genius je nahm, führt nicht über das Sehfeld der betrachtenden Geiſter hinaus. „Und wie die ſchwangere Phantaſie Gebilde von unbekannten Dingen ausgebiert, geſtaltet ſie

des Dichters Kiel, benennt das luftige Nichts und giebt ihm festen Wohnsitz.“ Das wird von der Seele verstanden. In Berlin, um die selbe Zeit, „ein sehr anmuthiges Spiel von der blinden Liebe oder, wie mans deutsch nennt, von der Löffelei“ bejubelt. Und der Moskowit sättigt sich an Menschenfleisch; beugt sich nach dem Mahl aber vor dem Heiligen. Dürfen wir, wie Unbegreifliches, das Geknäuel anstaunen, das jetzt, da wieder das Reich Ruriks zerfällt, der Spiegel russischen Lebens dem Auge zeigt?

Boris ist ruhlos geworden und späht nach Feinden, nach Handlangern aus. Wie ists mit den Romanows? Bestes Bojarengewächs; aber verdächtige Gesellen. Ihr Russenthum ist nicht echter als das Thronrecht des Schelms, der sich Dmitrij heißt und Iwans Kronreif begehrt. Denn ihr Ahn, Andrej Iwanowitsch Kobyla (Stute), ist aus Preußen eingewandert. Seine Brut hat sich hier so schnell wie einer Kaninchenmutter gemehrt. Oder einer Katze. Koschka (Kätzchen): so hieß ja auch Andrejs Fünfter, von dessen ältestem Sohn, Sacharij (Zacharias), die Sacharijn-Jurijn abstammen. Zar Iwan hat Anastasia, die Tochter Romans Sacharijn, zu sich auf den Thron erhoben und ihrem Bruder Nikita dann erlaubt, seinen Söhnen den Geschlechtsnamen Romanow zu geben. Darf der Bruder der letzten Zaritza den Neffen der ersten trauen, die in ihm gewiß nur den Emporkömmling, den frechen Brecher des Erbrechtes sehen? Schon ist ein ihnen Leibeigener an den Hof geschlichen und hat ausgesagt, daß die fünf Brüder Verschwörung besinnen, den Zar vergiften und sich die Erbfolge sichern wollen. Boris läßt sie verhaften, ihre und ihrer Sippe Güter einziehen und der Krone zinsen. Alexander Romanow wird am Ufer des Weißen Meeres erwürgt, Wassilij von den Wärtern zu Tod gequält, Michael in einem unterirdischen Verließ in Ketten gelegt, Fjodor ins Mönchkleid gezwungen. Aus besonderer Bosheit: weil er der schönste und eleganteste Edelmann, der beste Reiter und Tänzer der Hauptstadt gewesen war; weil jeder Schneider, dem Kunden zu schmeicheln, bei der Anprobe getuschelt hatte: „Aufs Haar gleichst Du, Herr, jetzt dem Fjodor Nikititsch Romanow.“ Ins Kloster; und überwachet jeden Schritt des gefährlichen Burschen, der aller Listen mächtig ist und sogar Lateinisch kann; als Bruder Philaret friste er hinter Mauern sein Leben und läutere sich, wie ihm der

Name befiehlt, in den Drang nach reinster Tugend. Besticht er das Klostergesinde und steht mit dem Samoswanez (dem Trüger Dmitrij, der sich in Zarswürde brüstet) in heimlichem Verkehr? Sein Wächter berichtet: „Philaret lebt nicht mehr wie die anderen Mönche. Er lacht plötzlich laut auf, erzählt aus seinem Weltleben, von Jagden und Hunden, bedroht die Brüder mit Schlägen und ruft den Gekränkten zu, aus ihm werde bald Großes, über Erwarten Gewaltiges werden.“ Wahn oder Weissagung? Der durch den Tod des Zars Befreite wird Metropolit von Rostow; zeigt sich aber als Schuiskijs, nicht als Dimitrijs Vertrauensmann. Weil er sich der Macht des von den meisten Städten Anerkannten nicht beugen will, reißt ihm der wüthende Pöbel das Priesterkleid vom Leibe, zwängt ihn in eines Bauers Kittel, stülpt ihm eine Tatarenkappe auf und führt ihn in einen Wagen, wo er neben sich ein johlendes Frauenzimmer dulden muß, nach Tuschino, vor Dmitrijs erlogene Majestät. Auch dieser Fährniß ist der Geschmeidige unversehrt entronnen. In Moskau dann das Haupt der Adelspartei geworden, die, um das Reich vor völliger Zerbröckelung zu bewahren, dem Polenkönig Sigismund, für seinen Sohn Wladislaw, Rußlands Krone anbot. Von Smolensk, dessen Thor er dem Polenheer nicht vor feierlicher Verbürgung aller Russenrechte öffnen will, wird er, als Gefangener, auf dem Dnjepr ins Innere des Königreiches gebracht: und hört, nach zwei Jahren, dort, daß sein sechzehnjähriger Sohn Michael zum Gossudar erwählt worden ist. Er empfängt die Botschaft wie Pein. Wird man ihn nicht falschen Spieles zeihen, da von seinem Stamm nun die Krone leuchtet, die er dem Wladislaw antrug? Der wirbt ein Kosakenheer, dringt bis nach Moskau vor, muß nach den ersten Schneestürmen aber die Belagerung aufgeben. Philaret ist, endlich, ganz frei, sieht den Sohn wieder und hilft, als Patriarch der Hauptstadt und Mitträger des Titels Gossudar, dem sanften Jüngling auf die steile Höhe der Selbstherrscherpflicht. Nicht die Kirche nur wird ihm, dessen Hirtenstab sich über alle Bezirke, außer denen von Nowgorod und Kasan, streckt, unterthan: auch das weltliche Staatsgeschäft leitet sein in Nöthen fest gewordener Wille. Dessen Peitsche scheucht die träge Beamtenschaar an die Arbeit; dessen bald behende, bald sachte Zunge antwortet den Wünschen, Beschwerden, Mahnungen der Ver-

treter fremder Mächte. Ohne den Beistand dieses Vaters hätte Zar Michael sich nicht zu halten vermocht. Daß sich das dünne, kraftlose Reislein des Romanowstammes der Russenerde, ein Schößling aus Preußen, einwurzelte, war Philarets Verdienst. Der hat die Bojaren, die Michael, wie ein polirtes Brettspielfigürchen, hin und her schieben wollten, vor dem Thron wieder zittern gelehrt. Rasch: weil sein Wort vom Altar her hallte.

Ruriks Reich war gerettet. Weitete sich zu den Imperien Peters, Katharinas, des ersten Nikolai und des dritten Alexanders. „Weil ihm der Selbstherrscher fehlte, konnte die Selbstherrschaft nicht dauern.“ Weht auf den Trümmern des Hauses Romanow für lange Zeit nun, für immer gar die rothe Fahne?

Rußlands Weg ging von Kiew über Moskau nach Petersburg; vom Schwarzen Meer an die Ostsee; von örtlich begrenzter Tyrannis, die den Bauer frei leben ließ und neben Sklaven Halbfreie, Miethlinge duldete, über die aufgeforstete Demokratie der Bezirksversammlungen (Sobor), durch die Schluchten und Stollen der Bojarenherrschaft in Autokratie, die sich aus unsauberem Stoff den lenksamen Körper einer Beamtenkaste formt, und in den nordischen Islam, der nach dem Erbe Ostroms, Byzantions langt, die väterliche Gewalt des Slawenkhans der apostolischen Allmacht des orthodoxen Kirchenhauptes vermählen will. Iwan, der grausamste, härteste Selbstherrscher, gesellt der Duma den Semskij Sobor. Boris Godunow sorgt, früh schon, als Iwans Günstling und stärkster Bojar, für die Mehrung der Adelsmacht, für die Bereicherung der Kirche, der Klöster; und sichert, als Zar, durch Gesetz die Hörigkeit des Bauers, der seßhaft bleiben, dem Herrn, dem Staat, der Griechenkirche, dem Gossudar da, wo er just gebraucht wird, fronen soll. Nach den Polenkriegen, dem Reichszerfall in der Zeit der Dmitrij-Wirren erwacht in Kirche und Staat die Sehnsucht nach fester bindendem, beide Gewalten kräftiger schützendem Pakt. Michael Fjodorowitsch Romanow wird von dem Adel, der sich noch Volk nennt, mit der Stimme des Sobor und dem Beistand der nach Neuerung lüsternen Kosaken gewählt. Neben ihm, über ihn hinaus aber reckt sich, als Walter der Kirche, sein Vater Fjodor-Philaret auf: und vierzehn Jahre lang thronen zwei Zaren. Noch einmal soll Theokratie werden; der Caesar-Basileus zugleich des Ostens

Papst sein. Auf dem Fels Petri ruht das neue, noch nicht vom Gerüst befreite, im Erdgeschoß noch nicht trockene Herrscherhaus. Und die Romanows schaaren ihrem Heiligen Rußland den Tschin, die Bureaukratie. Hat ihr Geschöpf, der Troß der auch im kalten Orient faulen und feilen Staatsdiener und Kirchenknechte, hat allzu langes Weilen in verwitterndem Gemäuer ihnen den Athem erwürgt? Fielen sie nur, weil Selbstherrschaft ohne Willensfestheit pfeilerlos wird? Wir sehen den Anfang; nicht so deutlich schon die Gewißheit des Endes. Platon erinnert an die Sage von dem Mann, der, weil er, ahnunglos, ein Stückchen Menscheneingeweides gegessen hatte, in einen Wolf verwandelt ward; und spricht danach: „Wenn ein Volksführer uneingeschränkte Macht über eine fügsame Menge gewinnt und, unbequemer Herrschaftstörer ledig zu werden, Verwandte, Volksgenossen anklagen, verleumden, richten, töten läßt (also schon recht wölfisch handelt), insgeheim aber, um sein Gefolge zu breiten, die Auftheilung des Landes und die Entbürdung von Schuldpflicht verheißt, wird ihn das Schicksal bald vor die Wahl stellen, von der Hand seiner Feinde zu fallen oder sich völlig in das Wolfswesen eines Tyrannen zu verwandeln. Will er leben, so hebt er die Fahne des Aufruhrs gegen die im Besitzrecht herrschende Klasse; wird vielleicht verjagt, kehrt aber als gerüsteter Tyrann zurück, wenn seine Feinde ihm an Kraft noch nicht gleichen, und giebt sich zunächst als einen wohlwollend milden Herrn, dessen Gnade allen Gerechten lächeln und gerade den Aermsten schnell aus aller Noth helfen werde. Da er das Versprechen nicht erfüllen, nur die schlimmsten Feinde versöhnen oder vernichten und seine Person durch immer größere Leibgarde schützen kann, fängt er Krieg an, macht sich, als den Feldherrn, unentbehrlich, beschattet das Leben der Bürger mit neuer Sorge, um Blut und Habe, mit der Angst vor schwererem Steuerdruck und darf in der Kriegszeit mit unruhigen Köpfen schalten, wie ihm beliebt. Hat er Glück, so erntet er Lob, Ehre, Lohn und darf das Tempelgut für seine Zwecke verwenden. In jedem Fall wird er sammt seinem Anhang von dem Volk, das ihn gezeugt hat, erhalten. Wie aber, wenn dieses Volk nun zu murren anfängt, den erwachsenen Sohn nicht länger mit seiner Vaterhände Arbeit ernähren, dem Gesinde solchen Sohnes nicht dienen will? Wenn es ihn und sein ganzes Geschmeiß, wie ein

Vater den Sohn und dessen lüderliche Zechbrüder, aus dem Haus treibt?" Heidenweisheit erhellt das Werden und Vergehen des Heiligen Rußland. Der Irrthum, aus dem Verhängniß wird: daß kein Einzelner, Demagoge oder Tyrann, Philaret oder Pugatschew, keine Kaste, Bojaren oder Mushiks, die Gesundheit des Reichskörpers, seine Anpassung an das rastlos sich wandelnde Zeitbedürfniß, gar seine Einordnung in den Menschheitzweck erstrebt; daß Jeder nur an sich, seinen Vortheil denkt und lästige Gedanken der diesem Vortheil Widerstrebenden mit Betäubungmitteln ausschalten zu können wähnt. Jetzt, nach neuer Verwüstung, Zerstampfung alles in Jahrhunderten vom Schweiß der hundert Millionen Geschaffenen, soll das Heil von der Diktatur des Proletariates kommen, die Marx und Engels selbst da nur für nützlich hielten, wo ein wachsam starkes, in Enge auch für Amtsarbeit vorgebildetes Proletariat erstanden ist. Jetzt soll der Christglaube, der, allein, Rußlands Völkergemeng im Innersten zusammenhielt, nur als Spielzeug für Kinder noch gelten. Nie war so ungeheure, so tief in den Schoß der Volkheit wirkende Revolution. Wiederkehr gesänftigter, von Verfassungzäunen umschränkter Monarchie oder republikanisch Vereinigte Staaten, Romanow-Gottorp oder Plechanow-Tschernow: die Lysis der russischen Krankheit naht erst, wenn in Rußlands Seele die Glaubensgluth aufgelodert oder in Asche verglüht ist.

„Schrecklich ist Rußlands Gott." Den unechten Dmitrij und Schwedens zwölften Karl hat er geschlagen. Auch Bonaparte, den, nach Steins Wort, „vollkommen Bösen", der im Kreml sich zum Kaiser des Abendlandes krönen wollte. Aus seines Mundes Posaune dröhnte der Ruf: „Verhängniß reißt Rußland fort; sein Schicksal muß sich schnell jetzt erfüllen." Nun liest er lächelnd Alexanders Armeebefehl, der mit dem Satz schließt: „Wider den Angreifer streitet Gott". Immer der Herr im Himmel. Den läßt Jeder reden und handeln, wie es dem Augenblicksnutzen taugt. Balaschow als Bote des Zars? „Der Herr Bruder Alexander ist also schon zahm und sucht Verständigung. In zwei Monaten, spätestens, liegt Rußland vor mir im Staub." Am ersten Julimorgen läßt er, in Wilna, Balaschow rufen. In das Zimmer, wo, noch eine Woche zuvor, der Adjutant vor dem Zaren stand. Bonaparte ist Talmas Schüler; und aller Regiekünste Meister. Er

läßt den Ruch seines Frühstücks durch die offene Thür dem Wartenden in die Nüstern steigen; zeigt sich dann als satten, sorglos behaglichen Hausherrn und giebt der Rede sofort den Ton intimen Geplauders, das listigen Hinterhalt verschmäht. „Dieser Bruch war unnöthig. Ich habe Ihren Kaiser stets hoch geschätzt. Meinen Kaffee! Sein Sinnen ist edel. Er will der Ritter auf dem Thron sein. Warum aber hat er diese Emigrantenbande um sich? Wie kann er Gauner, Verschwörer, elende Halunken vom Schlag der Stein, Armfeldt, Bennigsen, Wintzingerode in seiner Nähe dulden? Der tückische Rath dieser Kerle, die Europas Kräte sind, hat uns auseinandergebracht. Und nun? Ein klarer Kopf kann sich doch nicht darüber täuschen, daß ich alle Trümpfe in der Hand habe. Mehr Geld, bessere Truppen, unerschöpfliche Kraftquellen. Schon der Anfang ist für Euch sehr übel. Ich kenne Euer Heer bis ins Kleinste; jeder Kasernenunrath, alle Bureauschande liegt ohne Schleier vor meinem Blick. Ich weiß auch, daß Ihrem Kaiser die Revolution droht; daß die erste Unheilspost von einem Schlachtfeld den Hofadel in Mordpläne aufjagen wird. Die Lumpen, an die der Kaiser seine Huld vergeudet, werden dann die Schlinge zuziehen. Und daß solche Kunde nahen muß, ist mathematisch erweisbar. Melden Sie nur, daß ich fünfhundertfünfzigtausend Mann diesseits von der Weichsel habe; auf Ehrenwort! (Glaubt ers? Mit den waffenlosen Handlangern finds vierhundertzwanzigtausend.) Was vermag der Zar dagegen? Ueber den jämmerlichen, eines Fürsten unwürdigen Versuch, die Preußen zum Abfall von mir zu treiben, lache ich. Rußland ist nicht zu retten, wenn der Zar sich nicht in Vernunft bequemt. In Moskau habt Ihr, für dreihunderttausend Einwohner, dreihundertvierzig Kirchen? Wozu? Die Völker sind heutzutage doch nicht mehr so fromm!“ „Nicht alle, Sire; aber Spanier und Russen.“ (Mit denen, stichelts, werden Sie drum auch nicht fertig.) Der Rückstoß ist grob. „Welcher Weg führt nach Moskau?“ Pause. Berthier, Bessières, Caulaincourt, Duroc horchen auf. Sacht spitzt der Russe den Pfeil. „Die Frage Eurer Majestät ist nicht ganz leicht zu beantworten. Auch wir Russen sagen, daß alle Wege nach Rom führen. Auf mancher Straße kann man nach Moskau kommen. Karl der Zwölfte hat die über Pultawa gewählt.“ Ist nach so blutigem Geplänkel noch Friede möglich?

Beide Kaiser wollen ihn nicht mehr. Bonaparte bereitet den Vorstoß ins Land der Düna und des Dnjepr. „Ehe zwei Monde gegangen sind, zwingt der Adel den Zaren, Frieden zu erbetteln.“ Täglich hört das Gefolge den Satz. Der arme Alexander hat die letzte Gelegenheit verzaubert. „Erst in Moskau unterzeichne ich den Friedensvertrag, der Europa den Russen sperrt.“

Aus Moskau, von der Brandstatt des Kreml, hat er sehr sanft dann dem Herrn Bruder geschrieben. Um dem Zaren gefällig zu sein und Unmenschlichkeit zu hindern, habe er die vom Russenheer verlassene Krönungsstadt besetzt. Daß Rostoptschin drei Viertel aller Häuser anzünden hieß, war dummer Frevel; daß der fremde Soldat alles ihm Brauchbare den Flammenzungen entraffte, verdient keinen Tadel. „Meine Leute fanden nicht eine Löschspritze, aber sechzigtausend Gewehre, hundertfünfzig Feldgeschütze, Pulver und Patronen, Salpeter und Schwefel in ungeheuren Mengen.“ Ahnt er hinter so sinnloser Wirrniß das Erwachen russischer Urkraft und tastet drum nach der Möglichkeit rascher Verständigung? Die Armeen Bagrations und Barclays de Tolly, mit deren endgiltiger Trennung er gerechnet hat, sind vereint und dem Befehl Kutusows unterstellt, der Rußlands Islam noch besser kennt als den der Muslimanen. Feine Schlachtpläne zu schmieden, ist nicht seine Sache; damit mögen die Bennigsen, Wolzogen und andere deutsche Pedanten sich die Langeweile vertreiben. Michael Ilarionowitsch Kutusow weiß, daß nur der älteste, tiefste Wesenstrieb des russischen Menschen das Vaterland retten kann. Ging es nach ihm, dann kam Napoleon ohne Schlacht vom Njemen an die Moskwa. Von den Wällen erstürmter Städte ist Ruhm zu pflücken; doch wichtiger, nicht nur Gepräng, ist die geräuschlose Zermorschung des Feindes. Zwischen Tatarinowo und Borodino hat der fette, greise Riese vor dem (aus Smolensk geborgenen) Bilde der schwarzhäutigen Gottesmutter gekniet, auf nackter Erde, neben Landwehrmännern, der Generalissimus, und mit schlürfender Lippe den Goldbeschlag, den Firniß berührt. „Du allein, Gottesgebärerin, bist uns Hort und Schirm!“ Bonaparte will das Schicksal barsch meistern, Kususow duckt sich in jedes Verhängniß; der Kampf dieser Feldherren ist des Westens wider den Osten. Er neigt in Entscheidung, als die Kanonen der Peter-Paul-Festung den Rückzug Napoleons aus Moskau ankünden.

Einen Trümmerhaufen und Seuchenherd, eine Kloake nennt, in den „Berichten von der Großen Armee", nun der Kaiser die Stadt, die sein Sehnen so lange umfing und aus der seine Mannschaft auf fünfzehntausend Wagen Beute wegschleppt. Wieder wird, diesmal unter dem Auge der Heiligen Mutter, bei Smolensk gefochten; Davout geschlagen, Ney versprengt. Die Große Armee hungert und friert; muß ihr Geschütz und Geräth verbrennen. „Fremden kann ich sie so nicht zeigen; sorgen Sie dafür, daß ich keinen Auslandsvertreter in Wilna finde." Der Strom, der im Juni undämmbar schien, ist bis auf schmutziges Rinnsal versickert. In Kowno fehlen dreihundertdreißigtausend Mann. Von den Corps sind nur die blinkenden Adler geblieben. Ney, der Marschall von Frankreich, kämpft als Gemeiner im Handgemeng, wirft sein Gewehr, dem die Ladung fehlt, in den Njemen und stiehlt sich in einem zerlumpten Mantel durch Polen nach Königsberg. Tschitschagows Tagesbefehl vom zwölften Oktober hat alle Truppentheile gemahnt, den Franzosenkaiser lebend in Gewahrsam zu liefern. „Dick und klein; das Haar kurz, glatt, schwarz; Wuth oder Gallsucht im Blick; Römernase mit Schnupftabaksspuren; weit vorspringendes Kinn; trägt meist einen schlicht grauen Ueberrock und hat stets einen Mameluken bei sich." Der im Steckbrief so Gezeichnete hat einmal noch, an der Beresina, die Haufen Tschitschagows und Wittgensteins das Grausen gelehrt. Bald danach scheidet er von dem bröckelnden Heer. Auf dem Schlitten aus Tannenholz spukt er, im grünen Pelzrock, schneebleich unter der Fuchsfellmütze, durch Warschau. Aus Dresden, wo er fünf Stunden lang rastet, schreibt er an Friedrich Wilhelm, er habe den Oberbefehl im Osten an Murat abgegeben, eile nach Paris und bitte, das Preußencorps, mit dem er zufrieden gewesen sei, rasch wieder aufzufüllen. Nur zwei Monde gingen, seit Alexander sprach: „Er oder ich." Jetzt darf Arndt jauchzen: „Gekommen ist die Zeit; es fällt der bunte Drache!" Darf Stein sprechen: „Der große Verbrecher liegt im Staub. Möge sich Alles vereinen, um über das unreine Thier herzufallen, daß die Ruhe Europas stört! Ein altes Wort kommt zu neuer Ehre: Schrecklich ist Rußlands Gott!"

Schrecklich ist er solange, wie Rußlands inbrünstiger Glaube ihn nährt, in Kraft hält, vom Athem dieses Gottes die Kuppel seines islamischen Staatslebens wölben läßt. Unüberwindlich,

wie Rostoptschins Zar in Tobolsk, wo Nikolai jetzt, weil mit der Monomachenmütze der Glaube an seine Weihung zu Gottes Statthalter von ihm gewichen ist, in Ohnmacht bangt. In Lebendem nur, nicht in Totem, ist Gottheit wirksam; in Wesen, das noch nicht erstarrt, also der Wandlung noch fähig ist. Des vorletzten Einbrechers, der auch schon auf Staatsumsturz rechnete und dessen Garde schmunzelnd von dem nahen Tag sprach, an dem sie den Zar in weißer Sauce verspeisen werde, ist Rußlands Gott Herr geworden. Weil in der Volkskraft des Erzes zu wenig war, mit dem Brandmittel uralter Barbarei. Hinter dem Erlöserthor hatte Bonaparte genistet, wider des Gossudars Willen die Schwelle des Kreml betreten, zwei Drittel russischer Kriegsmacht, drei Viertel aller tauglichen Waffen und Geschosse vernichtet: und sein Schwert ist, dennoch, wie eines Kindes schlecht geleimter Holzdegen, zerbrochen. In Paris, nicht in Moskau, wird der Friede geschlossen und Napoleon ist, nicht Alexander, sein Opfer. Einmal noch rafft der nur von siechem Genius noch Bediente sich in Fieberdrang nach Selbsterhaltung auf. Weil er längst nicht mehr für einen Schöpfergedanken, für den neuen Bund von Einzelfreiheit und Staatsmacht, für irgendein Menschheitgut kämpft, werden Europas geschäftige Mächler schnell mit ihm, mit dem Gespenst seines Dämons fertig. „Die zum Wiener Kongreß vereinten Signatarmächte des Pariser Friedens haben gehört, daß Napoleon Bonaparte entflohen und mit gewaffneter Hand in Frankreich eingebrochen ist. Durch diesen Bruch des Vertrages, der ihm die Insel Elba als Wohnsitz anwies, zerstört Bonaparte selbst den einzigen Rechtsanspruch, der sein Leben sicherte. Seine Rückkehr nach Frankreich, sein auf Unruhe und Umsturz zielendes Planen entzieht ihm den Schutz der Gesetze und erweist vor dem Auge der Welt, daß mit ihm weder Friede noch Waffenstillstand möglich ist. Deshalb erklären die Mächte, daß Napoleon Bonaparte sich aus den bürgerlichen und gesellschaftlichen Beziehungen gelöst und, als Feind und Störer der Weltruhe, sichtbare Sühnung auf sein Haupt heraufbeschworen hat. Die Mächte werden alle Mittel aufwenden, all ihre Kräfte vereinen, um den allgemeinen Frieden, den Europa ersehnt, vor neuer Gefährdung, vor jedem Anschlag zu schützen, der die Völker in die Unordnung, das Unglück revolutionärer Wallung zurückschleudern

könnte.“ Die Grafen Nesselrode, Rasumowskij, Stackelberg, deren Namen, neben Wellingtons, Hardenbergs, Humboldts, Metternichs, Talleyrands, unter der am dreizehnten März 1815 veröffentlichten Urkunde stehen, sind, kaum drei Jahre nach Rußlands Zusammenbruch, wieder große Herren. Und Alexander Pawlowitsch, der vor dem nun Geächteten einst so hastig aus Wilna floh, glänzt nicht nur, als immer noch schöner Mann, an der Tafel der Hofburg und auf den Bällen junger ungarischer Magnaten, sondern drängt sich auch in den Vordergrund des wiener Kongreßgeschäftes; aus dem dichtesten Gewühl des Jahrmarktes, wo, nach Blüchers bissigem Wort, „Jeder sein Vieh hintreibt, es zu verkaufen oder zu vertauschen“, ragt die Hochgestalt des Selbstherrschers auf, der, weil er Polens, des neuen Verfassungstaates, König werden will, sich in die Tonart der Liberalsten stimmt. Nicht unser Geschütz, spricht er, hat den Erzfeind der Menschheit vertilgt. Nur der Macht Oeffentlicher Meinung konnte so Großes gelingen. Auf diese Macht müssen wir deshalb die neue Welt gründen, zu deren Ordnung wir vereint sind. Die Zeit der Eroberung und Landzerstückung ist versunken. Fortan müssen die Völker sprechen, durch frei gewählte Geschäftsführer selbst den Gang ihres Schicksals bestimmen und in keinen Kampf je wieder sich verleiten lassen, dessen Ziel nicht ihre Freiheit ist. Ein Erlöser? Ein Zar und Papst des Ostens. Heimlich grinst Bosheit. Doch Rußland ist auferstanden, wird wieder gefürchtet, nicht des winzigsten Kronjuwels beraubt und wirkt zu dem Vertragswerk mit, das Deutschland in das luftlose Gedräng kleiner, einander mißtrauender Monarchien zurückstößt. Weil es sonst „gefährlich“ würde. Dem Geist, dem ahnbaren Zweck, irgendeinem edlen Gut der Menschheit? Von der plaudert Alexanders in Flinkheit entschüchterte Zunge. Ihr Inbegriff ist seiner Seele so fremd wie denen Philarets und Michaels. Nein: einem Theil der ins Bündel geschnürten Wünsche gefährlich.

In die Berathung des dritten Pariser Friedens wurde die Macht, die in den Hauptschlachten gegen Napoleon, bei Leipzig und Belle Alliance, vornan gekämpft hatte, erst zugelassen, als das Beträchtliche abgethan war. Preußens redliche Neutralität hatte im Krimkrieg ja den Russen genützt: und von ihnen drohte jetzt die ärgste Gefahr. Vicecount Palmerston schreibt an seine Kö-

nigin: „Man müßte den Russen, um sie zu lähmen, mindestens Polen, Finland, Georgien entreißen. Diese Gebiete zu besetzen und zu verwalten, würde theuer. Und ehe Rußland nicht vom Krebs innerer Nöthe ganz durchfressen wäre, entschlösse kein Zar sich, unter einen Friedensvertrag, der ihm so große Landstücke nimmt, seinen Namen zu setzen. Die zähe Geduld zu solchem langwierigen Krieg durfte ich den Eurer Majestät verbündeten Mächten nicht zutrauen; ich mußte sogar zweifeln, ob britische Ausdauer ihn ertragen hätte." Rußland war von dem Thor Südosteuropas weggedrängt und hat von der zerstückten Türkei in sechzig Jahren keinen Fetzen erworben. Was unser Krieg ihm von Armenierland, auf anatolischer Erde eingebracht hat, soll es herausgeben. Polen, Kurland, Litauen, Esthland, Livland, Finland, die Ukraina verlieren. Aus der Vorderreihe europäischer Großmächte wegrücken. Weil es vom Krebs innerer Nöthe ganz durchfressen, von Sprudelköpfen und gewissenlos wüthenden Narren entwaffnet ist, wird es fürs Erste wohl sich der Gewalt fügen. Wer sie ihm aufzwingt, muß überzeugt sein, daß Rußland sich nie in Willenseinheit aufraffen, die Wägschalen, in der Europas Lose ruhen, nie wieder heben noch senken werde. Und da in dieser Ueberzeugung die Regirenden mit einer Mehrheit des Reichstages einig scheinen, wäre der Versuch thöricht, durch Worte die Speichen des Rades zu hemmen. „Der Arm des Deutschen Reiches muß im Osten frei, dem Volk, im vierten Kriegsjahr, ein greifbarer Ertrag des Kampfes gezeigt und zugleich erwiesen werden, daß Revolution ein spottschlechtes Geschäft, die schwächste Monarchie der Staatsmacht und damit dem Nationalwohlstand nützlicher ist als Republik. Ukraina, Großrußland, Rumänien: immerhin ein Anfang. Der Kongreß wird bequemer; wenn noch einer nöthig ist." Mag Rußland ins Chaos der Theilstaatenzeit versinken. Sein Gott schreckt nicht mehr.

Nur in Lebendigem, das sich zu wandeln, neu zu werden vermag, ist Gottheit wirksam. Ich glaube nicht, daß Rußlands Gott gestorben ist oder im Todeskampf ächzt. Sind ihm nicht gestern erst große Provinzen der Europäerseele zugefallen? Ein Land, in dem so hohe Kunstwunder gediehen, mit so heiliger Inbrunst den Räthseln des Weltgefüges die Lösung gesucht wird, ist nicht am Ende seiner Lebenskraft. Ihm wiederholt sich, wie,

nach Goethes Meinung, genialen Naturen, die Pubertät; und deren Krämpfe nimmt Kurzsicht für die Zeichen unaufhaltsamen Verfalles. Rußland hat sein letztes Wort noch nicht gesagt. In der Geschichte staatlich-nationalen Lebens kaum sein erstes. Die Volkskommissare sind nicht seines Willens Vollstrecker. Sind dem Schoße seines Mythos, aus dem Zukunft werden kann, ferner als je die Iwan und Nikolai, der wüsteste und der schwächlichste Zar. Sonst hätten sie fest sich auf das Gebirg ihrer Fehler gestellt und dem mächtigen Feind zugerufen: „Bis an die Herzkammer unserer Heimath magst Du vordringen, ihre Haut an den Maschen Deines bewährten, berühmten Verwaltungnetzes wund scheuern, von der Schelde bis an das Weiße, das Schwarze Meer als Schwertträger und Pfandhalter gebieten und warten, bis irgendwo aus Deiner Saat Liebe zu ernten ist. Friede, den Gewalt erzwingen soll, ist von uns nicht zu haben." Doch den aus Demagogie in Tyrannei Aufgestiegenen gehts nur um Lebensfristung. In schwankem Taumel zwischen dem Drang in schrill herausfordernde Rede und der Angst vor der Massenrachsucht noch eine Provinz verloren, abermals Wehrgeräth, das in harten Jahren aus der Arbeit ganzer Dörfer entstand: was thuts? Ueber der Staatsmannsbrust kreuzt Herr Trotzkij die Arme und spricht: „Der Kapitalistenwelt blieb nur die Wahl zwischen Dauerkrieg und Revolution. Wenn wir den Krieg enden, haben sie nicht mehr zu wählen." Rußlands Stimme schweigt. Aber sein Auge ist wach und wird nicht vergessen, was es erblickt hat. Ist unseren Militaristen und ihrer Bürgerwehr bewußt, welches Vermächtniß so „triumphaler Friedensschluß" den Kindern und Kindeskindern auferlegt? Daß Rußlands Zerstückung das deutsche Reichsleben heute erleichtert, von morgen an unermeßlich erschwert, dem englischen heute unbequem, doch morgen Labsal und Segen werden muß? Deutsche Politik und deutsche Wirthschaft brauchten, als Gefährten und Markt, ein großes, in Einheit starkes Rußland, nicht einen neuen Balkan, in dessen Käfigen Armuth und Groll, allzu oft gepaart, hausen wird. Weder nackte noch verschleierte Annexion. Die Versöhnung, nicht noch giftigere Verfeindung der Slawenvölkerfamilie. Die ist nicht den Tataren, den Türken, den Wirbeln des eigenen Blutes erlegen; hat Bojarenpest und Zarenwahnsinn überdauert. Daß ihr nun in Eu-

ropa wieder Eroberungziele winken, ihre Glieder vor der heißen Gier noch einem Schwarm slawischer Elsaß-Lothringen beben sollen, kann ihren Genius vom Giebelweg seines Traumes stürzen. Aus der Wirrniß des unbedachtsam überhasteten, von Unheil trächtigen „Friedens", der wieder nur Waffenstillstand bringt, weist der schmale Pfad einer einzigen Hoffnung. Der Gedanke eines Hirnes, eines Volksdämons kann einem Jahrhundert den Inhalt geben, die Gestalt formen. Rußlands Stimme schweigt. Wenn sie wieder ertönt, spricht, vielleicht, die entfesselte das Wort, dessen Inbegriff ihre Knebler, vom ersten Wladimir bis zum letzten Romanow nie ahnen lernten: Menschheit.

Progymnasmata.

„Am achten Januar durfte ich Ihnen sagen, wie unser Volk die Ziele des Krieges sieht. Am fünften Januar hatte der Erste Minister Großbritaniens in dem selben Sinn gesprochen. Auf diese Reden haben die Vertreter Deutschlands und Oesterreich-Ungarns am Vierundzwanzigsten geantwortet. Unserem Wunsch, daß in dieser großen Sache jeder Meinungaustausch dem Ohr der Welt hörbar werde, ist mit erfreulicher Schnelle Erfüllung geworden. Graf Czernin hielt seine Rede in sehr freundlichem Ton. Mein Gedankengang schien dem seiner Regirung so nah, daß er in ihm die Hoffnung entstehen ließ, ein tiefer ins Einzelne führender Meinungaustausch könne fruchtbar werden. Die Vermuthung, der Minister habe mir seine Absicht, ehe er ihr Ausdruck gab, mitgetheilt, mir sei also schon bekannt gewesen, was er sagen werde, kam offenbar aus Mißverständniß. Er hatte ja auch gar keinen Grund zu einer Sonderbotschaft an mich; ich reihe mich gern in die Schaar, die seiner Rede zuhört. Die Antwort des Grafen Hertling ist, leider, sehr undeutlich und, mit der Fülle ihrer vieldeutigen Sätze, eher geeignet, das Urtheil zu verwirren als über Richtung und Ziel Klarheit zu schaffen. Ihr Ton, also wohl auch ihr Zweck ist ganz anders als der des Grafen Czernin und ich muß mit Bedauern sagen, daß sie den üblen Eindruck der brest-litowsker Verhandlungen noch vertieft. Die Erörterung unserer allgemeinen Grundsätze, sogar die Annahme einzelner bestimmt den Grafen Hertling nicht zu der Erkenntniß, daß nur aus solchen Grundsätzen der Körper haltbaren Abkommens gefügt

werden kann. Mißtrauisch steht er vor jedem Gedanken an internationale Handlung und Entscheidung. Er giebt sich für einen Freund öffentlicher Diplomatie, scheint sie aber, wenigstens für den Bereich der uns jetzt wichtigen Fragen, in Allgemeinheiten beschränken zu wollen. All die Fragen, nach Gebietsumfang und Hoheitrecht, an deren Beantwortung für die dreiundzwanzig in Krieg gerissenen Staaten die Möglichkeit des Friedensschlusses hängt, sollen, wenns nach ihm geht, nicht gemeinsam, sondern in Einzelgesprächen der durch Interesse und Nachbarschaft Hauptbetheiligten erwogen und beantwortet worden.

Die Freiheit der Meere ist ihm willkommen, nicht aber die Vorstellung, daß internationales Handeln im Gemeinschaftinteresse diese Freiheit einschränken dürfe. Er wünscht den Fall der Wirthschaftschranken, die den Völkerverkehr hemmen; der Ehrgeiz der Militärpartei, mit der er sich gut stellen zu müssen scheint, hätte dagegen ja nichts einzuwenden. Den Rüstungen eine Grenze zu ziehen, dünkt ihn möglich; die Finanzlage, meint er, wird nach dem Krieg von selbst dafür sorgen. Kein Wort aber ist darüber zu verlieren, daß die deutschen Kolonien zurückgegeben werden. Ueber die Länder und Völker der baltischen Provinzen wird er nur mit Rußland, über die ‚Bedingungen', unter denen das französische Gebiet geräumt werden kann, nur mit Frankreich, über Polens Schicksal nur mit Oesterreich verhandeln. Die Ordnung der Balkanverhältnisse scheint er, wenn ich richtig verstehe, Oesterreich-Ungarn und der Türkei, die Zukunft der nicht türkischen Stämme im Osmanenreich den Behörden dieses Reiches zu überlassen. Ist so aus Einzelverhandlung und Einzelgeschäft ein Allewelt-Abkommen geworden, dann wird er nichts gegen die Knüpfung eines Völkerbundes thun, der das neue Gleichgewicht der Mächte gegen Störung sichern soll. Wer die durch den Krieg bewirkte Wandlung des Menschheitgeistes, der Oeffentlichen Meinung erkannt hat, muß merken, daß auf diesem Weg der allgemeine Friede nicht zu finden ist; nicht ein der ungeheuren Opfer, des in diesen Jahren gehäuften Leidens würdiger. Die Methode, die der Kanzler des Deutschen Reiches empfiehlt, ist die des Wiener Kongresses. Dahin können und wollen wir nicht zurückkehren. Jetzt gehts um den Frieden der Welt. Nicht einen aus Stücken und Flicken zusammengesetzten Vertrag soll unser Kraft-

einsatz uns gewinnen, sondern neue internationale Ordnung, die fest auf dem breiten Grundgebälk anerkannten Rechtes, Allen gleicher Gerechtigkeit ruht. Sieht und fühlt Das Graf Hertling nicht? Lebt sein Denken in einer toten Welt, deren Uhr längst ablief? Hat er den Reichstagsbeschluß vom neunzehnten Juli 1917 vergessen oder will er ihn nicht mehr kennen? Dieser Beschluß deutete die Bedingungen allgemeinen Friedens an und sprach weder von der Stärkung nationaler Macht noch von Sonderverständigungen der einzelnen Staaten. Nur durch gerechte Schlichtung all der Streitfragen, die ich in meiner letzten Rede vor dem Kongreß erwähnte, ist der Weltfriede zu sichern. Nicht etwa nur durch die Annahme meiner Vorschläge oder auch nur eines Theiles davon. Doch jedes dieser Probleme und ihre Gesammtsumme geht die ganze Welt an; jedes muß, ohne Selbstsucht und Vorurtheil, im Geist redlicher Gerechtigkeit so gelöst werden, daß die zunächst davon berührten Völker in ihren natürlichen Wünschen, ihrem Rassestreben, ihrem Verlangen nach Sicherheit und Seelenfrieden die Lösung als Heil empfinden. Nur dann wird dem Frieden Dauer verbürgt sein. Darüber kann man nicht in Klüngeln, nicht in Winkeln verhandeln. Keinem dieser Probleme kann und darf die Weltmeinung fern bleiben: denn keins ist ihr unbeträchtlich. Der Friede ist, mit Allem, was zu ihm gehört, Menschheitsache; und die von der Militärmacht geschaffene Ordnung nur da giltig und haltbar, wo sie der Gerechtigkeit genügt. In jedem anderen Fall wird sie bald wieder in Frage gestellt sein.

Weiß Graf Hertling nicht, daß er vor dem Gerichtshof der Menschheit spricht? Alle Völker der Erde sind aufgescheucht und zum Spruch über jedes Wort berufen, durch das ein in Oeffentlichkeit wirkender Mann andeutet, wie er sich den Austrag des Konfliktes vorstellt, von dem jedes Land und jeder Erdtheil betroffen wurde. Selbst der Reichstagsbeschluß vom Juli unterwarf sich ehrlich diesem Gerichtsspruch. Keine Annexion, kein Tribut, keine Entschädigung, die als Strafe wirkt. Weder eine Konferenz noch die Uebereinkunft von Feinden oder Nebenbuhlern darf Völker aus einem Staatsverband in den anderen drängen. Der völkische Rechtsanspruch muß geachtet, Herrschaft und Regirung mit dem Volkswillen in Einklang gebracht werden. Das ‚Selbstbestimmungrecht' ist nicht leerer Schall; ist eine nothwen-

dige Losung allen künftigen Handelns und ein Gebot, das der Staatsman nur auf eigene Gefahr mißachten wird. Auf Bestellung oder durch Willkürbeschlüsse einer Konferenz ist der allgemeine Friede nicht zu haben. Weil er so sein muß, daß wir, Alle, ihn verbürgen können, müssen wir, alle im Krieg Mitkämpfende, auch jede vom Krieg aufgerührte Frage gründlich erörtern und jede Antwort dem Urtheil Aller vorlegen: denn wir erstreben ein Werk der Gerechtigkeit, nicht ein Marktgeschäft der Monarchen.

Die Vereinigten Staaten wollen sich nicht in Europas Angelegenheit einmischen noch gar in europäischem Gebietstreit das Amt des Schiedrichters an sich reißen. Sie würden sich des Versuches schämen, irgendwo aus Schwachheit Nutzen zu ziehen und innere Unordnung zu mißbrauchen, um ihren Willen einem anderen Volk aufzudrängen. Ohne die Spur von Groll werden sie sich überzeugen lassen, daß ihre Einigungvorschläge nicht die besten, die heilsamsten sind; sie haben ihre Grundsätze und die Art der Anwendungmöglichkeit einstweilen ja nur skizzirt. Sie sind in den Krieg eingetreten, weil auch ihnen die militärischen Beherrscher Deutschlands, die Bedroher des Friedens und der Menschheitruhe, Leid und unwürdige Behandlung zugemuthet haben: und deshalb sind die Friedensbedingungen für sie nicht weniger bedeutsam als für irgendein anderes Volk, das vornan für die Wahrung der Civilisation zu sorgen hat. Vorbedingung des Friedens scheint ihnen die Austilgung der Kriegsursachen. Der Möglichkeit neuen Kriegsausbruches muß, so weit Menschenkraft es vermag, vorgebeugt werden. Der Krieg ist entstanden, weil den kleinen Völkern, den machtlosen Volkssplittern die Einung nicht gegönnt, das Selbstbestimmungrecht, nach dem sie ihr Leben gestalten wollten, verwehrt wurde. Das darf nicht wieder sein; und die Verträge, die solchen Mißstandes Wiederkehr hindern, müssen auf die Bürgschaft aller Völker gestützt sein, die um jeden Preis die Gerechtigkeit, als ein heiliges Gut, schützen wollen. Soll (wie Graf Hertling will) über den Gebietsbestand und die politischen Beziehungen großer, doch zu wirksamem Widerstand nicht organisirter Völkermassen durch Verträge starker Regirungen, die sich für die meistinteressirten ausgeben, verfügt werden: warum nicht eben so über die Macht- und Nutzungmöglichkeiten der Wirthschaft? In unserer von Grund aus gewan-

delten Welt hat die Gerechtigkeit und das Volksrecht für das ganze Gefild internationalen Verkehres nicht geringeren Werth als der Rohstoffbezug und die Gewähr billiger Welthandelsbedingungen. Gewerbe und Handel sollen, nach dem Wunsch des Grafen Hertling, durch Gemeinbürgschaft geschützt werden; dieses Zugeständniß wird er vergebens erstreben, wenn nicht auch alle anderen Friedensbedingungen eben so behandelt und als Theile in die von Allen zu genehmigende Schlußabrechnung eingestellt werden. Den Vortheil der Gemeinbürgschaft kann er nicht an einer Stelle fordern, an jeder anderen weigern.

Oeffentlicher Vergleich und Austausch von Meinungen scheint mir da nützlich, wo die Staaten über vier Hauptsätze einig geworden sind. Erstens: Jeder Theil des Vertrages, den wir erstreben, muß auf dem festen Grund der Gerechtigkeit ruhen und für den bestimmten Einzelfall den Interessenausgleich schaffen, von dem die längste Friedensdauer zu hoffen ist. Zweitens: Völker und Landstücke sind nicht Marktwaare und Zahlmittel der Monarchen; sind nicht, wie Brettspielsteine, herumzuschieben, nicht aus einer Staatshoheit in die andere zu stoßen, auch nicht unter dem Vorwand, dadurch werde das Gleichgewicht der Kräfte gesichert: denn dieses Spielchen Erwachsener ist für alle Zeit nun in Verruf. Drittens: Die Antwort auf Fragen nach der bestrittenen Staatzuständigkeit eines Gebietes darf nur von dem Willen der darin heimischen Volksmehrheit, nicht von der Vortheilsucht einer Regirung, gegeben noch von zwei daran interessirten Staaten, ohne Wägung der Volkswünsche, vereinbart werden. Viertens: Wo die berechtigte Forderung einer Nation irgendwie annehmbar ist, werde ihr Erfüllung; aber auch vorbedacht, ob dadurch nicht neuer Streitsame ausgestreut oder alten Haders Leben verlängert würde: denn immer und überall befiehlt die wichtigste Pflicht, die Ruhe Europas und damit der Erde zu wahren. Auf solcher Grundlage können wir den Friedensschluß erörtern; bis wir so weit sind, müssen wir kämpfen. Wenn mein Blick nicht trügt, wird die gebieterische Nothwendigkeit unserer Grundsätze schon überall anerkannt und nur von den Wortführern der deutschen Militaristen und Annexionisten noch bestritten. Nirgendwo anders haben die Stimmen der Gegner Kraft und Gewicht. Doch die Tragik der Stunde liegt eben darin, daß eine einzige Partei, eine

Gruppe Deutschlands den Willen und offenbar auch die Macht hat, Millionen Menschen in den Tod zu schicken, damit verhindert werde, was der ganzen Welt der Aufgang der Gerechtigkeit scheint.

Ich wäre nicht der Sprecher des Volkes der Vereinigten Staaten, wenn ich nicht wiederholte, daß wir nicht leichtfertig den Krieg auf uns genommen haben und daß wir auf einem aus ernster Ueberzeugung gewählten Weg nicht umkehren können. Unsere Kraftquellen sind zu großem Theil nun erschlossen und wir werden nicht rasten, ehe sie es ganz sein werden. Was wir sind und haben, setzen wir an diesen Kampf, der uns von steter Bedrohung, von der Vorherrschaftsucht eigennütziger Klüngel und Autokratien erlösen soll. Die Zeit ist, gerade jetzt, schwer; unbrechbar aber unsere von keiner anderen abhängige Macht. Niemals können wir uns in eine von Gewalt und von Ränken beherrschte Welt einfügen. Wird nicht neue Weltordnung, herrscht die alte friedlos und freudlos fort, dann wird das Menschenleben unerträglich und das Hoffen auf Menschheitentwickelung verdorrt. Ich hoffe, nicht erst betonen zu müssen, daß in meinen Worten nichts einer Drohung Aehnliche zu finden ist. Solche Neigung ist unserem Volk fern. Ich mußte sprechen, wie ich sprach, damit kein Zweifel an unserem Entschluß bliebe, die Gesammtmacht der Staaten in den Kampf für gerechte Freiheit und Selbstbestimmung einzusetzen. Die liebevolle Hingabe an die Begriffe der Gerechtigkeit und der freien Volksregirung, an Ideale, die uns nicht leere Worte sind, wird, da sie einmal beschlossen ward, nicht wieder schwinden. Unsere Macht bedroht keinen Staat und kein Volk. Niemals wird sie zu Angriff mißbraucht noch in den Dienst enger Selbstsucht erniedert werden. Die Macht der Vereinigten Staaten ist ein Kind der Freiheit und wird sich stets nur der Freiheit zu Dienst verpflichtet fühlen."

Dieser Rede des Präsidenten Wilson hat, nach vierzehn Tagen, Graf Hertling geantwortet. Er blieb dem Geist der Politik nicht so fern, sprach nicht so mürrisch wie im Januar. Dem Amerikaner sind „die militärischen Beherrscher Deutschlands die Bedroher des Friedens und der Menschheitruhe"; ist das Ziel des Krieges die Erlösung „von der Vorherrschaftsucht eigensüchtiger Klüngel und Autokratien". Diese Scheltworte, die einzigen, stehen wohl nur in der Botschaft, weil des Januarredners

milderer Ton in Berlin bespöttelt worden war. Der Deutsche ist mit Rügeworten nicht sparsam. Den Gerichtshof der Menschheit, in dem doch nicht nur Feinde sitzen, lehnt er, ohne Gründe anzugeben, als befangen ab. Die Staatshäupter und Minister der feindlichen Länder hören nicht auf die Stimme der Vernunft und der Menschlichkeit, lügen, hetzen, verleumden, peitschen die Kriegsfurie auf, gefallen sich in dem verbrecherischen Wahnsinn des Eroberungskrieges. Viel von Einem, der mit reinem Herzen den Weg in Frieden bahnen will. Ueber Herrn Wilson spricht Graf Hertling wie ein würdig alter Professor über einen grünen Dozenten, dessen Name allzu oft in der Zeitung steht. „Die Einleitung ist überlang. Hier eine Wiederholung. Dort Unnöthiges. Nach dem Buch über den Staat durfte man vermuthen, daß ihm der Gegenstand nicht ganz unbekannt sei.“ Klänge aus dem Sprechzimmer einer Kleinstadtuniversität. Doch gegen die vier Grundsätze des Herrn Kollega hat der Magister nichts einzuzuwenden. „Nur ein in allen seinen Theilen von den Grundsätzen der Gerechtigkeit getragener Friede hat Aussicht auf Bestand. Kabinetspolitik und Kabinetskriege, Vermischung von Staatsgebiet und fürstlichem Privateigenthum: Das liegt weit hinter uns. Fürsten und Regirungen sind bei uns nur die obersten Organe des im Staat organisirten Volksganzen, dem auch sie angehören, und ihren Entscheidungen giebt stets nur das Wohl des Ganzen die Richtlinie. Daß über Gebietsfragen nur der Wille der Bewohner, nicht der Spruch einer Regirung oder der Interessenausgleich zweier Staaten entscheiden darf, versteht sich von selbst. Auf solchen Grundlagen kann ein allgemeiner Friede erörtert werden. Nur ein Vorbehalt ist zu machen. Diese Grundsätze müßten nicht nur von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, sondern von allen Staaten und Völkern anerkannt sein. Ein auf Gerechtigkeit und selbstlose gegenseitige Anerkennung aufgebauter Völkerbund wäre ein Zustand der Menschheit, in dem mit allen Resten früherer Barbarei der Krieg völlig verschwunden wäre, in dem es keine blutigen Opfer, keine Selbstzerfleischung der Völker, keine Zerstörung mühsam erworbener Kulturwerthe mehr gäbe. Ein Ziel, aufs Innigste zu wünschen. Aber noch ist dieses Ziel nicht erreicht.“ Wäre sonst Krieg? Würde in langwierigen Reden die Möglichkeit des Friedensschlusses er-

örtert? Die Eintracht der Grundauffassung entriegelt das Thor, durch das die noch Verfeindeten ans Ziel gelangen können. „Ich ginge gern mit, wenn wir schon angelangt wären“: wiegt solche Zustimmung schwer? Ich will die fahlen Sätze des Kanzlers nicht bekritteln. Nicht fragen, ob wir, die schon ein Wunder dünkt, daß der Vicekanzler aus Schwaben häßliche Schimpfreden preußischer Junker zu tadeln wagt, wirklich in dem Idealreich friedsam gerechter Freiheit leben, das der von Preußens Machtpolitik einst so schroff Abgewandte in zerrinnenden Lenznebel malt. Ob die Bewohner der Länder, die Deutschlands Schwert von dem Russenreich abgetrennt hat und die, nach dem Vertrag, „nie wieder zu Rußland gehören sollen“, zu freiem Willensausdruck aufgerufen wurden. Aber der „Vorbehalt“ entwerthet sogar das Zugeständniß; und kann den Verdacht erneuen, daß der Rede Sinn dunkel, vieldeutig, bleiben sollte. Wird dem Wort des Präsidenten, seinen vier Sätzen werde im Kreis der Genossen von Starken nirgends widersprochen, der Glaube versagt: von anderen Stimmen wird er dem Störrigsten aufgezwungen.

Die Herren Asquith, Lloyd George, Lansdowne haben sich, als Sprecher der stärksten Bürgerparteien im Britenreich, laut zu dem Programm des Präsidenten Wilson bekannt. Dem Abgeordneten Trevelyan, dem es noch zu sehr nach Nationalismus schmeckt, scheint erst nach aufrichtigem Verzicht auf jeden ungebührlichen Landerwerb haltbarer Friede möglich. Ueber Kurland und Polen, die deutschen Kolonien und den deutschen Elsaß, Dalmatien und Mesopotamien dürfe nicht von außen verfügt werden. Er fordert die Minderung der britischen Wehrmacht in den für den inneren Reichsdienst unentbehrlichen Umfang; Verstaatlichung aller Industrien, die Waffen und anderes Kriegsgeräth liefern; schrankenlos freien Handel, auch in den Kolonien; Verpflichtung des Kabinets, vor jedem diplomatisch wichtigen Schritt die Zustimmung des Parlamentes zu erlangen; Abwehrgemeinschaft aller Demokratien gegen die ansteckende Krankheit, die heute Militarismus heißt. „Die neue Weltordnung kann fest nur auf dem Pfeiler internationalen Empfindens ruhen. Der Friede ist so lange gefährdet, wie der Geist des Nationalismus die Regirungen leitet.“ Aus dem Programm, auf dessen Boden die Arbeiterparteien Englands, Frankreichs, Belgiens sich ge-

einigt haben, will ich heute nur die Hauptsätze anführen. „Die Völker Europas, die Opfer des Krieges, für dessen Ausbruch sie nicht verantwortlich sind, erstreben die Sicherung unbrechbaren Weltfriedens und die Rettung der Demokratie. Das wichtigste aller Kriegsziele ist den Völkern der Erde der Schutz vor neuer Friedensstörung. Daneben verblaßt der Glanz aller Triumphe, die zu erringen wären. Der Imperialismus ist, in jeder Gestalt, zu bekämpfen, die internationale Politik und das dafür verantwortliche Ministerium dem Willen des Parlamentes zu unterstellen, die allgemeine Wehrpflicht aufzuheben, die Rüstunglast durch Abkommen zu mindern und nicht länger zu dulden, daß Geschäftsleute aus Volkswaffnung, die stets zu Wettrüstung und Kriegsdrohung führen muß, Nutzen ziehen. Diese Grundsätze sollen für alle Länder gelten. Der Friedensvertrag muß aber auch, als eine Hauptbedingung, den Entschluß zu einem Völkerbund verkünden, in den alle unabhängigen Staaten einzuladen sind und der ein internationales Schiedsgericht zu bilden und internationale Gesetzgebung vorzubereiten hat. Wer sich dem Spruch dieser über den Einzelvölkern waltenden Behörde nicht beugen will, ist mit allen Mitteln der vereinten Staatsmächte in Gehorsam zu zwingen. Der Krieg von heute darf nicht in Eroberungsucht ausarten, nicht um einen Tag verlängert werden, damit irgendein Land, Freund oder Feind, seine Grenzen vorrücke. Unverkennbar ist aber die Nothwendigkeit, einzelnen Gebietsfragen endgiltige Antworten zu finden, die jedem Rückfall in Rüstung und Krieg vorbeugen. Wird allen Völkern, kleinen wie großen, das Selbstbestimmungrecht gewährt und vom Völkerbund verbürgt, dann schwindet die Furcht vor künftigem Waffenstreit um Landstücke. Wirthschaftkrieg, der, einmal begonnen, Vergeltungwünsche weckt, darf nirgends gestattet werden. Je reicher ein Land gedeiht, desto besser für alle Länder. Nach dem Krieg wird überall Mangel an Handelstonnage, Lebensmitteln, Rohstoffen sein. Internationales Abkommen muß erreichen, daß die Vertheilung sich nicht nach der Macht, sondern nach dem Bedürfniß der Staaten richtet. Und in den einzelnen Ländern darf nicht der Reiche begünstigt, der Arme in Noth gehalten werden. Ueberall gelte der Satz: Keinem Kuchen, ehe nicht Jeder Brot hat." Sind Wilsons Leitgedanken ringsum anerkannt?

Auch, hören wir, von dem Grafen Hertling und von der Reichstagsmehrheit, die mit festem Fuß und biederem Sinn auf ihrem Julibeschluß steht, in Regen und Sonnenschein stehen wird. Weder Annexion noch Tribut. Selbstbestimmungrecht. Völkerbund. Dem Parlament die Entscheidung über jeden Schritt in Handeln, das international fortwirken kann. Abrüstung. Schiedsgericht. Belgien „frei", doch nicht „Gegenstand oder Aufmarschgebiet feindlicher Machenschaften". (Wessen Aufmarschgebiet war und ist es? Darf und kann Gewalt befehlen, was freundlich kluge Politik leicht zu erlangen vermöchte? Würde ein Land frei, das sein Gefühl unter Vorschrift ducken müßte?) Keine Kabinetspolitik. Regirung nach dem Willen der Regirten. Der Geist wahrer Demokratie überall thätig. Ein Gestöber schöner Worte. Aller Komfort der Neuzeit; wie auf den Locktafeln vor Protzherbergen. Sogar der Menschheit wurden Schnitzel gekräuselt. Nun liest die Welt das deutsche Ultimatum, das, hört unser von Edelklängen noch trunkenes Ohr, „von den russischen Delegirten angenommen worden ist"; und das die Farbe des aus Wien einst nach Belgrad gesandten trägt. „Die Gebiete, die westlich von der die dünaburger Gegend mit der Ostgrenze Kurlands verbindenden Linie liegen, werden der territorialen Hoheit Rußlands nicht mehr unterstehen und Rußland verzichtet auf jede Einmischung in ihre inneren Verhältnisse. Ihr künftiges Schicksal wird von Deutschland und Oesterreich-Ungarn im Einvernehmen mit der Bevölkerung bestimmt. (Nachdem sie von Rußland getrennt sind.) Livland und Esthland werden von deutscher Polizeimacht besetzt, bis Landeseinrichtungen die Sicherheit verbürgen und die staatliche Ordnung hergestellt ist. Rußland muß mit der Ukrainischen Volksrepublik sofort Frieden schließen, ihr Gebiet und Finland räumen, den deutsch-russischen Handelsvertrag wieder in Kraft setzen, die zollfreie Ausfuhr von Erzen gestatten. Vorstehende Bedingungen sind in achtundvierzig Stunden anzunehmen. Russische Bevollmächtigte haben sich unverzüglich nach Brest-Litowsk zu begeben und dort binnen drei Tagen den Frieden zu unterzeichnen, der innerhalb der nächsten zwei Wochen ratifizirt sein muß. Das Deutsche Reich und Rußland erklären die Beendung des Kriegszustandes. Beide Nationen sind entschlossen, fortan in Frieden und Freundschaft mit einander zu leben." Nicht Bonaparte, nicht

Palmerston hat Aehnliches ertrachtet. Das war noch nicht. Nirgends in heller Zeit der Versuch, eine Großmacht, das Gebild von Jahrhunderten, mit Hurra und Hussa in Bröckchen zu zermalmen. Daß Deutschland mit dem hastig geschwungenen Hammer sich selbst schlägt, daß kein Kriegsgewinn je ihm den Verlust Rußlands ersetzen kann, wird von jauchzend Blinden bestritten. Ist seit fast dreißig Jahren nicht jede Warnung als lästige Nörgelei abgewehrt, nicht jede als berechtigt erwiesen worden? Doch jetzt gehts um das Bekenntniß zu den Grundsätzen; um „die Grundlagen, auf denen, in Uebereinstimmung mit dem Präsidenten Wilson, ein allgemeiner Friede erörtert werden kann."

Um nicht in Fehlurtheil zu straucheln, lese ich die Rede des Kanzlers noch einmal. Gerechtigkeit muß das Fundament jedes Vertrages sein. Völker und Provinzen dürfen nicht aus einer Staatshoheitzone in eine andere geschoben werden. Dem Volkswillen gebührt in jedem Gebietstreit der entscheidende Spruch. Der berechtigten Forderung einer Nation werde, wo sie ohne Gefahr annehmbar ist, Erfüllung. England nimmt den Begriff des Selbstbestimmungrechtes nicht so ernst wie wir und sein Kriegsziel ist „imperialistischer Natur", unseres „die Vertheidigung des Vaterlandes, die Aufrechterhaltung unserer territorialen Integrität und die Freiheit unserer wirthschaftlichen Entwickelung." Die Staaten, mit denen wir jetzt Frieden schließen, müssen und wollen wir uns zu Freunden machen. Doch die Leiter der Entente hören noch immer nicht auf die Stimme der Vernunft und der Menschlichkeit; sie wollen, „im Gegensatz zu den Mittelmächten", Eroberung, die Aneignung fremder Gebiete. Zu solchem Zweck geführter Krieg aber ist „verbrecherischer Wahnsinn". Alles, wie ichs zuvor las; und in Allem der in Seufzer gebändigte Zorn über die Frevler, die Narren, die sich mit steifem Rückgrat gegen das Walten milder Gerechtigkeit stemmen. Als Vorwort zu dem Ultimatum hätte ich eine andere Rede erwartet. „Eure Zunge schwatzt von Menschheit, Selbstbestimmungrecht, Schiedsgerichtshof, Völkerbund und Völkerentwaffnung. Kopf und Herz glauben nicht dran. Die Menschenwelt bleibt, wie sie war. Jedes Volk dem Nachbar ein Wolf oder Zugthier. Der Schwache des Starken Beute. Neue Weltordnung? Abgestandener Quark vom Tisch des Wiener Kongresses. Phrase, in deren Staub wir uns

nicht bücken. Unser Deutschland hat geblutet und gelitten, darbt noch heute und wird von ranzigen Worten nicht fett. Wächst es aber, schiebt seine Grenzen weit vor und bewahrt sich die Tüchtigkeit, die Euch ärgert, dann, nur dann dient es, auf seine Weise, der Menschheit. Jedes Volk sorge nach Kräften für sich und Gott für das Weltganze. So nur ward überall Ordnung. Knirpse und Jüngferchen konnten zweifeln, ob wir die Gunst der Gelegenheit nützen würden. Ihr thätets auch. Rußland ist vom Greisenbrand des Zarismus (wir haben uns an das gestern gevehmte Schimpfwort schnell gewöhnt) im Kriege gelähmt, durch die Unzucht der zweiten Revolution aus den Anfängen der Genesung in Fieberkrämpfe gerissen worden. Keins seiner Völker zaudert vor der Wahl zwischen Lenins Kommunismus und dem Schirm des Deutschen Reiches. Jedes weiß, was ihm bevorsteht, wenn das im Müßigang verlüderte, oft schon in Räuberbanden versplitterte Millionenheer in die ihm fremd gewordene Heimath zurückströmt. Jetzt oder nie. Wir nehmen, was zu haben ist; und werden flink Ansehnliches draus machen. Annexion, lockerer Verband Einflußsphäre: Das ergiebt sich erst im Lauf der Zeit. Keins dieser staatlichen Gebilde kann sich unserem Machtgebot ganz entziehen; keins, auch nicht das eingeklemmte Polen, je uns gefährlich werden. Dicht neben unseren skandinavischen Vettern, vor Petersburgs Thor, Herren des Baltikums und des Schwarzen Meeres, der Stränge von Riga bis (bald wieder) Bagdad: wir stehen an einem Kriegsziel. Und Euer Verstand ist nüchtern genug zu der Erkenntniß, daß wir an Abrüstung, beträchtliche, Selbstbestimmungrecht, ernsthaftes, der Völker und ähnlichen Modekram morgen weniger denken dürfen, als gestern noch möglich war. Auch, daß Sonderfriedensschluß, hübsch nach der Reihe, uns bequemer ist als eine Konferenz, die sich einbildet, mit Majorität wirthschaften und allen Nöthen der Erde Linderung spenden zu können. Wir haben nur noch eine Front. Wollt Ihr? Die verehrte Menschheit muß sich gedulden. Räth nicht der Brite, mit Wichthat zu Haus, im Kreis der Nächsten, anzufangen?"

So derbe Rede hülfe dem Reich weiter als frommes Gezeter wider „den verbrecherischen Wahnsinn des Eroberungskrieges." Hülfe rasch vielleicht ihm in langen Waffenstillstand, den man Frieden taufen könnte. War alles Erlebniß dieses mit

Graus und mit Hoffnung verschwenderischen Jahres nur Irrthum? Rußlands Lenz und Deutschlands Entschluß, noch einmal, in Kants Gürtel, im Schleier goethischen Weltempfindens, sich dem Geist der Menschheit zu vermählen? Hätte Taktik und Kriegslist Einfältige geprellt, dann wäre weder das Mittel noch das Werk zu loben und von Schuld Jeder freizusprechen, der in das Geplärr mit dem Trutzschrei brach: „Deutsche kümmert nur Deutschland." Weil die Enthüllung der List die noch kräftigen Feinde von tastendem Gespräch abschrecken, die müden mit Mißtrauen vergiften muß, das schweigen, niemals vergessen lernt. Vernunft empfiehlt nun, auch dem Westen schleunig die Bedingungen vorzulegen, deren Annahme den Frieden erkaufen kann. Nach dem Ultimatum wird jedes noch im Krieg stehende Volk sich die deutschen Forderungen als der Schrecken schrecklichsten vors innere Auge malen; jedes die auf deutscher Erde von einer Hoffnung Enttäuschten als heuchlerische Begünstiger der Trugliſt verschreien. Wir dürfen nicht murren. Alle Gewalten sind einig. Alle zu Machtspruch, förderndem oder hemmendem, Fähigen, Reichstag, Kapital, Vormannschaft der Arbeiter, stützen, eifernd oder sacht, den Beschluß der Regirung. „Wenn die Russen sichs gefallen lassen: warum nicht? Wer nicht nach dem Löffel greift, darf nachher höchstens den Teller auslecken." Doch wir dürfen uns auch nicht, wie stumme Hunde, ins Dunkel des Zwingers schleichen. Eine Schaar reiner Menschen hofft, aus der Sintfluth werde eine neue Erde sich heben. Der Friedensvertrag nicht den vom Kriegsglück Gekrönten Vortheil sichern, sondern Umordnung erstreben, die Groß und Klein aus den Banden des Haders und der Eifersucht löst. Was zusammengehört, soll einander erreichbar sein, was in Gemeinschaft, im Verhältniß von Herrschaft und Unterwürfigkeit, nicht zu hausen vermag, werde geschieden. Güte bestelle das dürr gewordene Feld der Menschheit. War die Internationale der Seele nur Traum? Wenn sich die Frommen nicht schaaren, in denen der Wille lebt, ihre Macht, noch in Sturm und Rufesgefahr, laut zu bekennen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 16. März 1918.

Die zwölf Steine.

Vergangenheit.

Am neunten März 1888 drängt sich, schon im Morgengrau, der Berlinerschwarm um Rauchs Fritzendenkmal. Wie von aufgescheuchtem Hühnervolk ein ruhloses Geflatter, zweckloses Getrippel. Noch weht die Purpurstandarte von der Spitze des Dachmastes. Noch lebt der alte Kaiser. Vielleicht erholt er sich. Mit einundneunzig Jahren? Unmöglich ists nicht. Ein leichter Anfall; und Wilhelm ist zäh. Durch das Glas des Eckfensters dort sah ihn Jeder oft. Lange schon uralt. In müder und dennoch straffer Haltung, mit dem vorsichtig prüfenden Blick und einem Hauch matter, ergebener Wehmuth über dem deutschen Greisantlitz. Wenn er, die aufziehende Lindenwache zu grüßen, vom Schreibtisch aufstand und dicht an das Fenster des einfachen Hauses trat, schien der freundliche Ernst seines Auges der winkenden, rufenden Menge zu sagen: „Sacht, Kinder! Bedenket, hübsch still, wie schwer uns die Einung, die Reichsgründung wurde, und vergesset niemals, wie allzu oft schon ein lachender Erbe, welche Opfer diese ‚Größe' (so nennt Ihrs ja wohl) gekostet hat." Alt und weise: Grauköpfe kannten ihn kaum anders. Der kann noch halten. Sein Sohn sitzt, ein von den Aerzten aufgegegebener Mann, in Italien. Was würde? Nicht mal sicher, daß Bismarck bliebe. Steht mit der Kronprinzessin nicht recht und hat starke Feinde. Mit dem alten Herrn schwände eine ganze Zeit,

zerrönne uns die Ruhe des lange Gewohnten und das Unbekannte käme herauf. Fünfunddreißig Minuten nach Acht sinkt die Standarte. Stille, die den Athem des Erlebnisses hörbar macht. Lange dann nur verhaltener Stimmen Geflüster. Wilhelms Zeit war. Vier Stunden danach spricht im Reichstag der Kanzler: „Die heldenmüthige Tapferkeit, das nationale hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienst des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterland, die in dem dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren, mögen sie ein unzerstörbares Erbtheil unserer Nation sein! Das Vertrauen, das die Dynastie erworben hat, wird sich auf die Nation übertragen, trotz Allem, was dagegen versucht wird." Zehn Tage später: „Etwas in der Geschichte schwerlich Dagewesenes ist die Theilnahme an dem Tod eines Monarchen in dieser Ausdehnung. Als Napoleon, Peter, Ludwig der Vierzehnte aus diesem Leben schieden, hat Das gewiß in weiten Kreisen einen Wellenschlag gemacht; daß aber von den Antipoden und von den benachbarten Völkern Kränze und Palmen auf das Grab des verstorbenen Monarchen gebracht worden sind, ist eine in der Geschichte nie dagewesene Thatsache. So hochgefürstet war noch kein Monarch, daß alle Völker der Erde, ohne Ausnahme, ihm beim Hintritt ihre Sympathie, ihre Theilnahme, ihre Trauer am Sarg zu erkennen gegeben haben. Ich bin dem Reichstag dankbar für die Ermächtigung, seinen Dank und den der Kaiserlichen Regirung den uns befreundeten Nationen kundzugeben, auf deren Sympathien der Friede der Zukunft fester ruht als auf geschriebenen Verträgen." Das Reich ist im achtzehnten Lebensjahr, auch in seiner Wirthschaft schon stark, hat gestern neue Heeresmehrung beschlossen: und der Alte, der seine Krone trug, warb ringsum ihm Liebe. Draußen und daheim. Der Rechtslehrer Jhering hat, nach dem Tode des Kaisers, an Bismarck geschrieben: „Als Student in Göttingen habe ich den Umsturz des Staatsgrundgesetzes und die Vertreibung der sieben Professoren durch König Ernst August miterlebt, im Mannesalter, als geborener Hannoveraner, den fünften König Georg, als Professor in Gießen die Mißwirthschaft in dem benachbarten Kurhessen. Kein Wunder, daß ich, der ich die Monarchie von dieser Seite hatte kennen lernen, ihr nicht ergeben war; und nie hätte ich damals geglaubt,

daß ich noch einmal die tiefste Verehrung und innigste Liebe für ein gekröntes Haupt empfinden und der begeisterte Anhänger der Monarchie werden würde. Diesen Umschwung in meiner ganzen Anschauungweise und meiner Gesinnung, den gewaltigsten meines ganzen Lebens, verdanke ich Kaiser Wilhelm. Seine historische Bedeutung ragt in meinen Augen über Das, was er Deutschland geworden ist, weit hinaus; er hat in einer Zeit, wo sich der Sinn der Völker mehr und mehr von der Monarchie abwandte, diese wieder zu Ehren gebracht und ihr einen neuen moralischen Halt und eine Kräftigung gewährt, welche nicht nur die Träger von Kronen, sondern auch die Völker weit über Deutschlands Grenzen hinaus zu seinen Schuldnern macht." Er hat gezeigt, daß man stark sein und doch still bleiben, bewußt und fest in Ererbtem beharren und dem Anspruch des Zeitwandels sich doch anpassen kann; daß ein Herrscher, ohne zum Schatten sich zu entkörpern, niemals hervorzutreten, nie für Unbeträchtliches sein Ansehen einzusetzen braucht. In der harten Schule des Unglücks, sogar in der Enge soldatischer Zucht hat er gelernt, daß noch von dem Höchsten der Volkswille Achtung heischt und daß Vertrauen nicht durch lockende Worte, wie ein verliebtes Mädchen vom hitzigen Knaben, erworben wird. In drei Kriegen hat er gesiegt; wäre aber, seit das Volk ihn kannte, auch als Heimführer eines geschlagenen Heeres nicht von Wuth umheult worden.

Wir sehen den Knaben, den Jüngling, der nicht für die Thronfolge erzogen wird, den Einsturz und Wiederaufbau des Preußenhauses, Schmach und Ruhm, Knechtschaft und Befreiung erlebt, in zärtlicher Ehrfurcht an dem Vater hängt und vor einer Stiefmutter das Haupt beugen muß. Ein Prinz wie andere Prinzen. Kein Aederchen von Friedrich, dem einzigen Genie, dem unbegreiflichen Wunder der Zollernfamilie, der gerade, wo und weil er Unmögliches begehrt, liebenswerth ist, in Kleinstem noch die Kanten der Persönlichkeit fühlen läßt und so sich von allen im Rang Gleichen scheidet. Der schreibt an den Bruder Heinrich: „Wir haben uns nichts vorzuwerfen. Wir sind Beide gleich kalt gegen einander; und da Du es so willst, bin ich zufrieden. Die Unfreundlichkeit, die Du mir bei allen Gelegenheiten beweisest, reizt mich nicht zu neuen Anstrengungen, die Liebe eines Bruders zu erringen, der so wenig für mich übrig hat. Das ist Alles, was ich für diesmal

zu sagen habe.“ Im selben Jahr an den Bruder August Wilhelm: „Ich wundere mich gar nicht darüber, daß Du, in Deinen Jahren, den wirklichen Krieg der Thätigkeit im Kabinet vorziehst. Die aber ziehe ich vor. Der Krieg kostet uns zu viele Freunde und zu viel Blut. Auf die Dauer wird er dem Sieger selbst zum Verhängniß. Lassen wir Anderen den Ruhm, den Stoff für die Lobhudeleien der Zeitungschreiber herzugeben, und genießen wir das Glück des Friedens, das sie nicht kennen.“ Nie hätte Prinz Wilhelm, König Wilhelm so gesprochen. Der bestellt sich zum siebenzehnten Geburtstag Band für das Eiserne Kreuz und den Rothen Adler. Der schreibt aus dem eroberten Paris an die Schwester Charlotte: „Hurra: Paris ist unser (dreizehn Ausrufszeichen). Morgen ziehen wir in Parade ein. Ich berufe mich auf den glücklichen Nachrichtenüberbringer Graf Schwerin; wir haben ihn schon instruirt, wie er mit Postillons in Berlin einziehen muß. Das wird ein Jubel sein! Unser Verlust ist bedeutend. Wir sind nicht besonders exponirt gewesen. Den großen Sündenpfuhl haben wir schon in seiner ganzen Länge und Breite gesehen. Es kommt uns wie ein Traum vor. Unbeschreibliche Freude (zwölf Ausrufszeichen). Das Gefecht bei La Fère Champenoise war außerordentlich brillant, wurde aber verleidet durch das ungeheure Exponiren der beiden Souverains. Es war keine Schlacht, sondern ein Schlachten zu nennen; und wir mitten drin! Heute gar nichts gegessen, außer eben, neun Uhr abends, dinirt. Auf allen Punkten haben die Unseren mit entsetzlicher Bravour gefochten. Aus Paris darf nichts fortgebracht werden. Nöppel (Napoleon) wird toben?! Mit Dem haben wir noch eine Nuß zu knacken! Kann ein solcher Mensch wohl infamer enden? Man sagt, er ergiebt sich dem Kaiser Alexander und geht nach Rußland. Dreißigmal schösse ich mich tot, ehe ich Dies thäte. In Kurzem, hoffe ich, sind wir bei Euch. Welch eine Wonne (elf Ausrufszeichen). Den König Louis den Achtzehnten werden wir wohl noch abwarten ... Gestern haben wir den merkwürdigsten Tag erlebt, der wohl lange oder vielleicht niemals vorgekommen ist, wo wir Gott allgemein für das glorreiche Ende unserer Anstrengung dankten. Ein Volk von einer unerduldlichen Tyrannei befreit zu haben und ihm seinen rechtmäßigen Herrn wieder zuzuführen, ist wohl ein Fall, der nicht oft vorkommt. Ein ewiges Hurra

begleitete uns, sowohl von den Truppen als von den Zuschauern. Es war russischer Gottesdienst. Alles mit entblößtem Haupt. Gestern war auch die Einholung des Kaisers von Oesterreich. Dieselbe Aufstellung der Truppen wie beim Tedeum, längs den Boulevards. Abends erschien Alles, die zwei Kaiser, der König und Graf Artois, in der Oper. Ein rasender Spektakel. Ganz himmlisch wurde getanzt. Die Sänger und Sängerinnen schreien nicht so, wie man uns erzählt hatte. Die Kostüme sehr reich und die Dekorationen herrlich. Etwas Vollkommeneres als die Ballets giebt es wohl nicht. Die Tragoedie im Théâtre Français mag in ihrer Art recht schön sein und ist es auch; aber für mich entsetzlich langweilig. Auf dem Ball bei Stuart lernte ich Wellington kennen. Wie interessant ist der Mann! Von den hiesigen Schönheiten sind wir bis jetzt keineswegs bezaubert. Die Damen ziehen sich sehr hübsch an; ich finde aber keinen so großen Unterschied von Berlin, außer, daß das Piedestal sehr soignirt wird. Unsere Garden sehen recht schön aus; nur die dünnen Büsche und die zugehakten Kragen! Vor ein paar Wochen waren wir in Malmaison. Josephine und Hortense machten wir unsere Aufwartung und sie führten uns 'rum. Die russische Revue war gewiß das schönste militärische Schauspiel, das bis jetzt gesehen wurde. Von der Gosselin sind Alle entzückt. Wenn sie doch in Berlin einmal tanzen wollte!“ Aus London: „Die Stadt ist immens! Die Menschen haben uns beinahe die Hände ausgerissen. Alles, die schönen Damen sowohl als der Plebs, greift danach, um sie zu drücken. Das Schreien hätte ich mir noch gefallen lassen; aber als wir über die Westminsterbrücke kommen, fällt dem Volk die Lieblingidee ein, die Pferde auszuspannen: was denn auch geschah. Je mehr man London kennen lernt, je kleiner kommt Einem Paris vor. Die Pferde und Equipagen! Nein, da hat man keine Idee von, wenn man es nicht gesehen hat; himmlich, göttlich (sieben Ausrufszeichen). In welchem Saus und Braus wir hier leben, hat kein Mensch eine Idee von. In Oxford wurden König, Kaiser, Blücher, Metternich und Lieven Doktor und trugen einen rothen Talar. Das ganze Land ist wie der schönste Garten. Unvergleichlich. Neulich wurde geboxt. Es sieht einzig aus. Ich hoffe, daß Alles recht englisch riechen wird, wenn es ankommt, was ich schicke. Das große Fest im Cloup (Klub) hat alle Erwartungen übertroffen.“

Ein Prinz wie andere Prinzen. Mit der ganzen Kastenlust an Schlacht und Parade, Fest und Ballet; mit dem seltsamen (vielleicht aus Luisens Blut kommenden) Pathos der späten Zollern und der Preußenkunst, sich in das Amt des Menschheiterziehers, des Welterlösers zu träumen. (Die Verbündeten haben gekämpft, um die Franzosen von dem Tyrannen Bonaparte zu befreien und ihrem rechtmäßigen Herren zuzuführen; dem dicken Louis. Klingt der Ton uns nicht nah?) Als Prinz Wilhelm wieder nach London kommt, hat ihn, der als das Haupt der Reaktion gilt und der Kartätschenprinz heißt, der Volkszorn gezwungen, vermummt, bei Nacht und Nebel, ins Ausland zu fliehen. Da erst entdeckt er Britaniens Seele; und lernt erkennen, was in Europa von jedem Fürsten die Stunde fordert. Englands Königin ist der klügste Kopf, der eine Krone trägt. Nach dem ersten Märzsturm hat sie an John Russell geschrieben: „An Deutschlands Unglück ist zur Hälfte Fürst Metternich schuldig. Sein Rath wurde von allen Landesherren eingeholt: und er hat sie gehindert, zur rechten Zeit Das zu thun, was ihnen jetzt abgerungen wird. Damals wärs ohne die Opferung der vielen Kronrechte möglich gewesen, die nun nicht mehr haltbar waren." An diese „allergnädigste Cousine" schreibt, aus Brüssel, am dreißigsten Mai 1848 der Prinz von Preußen: „Ich folge dem Trieb meines Herzens und ergreife, ohne lange damit zu warten, die Feder, um Ihnen meinen tiefgefühlten, wärmsten Dank für die so unendlich huldvolle und und liebevolle Weise auszudrücken, in welcher Sie und der Prinz (Albert) während meines Aufenthaltes in London mir entgegenkamen. Es war eine traurige Zeit. Durch den Antheil aber, den Sie an meiner Lage nahmen, wurde sie nicht nur erträglich, sondern in eine ehrenvolle und mir werthe umgewandelt. Ihre Huld hat zweifellos zu dem Meinungwandel beigetragen, der zu meinen Gunsten eingetreten ist, und somit verdanke ich Ihnen, dem Prinzen und Ihrer Regirung den glücklichen Ausgang meines Mißgeschickes. So ist es gekommen, daß ich jetzt England mit schwerem Herzen verlassen habe, ohne zu ahnen, was mir die Zukunft bringen wird. Ich weiß nur, daß ich die kräftigende friedliche Ruhe nöthig hatte, die mir während meines Aufenthaltes in England und durch den Einblick in seine Institutionen in vollem Maß geboten wurde." Diese Erkenntniß hat

ihm bis an seines Lebens Ende gezinst. Er ist nicht englisch, weder liberal noch ein Mucker geworden; blieb immer stramm konservativ und auf die besondere, gar nicht galiläische Preußenweise fromm (stets, freilich, auch zu emsiger Werbung um schlanke Schönheit munter). Aber Englands vernünftiges Staatswesen und glanzlos kräftiges Königthum lehrte sein inneres Auge den Monarchentypus schauen, den das vom Irrlichteliren Friedrich Wilhelms müde, verärgerte Land ersehnte und den gerade Wilhelm in Vollkommenheit ausbilden konnte. Nach der Heimkehr aus dem Inselexil hat er, dessen Ehrgeiz zuvor kaum über das Zeugniß guter Infanterieführung hinaus gelangt hatte, von Deutschlands Einung als von historischer Nothwendigkeit gesprochen, vorausgesagt, Preußen werde „an die Spitze kommen", und, als Sechziger, dann den Eintritt in die Neue Aera gewagt.

Der Mann, in dem der alte, der älteste Brandenburgergeist verkörpert schien und dem Fritz, der Franke und Feldherr, noch fremder gewesen wäre als Bruder Fritz Wilhelm, dessen blinzelnde Lichtscheu Phantasie erkünsteln zu können wähnte. In Wilhelms Statur war Manches vom Vater, der, wo es irgend ging, „kalmiren", schwichtigen, vermitteln mochte; Manches auch von dem ersten Friedrich Wilhelm, dem Drill- und Sparmeister, der, um sein Gewand zu schonen, in der Leinenschürze mit Ueberärmeln sich ans Schreibpult setzte, in seinen Stuben nur einfaches Holzgeräth, nicht Teppiche, Tapeten, Polster, duldete, statt modischer „Flatterien" von Jedem lautere Wahrheit forderte und in seinem Land „nur gute Christen, fleißige Bürger und tapfere Soldaten brauchen" konnte. Nie aber hat Wilhelm sich in den wüsten Jähzorn des ersten, nie in den kümmerlichen Undank des dritten Friedrich Wilhelm verirrt. Sein Babelsberg war nicht viel üppiger als das Paretz der Eltern und er benutzte noch taugliche Briefumschläge gern zum zweiten Mal. Doch hat er sich, wo er König sein mußte, königlich immer bewährt. Eine Frau, die ihm viel zu verzeihen hatte und die ihn gern die Ueberlegenheit ihres Verstandes und ihrer Bildung fühlen ließ. Ein von Umwelt und Laune leicht bestimmbarer, in Abneigung von der väterlichen Politik gestachelter Sohn. Ein unbequem großer, seinem Dämon tiefer als irgendeinem Irdischen unterthaner Minister. Ein Land, das unter seinem Szepter sich westwärts streckt und aus dessen Bauerscholle

geschwind der fruchtbarste Industrieboden wird. Trotz einschüchternd knappem Wissen und engem Geist überwindet Wilhelm, im Haus und im Staat, alle Schwierigkeit: weil er anständig, tapfer, treu ist und Mannesanmuth die Würde gürtet, die seinem Mittelwuchs sonst wunderlich nachschleppen müßte. Niemals sah die Welt einen bescheideneren König und Kaiser. Der Neubau preußischer Wehrmacht hatte ihm eben so viel zu danken wie den Bonin und Roon. Er ließ sich nicht feiern; wer nach Lob giert, dachte er, muß auch Tadel einstecken. Er wollte nicht glänzen, warb nicht um Beifall und beugte auf jedem Gebiet sich dem Spruch des Kundigen. Alles verwegen Kühne lag seinem nüchternen Sinn fern, der selten die Sorge ganz abschütteln lernte, daß der nächste Handel schlecht ausgehen werde. Als Prinz hat er geschrieben: „Der Soldat muß auf den Standpunkt gebracht werden, daß er tapfer ist, weil sein Herz nicht anders kann." Dem König ist schwer geworden, diesen Standpunkt zu erklimmen; ohne den Stab eines stärkeren Willens hätte ers vielleicht nie vermocht. Auf der Fahrt von Jüterbogk nach Berlin hat er in dem schmalen, dunklen Coupé Erster Klasse, das ihm für lange Reisen genügte, zu Bismarck gesagt: „Ich sehe ganz genau voraus, wie das Alles enden wird. Vor dem Opernplatz, unter meinen Fenstern, wird man Ihnen den Kopf abschlagen; und etwas später mir." Der Ministerpräsident, der, während er in schwarzer Bahnhofsfinsterniß auf einer umgestürzten Schiebkarre die Ankunft des Königs erwartete, sich dessen Gemüthszustand richtig vorgestellt hat, redet ihm die Furcht vor der Kritik aus, „die von der Oeffentlichen Meinung, der Geschichte und der Gemahlin an seinem politischen Manöver geübt werden könnte." Vor jedem Entschluß aber, an dem Gewicht hängt, kehrt die Sorge wieder. Darf unser Preußen, das, als Prinz Wilhelm Zwanzig wurde, seine kleine Anleihe mühsam nur, zum Kurs von 72 und gegen fünf Prozent Zinsen, in London unterbringen konnte, sich in Politik und Wirthschaft nun auf Wollensgrate versteigen? Schon hats über Oesterreich gesiegt und ihm die Vormacht entrungen: und noch immer beschleicht den König der Zweifel. Der gerade macht ihn liebenswürdig. „Er war ein Gentleman, ins Königliche übersetzt, und de relation sûre; eine von den fürstlichen Gestalten, in Seele und Körper, deren Eigenschaften, mehr des Herzens als des Verstandes, die im germanischen Charakter hin und wieder vorkommende Hingebung ihrer Diener und An-

hänger auf Tod und Leben erklären." (Bismarck.) Der in militärisches Denken Erzogene fügt sich ins Urtheil des dem Gott und den Halbgöttern des Generalstabes oft lästigen Civilisten; bekennt offen, daß Bismarck ihn politisch leite; fragt noch 1877, ob ihm zuzumuthen sei, daß er den Kanzler gehen lasse und sich auf seine alten Tage dann blamire; schließt den Brief, der das Geschenk einer Porzellanvase ankündet, mit dem Satz: „In jeder Scherbe noch soll diese dankbare Borussia dereinst aussprechen, was Preußen Ihnen durch die Erhebung auf die Höhe, auf welcher es jetzt stehet, verdankt." Nie erniederte er sich in Neid oder Eifersucht. Nie kränkte ihn das dem König schmerzlichste Erlebniß: von der Nation, die mit Hoffnung und Wunsch sich an den mächtigsten Wirker drängt, vergessen oder flüchtig nur, wie unnützliches Prunkstück, betrachtet zu werden. Weil er gerecht sein, nicht mehr, als er war, scheinen wollte, auf Glücksfirnen still und bescheiden blieb, hat ihn, den Eroberer, der Erdkreis geliebt.

„Ein alter König drängt die Hoffnungen der Menschen in ihre Herzen tief zurück und fesselt dort sie ein. Der Anblick aber eines neuen Fürsten befreit die lang gebundenen Wünsche. Im Taumel dringen sie hervor, genießen übermäßig, thöricht oder klug, des schwer entbehrten Athems." Vor dreißig Jahren folgte der Trauer, die alle Völker der Erde in Sympathie vereint hatte, solcher Taumel. Am letzten Mittag seines Lebens glaubte der fiebernde Greis, neben dem Bett sitze sein Enkel Wilhelm, der zuvor in Brest-Litowsk Gast des Zaren Alexander gewesen war, und flüsterte dem Kanzler, den er für den Prinzen hielt und deshalb duzte, das Mahnwort zu: „Mit dem russischen Kaiser mußt Du immer Fühlung halten; da ist kein Streit nothwendig." Friedrich schritt stumm schon zu Grab. Auf Wilhelm ist nach hundert Tagen Wilhelm gefolgt. Und in einem Häuflein nur glomm das Bewußtsein, daß in der hastig bestatteten Zeit das deutsche Volk von dem höchsten Wunder begnadet ward: mit Weltmacht zugleich das Vertrauen der Welt zu erwerben. Allzu Wenige haben im Getos bedacht, daß auch Wunder verpflichtet.

Gegenwart.

Schon 1870 ist, wir merkens allmählich, recht hübsch gelogen worden. Nicht so wie heute, versteht sich; der Abstand ist ungefähr so weit wie der zwischen den Geschoßbedürfnissen von 1870

und 1918. Immerhin konnte das Lügengewerbe sich mit seiner Leistung schon sehen lassen. Ein Beispiel. Gestern noch hätten wir, auch Leute, die nicht ins Blau reden, beschworen, der am Kriegsausbruch Hauptschuldige sei Emile Ollivier, Louis Napoleons Erster Minister, gewesen, der ja, „bekanntlich", selbst in der Kammer gesagt hat, daß er die Verantwortlichkeit für den Krieg „mit leichtem Herzen" auf sich nehme. In hundert Artikeln und in vielen Büchern hatten wirs so gelesen. Nun hat der Philosoph Henri Bergson bei seinem Eintritt in die Französische Akademie über Ollivier, dessen Platz ihm zugefallen ist, geredet und, nach den Akten des Staatsarchives und des Hauptbetheiligten, den Vorgang ganz anders dargestellt. Am zwölften Juli, nach einer höfischen Berathung, der von den Ministern nur, zufällig, der Herzog von Gramont beiwohnte, hatte Napoleon der Dritte aus Saint-Cloud an Benedetti, seinen Vertreter am berliner Hof, telegraphirt, der König von Preußen müsse den Verzicht des Hohenzollernprinzen Leopold auf den spanischen Thron bestätigen und versprechen, daß er die Erneuung dieser Kandidatur niemals gestatten werde. Ollivier weiß nichts davon, hörts erst in der Nacht, wittert die Gefahr und schickt eine Depesche milderen Inhaltes nach, die den Gesandten aber zu spät erreicht. Auf Olliviers drängenden Antrag beschließt am nächsten Morgen das Kabinet mit acht gegen vier Stimmen, nicht darauf zu bestehen, daß König Wilhelm sich für die Zukunft verpflichte. Zu spät. Die Folge der Depesche aus Saint-Cloud ist die Depesche aus Ems, die, in Bismarcks Fassung, den Krieg bewirkt. Ollivier hat das zur Verhütung solcher Folge ihm Mögliche gethan. Dann, weil er seinen Kaiser nicht schutzlos lassen wollte, die Verantwortung auf sich genommen und am fünfzehnten Juli in der Kammer die Unvermeidlichkeit des Krieges gezeigt. Erster Satz: „Mit tief trauernder Seele (l'âme désolée) entschließen wir uns zu diesem Krieg." Letzter: „Von heute an beginnt für meine Kollegen und mich eine große Verantwortungpflicht; mit ruhigem Herzen (d'un cœur léger) nehmen wir sie auf uns." Zwischenrufe von links. „Ja, mit ruhigem Herzen. Deuteln Sie nicht an diesem Wort, entstellen Sie seinen Sinn nicht so, als solle es ausdrücken: mit Freude! Ich sagte Ihnen schon, daß ich tiefen Schmerz empfinde. Jetzt aber wollte ich sagen, daß wir keinen Gewissensbiß fühlen und daß

unser Herz voll ruhigen Vertrauens ist.“ Wer liest alte Parlamentstenogramme? Von der âme désolée war nie mehr die Rede; Ollivier, der drei Wochen nach seiner Rede gestürzt wurde, blieb das Scheusal, das leichten Herzens sein Vaterland in Krieg und Niederlage riß. Das scheint Denen nicht schlimm, die gewöhnt wurden, erwiesene, von Anstand und Vernunft unbestreitbare Thatsachen (etwa: die Verletzung der von Belgien gewahrten Neutralität) von Narren oder Gewissenlosen leugnen, das Klarste selbst in Genebel verlügen zu hören und „Philosophen“ den Saft der Kriegskonjunktur schmatzen zu sehen. Als Anfang einer Mode, die bis in die tiefsten Fasern die Wurzel der Sittlichkeit auslaugt, ists, dennoch, eines Blickes wohl werth. Herr Bergson schätzt den Charakter und das Talent Olliviers ungemein hoch und führt aus Rede und Schrift Sätze an, die den lange Gevehmten als eine ernste Seele zeigen. Preußen, schrieb er, „hat dem dritten Napoleon den Krieg aufgezwungen; wer weiß, ob es ihn nicht eines Tages auch der Republik aufzwingen wird? In den Ebenen der Champagne liegt irgendwo ein Dörfchen, an dessen Namen sich ein Sedan überleuchtender Sieg knüpfen wird.“ Dreißig Jahre vor der Marneschlacht, sagt der Festredner, hat Ollivier sie geahnt. Menschlicher klingt uns der Satz: „Unserem Ministerium, das 1870 das Volk zu Krieg aufrufen mußte, ging es wie den Musikanten in ‚Romeo und Julia‘, die zu Hochzeitjubel berufen waren und dann die Leichenklage anstimmen mußten.“ Emils Vater trug die Last des Vornamens Demosthenes und war ein wilder Rebell. Daß der Sohn den Frieden geliebt, den Krieg in trauerndem Gemüth beschlossen hat, hebt ihn aus dem Schlund der Verdammniß. Und lehrt, wieder, ahnen, was der Menschheit als „Geschichte“ zugemuthet wird.

Auch als Geschichte von gestern. Graf Hertling hat im Reichstag eine Rede des Lord Milner als „versöhnlich“ gerühmt. Den mußten wir, nach seinem Handeln in Südafrika und im Kriegsausschuß der Britenregirung, für einen harten Mann halten. Dem Pazifizismus ist er viel ferner als sein Kollege Lloyd George. In der gerühmten Rede sagt er, auch in Deutschland sei wohl die Zahl Derer nicht klein, die der Gedanke, der Raum- und Machtgier neue Menschenopfer zu häufen, ekle und die aus tiefster Seele Verständigung, nicht Eroberung, ersehnen; doch dürfe man

sich nicht über die Thatsache täuschen, daß die Menschen dieses Empfindens noch ohnmächtig seien. „Wir Briten kämpfen nicht, um Deutschland seiner Freiheit zu berauben oder vom Weltverkehr auszuschließen. Wir wollen nur, daß die unabhängige Freiheit, das Recht zwangloser Selbstbestimmung, der Platz im Sonnenlicht allen Völkern gegönnt werde, auch den schwachen und kleinen, die bisher stets die Opfer deutschen Angriffes waren. Der Kaiser hat neulich gesagt, er wolle mit den Nachbarn in Frieden leben, müsse zuvor aber fordern, daß sie Deutschlands Sieg anerkennen. Auf solche Herausforderung ist nur eine Antwort möglich. Wie groß, wie bewundernswerth auch die Leistung, die Ausdauer des Britenvolkes in der Kriegszeit bis heute war: nahe Zukunft wird uns in noch härtere Pflicht und Entbehrung zwingen. Doch je wilder das Gewitter tobt, desto höher wird unsere Stimmung sich heben, desto fester unser Wille zum Widerstand werden." Versöhnlicher als Lloyd George? Der alte Herr muß einen seltsam zugerichteten „Auszug" der Rede gelesen und darüber vergessen haben, daß Lord Milner vornan in dem versailler Kriegsrath saß, dessen Beschlüsse in Berlin so zornig getadelt wurden.

Noch vor dem Friedensschluß Deutschlands und Oesterreich-Ungarns mit dem Zufallsgebilde der Ukrainerrepublik haben die vier Gruppen polnischer Sozialisten und Demokraten aus Warschau an alle Völker der Erde eine Botschaft gesandt, die ausspricht, was Polens Volksmasse von dem künftigen Friedenskongreß fordern werde, und deren Hauptsätze deshalb der Politiker ins Gedächtniß aufnehmen muß. „Das Ideal, zu dem wir uns mit unbeugsamem Willen bekennen, ist die Einung aller von Polen bewohnten Gebiete in einen unabhängigen Staat. Die Bewohner der jetzt den Centralreichen zugehörigen Polenländer haben das Recht, zur Beantwortung aller für die polnische Zukunft wichtigen Fragen mitzuwirken. Mit aller Kraft, mit der ganzen Willenswucht von Menschen, die keine Sklavenketten tragen wollen, wehren wir uns gegen den Versuch, Polen in den Rahmen eines fremden Staates einzuzwängen. Wir verwerfen, heute und für alle Zeit, den Plan, nur aus den vom Wiener Kongreß dazu ausersehenen Landstücken, die durch den Willen der jetzt nach dem Besatzungrecht drin schaltenden Mächte vielleicht gar noch verkleinert würden, einen Polenstaat zu schaffen;

und mit derselben Entschlossenheit den Gedanken, militärisch und wirthschaftlich diesen Staat irgendwie an die Centralmächte zu binden, ihm das Meer zu sperren und den Verkehr mit den östlichen Nachbargebieten zu hemmen, deren Bewohner zum größten Teil Polen sind und nach der Art ihrer Civilisation zu Polen hinneigen. Wir wollen nicht das Zerrbild eines Staates, der, unfähig zu selbständigem Leben, nur zu Ausbeutung durch Fremde vorbestimmt wäre. Polen und Litauen gehören zusammen; die Lebensinteressen beider Völker drängen in Einung, die aber aus freiem Willensentschluß kommen und beiden unabhängige Entwickelung sichern müßte. Ist die Einheit nicht erlangbar, dann müssen die Landstücke mit gemischter Bevölkerung nach deren freiem Willensausdruck vertheilt werden. Das Polenvolk denkt nicht an irgendwelche Bedrohung fremder Staaten, an irgendwelche Schmälerung fremder Rechte; laut aber fordert es für sich das Recht auf fesselloS freies Dasein und würde in jedem Versuch, ihm fremde Sitte aufzuzwingen, den Wunsch erkennen, hinter Schleiern aus Polen ein Stück der Kriegsbeute zu machen. Wir wollen selbständig, nicht durch Personalunion einem anderen Staat verbunden sein. Wir sträuben uns auch gegen den Plan, dem werdenden Staat die Form der Monarchie aufzuerlegen: denn alles gesund und kräftig auf polnischer Erde Lebende sehnt sich in republikanische Verfassung, die öffentlichem Geschehen und Wirken helle Freiheit verbürgt." (So sprachen Sozialisten, Volkspartei, Demokraten, Unabhängige; dann erst kam Cholm.)

Der Sozialdemokrat Albert Thomas, der Frankreichs Rüstungminister war und, wie ich schon im Dezember andeutete, vielleicht Herrn Pichon, vielleicht gar Herrn Clemenceau ablösen wird, hat von einer Rednerreise im Januar Eindrücke heimgebracht, die beachtenswerth sind. „Darf man behaupten, daß der französische Arbeiter in einem Zustand ruhigen Behagens lebt, die Nöthe, das Elend, die kleinen und großen Leiden der Kriegszeit gelassen, ohne Anwandlung von Müdheit erträgt? Ich fand ganze Haufen aus Enttäuschung, Unmuth, Empörung; eine unsichere Stimmung. Das offen auszusprechen, ist die Pflicht der Sozialisten; die der Regirung, Heilmittel zu suchen und zu finden. Im Kreis der Wohlhabenden ist Mode geworden, über die Ungeduld, den Hang in Auflehnung zu staunen, die sich in der

Arbeiterschicht regen. Was wollen denn, heißts, diese Leute? ‚Ist ihr Los nicht viel besser als das der Frontkrieger? Sie sind in Sicherheit; und in der dem Krieg dienstbaren Industrie sind die Löhne jetzt doch beträchtlich erhöht worden.' Jeder Arbeiter weiß, daß es ihm besser geht als dem Krieger draußen. Für Den arbeitet er ja. Kann ihn aber die Lohnerhöhung glücklich, auch nur zufrieden machen? Er sieht die vom Krieg Bereicherten, verkennt leicht das Maß kühnen Wagemuthes, der zum Aufbau neuer Industrie nach dem Krieg nöthig sein wird, und fragt, weshalb nicht die ganze Deckung des Kriegsbedarfes verstaatlicht worden sei. Das wäre, wie ich in der Kammer gezeigt habe und heute noch glaube, ein Fehler gewesen. Doch unbestreitbar ist, daß der Anblick des Lebens, das die gestern reich Gewordenen führen, in großen Industrieorten wie Saint-Etienne der Arbeitermasse manches Aergerniß giebt und daß die Kriegsgewinnsteuer, die oft umgangen wird, noch nicht die Frage nach der Nothwendigkeit so großer Gewinne beantwortet. Unsere Partei muß von der Regirung den Beweis fordern, daß ihre Politik, besonders die auswärtige, ernstlich und mit wirksamen Mitteln einen gerechten Frieden erstrebt. Alle Sozialisten sind in der Ueberzeugung einig, daß Frankreichs internationales Handeln in den letzten Monaten nicht so war, wie es sein mußte." Inzwischen ist „festgestellt" worden, daß der Arbeitergroll in Saint-Etienne von einem deutschen Weinschänker und dessen schlauer Ehefrau genährt worden war.

Der pariser Hallenbericht aus der dritten Februarwoche meldet ungewöhnlich reiche Fischzufuhr; in zwei Tagen 540000 Pfund, darunter 340000 Pfund Heringe (zwischen 75 Pfennigen und anderthalb Mark fürs Pfund). Keine Austern mehr. Butter noch knapp; die feinste, frischste bis zu 3½ Mark fürs Pfund. Fastenzeit: also großer Eierverbrauch. Die größten ungefähr 220 Mark fürs Tausend. Eine Wildente kostete zwischen 5½ und 7, eine Waldschnepfe zwischen 6 und 8½, das Pfund Gans- und Putenfleisch mindestens 1½ Mark; Kaninchen etwas mehr. Im Allgemeinen war Geflügel und Wild rar und die Zufuhr wird bis in den April noch abnehmen. Dafür waren junge Lämmchen überall in Menge angeboten. Seit dem fünfundzwanzigsten Februar gilt die Brotkarte im ganzen Bereich der Republik. Dreihundert Gramm für den Tag und die Person, ohne Unterschied

des Geschlechtes und Alters. In den Restaurants giebt es keine Sandwiches mehr. Wo die Mahlzeit über sechs Francs kostet, darf dem Gast nur eine Fleischspeise (außer Geflügel und Wild) vorgesetzt werden. Verboten sind in allen Gastwirthschaften: Zwischengerichte (entremets), die mit Milch, Zucker, Eiern, Mehl zubereitet wurden; Dicke Milch, Sahne, Sahnenkäse, Pasteten, Biscuit, Konfekt, mit Zucker hergestellte Kompotes und Marmeladen. Zucker muß der Gast, der nicht darauf verzichten will, selbst mitbringen. Butter darf nur zum Kochen verwendet werden. Der Verkauf von Früchten, Kakao, einfacher Chokolade (Pulver, Tafeln, Stäbchen, Plätzchen) ist überall erlaubt. Feste Speisen dürfen die Wirthe (außer auf Bahnhöfen und in Speisewagen) nur von 9 bis ½3 und abends von 6 bis ½10 liefern. Die Vereinigten Staaten schränken sich jetzt auch ein. Sonntag: Eine Mahlzeit ohne Mehl. Montag: Kein Mehl, Alkohol, Bier, Wein; alle Läden geschlossen; alle Bureaux ungeheizt; nur die Fabriken der Kriegsindustrie arbeiten. Dinstag: Kein Fleisch; eine Mahlzeit ohne Mehl; kein Theater, kein Kino offen. Mittwoch: Kein Mehl. Donnerstag und Freitag: Eine Mahlzeit ohne Mehl. Sonnabend: Kein Schweinefleisch und eine Mahlzeit ohne Mehl. Trotzdem keine Strafe angedroht ist und jeder Montag allein den newyorker Arbeitern einen Lohnausfall von ungefähr einer Million Dollars auferlegt, fügt Jeder sich willig dem Gebot. (Die Begrenzung des Mehlverbrauches gilt nur für das Produkt aus Weizen und Roggen. Mais- und Hafermehl ist zu jeder Verwendung stets frei.) In der Schweiz wird der Getreiderest knapp.

Der Centralausschuß der russischen (von Martow und Axelrod geleiteten) Sozialdemokratischen Arbeiterpartei hat bald nach der Festigung der Leninisten-Diktatur einen Aufruf veröffentlicht, dessen Wortlaut erst jetzt, in der Presse Englands und Frankreichs, zu finden war. Weil er den von den Welterlösern Lenin, Trotzkij & Co. geschaffenen Zustand so zeigt, wie ihn die Marxisten, die in der ersten Revolution mitgewirkt hatten, sehen, kommt die Uebersetzung noch nicht zu spät. „In dieser furchtbaren, von Gefahr schwangeren Stunde wenden wir uns an die Abtheilungen der Internationale. Uns ist, wie in den schlimmsten Stunden des Zarismus, die Möglichkeit freien Verkehres mit den Sozialistenparteien des Westens verwehrt. Die Grenze ist gesperrt und die

Proletarier der Erde erfahren nicht, was in Rußland geschieht; oder hören Gerücht, das die Wahrheit entstellt. Die Sache der russischen und der internationalen Arbeiterbewegung fordert, daß in die von den Bolschewiki aufgerichtete Mauer des Schweigens Bresche gelegt werde. Helles Licht muß, endlich, auf die unerschaute Schreckensherrschaft fallen, die in Rußland wüthet und die Fahne des Sozialismus, dessen Namen sie mißbraucht, mit dem ersten Fleck beschmutzt. Eine Militärverschwörung hat am fünfundzwanzigsten Oktober den Leninisten die Herrschaft gesichert. Keine andere Sozialistenpartei, keine Organisation der Demokratie wußte von diesem Plan; die Arbeitermassen halfen zu dem Aufruhr nicht mit, blickten aber freundlich auf ihn, weil sie den Verheißungen der Demagogen glaubten, also auf Frieden und Sozialrevolution hofften. Der Provisorische Rath der Republik, der zu drei Vierteln aus Sozialisten und Demokraten bestand, wurde mit Bayonnettes auseinandergejagt, die Provisorische Regirung, in der wir Sozialisten die Hälfte der Sitze hatten, in die Peter-Paul-Festung eingesperrt, der Winterpalast, wo sie tagte, geplündert; ein Theil der Vertheidiger dieser Regirungstätte ist gelyncht worden. Am Tag nach dem Gewaltstreich wurde der Zweite Kongreß der Arbeiter- und Soldatenräthe (Sowjets) eröffnet. Alle Fraktionen des Sozialismus haben gegen die Verschwörung protestirt und den Kongreß verlassen. Kerenskijs Versuch militärischen Widerstandes ist gescheitert. In Moskau sind siebenhundert Menschen als Opfer des Bürgerkrieges gefallen und Artillerie hat den Kreml beschossen. Die Bolschewiki haben drei Wochen vor der Wahl der Constituante die Gewalt an sich gerissen. Der von ihnen geschaffene Rath der Volkskommissare scheint dem Exekutivausschuß verantwortlich, den der Zweite Kongreß der Sowjets, nach dem Abzug aller anderen Parteien, gewählt hatte; der Rath der Volkskommissare ist aber nur ein Vorhang, der den Duumvirat Lenin-Trotzkij verbergen soll. Diese Diktatoren stützen sich auf die Bayonnettes der Soldaten und umringen sich mit üblen Gesellen, in deren Schaar neben Abenteurern sogar Verbrecher nicht fehlen. Nur durch schamlose Anwendung von Schreckmitteln hält sich diese Diktatur. Der Körper der Staatsverwaltung gehorcht noch heute nicht dem Willen des Rathes der Volkskommissare; die Beamten weigern

sich, unter der Leitung dieser Usurpatoren zu arbeiten. Große Gebiete versagen der neuen Macht die Anerkennung und schaffen sich örtlich abgegrenzte Regirungen. Die Organe der städtischen Demokratie und der nach allgemeinem, gleichem und proportionalem Stimmrecht gewählten Semstwos wenden sich von der neuen Gewaltherrschaft ab und leisten ihr Widerstand. Die Vereinsamung hat die Bolschewiki in Häufung der Schreckmittel getrieben. Sie haben die bürgerliche und die ihnen nicht willfährige sozialistische Presse erwürgt. Den von Lenin gegen die Presse geschleuderten Ukas hätte kein Zar auch nur zu träumen gewagt. Solche Diktatur öffnet, natürlich, der Gegenrevolution die Thore. Der Rothe Schrecken war stets der Wegbahner für den Weißen. Die rohe Unterdrückung aller bürgerlichen und politischen Freiheit, die Verachtung des vom allgemeinen Wahlrecht ausgedrückten Willens erleichtert jeden Vorstoß gegen die Demokratie und liefert den Vorwand, den Arbeiter und den Bauer später völlig zu entrechten. Die ‚sozialistische' Pfuscherei in den Bezirken der Industrie wird bald zum Verbot der Gewerkschaftbewegung und zum Verzicht auf alle Arbeitergesetzgebung führen. Und da an eine kräftig entwickelte Staatsmacht jetzt nicht zu denken ist, muß unser Land schließlich in einzelne, einander feindliche Provinzen zerbröckeln. In dieser Schicksalsstunde zählen wir auf den sittlichen Beistand der gesammten Internationale. Sie muß fühlen, daß ihr Sein und Werden dem der russischen Revolution unlöslich verbunden ist. Mit noch stärkerem Nachdruck als früher betonen wir die Nothwendigkeit, eine internationale Sozialistenkonferenz einzuberufen und ihr das von der Politik der Bolschewiki gefährdete Werk demokratischen Weltfriedens anzuvertrauen. Sie werde zum Urtheil über das Handeln der Partei berufen, die den Sozialismus entehrt und die russische Revolution an den Abgrund geschleift hat." Die Klangfarbe dieses Hilferufes hat auch der Protest, den der Russenbund zur Vertheidigung der Revolution vor sechs Wochen nach Paris schickte. „Entschließen Frankreich und seine Bundesgenossen sich, die Maximalistenregirung offiziell anzuerkennen, so besiegelt ihr Name die Verbrechen der Tyrannei und des Verrathes. Sie würden der Demokratie, den nicht maximalistischen Sozialisten, der Constituante Rußland mit diesem Entschluß ins Gesicht schlagen, die Gewalt

der Anerkannten festigen und die Sache der Entente schänden." Das Gesetz, das die Ackervertheilung anordnen sollte, ist oft angekündet, aber noch nicht Ereigniß geworden. Der Rath der Sowjets hat sich, trotz dem Drängen der Agrarausschüsse, über die Hauptlinien des Gesetzes nicht zu einigen vermocht. Deshalb grollt auch der Bauer, der „Mir" jetzt. Manche Dorfgemeinde, die den Grundbesitzern das Land genommen hat, wird von dem Neid der Nachbargemeinde, in deren Bezirk nichts zu vertheilen ist, gedrängt, ihr Etwas abzugeben. Da Herr Lenin den Soldaten empfohlen hat, ihre Waffen in die Heimath mitzunehmen, wirds um die Zeit der ersten Aussaat Bauerkriege, Dörferkriege geben.

Im „Temps" berichtet ein Kundiger über die Sozialisirung der russischen Wirthschaft. „Wir leben hier unter der Herrschaft des Sozialismus und täglich wird die Welt aufgerufen, dem Vorbild der glücklichen Petrograder nachzustreben. Der unheilbar tolle Lenin hat sich für die Politik die Sowjets, für die Wirthschaft die Fabrikausschüsse als Werkzeug geschaffen. Als die Arbeiter, die zu dem Sturz des alten Systems mitgewirkt hatten, jubelnd in die Fabriken zurückkehrten, waren sie freie Bürger und erstrebten, natürlich, günstigere Arbeitbedingungen. Das begriff Jeder. Der Zarismus hatte empörenden Mißstand geduldet und der Nährmittelpreis war viel schneller gestiegen als der Lohn. Die Arbeitgeber zeigten sich willig; ihnen stand aber keine Organisation gegenüber, die, nach nüchterner Berechnung der Marktmöglichkeiten, für Tarifeinheit sorgte. In jeder Fabrik wählten die Arbeiter einen Ausschuß, der, ohne sich irgendwie um die Vorgänge nebenan, um die Forderungen der zur selben Industrie gehörigen Arbeiter zu bekümmern, mit den Besitzern oder Betriebsleitern verhandelte. Die gaben fast immer nach und die Löhne stiegen; hier mehr, dort weniger hoch und schnell. Nun war aber der alte Arbeiterstamm überall von Bauerschwärmen überschwemmt worden, die das Bedürfniß der Kriegsindustrie in die Hauptstadt gerufen hatte. Diese großen, zuchtlos unvernünftigen Kinder, die rasch viel verdienen wollen, warfen sich, Hals über Kopf, mit der Wucht ihrer naiven Wildheit in den Kampf gegen die Unternehmer. Mit großen Beuteln traten sie an die Kasse und forderten die Nachzahlung des Betrages, der ihnen gebührt hätte, wenn der Lohn vor zehn, zwanzig Monaten oder gar vom ersten

Kriegstag an auf die Höhe von heute gestiegen wäre. Verhandlung hilft nicht weiter; bringt dem Chef nur Aerger und Belästigung ein. Immer mehr Lohn; und immer wieder das Bestehen auf Nachzahlung. Das können nur die reichsten Firmen aushalten; die anderen müssen den Betrieb einstellen oder einschränken. Und da der ewige Lohnstreit noch schädlicher wirkt als der Rohstoffmangel, da er das ganze Arbeitverhältniß zerrüttet, sinkt überall der Geschäftsertrag; der Arbeiter leistet eben weniger. Mir ist bewiesen worden, daß in den ersten sieben Monaten seit der Revolution die Leistungfähigkeit der Fabriken um sechzehn bis fünfunddreißig Prozent zurückgegangen ist. Die Lohnerhöhung hat den Nährmittelpreis gesteigert, der Geldwerth ist gesunken: und der petrograder Arbeiter merkt, daß es ihm, trotz allen ‚Siegen' über die Arbeitgeber, kaum besser geht als zuvor. Obendrein droht ringsum Betriebseinstellung. Seit an der Front Ruhe ist, fehlt der Kriegsindustrie, also dem Haupttheil des petrograder Gewerbes, der Daseinszweck. Nach zehn von Wahnvorstellungen umnebelten Monaten ist der Arbeiter hier ein Mensch geworden, der sich, nach dem Ausdruck eines Internationalisten, an die Gesellschaft klammert und von ihr lebt. Seine ‚Arbeit' ist nur noch sinnlose Vernutzung kostbaren Rohstoffes, Vergeudung der Kohle, die Petrograd doch sparen müßte, um Heizung, Wasser, Licht zu haben. Der Lohn, den jetzt Arbeiter und andere Angestellte hier erhalten, ist nicht Entgelt nützlichen Thuns, sondern, wie einst in den berüchtigten ‚Volkswerkstätten', öffentlich gespendetes Almosen. Gewerkschaften sind, zu Dutzenden, entstanden; auf dem Papier steigt ihre Mitgliederzahl in die Hunderttausende. In der Wirklichkeit scheitert jeder Ordnungversuch an dem Uebermuth der von leninistischen Intellektuellen geleiteten Fabrikausschüsse, die, trotz den Erfahrungen jedes Tages, Europa auffordern, dem revolutionären Rußland nachzueifern. Vergebens heischt der Metallarbeiterverband für sich das Recht, alle Verhandlungen mit dem Staat und den Industriehäuptern allein zu führen. Seine Rede verhallt. ‚In der Fabrik hat nur der Ausschuß zu gebieten'. Und Lenins Leute, die, um sich auf der Machtzinne zu halten, zu jeder Speichelleckerei bereit sind, sagen der enttäuschten Masse, an allem Mißgeschick sei nur der Bourgeois schuld. Sabotage: das

Schlagwort ist in Rußland noch neu und gefällt deshalb. Die Herren, heißts, sabotiren die Arbeit, weil sie wollen, daß Alles zu Grunde gehe und der Zusammenbruch der Wirthschaft die Gegenrevolution vorbereite. Was ist dagegen zu thun? Die Arbeiter selbst müssen die Produktion leiten. An die Stelle der Besitzer und Direktoren müssen die Fabrikausschüsse treten: dann wird aus Chaos Ordnung." Diesen Ausschüssen ist schon jetzt jeder Eingriff in die Technik, das Finanz- und Rechnungwesen des Unternehmens erlaubt. Doch den Anarchisten, die ungeduldig nach dem Erbe der Bolschewiki auslugen, scheint dieser Machtbezirk noch viel zu eng. Lenin, schreien sie, „ist ein elender Bourgeois und seine Fabrikordnung jämmerlicher Trug. Wozu länger noch einen ‚Herrn', einen Unternehmer dulden? Nehmt die Fabriken! Worauf wartet Ihr? Die Soldaten sind für Euch!"

Die Sozialisten der gegen das Deutsche Reich verbündeten Länder haben in London getagt und im Wesentlichen das Friedensprogramm der englischen Arbeiterparteien angenommen. Der Völkerbund soll internationalen Rechtszustand sichern, seine ganze Macht dafür einsetzen, daß jeder Volksstamm in Freiheit, nur nach eigenem Willen, sein Schicksal bestimmen kann, und die Erde von Militarismus, Machtpolitik, veraltetem Streben nach „strategischen Sicherungen" befreien. Eine Hauptbedingung des Friedens ist: „daß Deutschland, unter der Aufsicht eines internationalen Ausschusses, das, nach eigenem Bekenntniß, dem Königreich Belgien angethane Unrecht tilge, dieses Land von allen Verlusten entschädige und seine Freiheit, seine Rechtshoheit ungeschmälert wiederherstelle. Belgiens Volk muß die Möglichkeit erlangen, auf jedem Gebiet die Politik zu treiben, die ihm richtig scheint." Elsaß-Lothringen: Rechtsproblem, also international zu lösen; ohne solche Lösung wäre der Friede weder gerecht noch haltbar. Nach der Erhärtung der Thatsache, daß die deutsche Kriegserklärung den frankfurter Friedensvertrag gebrochen und damit das Eroberrecht des Siegers entkräftet hat, „kann Frankreich gestatten, daß der Wille des Volkes von Elsaß-Lothringen noch einmal erfragt werde. Der Friedensvertrag wird die Unterschrift aller Erdvölker tragen und vom Völkerbund verbürgt werden. Diesem Völkerbund wird Frankreich die Organisation der Abstimmung überlassen, die, unter Wahrung aufrichtig freien Willensausdruckes, für immer das Schicksal Elsaß-Lothringens

bestimmen und das Leben Europas von einem längst schmerzhaft empfundenen Zwist entlasten wird." Nicht durch Gewalt soll fortan Ordnung geschaffen werden; nur noch durch Rechtsspruch. Die Internationale wird die Abschaffung der Wehrpflicht, schnelle und enge Begrenzung aller Wehrmachtmittel, die Verstaatlichung jeder Kriegsindustrie fordern und alle Kräfte dafür einsetzen, daß die Wahl zwischen Frieden und Krieg nie und nirgends wieder einem Einzelnen, König oder Kaiser, überlassen werde. „Den nur zu Vertheidigung gerüsteten Völkern wird das Recht zustehen, unter internationaler Aufsicht aus Freiwilligen, ohne langfristige Dienstpflicht und Kasernenzwang, ein Volksheer zu bilden." Im Ganzen ungefähr das Programm des Präsidenten Wilson, an den die Internationale Arbeiterkonferenz auch Abgeordnete geschickt hat. Auf dem Friedenskongreß soll mindestens ein Vorstandsmitglied sie vertreten und sie will für die Dauer dieses Kongresses in der selben Stadt ein Weltparlament der Lohnarbeiter versammeln. In schwachmüthige Friedseligkeit hat sie sich nicht geneigt; fest stand sie auf ihren Grundsätzen und selbst die französischen Zimmerwäldler stimmten zu, als Herr Henderson, der Vorsitzende, der Englands Minister war und wieder sein wird, rief: „So lange der Feind sein Schwert schwingt, werden wir die Verhandlung nicht mit dem Oelzweig in der Hand führen." Jede gewaltsame Abtrennung von Landstücken, insbesondere eine auf Rußlands Kosten, wird als ungiltig betrachtet, bis der Friedenskongreß und die Internationale sie erörtert und bestätigt hat. Das um Wilsons Banner geschaarte Heer wächst von Mond zu Mond. Ihm verloben in beiden Häusern des Britenparlamentes sich Alle, denen die Minister des Königs George noch der Neigung in Imperialismus verdächtig scheinen. Das organisirte Proletariat der Erde spricht ihm sein Vertrauen aus und folgt der Führung des Bourgeois-Gelehrten. Das war noch nicht. Gelten die „sittlichen Mächte", zu denen Deutsche sogar als zu den Vollstreckern des Weltgerichtes aufblickte, Deutschen nicht mehr als wägenswerth? Paris antwortet schrill: Nein.

Am letzten Juliabend des Jahres 1914 kam, um Sieben, der Deutsche Botschafter Freiherr von Schoen zu dem Ministerpräsidenten Viviani, der auch das Auswärtige Amt leitete, und sagte, in Berlin sei der Zustand der Kriegsgefahr verkündet und von Rußland das Versprechen völliger Demobilisirung gefor-

dert worden. Er habe den Auftrag, zu fragen, was Frankreich im Fall deutsch russischen Krieges thun werde, und hoffe, am nächsten Mittag, um Eins, die Antwort zu hören. Herr Viviani kündet den Botschaftern der Republik den Entschluß an, sich in die Antwort zu beschränken: „Frankreich wird thun, was seine Interessen gebieten." Zugleich aber läßt er den russischen Minister Sasonow ersuchen, Alles zu meiden, was den Krieg erwirken, den Ausbruch beschleunigen könnte, und jedes zur Friedenswahrung taugliche Mittel anzuwenden. Solche Mittel scheinen ihm noch auffindbar; denn in Paris und in Petersburg haben, vor Schoens Besuch, die Botschafter Oesterreich-Ungarns gemeldet, die wiener Regirung sei zu Besprechung ihres nach Belgrad geschickten Ultimatums bereit und wolle weder das Gebiet noch die Rechtshoheit Serbiens schmälern. Oesterreichs Verständigung mit Rußland scheint also möglich: schreibt Herr Viviani an die Häupter der französischen Missionen. „Doch die Hoffnung auf friedlichen Austrag scheint, leider, durch Deutschlands Handeln vereitelt zu werden. Da Rußland den englischen Vorschlag, der von allen Mächten die Einstellung der Rüstungarbeit fordert, angenommen hat, fehlt dem berliner Ultimatum jeder Rechtsgrund. Deutschlands Haltung beweist, daß es den Krieg will. Auch den Krieg gegen Frankreich. Trotzdem wir mit Deutschland nicht in irgendwelchem unmittelbaren Streit sind, trotzdem wir seit dem Beginn der Krisis alles zur Friedenserhaltung uns Mögliche thaten und weiter thun, hat Herr von Schoen mich schon gestern, bei seinem Besuch, gebeten, dem Präsidenten der Republik seinen ehrerbietigen Dank auszusprechen und das für die Person des Botschafters Nothwendige anzuordnen; wir wissen auch, daß er die Archive der Botschaft in Sicherheit gebracht hat. Dieser Abbruch der diplomatischen Beziehungen, ohne sichtbaren Streit, vor einer deutlich verneinenden Antwort auf die Frage nach unserer Neutralität, erweist, daß Deutschland beschlossen hat, gegen Frankreich Krieg zu führen. Da es diesen Bruch in der Stunde, die, endlich, Oesterreich und Rußland zu Verhandlungen bereit sieht, Europa aufzwingt, zeigt es, was von der Aufrichtigkeit seines Bekenntnisses zum Frieden zu halten ist." (Documents diplomatiques; 1914; I, Nr. 120.) Freiherr von Schoen kommt am ersten August schon um Elf. Der Ministerpräsident betont, welche Verantwortung last die Kaiserliche Regirung sich aufbürden wür-

de, wenn sie jetzt, obwohl Rußland den englischen Vorschlag sammt dem Verzicht auf den Fortgang der Mobilisation angenommen habe und austro-russische Verständigung über die Serbensache erreichbar scheine, durch unberechtigte Initiative die Möglichkeit der Friedenswahrung vernichte. „Baron Schoen sagte, er wünsche aufrichtig, in Gemeinschaft mit Frankreich zur Lösung des Konfliktes mitarbeiten zu können. Er sprach nicht mehr von seiner Abreise, erbat keine Antwort auf die Frage, wie Frankreich sich im Fall deutsch-russischen Krieges stellen werde, sondern sagte, ihm sei diese Antwort nicht zweifelhaft. Da die Kaiserliche Regirung an unserer Grenze die gefährlichsten Vorbereitungen fortsetzt, ist von meinem Gespräch mit dem Botschafter nicht viel zu hoffen. Aber wir dürfen auch kein Mittel unversucht lassen, das den Frieden noch retten könnte." Am nächsten Tag protestirt Herr Viviani gegen deutsche Grenzüberfälle in den Gegenden von Longwy und Belfort. „Während wir unsere Truppen zehn Kilometer von der Grenze halten und jede Berührung der Zwischenzone sorgsam verhüten, erlaubt die deutsche Regirung, vor der Kriegserklärung, kriegerisches Handeln gegen Frankreich, das keiner Herausforderung schuldig ist." Am dritten Augustabend, vor Sieben, bringt Herr von Schoen die deutsche Kriegserklärung; sie stützt sich auf die Angabe, von französischen Fliegern seien Bomben auf Wesel, das Eifelgebiet, Karlsruhe, Nürnberg geworfen worden. (Daß für Nürnberg diese Angabe irrig war, hat die Militärbehörde seitdem bestätigt.) Herr Viviani bestreitet die Richtigkeit der Meldungen, die ihm nur Vorwände scheinen, und beruft sich auf seinen Protest, auf den die berliner Regirung nicht geantwortet habe. So steht es im Gelbbuch.

In der ehrwürdigen Sorbonne, die aus dem von Voltaires Hohn ihr geschaufelten Grab auferstanden und im pariser Lateinerviertel längst wieder die Hochburg freien Geistes geworden ist, hat neulich nun Minister Pichon erzählt, der deutsche Chiffreschlüssel sei, spät, gefunden worden und habe den Inhalt der berliner Depeschen an den Botschafter kennen gelehrt. Der sollte am letzten Julitag, wenn Frankreich eine Neigung in Neutralität zeige, als Bürgschaft die Genehmigung fordern, für die Dauer des gegen Rußland zu führenden Krieges die Festungen Toul und Verdun mit deutschen Truppen zu besetzen. Von dieser Forderung hatte ich vor dem Kriegsausbruch gehört. Niemand glaubte,

daß Frankreich sich ihr beugen und zwei seiner Hauptfestungen dem Nachbar als Gehorsamspfänder hingeben werde. Und warum dann dieses Verlangen? Weil, wird von Wütherichen geantwortet, Herr von Bethmann eben der unzulänglichste, unklügste aller denkbaren Kanzler war. Ich brauche mein Urtheil über den Mann und sein Werk nicht zu ändern. Erbärmlich aber dünkt mich die stete Mühe, den Entlassenen, der heute nichts mehr zu gewähren hat, zum Sündenbock für allen Fehl Anderer zu machen. Daß Herr von Bethmann in den dunklen Tagen der Entscheidung den furchtbaren Zwang der Verantwortlichkeit nicht immer empfand, die seinem Amt unentbürdbare Pflichtlast nicht fühlte und den Platz des Reichskanzlers leer ließ: Das bleibt seine Schuld. Doch er war noch in dem Waffenrock, mit dem er sich putzte, Verwaltungbeamter, ein Produkt inneren Amtsdienstes und mußte, als ein nicht vom Genius Berathener, sich unter der Wucht militärischer Erwägungen beugen. Das Bürgschaftverlangen war von dem aufrichtigen Wunsch bestimmt, nichts zum Schutz des Vaterlandes Unerläßliches zu versäumen. Und die Kunst des Politikers, die an das Innengewicht des Unwägbaren mahnen, der Staatsmannsgeist, der vor Anwendung des Kriegsbrauches in Friedenszeit warnen mußte, hatte keine Stimme. Wäre damals bekannt geworden, daß Herr von Bethmann, den aus allen Parteilagern und Preßbezirken noch Jubelchöre umtönten, das Bürgschaftverlangen gehindert habe: ihn hätte, in der selben Stunde, die Schaar geschmäht, der seit dem Morgen der Kriegsgefahr Diplomatik die unnützlichste aller Künste scheint. „Weshalb kräht denn das Hähnchen auf Lutetias Mist nun wieder? Unser Botschafter ist damals ja gar nicht zum Aufsagen seines Spruches gekommen und Bethmanns Depesche war nach fünf Stunden ein Stück Papier.“ Und wirkt, dennoch, im Licht dieses Tages mit der Stoßkraft einer gefährlichen Waffe. Denn heute hat gegen das Deutsche Reich Haß vier Fünftel der Menschheit geeint.

Aus dem schroffen Gezack dieses Hasses hat jüngerer Zorn jetzt Stückchen gebrochen und als Splitter, von der Wuth des Bruches noch glühende, in die Haut der von Lenins rother Knute vorwärts, rückwärts gepeitschten Schaar tief eingebohrt. Das Bild des Russen, dessen breite Stirn dem Romanen gestern vom Weihglanz des Welterlösers umleuchtet schien, wird geschwind ins Kindische oder Thierische verfratzt. Von dorther, heißts, ist

nichts mehr zu hoffen; und den Genossen Hervé übermannt die Lust zu dem Ruf: „Vive le Tsar!“ Herrn Rosenfeld-Kamenjew, der sein brester Erlebniß den Franzosen erzählen und aus ihren Reihen dem Smolnij-Evangelium Anhang werben wollte, wird das Hausthor, Herrn Litwinow gar, in London, die Konsorthür gesperrt, hinter der er ein paar Wochen als Botschafter gethront hat. „Ein netter Nachfolger des noblen Grafen Benckendorff!“ Dieser Litwinow, der zur Ausraubung einer tiflser Bank mitgewirkt haben soll und dessen Vater Mardochai Finkelstein hieß, hat in der Victoriastreet zwei Zimmer gemiethet, an deren Kinaelthür zu lesen ist: ‚Botschaft und Generalkonsulat des russischen Volkes.‘ Vorn sitzt, zwischen zwei braunen Mädeln und einem Jüngling im Waffenrock mit Goldepaulettes, die Botschafterin, mit kohlschwarzer Titusmähne, an der Schreibmaschine; hinten, im kastanienbraunen Jackettanzug, auf dem Sattel der dicken Nase den Kneifer, Litwinows putzige Excellenz. Sie saßen: der Wirth ließ abends die Thüren aufbrechen, neue Schlösser einsetzen und war die lästigen Miether los. Eine von England nicht anerkannte Regirung darf auf britischer Erde keine Office haben. Wenn der Mann die Werberarbeit für den Sowjet-Kommunismus nicht aufgiebt, wird er ausgewiesen. Das ist dem Unterhaus zugesagt worden.“ Doch der Märzlärm, der die Pfandforderung vom Juli 1914 in die Welt kreischt, lehrt ermessen, wie hoch, trotz dem Zackenbruch, um Deutsch and noch das Gebirg des Hasses ragt. Der Alte Fritz schrieb in eine seiner „Politischen Testamente“ (in denen, ganz im Sinn des Alten Wilhelm, der Werth russischer Freundschaft gerühmt und gesagt wird: „Rußland kann uns viel Böses thun und wir können es ihm nicht vergelten“) die Mahnung „stets der eigenen Affekte Herr zu sein, nie stolze oder beleidigende Worte zu gebrauchen, nie zu drohen. Unser Machtzuwachs hat uns Neid zugezogen und alle Nachbarn alarmirt; keiner ist, der uns nicht mißtraut. Mein Leben wird nicht lang genug sein, um die Rückkehr der ruhigen Stimmung zu sichern, die unserem Interesse dient.“ In einem späteren Brief an den Bruder Heinrich dem er längst verröhnt war, spricht der „Philosoph von Sanssouci“: „Ewigen Wandel zeigt uns die Geschichte im Schicksal der Reiche. Diese steigen, jene fallen. Die Bühne bleibt unverändert; nur die Schauspieler wechseln. Ich bin überzeugt, daß in Deinem rheinsberger Park die Ameisen

sich oft wegen eines Hirsekornes bekriegen. Von diesen Fehden, die sie ungeheuer wichtig dünken, ahnst Du nichts. Solche Ameisen sind auch wir: und wähnen, das ganze Weltall richte sein Auge nur auf uns und der Himmelshof habe, mit all seinen Engeln und Heiligen, keine ernstere Beschäftigung als die Lecture der Zeitung, die von unseren Thorheiten berichtet. Vor dem Weltall aber ist alles Menschenwesen winzig. Wenn wir Gutes thun und zum Besten der Menschengesellschaft mitwirken, ist unsere Hauptpflicht erfüllt." Die Ameise, das im Weltall kaum wahrnehmbare Atom muß sich als ein kosmischem Leben Unentbehrliches empfinden; und jedes Reich fest auf dem Glauben stehen, sein Aufstieg oder Sturz bestimme den Werth weltbuchtigen Zeitumfanges. Auf der höchsten Altersstufe war Preußens gekrönter Feldherr dem Amos nah, der nicht Prophet genannt, nicht in hellerem Ansehen sein wollte als irgendein zur Feigenlese in den Sykomorenhain entsandter Hirt und in dessen Ohr doch, während ringsum Krieg tose, die Botschaft klang: „Suchet das Gute, niemals das Böse; wie vom Himmel das Wasser ströme Euch Recht, mit der Kraft eines starken Flusses brause Gerechtigkeit. An dem Tag solchen Seelenstandes wird die Stunde, da der Herr die verfallene Hütte Davids wieder aufrichtet und in ihren Wänden die Lücken dichtet." War diesem bescheidenen Friedlichen der alte Feldherr nah oder wollte der Philosoph vor fremdem Auge ihm ähneln? So lange sein Leben währte: das durch die Eroberung Schlesiens, die Erlistung Polens gezeugte Mißtrauen sah er nicht sterben. Das hat erst der dem Genius gehorsame alte Kaiser zu töten vermocht. Der ward, trotz Nordschleswig, Hannover, Hessen, trotz gewaltsamem Erwerb des vom Herzog Leopold Joseph auf einem Umweg dem Franzosenkönig vermachten Lothringens, von dem Wunder begnadet, mit Weltmacht zugleich das Vertrauen der Welt zu erlangen.

Zukunft.

Wunders Gnade verpflichtet. Als Josua die zwölf Stämme Israels in das Gelobte Land führen wollte, öffnete vor den zwölf Priestern, deren Arme die Lade des von dem allmächtigen Herrn der Welt gestifteten Bundes trugen, der Strom des Jordan eine Gasse, durch die alles Volk trockenen Fußes gen Jericho schreiten durfte. Das war Gottes Werk. Der befahl, aus dem Fluß-

bett, von der Stelle, wo die Füße der Priester während des Volkszuges stillgestanden hatten, zwölf Steine zu holen und treulich zu bewahren. In Gilgal ließ Josua die Steine aufrichten; und sprach: „Wenn Eure Kinder einst fragen, was diese Steine bedeuten, so saget, daß sie an die Gnade des Herrn mahnen, die durch den Jordan uns den trockenen Weg gebahnt hat. Auf daß alle Völker der Erde erkennen, wie gewaltig die Hand unseres alten Gottes ist, und Ihr ihm in Furcht unterthan bleibet immerdar.“ Einunddreißig Könige schlug Josuas Heer; theilte ihre Länder und Schätze, ließ die besiegten Heiden für sich fronen, spiegelte an jeglichem Tag sich in seiner Thaten Größe und störte die Sommerrast der Lüfte mit dem Ruf: „Heil Dir, Israel, darin Einer tausend Fremdlingen noch überlegen ist! Wer wagt, sich Dir zu vergleichen?“ In Gilgal, wo die zwölf Denksteine standen, hat der greise Josua die Stämme gewarnt: „Bis auf diesen Tag widerstand Euch Niemand und große, mächtige Völker unterwarf Euch der Herr. Wendet Eure Seele sich aber von ihm, so werden diese Völker Euch zu Strick und Netz, zur Geißel in Euren Seiten und zum Stachel in Euren Augen und Ihr verlieret das gute Land, das die höchste Gnade Euch gab.“ Also ist es geschehen. Zornig rief, wieder in Gilgal, die Stimme des Herrn: „Aus Egypten führte ich Euch in das den Vätern verheißene Land, wollte in Ewigkeit den Bund mit Euch halten, wenn Ihr in dem Entschluß ausharrtet, Euch nicht mit den Fremden, denen zuvor das Land gehört hat, zu mischen. Ihr aber habt dem Befehl nicht gehorcht.“ Im Buch der Richter steht, wie aus Gottesdienst Götzendienst, aus Einheit Zwietracht wurde und elf Stämme wider den zwölften Stamm stritten. Zu der Zeit war kein König in Israel; ein Jeglicher that, was ihn richtig dünkte. Und die Steine, die von dem Jordanwunder zeugen sollten, waren verwittert, vergessen.

Australische Reiter haben Jericho, dessen Mauern nicht mehr von Posaunenhall umsanken, den Türken entrissen und am Jordan gebietet Britaniens Orientfeldherr, General Allenby. Ueber Erserum und anderen Armenierbezirken, bis an den Ararat, das Erddach, von dem die erste Sintfluth sank, soll morgen wieder die Mondsichelflagge wehen. Der Tag Noahs und der Richter in Israel kehrt nicht zurück. Wird aber nicht noch heute gelehrt, daß der Stifter des Alten Bundes Sintfluth werden hieß, weil ihn reute, Menschen gemacht zu haben, die nur von Fleischesstiek

beherrscht, ohne Güte waren und in Tyrannenmacht strebten? Ward nicht Noah, allein, geborgen, weil nur aus seinem Wandel noch ein Strahl von Gottheit leuchtete? Und sind in den Jahren neuen Erdgrauses nicht auch uns Denksteine verwittert, die heilig sein und Urenkel noch an das Wunder deutscher Schicksalsgestaltung, deutscher Machtwölbung mahnen sollten? Dreißig Jahre nach dem Hingang des ersten Kaisers reicht Deutschlands Macht nicht um einer Elle Längmaß über den Bereich seines Schwertes hinaus; und in Westminsters kühler Rednerhalle entfesselt die uns freundlichste Stimme, des Pazifizisten Lord Cavendish-Bentinck, einen Jubelsturm durch den Herzenston der Sehnsucht in die Zeit neuen Geistes, der sich nicht vor Beaverbrooks und North cliffes, aber auch nicht vor Kriegsherren und Meistern der Menschenvernichtung in Knechtsbewußtsein beugt.

Das war noch vor dem Abschluß des Friedensvertrages, der Rußland in Scherben zerschlägt, von der Karte europäischer Großmächte streicht und nachbarlicher „Freundschaft" versichert. Barg der breiter Spuk die Absicht auf Rückgabe alles jetzt abgetrennten Landes an jede dauerbare, mit Rußlands Völkern einträchtige Regirung, neben der sich leben läßt: die Offenbarung solcher Bereitschaft kann über Nacht den Erdfrieden erwirken. Denn nach Rußland ruft eine Menschheitpflicht, nicht nur der Kapitalistendrang, dem Erdtheil fünfzig Milliarden, den tiefsten Schöpfborn und breitesten Markt zu retten; und der Wille, diese Welt vor tötlichem Aufruhr der Elemente zu bewahren, muß schnell ringsum alle Empfindensspalte, Begehrenskklüfte schließen. Ist der Handel, der die wildesten Wünsche frommer Annektirwuth erfüllt, ernstgemeint: noch aus westlichem Waffentriumph schritte Deutschland nicht in Helle. Vielleicht wäre nur durch das Ereigniß solchen „Friedens", der jedem Russen als Schmach im Blut brennt und der selbst den in Rußland bespienen, geprügelten Kleinjuden die Heimath und fast schon ihren Islam lieben lehrt, die russische Seele aus Dämmerung aufzurütteln, aus dem Doppelabgrund in Einheit zu erlösen. Von ihrem Pochen würde in Grüften noch das Slawengewimmel wach. War ein stärkeres Mittel erdenklich, über die Schanzen des Erinnerns an Bruderfehde hinweg die Oststämme gegen die Ueberwinderrasse in Wehreinheit zu reihen? Der Deutsche ahnt, der im Denken schlichteste, die Gefahr; trotz der grellen Bestrahlung des „trium-

phalen Gewinnes" war von ernster Freude wenig zu spüren und die Fahnenparade schien in der Frühlingssonne umflort. Nur in Amtsstuben brütet der Wahn, Ukrainer, Polen, Litauer, Letten, Esthen, Liven, Finen aus Germaniens Mutterbrust nähren, die deutsche Grenze bis dicht an die Sümpfe von Petrograd vorrücken zu können. Die Kugel rollt. Wir aber müssen erkennen, daß des Vorganges schlimmes Wunder in neue Pflicht zwängt. Wohin die Schicksalskugel sich wälzt, ob sie eine uns freundliche oder unholde Fortuna trägt, wird aus der Bescheidung des Wunsches zu schließen sein, der Deutsche Kaiser möge sich zum Herzog von Kurland krönen und „das ganze Baltenland als eine staatliche Einheit dem Deutschen Reich angliedern". In dem „Landesrath", der diesen Wunsch ausspricht, sitzen seit ein paar Monaten auch Letten. Die Art ihrer Wahl und die Breite des ihrem freien Willen gewährten Raumes ist jetzt nicht zu prüfen. Wer aber die Geschichte und die Stimmung dieses Volkes (dem von je hundert im Land Heimischen vierundneunzig zugehören) kennt, ist nicht in den Glauben zu verleiten, es ersehne endgiltige Scheidung von der Slawenwelt oder gar schleunige Erfüllung des vom Landesrath nach Berlin gemeldeten Wunsches. Eine Regirung, die, in Eintracht mit den Vertretern des Volkes, offen ausspräche, daß der Begriff nationalen Selbstbestimmungrechtes in ihre Staatsraison nicht tauge, könnte als rückständig, nicht als unehrlich verschrien werden. Einer vom Grafen Hertling geleiteten Regirung wärs zuzutrauen; denn dieser gelehrte Herr ist aller Demokratie feindfällig und weist sogar Hegels Satz, der Staat müsse die sittliche Idee verwirklichen, in das Gerümpel „historischer Kuriositäten". (Er müßte, freilich, nach allem von seinem Zorn wider den Raub der päpstlichen Territorialmacht und andere „beispiellose Völkerrechtsverletzung" Gesagten, auch gegen jede Annexion fremder Landstücke sein.) Eine Regirung aber, die sich zu dem Selbstbestimmungrecht laut bekannt hätte und als dessen Ausdruck dann den mitauer Wunsch annähme, wäre vor höhnischer Verdächtigung ihrer Redlichkeit mit Geisteswaffen nicht mehr zu schützen; und das Parlament, das Unwahrhaftigkeit mit bebändertem Wortgewand zu verkleiden sucht, sänke mit dem hohen Gefährten in Verruf. Keine Grundfrage des Ostfriedens darf als eine „Sache der Dynastien", keine als „rein osteuropäische Angelegenheit" behandelt werden. An jeder hängt ein gewichtiges Stück

deutscher Ehre und Zukunft. Und die neue Geographie, die sechs Erdtheile nennt, Europa, das Kind, am Ohrläppchen wieder der alten Mutter Asien zuführt und die nur durch Wortgitter lange getrennten Körper in den Gemeinschaftnamen Eurasien ringt, lehrt uns leicht auch verstehen, weshalb Japan mit heftig klopfendem Puls auf den Handel blickt, der entscheiden kann, ob Deutschlands Schwertgewalt bis an das Weiße, das Schwarze Meer und den Persergolf reichen, ob Rußlands im West verstümmelter Leib in die Pflichten asiatischer Macht, in die Möglichkeit asiatischer Vormacht zurücktaumeln soll. Haltbar, tragbar ist das Bündelchen der Ostfriedensverträge nicht. Die Aufnahme des mitauer Kronangebotes und der Beschluß des Reichstages, dem die Prüfung des am Bug erzwungenen Paktes ungeheure Verantwortunglast aufbürdet, muß andeuten, ob die Thür zur Verständigung mit dem unsterblichen Rußland offen gehalten oder an den Epenwitz, der im akustischen Schauspielhaus der brester Citadelle schrecklich wirksam wurde und Lenins unsauberen Thron ins Wanken brachte, die Hoffnung auf Dauer verheißenden „Rechtszustand" geknüpft wird. Der würde als Waffenstillstand mit gemehrter Rüstungwucht fühlbar und zwänge drum wohl den Friedensprofessor in Washington, bis ans bittere Ende zu kämpfen. Hätte selbst den Kollegen Kant dazu gezwungen. „Ein Staat ist eine Gesellschaft von Menschen, über die Niemand anders als er selbst zu gebieten und zu disponiren hat. Ihn aber, der selbst als Stamm seine eigene Wurzel hatte, als Pfropfreis einem anderen Staat einzuverleiben, heißt: seine Existenz, als einer moralischen Person, aufheben, aus ihr eine Sache machen; und widerspricht also der Idee des ursprünglichen Vertrages, ohne die sich kein Recht über ein Volk denken läßt. Ein Ausrodungskrieg, wo die Vertilgung beide Theile zugleich und mit diesen auch noch alles Recht treffen kann, würde den ewigen Frieden nur auf dem großen Kirchhof der Menschengattung Statt finden lassen. Ein solcher Krieg, mithin auch der Gebrauch der Mittel, die dahin führen, muß also unerlaubt sein. Ein Friedensbund wäre vom Friedensvertrag darin unterschieden, daß dieser nur einen Krieg, jener aber alle Kriege zu endigen suchte. Der Grenzgott der Moral weicht nicht dem der Gewalt und Ehrlichkeit ist die unumgängliche Bedingung aller Politik." Diese Sätze haben den altmodisch dünnen Ton eines Spinetts? Dennoch sind

sie um fast achtzehnhundert Jahre jünger als der Satz, aus dessen unversiechlichem Saft ihr Geist erblüht ist und der heute noch Christen und Juden in den Glauben befiehlt, daß nicht ein Stein von der Feste blieb, der, nach dem Jordanwunder, dem Sieg über einunddreißig Reiche, Josuas Sonne geleuchtet hatte.

Versuche von der Art des jetzt beplauderten, der das Maul der nach Polens Leib schnappenden Zange weiten und das Nothgebild dieses Staates dadurch der Luftspiegelung von „Mitteleuropa" befreunden will, haben besonders oft in den Staatenbau am Balkan eingegriffen, dessen herrlich bewährte Weltordnung zwischen Pontus und Baltikum, Odessa und der nordfinischen Moossteppe flink nachgeahmt werden soll. Die Kosten des Versuches trug immer der zuvor Besiegte oder in der Eingriffsstunde zu Widerstand Unfähigste. Der bosnische Serbe kam unter Osmans, dann unter Habsburgs Hoheitrecht, Rumänien verlor sein bessarabisches Lendenstück, das geschlagene Griechenland mußte in Thessalien „strategische Sicherungen" opfern; und das Gubernatorium Minsk fällt an Polen zurück, wenn Fortuna gerade nicht Lust hat, mit Litauern, Weiß- und Kleinrussen zu äugeln, oder diese Völker schon aus der russischen Gesammtmasse abgefunden sind. Ein Staat ist eine in Eigenrecht lebende, frei ihr Schicksal bestimmende Menschengesellschaft? Ist ein Braten (oder, an fleischlosen Tagen, ein Wrukenteig), den das Schwert zerschneidet und, je nach dem Sättigungbedürfniß, vertheilt. Den Willen eines Volkes oder abgesplitterten Volksstückes, das sich allein in Staatsform zäunen oder sich in den Zaun einer anderen, ihm behaglichen einfügen möchte, darf Niemand knebeln und aus dem gewählten Weg stoßen? Der Stärkere darfs. Noch braust Gerechtigkeit nicht mit Stromesgewalt über unsere Auen hin. Nachtreif entkräftet den Keim der Hoffnung auf nahen Frühling, der die Seelen, des Einzelnen und der Volkheit, von äußeren Zwängen befreit. Soll aber noch tiefer sich die Meinung einwurzeln, die ein polnischer Priester neulich in den Reichstag rief: nur unter dunklem Himmel, niemals an Glücksmittagen, werde in Deutschland das Gefühl für fremdes Recht hörbar? Gegen die Ueberzeugung, dem Besiegten habe der Sieger, dem Schwachen der Kräftige das Gesetz vorzuschreiben und den Landbereich abzugrenzen, ist vom Richtstuhl alter Sittlichkeit, die dem Staat breiteren Trugraum als dem Individuum ließ, entehrender

Spruch nicht zu begründen; und daß in den unserem Blick hellen Jahrtausenden die Heiligen und die Weisen diese Ueberzeugung zum Schutt des Aberglaubens geworfen haben, braucht Die nicht zu bekümmern, die längst entschlossen waren, in Noth jedes Pflichtgebot abzuschütteln. Nur muß dem Muth ihres Leibes sich der zu offenem Bekenntniß gefallen. Sonst liefern sie dem ringsum lauernden Haß neue Waffen oder biegen ihn in viel schwerer erträgliche Empfindung um. Dämmert der frisch gekitteten Reichstagsmehrheit, mit deren Zunge der Wille Deutschlands zu sprechen trachtet, nicht die Erkenntniß, daß sie aus den Grüften ihrer verwesenden Hundssternbeschüsse sich ins reine Licht der Wahrhaftigkeit aufraffen und wagen muß, zu scheinen, was sie ist? Wen könnte falscher Schein heute noch täuschen? Alle Wortmünzen der Kriegszeit sind, der ganze Hort, verspielt, vergeudet, in werthloses Papier umgewechselt. „Weder Annexion noch Geldstrafe, friedliche Demokratie, Selbstbestimmungrecht der Völker, Wehrlastminderung, Weltschiedsgericht, Völkerbund, Menschheitbewußtsein, Abkehr vom Irrlicht des Imperialismus, Kampf wider Militarismus, das Friedensangebot, der Julibeschluß des Reichstages, die Antwort auf die Fragen des Papstes“: aus diesem Bündel nimmt Niemand mehr einen Schein. Jeder wurde einmal auf dicke Pappe geklebt und mit Steingrau bepinselt. Nun hat der stete, von keines Gottes Gebot je stockende Fluß der Rednerei das Dutzend weggespült. Neue Denksteine, fest eingerammte, die der Regen und Gischt nicht höhlt, sind nöthig. Dürfen Deutschlands geistige Menschen, jeder in einsamer Ohnmacht, die Stunde der letzten Wirkensmöglichkeit verzaudern und, während unter allen Himmeln, in Ost und West, der Wille zu Seelenläuterung kräftig die Schwingen hebt, den Untergang ihrer Welt müßig, wie ein Spektakel, betrachten? Die Zahl ihrer Köpfe ist nicht klein. Ihr Ziel in Nebeln noch ohne Wegweiser zu finden. Und ihr Bund würde einst Großmacht und Deutschlands wirksamste Waffe, wenn er sich in würdiges Gespräch (nicht in heuchlerisches Getuschel) mit der Vormannschaft anderer Völker entschlösse, „auf deren Sympathien der Friede der Zukunft fester ruht als auf geschriebenen Verträgen“.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 23. März 1918.

Die Töchter der Nacht.

Klotho.

Artikel Vier des breſter Vertrages vom dritten März 1918 verpflichtet die Ruſſen, die oſtanatoliſchen Provinzen und die Bezirke Ardahan, Kars, Batum der Türkei zurückzugeben und ſich „in die Neuordnung der ſtaats- und völkerrechtlichen Verhältniſſe dieſer Bezirke nicht einzumiſchen.“ Von dieſem Vertragsartikel iſt kaum noch geredet worden. Und doch zwingt er nicht nur die überlebenden armeniſchen Chriſten, ſelbſt die nach Kaukaſien entkommenen, in die Türkenherrſchaft zurück, ſondern nimmt auch den Ruſſen den einzigen Werth, den vor vierzig Jahren der ſchwierige Krieg ihnen eintrug, den einzigen, den der Berliner Friede ihnen aus der Beute von San Stefano ließ. In Kars haben während des zweiten Chriſtenjahrtauſends Armenen, Seldſchukken, Mongolen geherrſcht; der Lahme Timur (Tamerlan) hat die Stadt zerſtört, ein Türkenſultan ſie wiedererbaut. Bei Kars ſchlug, vor gerade neunzig Jahren, Paſchkjewitſch die Türken, drang in die Stadt und die Feſtung ein; der Friede gab ſie aber den Osmanen zurück. Zweimal noch haben die Ruſſen Kars erobert, an zwei Novembertagen: 1855, im Krimkrieg, trotz der von dem Britengeneral Williams klug vorbereiteten Befeſtigung, und 1877. In der Diplomatengeſchichte iſt das Blaubuch über Kars berühmt, über das der Premier Palmerſton im Unterhaus (mit einer, nach Bismarcks Meinung, „von der Maſſe der Mitglieder

wahrscheinlich nicht verstandenen Ironie") sagte, die Auswahl der darin zu sammelnden Schriftstücke habe die wachsamste Sorgfalt hoher Beamten erfordert. Aus diesem Tag stammt das Mißtrauen gegen die nach der Umschlagsfarbe betitelten Aktenbücher, die Parlamenten „die reine Wahrheit" künden wollen. Mehr als von Kars wissen wir von Batum; das Meiste aus dem sechsten Jahrhundert, der Zeit des Kampfes zwischen dem ersten Perserkönig Chosroes und dem Römerkaiser Justinian. Der hat das alte Bathys, das auf seiner Felshöhe am Schwarzen Meer alles Küstenland südlich von Phasis beherrscht, Petra, die Felsstadt, getauft. Obwohl die Citadelle für uneinnehmbar gilt, hat der Perser die römische Befestigung noch beträchtlich gestärkt. Drei Wasserleitungen; für fünf Jahre Mehl und eingesalzene Nährmittel; Waffen und Kriegsgeräth genug, um die Zahl der Vertheidiger auf das Fünffache zu erhöhen; außer Wein große Mengen von Essig und Kornbranntwein. Trotz all dieser Vorbereitung und der Tapferkeit der Vertheidiger haben Dagisteus und Bessas mit ihren Römern die Stadt erstürmt. Die Perser wehrten sich zäh, gruben Minengänge, ertrugen den Geruch von elfhundert verwesenden Leichen und begossen die Angreifer, deren Sturmwidder die umwallenden Mauern lockern und die Steine den Reißhaken erreichbar machen sollten, mit einem brennenden Gemisch aus Erdpech und Schwefel (das den Kolchiern Medea-Oel hieß). Als Erster stand und fiel auf der Sturmleiter der siebenzigjährige Bessas, über dessen Leib hinweg die Römerhaufen sich in die Stadt wälzten. Der von der Schwere des Belagerungwerkes erschreckte Dagisteus, ders erst begonnen hatte, als aus Byzantion ihm hoher Lohn zugesichert war, ließ alle Festunganlagen schleifen. Aus Petra wurde das gurische Vati und am Morgen des siebenzehnten Jahrhunderts das türkische Bathumi. Im März 1878 bestimmt Artikel Neunzehn des Vertrages von San Stefano, daß die Türkei Ardahan, Kars, Batum den Russen räume. Die müssen nach vierzig Jahren nun, in der Zeit ungeahnter Modernisirung des Medea-Oeles, aus den Stätten ihrer Siege, aus ihrem wichtigsten Petroleumhafen wieder weichen.

Daß er ihnen dieses Gebiet verschafft hatte, hielt Bismarck für eine dankenswerthe That. Leicht wars nicht. Aber nothwendig; da Oesterreich-Ungarn, nur als Entgelt für seine Neutralität

während des russo-türkischen Krieges, Bosnien und die Herzegowina, schon in den Verträgen von Reichstadt und Budapest, erhalten hatte, konnte Rußland, der Sieger, nicht ohne jeden Gewinn heimgehen. Zar Alexander durfte mehr fordern; und hätte mehr erlangt, wenn die Wuth über Gortschakows Einbruch in den Berliner Kongreß nicht Bismarck in den an übler Frucht reichsten Fehler seiner internationalen Politik getrieben hätte. Das, rief er nach der Meldung, der russische Reichskanzler wolle sich vor den Ersten Bevollmächtigten, Peter Schuwalow, an den Kongreßtisch setzen, „ändert die ganze Sachlage. Gortschakow ist dem Botschafter Schuwalow Vorgesetzter, aber nicht Träger der russischen Vollmacht; er hat die Zulassung von seinem Kaiser erzwungen, ich aber werde ihm nicht zum zweiten Mal gestatten, aus meinen Schultern den Schemel seines Ruhmes zu machen." Zum ersten Mal wars geschehen, als, 1875, der kleine Russe in alle Lüfte posaunte, er habe, er allein, den berliner Wütherich gezwungen, der Absicht auf neuen Krieg gegen Frankreich zu entsagen. Jeden Gedanken an solchen Plan hat Bismarck mit leidenschaftlicher Bestimmtheit stets geleugnet; und der Verdächtiger, der gesprächige vieillard à femmes ward ihm seitdem so sehr zum Gräuel, daß er am Liebsten ihm auf dem deutschen Bahngleis die Wohlthat des Salonwagens entzogen hätte. Wohin schmolz der Schnee von damals? Marschall Mac Mahon ist noch Präsident der Französischen Republik und Gambetta sitzt dem Budgetausschuß vor. Ernsthafte Leute erörtern in pariser Salons das Gerücht von einem Bündniß zwischen dem Deutschen Reich, das sich Holland eingliedern wolle, und Frankreich, dem Belgien und das ihm 1870 entrissene Lothringen zufallen werde. Weltausstellung in Paris. Der Fürst von Wales räth, seinen Schwager, den Kronprinzen, nicht hinkommen zu lassen. Eine deutsche Kunstabtheilung aber ist, sieben Jahre nach dem Krieg, schon möglich und der Soldatenmaler Anton von Werner darf sie mit einer Rede eröffnen. Auf einem Parlamentarierdiner verficht Gambetta die Meinung, England könne, seit jedem Kriegsschiff die Torpedogefahr droht, auf seine Seemacht nicht mehr fest bauen. Am elften Mai schießt Hödel, am zweiten Juni Nobiling auf den Kaiser Wilhelm, dessen Rettung sogar den Parisern willkommen ist. Im berliner Kanzlerhaus ordnet der Protokolführer Rado-

witz den Lesestoff und das Schreibgeräth auf den Kongreßtisch. Hufeisenform; links vom Präsidenten Frankreich, Italien, Türkei, rechts Oesterreich-Ungarn, England, Rußland. Neben dem Tanzsaal der Radziwills ein üppiges Buffet von Borchardt. Am dreizehnten Juni erste Sitzung; auf Beaconsfields Wunsch in Uniform. Andrassy schlägt vor, Bismarck zum Präsidenten zu wählen. Der hat sich in Pommern den Vollbart stehen lassen, sieht alt aus, ist müde, sehnt sich nach der kissinger Saline und schilt die Kleinstädterei der Bevollmächtigten, die ihn, als er nur seine Karte bei ihnen abgeben wollte, hineinbitten ließen. Vor Aller Augen trinkt er an jedem Mittag, ehe er die Sitzung eröffnet, aus einem großen Wasserglas Portwein; trinkts, zu andächtigem Entsetzen Aller, bis auf den letzten Tropfen leer. Als sein Tyras einen fremden Minister angeknurrt hat, sagt der Herr: „Der Hund ist in seiner Dressur nicht fertig und weiß noch nicht, wen er beißen soll; sonst hätte er die Türken gebissen.“ Die läßt er ungern zu ausführlicher Rede kommen. Nennt die Wahl Mehemed Alis zum Bevollmächtigten eine Taktlosigkeit. (Dieser Mehemed war, als Sohn des hugenotischen Musikers Detroit, in Magdeburg geboren worden, als Schiffsjunge von einer mecklenburgischen Brigg zu den Türken entlaufen und hatte nach einem Vierteljahrhundert strebsamen Dienstes den Oberbefehl über das Türkenheer in Bulgarien erlangt.) Da Karatheodory, der Erste Bevollmächtigte, phanariotischer Grieche ist und als Christ gilt, brummt Bismarck unwirsch: „Am Ende ist der Magdeburger der einzige Muselman unter den Dreien!“ Der pariser Timesvertreter Oppert, der sich nach seinem böhmischen Geburtort „de Blowitz“ nennt, schildert Lord Beaconsfield, den Freund des an der batumer Naphthagesellschaft stark interessirten Lionel Rothschild, als einen eitlen und mißtrauischen Mann, der, wenn man ihn sehr höflich behandle, fürchtet, geprellt zu werden und doch den leisesten Verstoß gegen das Gebot der Höflichkeit übel nimmt. Er habe die Oeffentliche Meinung Britaniens für sich, würde deren Gunst aber verlieren, wenn er Batum den Russen gäbe. Das dürfe höchstens Freihafen werden. Bismarck entschließt sich, dem Journalisten den Rothen Adler zu erwirken (die Dritte Klasse, die Blowitz ablehnt, weil er nur die Zweite seiner würdig findet), ihn zu Tisch einzuladen und „im Sinn des russischen Anspruches auf

Batum zu bearbeiten", damit die „Times" nicht spröder sei als das Kabinet Ihrer Huldvollen Majestät. Gortschakow und der Brite, den die Gicht plagt, beriechen einander. Und Bismarck seufzt: „Wüßte ich nur, ob Beaconsfield den Krieg will!"

Daß Salisbury, der zweite Engländer, ihn nicht will, merkt er bald; und hört dann von Bleichröder, daß auch „Dizzy" (D'Israeli-Beaconsfield) nur Friedenswünsche in seiner Toga berge. Die etwas steife Haltung des Earl ist nützlich: weil sie die austro-russische Verständigung erleichtert. (Im Tagebuch Chlodwigs Hohenlohe, der mit dem Staatssekretär Bülow, der „Heiligen Kraft" des Auswärtigen Amtes, zum Kongreß bevollmächtigt ist, ähnelt die erlauchte Versammlung einer mit Schreckbildern angefüllten Meßbude. Der Italer Graf Corti sieht wie ein häßlicher Japaner aus, Gortschakow ist sehr wackelig, Schuwalow der stets sorgenvoll lächelnde Hofmann, Beaconsfield hat ein scheußliches Judengesicht, der Montenegriner gleicht einem Räuber, der Chinese, mit seiner Brille, einer Institutsvorsteherin und seine zwei dicken Sekretäre, mit Strohhüten und Federbüschen, gemästeten Spanferkeln.) Der neunte Kongreßtag bringt zwei Ereignisse: Bismarck hat morgens Wangen und Kinn dem Rasirmesser ausgeliefert und abends Beaconsfield in das Zugeständniß überredet, daß die Russen, die das Hauptziel ihres Kampfes, das große Bulgarien und die völlige Entmachtung der Türkei in Europa, nicht erreichen, in Transkaukasien sich frei regen können. Zu diesem Preis wird der Handel abzuschließen sein; denn der russische Generalstab weiß, daß die vor Konstantinopel stehende Armee verloren wäre, wenn der Krieg wieder begönne und England, vielleicht nun auch Andrassys Oesterreich-Ungarn eingriffe. Zwei Tage vor der Eröffnung des Kongresses hat der Kanzler (nur dieser eine war in solcher Stunde verwegen genug zu solchem Entschluß) den Reichstag, nach der Ablehnung des Sozialistengesetzes, aufgelöst; verhandelt in den Pausen des internationalen Geschäftes mit den Parteiführern; bietet Bennigsen das preußische Ministerium des Inneren an, will sich aber Forckenbeck und Stauffenberg nicht als Mitgänger aufdrängen lassen; und sagt, er sei froh, wieder unpopulär zu werden. „Die Nationalliberalen können mich stürzen, aber nicht dazu bringen, daß ich ihnen die Bildung eines Parteiministeriums und die Leitung der Geschäfte

überlasse, damit sie mich, wie einen madigen, aber noch gut aussehenden Apfel, auf den Tafelaufsatz legen.“ Das Wichtigste ist dem Leidenden jetzt, aus der berliner Luft fortzukommen. Sein langer Bleistift wird zum Trommelstock, während der in alle Sprachsättel gerechte Gortschakow in weitschweifiger Rede zu erweisen sucht, warum er in Juden eine Landplage, in Israeliten sehr nützliche Mitbürger sehe; und als Salisbury einen neuen Antrag zu Gunst der Armenier ankündet, stöhnt der Präsident: „Noch einer!“ Am siebenten Juli stimmt, in feierlich schwingender Rede, Beaconsfield dem Antrag zu, Batum den Russen zu geben, die sich zuvor, mit ihres Kanzlers Zunge, verpflichtet haben, es zum Freihafen zu machen und nicht zu befestigen. Alles athmet auf; die Hauptsache ist erledigt und der friedliche Verlauf des Kongresses gesichert. (Hohenlohe zählt die Speisenfolge eines Abendessens bei Bismarck auf: „Suppe, Aal, kalter Fisch, Crevettes, Hummer, Rauchfleisch, roher Schinken, Braten, Mehlspeise; Alles geeignet, den Magen gründlich zu verderben.“ Der ewig „Moquante“ erzählt auch sonst nette Sächelchen. Der Kronprinz hatte, als Vertreter des von der Wunde noch nicht ganz genesenen Kaisers, die Kongreßmitglieder nach Potsdam eingeladen. „Gräfin Karolyi hatte ihren Rembrandthut auf. Das fand Gräfin Perponcher für eine königliche Landpartie nicht geeignet. Lady Salisbury kam mit zwei Töchtern und drei Söhnen. In Sanssouci fand der Kongreß zwar viele Waschbecken, aber nur ein einziges porzellanenes Gefäß, das nicht zum Waschen bestimmt war. Um dieses gruppirte sich Europa. Da mir aber meine Pflicht als Kongreßmitglied diese kollektive Aufgabe nicht auferlegte, suchte ich mit Excellenz von Bülow und General von der Goltz in den oberen Gängen des Schlosses eine Lokalität, die uns, Jeden für sich, absonderte. Das gelang auch nach einiger Mühe.“) Am Dreizehnten ists, endlich, ausgestanden; auch die russo-türkische Grenze in Ordnung. Im März 1881 wird Batum Freihafen (im Juli 1886 schütteln die Russen diese Pflicht ab); bald danach der Transkaukasischen Bahn angeschlossen. Nun wirds wieder türkisch. Die pariser Gebrüder Rothschild, deren Naphtha-Produktion- und Handelsgesellschaft dort ihre Röhrenleitungen, Hafenspeicher und Cisternenschiffe hat, müssen sich mit Paschas abfinden. Der Vierbund kann, wenn die Arbeit wieder in Gang ist, Pe-

troleum und Manganerz aus Batum beziehen. Wen kümmert, in den Wonnen des Leichenjubels, daß von dem Werk des Berliner Kongresses nach vierzig Jahren kaum Etwas übrig blieb?

Nichts für Rußland; dem er den Kriegsertrag schon allzu schmal zugeschnitten hatte. Vor dem Kongreß schrieb Bismarck an Peter Schuwalow: „Ein Jahrhundert lang und länger noch haben Rußland und Deutschland, ohne Nachtheil für ihre Sonderinteressen, einander Dienste geleistet. Das wird auch ferner möglich sein. Als abgebrühter Routier bin ich durch falschen Alarm nicht zu schrecken; ich vergesse gern den von Ihren Leuten mir bereiteten Aerger und rege mich über den Flirt nicht auf, den mein alter petersburger Freund und Gönner (Gortschakow) mit meinem jungen pariser Freund (dem Botschafter Orlow) begonnen hat. Vielleicht aber wird das Urtheil meiner Nachfolger im Kanzleramt leichter zu beirren sein, wenn man fortfährt, zu betonen, wie bequem Ihnen auf der Basis französischer Rachsucht ein Bündniß würde. Die deutsch-russische Freundschaft ist leichter zu zerstören, als sie herzustellen war; und ich kann nicht wissen, ob meine Nachfolger Ueberliefertes, das sie nicht durch Erfahrung als Besitz erworben haben, so behutsam wie ich, mit solcher Enthaltung von Eigenliebe, pflegen, den Schein immer dem Wesen, persönliche Empfindlichkeit den großen monarchischen Interessen opfern werden. Das kalte Blut, womit ich jeder Möglichkeit ins Auge sehe, kann ich nicht mit dem Amt vererben. Durch Drohung in offiziösen Blättern, durch pariser Schmeicheleien in Feuilletons und in Briefen an politisirende Damen könnte man eines Tages, ohne allzu große Mühe, den Kompaß eines deutschen Ministers fälschen, den schon die Vorstellung der Vereinsamung ängstigt und der, ihr zu entgehen, aus Ungeschicklichkeit dem Reich Pflichten aufbürdet, die dann nicht leicht abzuschütteln sind. Mir wirds nicht passiren. Aber ich werde aus der Badekur nicht zu den Geschäften zurückkehren. Ich habe das Zeugniß der Fakultät, daß ich ‚untauglich' bin, und dieses Attest, das mir ein Recht zum Rücktritt giebt, sagt, leider, nur die Wahrheit. Mir liegt nichts mehr am Amt. Bevor ich gehe, werde ich aber noch das letzte Rätsel Ihrer russischen Politik zu lösen haben. Da ich weder Losung noch Warnung höre und zum Räthselrathen zu ungeschickt bin, wird mir schwer, zwischen dem Vorwurf, durch

Friedensempfehlung den Türken zu ermuthigen, und dem Verdacht, hinterlistig zum Krieg zu hetzen, mich durchzuschlängeln.“ Schuwalow, der in London Botschafter ist, schreibt die Hauptstellen des Briefes für seinen Kaiser ab. „Ich weiß, daß sie ihm Freude machen werden. So oft er direkt mit Ihnen verhandelt hat, ist Gutes und Nützliches herausgekommen; und wenn er liest, was Sie einem in die Ehre Ihrer Freundschaft Zugelassenen schreiben, wird er sich in direkter Beziehung zu Ihnen fühlen.“ In Berlin hat er dann die Frage des russisch-deutschen Schutz- und Trutzbündnisses gestellt. Und sie wäre vielleicht bejaht worden, wenn nicht Gortschakows Einbruch die Kongreßstimmung getrübt hätte. Diese Antipathie hatte der Kanzler nun einmal. Schuwalow gefiel ihm. (Nicht ohne triftigen Grund. Dieser Peter war ein gescheiter Mann. Im Juli 1882 hat er die Weissagung ausgesprochen, die im Juli 1914 so schlimm bestätigt wurde: „Daß man Bosnien und die Herzegowina den Oesterreichern gegeben hat, bedroht den Frieden Europas. Dort liegt die Lunte, die das Pulver einst in Brand setzen wird; und aus diesem Feuer wird in Hochgluth der ganze Streit über die Slawenfrage hervorlodern.“) Gortschakow aber fiel ihm auf die Nerven. Ein Kanzler, ein Greis, der sich nicht schämt, vor dem Ohr eines Fremden zu sprechen; „Wie ein Gestirn, nicht wie eine verglimmende Lampe, will ich erlöschen. Ohne je irgendeiner großen europäischen Verhandlung präsidirt zu haben, kann ich doch nicht vor Petrus hintreten!“ („In der Muße des Zuhörens bei seiner längeren Präsidialrede in der berliner offiziösen Diplomatenkonferenz von 1876 schrieb ich mit Bleistift: Pompons, pompo, pomp, pom, po. Mein Nachbar, Lord Odo Russell, entriß mir das Blatt und behielt es“: Bismarck.) Wenn Schuwalow die russische Kongreßdelegation geführt hätte, wärs wohl anders gekommen. Vor der „französirenden Eitelkeit des Fürsten Gortschakow und seiner Rivalität mir gegenüber“ sah der Deutsche schon eine Gunst des Schicksals darin, „daß die Situation eine Möglichkeit bot, Rußland eine Gefälligkeit in Betreff des Schwarzen Meeres zu erweisen“. (Auch diese Gefälligkeit hat der bresler Märzvertrag ausgestrichen.) Bismarck fühlte sich dann verletzt, als die Kaiserin Marie und der ganze Hofklüngel die berliner Freundschaft „allzu platonisch“ fand; er behauptete, jeden russischen Wunsch, „un-

ter Umständen durch energisches Auftreten bei dem englischen Premierminister, obschon er krank und bettlägerig war, zur Annahme gebracht zu haben". Er wollte sich nicht der Thatsache erinnern, daß England und Oesterreich alles Wesentliche erlangt, die Russen nur das Recht auf Ardahan, Kars, Batum heimgebracht hatten. Wie er heute, wo wir dem Programm Bunsens von 1854, mit der Wiederherstellung Polens, der Begünstigung Oesterreichs und der Zertrümmerung Rußlands bis in die Krim, nah sind, urtheilen würde, ist aus der Instruktion zu schließen, die er dem Botschafter Von Schweinitz nach Petersburg mitgab: „Wenn zwischen Rußland und Oesterreich die Freundschaft, zu unserem Schmerz, nicht haltbar ist, so können wir zwar ertragen, daß unsere Freunde gegen einander Schlachten verlören oder gewönnen, aber nicht, daß einer von beiden so schwer verwundet und geschädigt werde, daß seine Stellung als unabhängige und in Europa mitredende Großmacht gefährdet würde." Klarer noch aus der Mahnung, das Millionengewimmel der Großrussen nicht, durch Mißhandlung, zum sicheren Bundesgenossen jedes künftigen Feindes zu machen.

So sangen die Parzen;
Es horcht der Verbannte
In nächtlichen Höhlen,
Der Alte, die Lieder,
Denkt Kinder und Enkel
Und schüttelt das Haupt.

Lachesis.

Aus dem Zorn, der, seit die leninischen Kommunisten den londoner Pakt vom September 1914 gebrochen und den vom Vierbund ihnen vorgeschriebenen Friedensvertrag unterzeichnet haben, in den Westreichen grollt, ist die Frage aufgetaucht, ob untreue Abkehr von den Bundesgenossen auch von Nikolai Alexandrowitsch, dem einstweilen letzten Gossudar aller Reussen, zu fürchten gewesen wäre. Nein, antwortet Sir George Buchanan, der Sohn einer alten, seit den Tagen Mariens Stuart in Wissenschaft, Diplomatie, Kunst angesehenen Schottenfamilie, der Großbritanien, unter fast beispiellos schwierigen Verhältnissen, in Petrograd mit behender Tapferkeit als Botschafter vertreten hat. „In dem Gerücht, das den Zar solcher Absicht verdächtigte, war

nach meiner Ueberzeugung, nicht ein Körnchen Wahrheit. So vielfach und so schlimm Nikolais Irren war: nie wäre er zum Verräther geworden. Ich kannte ihn als redlich treuen Freund Englands und bin gewiß, daß er sich nie von der gemeinsamen Sache abgewendet hätte." Dieses freundliche Urtheil über das Wesen des nun in Tobolsk Schmachtenden wird von Paris aus gestützt. Die Telegraphenagentur Havas verbreitet einen Brief, den, im Mai 1916, als Justizminister Viviani und Rüstungminister Thomas (ein Führer der sozialdemokratischen Mehrheit) nach einem amtlichen Besuch die russische Hauptstadt verließen, Nikolai ihnen für den Präsidenten der Französischen Republik mitgab. „Lieber und mächtiger Freund, in der Stunde, die Frankreich und Rußland, in Eintracht mit treuen Genossen, enger als je zuvor in dem größten aller Kriege verbündet sieht, war mir eine besondere Freude, Mitglieder der französischen Regirung in Rußland zu begrüßen. Dem Vergnügen, Herrn Viviani wiederzusehen, gesellte sich die Erinnerung an mein letztes Beisammensein mit Ihnen (im Sommer 1914). Während wir damals nur die friedliche Entwickelung unserer zwei Länder zu sichern strebten, bebrütete der Feind schon den Plan, der ihm, um den Preis des Europäerfriedens, die Weltherrschaft erringen sollte. Sehr gern habe ich auch Herrn Albert Thomas kennen gelernt, dessen Talente seinem Vaterland und unserer gemeinsamen Sache so große Dienste geleistet haben. Nie war die Nothwendigkeit enger franko-russischer Arbeitgemeinschaft mir so deutlich bewußt wie heute, da der unbeugsame Entschluß, nur nach endgiltigem Sieg und in Uebereinstimmung mit den Bundesgenossen die Waffen niederzulegen, so dringend räth, unser Handeln in noch festeren Einklang und dadurch in gestärkte Wirksamkeit zu bringen. In jedem Glied unseres Bundes lebt sicherlich nur der Wunsch, alle erlangbare Kraft der Sache dienstbar zu machen. Von diesem Wunsch waren auch die Gespräche bestimmt, in denen meine Regirung und die Offiziere meines Generalstabes mit den Vertretern Frankreichs die Möglichkeit beriethen, einander noch kräftiger als bisher zu helfen. Der Verlauf dieser Gespräche berechtigt mich zu der Hoffnung, daß die Herren Viviani und Thomas die Ueberzeugung heimtragen: Rußland wird kein seinen Machtmitteln erreichbares Opfer scheuen, um, so schnell wie möglich, den Triumph

unserer Sache zu sichern. Meine heißesten Wünsche ersehnen den nahen, hell strahlenden Sieg unseres vereinten Mühens. Dem Ausdruck der Bewunderung, die ich für Frankreich, für sein herrliches, durch die heldische Vertheidigung von Verdun mit neuem Ruhm gekröntes Heer empfinde, bitte ich die Versicherung aufrichtiger und unverbrüchlicher Freundschaft anfügen zu dürfen. Nikolai." Der Brief, dessen Veröffentlichung wohl das Erinnern an den von Clemenceau verdunkelten Herrn des Elysierhauses auffrischen, vielleicht auch schon dem Ministerium Thomas die Einzugsstraße fegen soll, beweist nichts. Daß im Mai 1916 Nikolais Denken so war, wie sein Brief es darstellt, ist nie bezweifelt worden. Stets aber, daß sein Denken und Wollen festen Ankergrund bot. Nach dem Brief hat er noch fast ein Jahr auf dem Thron des Monomachos gesessen; und mancher Stimme gelauscht. Die Stuermers, Kriwoscheins, Rosens, Kuropatkins, Protopopows, der ganzen Prußkij-(Preußen-)Hofgruppe, zuletzt auch Rasputins empfahl schleunigen Friedensschluß. Den hätte Nikolai billig erkauft; nicht, wie Genosse Lenin, um den Preis all der in zwei Jahrhunderten von Volk und Regenten geleisteten Arbeit. (Für die Geltungdauer des brester Vertrages vom dritten März 1918 sinkt Rußland beinahe noch unter den Rang, den der grausame Iwan in Europa erklettert hatte. Was Peter und Katharina in West und Süd erobert haben, ist den „freien" Enkeln ihrer Völker jetzt aberkannt worden: Esth-, Liv-, Kur-, Finland, Klein- und Weißrußland, Polen, Litauen, Podolien, Wolhynien, das Dongebiet. Die Friedensbedingungen, die Bonaparte dem von außen, nicht, wie Rußland, von innen zerstörten Preußen aufzwang, scheinen dem Blick, der aus unseren Tagen zu ihnen umkehrt, gelind.) Dennoch ist wahrscheinlich, daß Nikolai dem Entschluß zu Sonderfrieden, in der letzten Minute noch, ausgebogen wäre. Er hielt auf äußeren Anstand; und wußte, wie kalt den im Berathungsaal Einsamen die Luft anwehen würde.

Kann Japan, das sich seit der mühlosen Einnahme von Kiautschau und der Besetzung der deutschen Südseekolonien in das einträgliche Amt des Seewächters und Rüstunglieferanten geschränkt hat, den Verbündeten aus der Ostklemme helfen? Nach jeder Himmelsumwölkung wird in den Westreichen die Frage laut gestellt. Und da Herr Pichon, der in Ostasien beamtet war

und in den ersten Kriegsjahren den Lesern des „Petit Journal“ die japanische Hilfe immer als leicht erlangbar zeigte, nun das Auswärtige Amt leitet, hofft mancher Franzos, der Liebling des Tigers werde die Gelben flink heranlotsen. Die nüchternste Warnung vor neuem Wahn fand ich auf den würdig dürren Gefilden des „Journal des débats“, das gern manchmal in die Temperatur der Vernunft zurückkehrt. „Das Rußland der Maximalisten ist in unheilbaren Bankerot verfallen. Die Deutschen und Oesterreicher thun, was ihnen beliebt. Sie sitzen schon fest in Kiew, bei ihren ukrainischen Freunden, und können, ungefährdet, noch weiter vorstoßen. Ihre Landsleute sind nun aus der Gefangenschaft entlassen, mit Waffen versorgt, laufen frei umher und bilden stattliche Banden. Die sibirischen Maximalisten haben, ohne Scheu vor diesem Gipfel des Wahnwitzes, die gefangenen Deutschen gegen die Kosaken gewaffnet. Unter solchen Umständen mußte Japan an die Wahrung seiner Interessen denken; in offiziösen Mittheilungen hat es angedeutet, daß es dazu entschlossen sei, und sein Botschafter ist schon am dreiundzwanzigsten Februar, vor den anderen Diplomaten unseres Bundes, aus Petrograd abgereist. Diese Zeichen scheinen vielen Franzosen einen militärisch starken Eingriff der Japaner in den Europäerkrieg zu verheißen. Daraus wird nichts. Japans Hilfeleistung ist längst, in allerlei Formen, gesichert; die Formen können sich ändern, auf beträchtlich höhere Leistung ist aber nicht zu hoffen. Was unsere Genossen in Nippon haben, steht, Menschen, Frachtraum, Boden- und Industrieerzeugniß, schon im Dienst der Bundessache. Wird jetzt Etwas davon für eine besondere Aufgabe genützt, so müssen die anderen Gebiete darunter leiden. Japan hat, natürlich, nicht sein ganzes Heer mobil gemacht. Entschlösse es sich morgen dazu, dann entstünden in seinen Fabriken, auf seinen Aeckern und Werften am nächsten Tag Lücken, deren Ausfüllung nicht leicht würde. Selbst in den Vereinigten Staaten wird ja in der Gesammtproduktion die Wirkung der allgemeinen Wehrpflicht schon fühlbar. Würde alle waffenfähige Mannschaft den friedlichen Berufen entrissen, so ständen wir bald vor einer Weltgefahr; die Ernährung der Feldheere und der für sie arbeitenden Völker ist eben so wichtig wie die Aufstellung neuer Armeecorps. Uebrigens würde die Verwendung japanischer

Truppen in weiter Ferne, für Fahrt und Proviant, mehr Schiffsraum fordern, als in absehbarer Zeit zu haben ist. Unsere ganze freie Tonnage wird für die amerikanischen Militärtransporte gebraucht. Man soll also aus den Depeschen, die aus Tokio kommen, nicht die Hoffnung auf ein Mirakel schöpfen, das die ganze Sachlage ändern werde. Und eben so wenig soll man bedauern, daß der vielberedete Japanereingriff nicht schon früher in Rußland Ereigniß geworden sei. Wäre eine große Japanerarmee nach Wladiwostok geschickt, im Amurbecken zusammengezogen worden und nach dem Ural vorgerückt: wie viel Zeit hätte sie für die neuntausend Kilometer gebraucht, die zwischen Sibiriens Ostküste und dem innereuropäischen Rußland liegen? Wie hätte sie sich erhalten? Und wenn ihr ein Wunder über den Ural geholfen hätte: was sollte sie in dem russischen Chaos beginnen, mit wem zusammen arbeiten, nach wessen Befehl die Einheit der Operation ordnen? Täglich wäre sie auf die Gunst der Bahnarbeiter, die jeden Zug aufhalten konnten, und der Revolutionäre aller Sorten angewiesen worden, deren Laune ihr willkürliche Bedingungen aufzuzwingen vermochte. Sie hätte weder gewußt, mit wem, noch, gegen wen sie kämpfen sollte, und hätte nicht einmal Menschen gefunden, mit denen ihr Verständigung möglich war. Die Maximalisten hätten sie als ein Werkzeug der Gegenrevolution verschrien und behandelt. Elendes Hinkümmern, kläglicher Untergang wäre ihr Schicksal geworden. Daß der Mikado und seine Minister sich nicht in solches Abenteuer verleiten ließen, ist doch wohl allzu begreiflich. Das Unternehmen, in das Japan sich jetzt entschließt, ist örtlich begrenzt und dem möglichen Kraftaufwand angemessen; es soll in Ostsibirien retten, was noch zu retten ist, und dem Vormarsch nach Westen, den günstigere Umstände eines Tages ermöglichen könnten, den Weg bereiten. Allzu lange haben wir in Traumwelten gelebt. Wir dürfen uns nicht in neuen Wahn einwiegen."

Japan hat heute ein Spiel von ungeheurer Trumpfkraft in der Hand. Sein Heer, seine Flotte ist unversehrt, Chinas Riesenleib von ihm eingeklammert, Rußland militärisch ohnmächtig, politisch kaum noch ein Begriff, England und Amerika bis an die Grenze der Leistungfähigkeit mit Kriegsbereitung für europäische Schauplätze beschäftigt. Japan könnte ungefähr Alles wagen.

Den Vordrang bis nach Westsibirien, den Einbruch in Kalifornien, Indien, Tongking, Madagaskar. Wenn es sich von den Westmächten abwendet, ist Britaniens Weltmacht in Lebensgefahr. Wenn es an der Seite der Genossen von 1914 kräftig in den Krieg eingreifen will und kann (der sich dann, mit Pausen, über Jahrzehnte erstrecken könnte), würde dem Vierbund die Sonne dichter umwölkt. Wer die Erdkarte im Kopf hat und japanische Wünsche kennt, mochte, als England und Amerika etwas barsch die Gewalt über Hollands Tonnage forderten, an die Ausspreitung eines Konfliktstoffes glauben, dessen Vorwand den Entschluß zur Hingabe der niederländischen Kolonien decken soll. Von den deutschen Südseeinseln, über denen Japans Flagge weht, ists nicht weit bis in die Sundasee; und Sumatra, Java, Celebes, Borneo wären ein fetterer Bissen als die Philippinen (die Amerikas Volk und Kongreß wohl gar in den Kauf wirksamer Hilfe gäbe). Vielleicht hätte das Königreich Niederland sich länger gesträubt, wenn den klugen Kaufleuten, die dort still mitregiren, nicht die Gefahr rascher Japanerlandung bewußt geworden wäre. Unzufrieden sind die Westmächte längst mit dem Niederland; weil es nicht laut genug gegen die Behandlung Belgiens getobt, nicht von Kopf zu Fuß sich in die Farbe Raemaekers, des genialischen Zeichners, gekleidet und nicht allen Handelsverkehr mit den Boches abgebrochen hat. Hätte es in der unvorhersehbaren Stunde des deutschen Entschlusses, Rußland aus dem Rang europäischer Großmächte zu werfen, den Feinden Deutschlands seine Schiffe geweigert, dann wäre ihm zugerufen worden: „Sieh selbst zu, wie Du Deine Sundainseln, Deinen Besitz in Ost- und Westindien zu schützen vermagst!“ Diese Gefahr konnte die haager Regirung nicht laut, nicht in öffentlicher Kammersitzung andeuten; und sieht sich darum unverschuldetem Tadel ausgesetzt. Der Holländer kennt die Geschichte seines kleinen, leiblich und sittlich tapferen Volkes meist recht genau und spricht manchmal noch von dem anglo-niederländischen Schiffahrtvertrag vom ersten Dezember 1674, der, unter dem zweiten Angelnkönig Karl, dem durch die belgischen Generalstaaten vertretenen Niederland arg drückende Neutralenpflicht aufzwang und von dem dennoch damals gesagt werden durfte, „England habe, ohne seine eigene Sicherheit zu gefährden, in dem Kriege gegen Frankreich nicht

anders zu handeln vermocht". Als das noch in Krieg gegen Amerika und Spanien gerissene Britenreich sich später das Recht anmaßte, alle neutralen Schiffe zu durchsuchen und das seinen Feinden gehörige oder bestimmte Frachtgut wegzunehmen, trat Holland, wie Dänemark, Schweden und Preußen, dem vom Zorn der russischen Katharina gestifteten Bund zu bewaffneter Neutralität bei, ließ seine Kauffahrer von Kriegsschiffen begleiten, die aber, sammt den Schützlingen, in britische Häfen aufgebracht wurden, und zog sich dadurch, im Dezember 1780, die englische Kriegserklärung zu. Das Niederland verlor den Hauptheil seiner Flotte und, wie zur selben Zeit Frankreich und Spanien, seines Handels, sank von der Höhe stolz gebietender Seemacht und mußte seine ostindische Kolonie Negapatam den Engländern räumen. Die Wunde hat lange geschmerzt und das Ansehen des Statthalters, Wilhelms des Fünften, und seiner monarchischen Oranierpartei geschmälert, denen die Freunde der jungen amerikanischen und französischen Freiheit dienerhafte Anglophilie und unzulängliche Kriegsführung vorwarfen. Solche Erlebnißspur schreckt; und da das Amerika, Frankreich, Japan verbündete England höheren Werth als den des Bezirkes an der Koromandelküste gefährden könnte, blieb jetzt den Holländern kaum freie Wahl. Ihrer Siedlungen sind sie nun vielleicht sicher; mit dem Frachtraum, von dem sie nicht viel reiten werden, verlieren sie aber auch die Möglichkeit, nach dem Friedensschluß die himmlisch theuren Rohstoffe ihrer Kolonien in deutsche Häfen zu liefern. Und Das ist die Hauptsache. Bei uns denkt, wer von neuem Tonnagebegehr der Westmächte hört, zuerst und zuletzt immer an deren Frachtraumnoth. Die wird, natürlich, gemindert, wenn man da oder dort eine halbe oder ganze Million Tonnen in Beschlag nehmen und, bis auf den Werften Englands, Amerikas, Japans Neubauten fertig sind, verwenden kann. Doch viel wichtiger ist die Frage nach der Länderversorgung in künftiger Friedenszeit. Je weiterhin die Hoffnung auf Waffensieg den Feinden Deutschlands entschwebt, mit desto ernsterem Eifer bereiten sie den Wirthschaftkrieg, der nur durch Verständigung, also nicht von Gewalt bewirkten Friedensschluß, zu vermeiden wäre. Der größten Rohstoffländer sind sie gewiß; noch nicht Argentiniens, Chiles, Mexikos, Venezuelas, der niederländischen Ko-

lonien. Wie ist der Ring so fest zu verlöten, daß er nichts durchquellen läßt? Wenn die zum Handel mit Deutschland allenfalls noch Willigen keine Schiffe haben, auch mit dem Geld, das sie von der Hingabe der Tonnage entschädigen soll, keine hereinzaubern können, hilft ihnen und den auf sie angewiesenen Kaiserreichen der beste Wille nicht zum winzigsten Rohstoffbündel. Deshalb greifen die Polypenarme schon jetzt nach allen erlangbaren Fahrzeugen aus. Für die Zeit des Waffenstillstandes, der Friede heißen mag, nicht etwa nur für die Tage der Kriegsnoth, wird gesonnen, geheischt, gerafft. „Von Mond zu Mond weniger Frachtraum; der dient künftig zunächst uns und unseren Freunden; seht, Feinde, wo Ihr bleibt. Auf die Profitsucht, die alle Feindschaft überwindet, könnt Ihr nicht rechnen: denn die Völker der Erde werden um jede Waare raufen und nirgends die Händler verleitet werden, an Feindesküste Kunden zu angeln. Ob die noch Neutralen morgen Brot, Fleisch, Kohle haben, darf uns nicht bekümmern. Hat denn Jemand das Recht, so ungeheurem Ringen behaglich zuzuschauen? Wenn Erdbeben zehn, zwanzig Millionen Menschenleben vernichtet und Menschheitbesitz im Werth einer Billion begräbt, kann in keinem Weltwinkel rothbackige Ruhe athmen.“ So sieht die Moral der Geschichte aus.

Das Mittelstück der pariser Märzfeier zur Erinnerung an den Protest der Elsasser und Lothringer gegen die Einfügung ihrer Länder ins Deutsche Reich war die Rede des Herrn Paul Deschanel, der jetzt der allgemein beliebte Präsident der Kammer ist und bald wohl der Republik sein wird (wenn die der Bourgeois lange genug hält). Der Inhalt war eine, leider, allzu bequeme Polemik gegen die Darstellung des Grafen Hertling und der Versuch, Frankreichs uraltes Recht auf die zwei Provinzen zu erweisen. Herr Deschanel schickte den Blick nicht bis in die Tage des Vertrages von Verdun zurück; erwähnte nicht, daß 1056 der erste Franzosenkönig Henri behauptet hat, Kaiser Heinrich der Dritte habe, wider sein Versprechen, ihm die Landstücke vorenthalten, die des Kaisers Ahnen listig an sich gebracht hatten (partem maximam regni Francorum dolo a patribus ejus occupatam); auch nicht, daß Philipp dem Schönen von Frankreich 1299 die Rückgabe dieses Landes (zwischen Maas und Rhein), weil es seinem Reich wider das Recht genommen worden sei, vom Kaiser

zugesagt und die Grafschaft Oberelsaß der Schwester Philipps, als sie sich dem Sohn des Kaisers vermählte, als Leibgeding verliehen wurde. Der Präsident des französischen Abgeordnetenhauses sagt, in Deutschland werde, von der untersten bis auf die oberste Schulstufe, die grundfalsche hertlingische Historie gelehrt; und der Staatsraison, die Unwahrheit züchte, müsse er, der Sprecher der Volksvertretung, endlich die richtigen Thatsachen, Daten und Texte entgegenstellen. „Auf dem Gipfel seines Glückes träumte, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, Karl der Fünfte sich in Allgewalt über Staat und Kirche. Den Protestanten, deren Zahl, nach Sybel, sieben Zehntel aller Deutschen umfaßt, will er den katholischen Glauben aufzwingen. Er schlägt die gegen ihn kämpfenden Führer der Protestantenheere, besetzt ihre Länder, raubt den Freien Städten die Wohlthat ihrer Verfassung, nimmt den Bürgern die Waffen, die Habe, belegt ihre Wohnstätten mit italischen und spanischen Truppen, verbietet den Protestanten die Leistung des Gottesdienstes und tastet das Grundrecht des Reiches an, um seinem Sohn die Thronfolge zu sichern. Die entrechteten Kurfürsten geloben, das Reichsgesetz zu vertheidigen und ‚niemals wieder einen Spanier zum Kaiser zu küren‘. Karl, dem die weltliche Selbstherrschaft nicht genügt, redet als Inhaber höchster Glaubensmacht. Dadurch bringt er nicht nur den Papst aus der Ruhe, sondern bestimmt auch alle Katholiken, ihn als den Gewissenstyrannen zu verwünschen, der die Rechte des Heiligen Vaters an sich reiße. Unter Moritz von Sachsen und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, einem Vorgänger Wilhelms des Zweiten, entsteht ein Bund gegen den Kaiser. Wie aber den Eisenreif brechen, der von Tag zu Tag sich verengt? Nur von außen, nur von Frankreich kann Hilfe kommen. Die Bundeshäupter bitten Henri den Zweiten, ‚die Freiheit ihres Vaterlandes wiederherzustellen‘ (ich citire den Wortlaut der Botschaft); Karl der Fünfte wolle ‚das deutsche Volk für immer knechten und Germanien aus uralten Freiheiten und Gerechtsamen in unerträgliche, viehische Hörigkeit erniedern, wie ers in Spanien und anderswo gethan hat.‘ Am fünfzehnten Januar 1552 verpflichtet, in Chambord, der König von Frankreich sich, ihnen Truppen und Geld zu liefern, und sie fordern ihn auf, ‚so schnell wie möglich die Städte zu besetzen und zu behalten,‘ die

nicht zur deutschen Sprachzone gehören, ‚nämlich: Cambrai, Toul, Metz, Verdun und ihresgleichen'. So stehts um Metz. Das nennt Graf Hertling: ‚durch Vergewaltigung und Rechtsbrüche Gebiete vom Deutschen Reich loslösen'. Achtzig Jahre danach wurde der Elsaß, der zuerst gallisch, dann römisch, schließlich fränkisch gewesen war, von Deutschen, auf die selbe Art und aus den selben Gründen, in Frankreichs Hand gegeben. Georg Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, erbittet 1633 von Louis dem Dreizehnten den Abschluß eines Bündnisses und ersucht ihn, ‚mit heilsamer Geschwindigkeit Hand an das Werk des Schutzes und der Vermittelung zu legen'. In dem großen Streit, der in der ersten Hälfte der siebenzehnten Jahrhunderts Katholiken und Protestanten scheidet, hatten die Protestanten die Niederlage bei Prag und die Demüthigung des Lübecker Vertrages erlebt; 1629 hatte Kaiser Ferdinand der Zweite das Restitution-Edikt verkündet, das den Protestantismus ausroden sollte; und er trachtete, bei den Kurfürsten die Wahl seines Sohnes zum Römischen König durchzusetzen und so die Vererblichkeit der Kaiserkrone vorzubereiten. Noch 1634 hat er bei Nördlingen gesiegt. Von Stunde zu Stunde wächst die Gefahr. Da wenden der Herzog von Württemberg, die Kurfürsten von Sachsen, von Brandenburg und die anderen verbündeten Fürsten sich an die Heimath des Ediktes von Nantes und erbitten die Hilfe des Königs von Frankreich. Am ersten November 1634 verheißt ihnen, im Pariser Vertrag, Louis der Dreizehnte Truppen und Geld; und sie beschließen, ‚das elsassische Land sammt den von ihm abhängenden Städten und Orten in Gewahrsam und Schutz Seiner Majestät zu überliefern'. Damit folgten sie nur dem Vorgang und Wunsch der elsassischen Städte. Schon 1633 und 34 hatten die Grafschaft Hanau, dann Hagenau, Zabern, Colmar den Schutz Louis des Dreizehnten gegen Kaiserliche und Schweden erfleht und den König gebeten, durch französische Garnisonen ihre Ruhe und ihre Rechte zu sichern. Und auch diesmal riefen nicht etwa nur die Protestanten, sondern auch die Katholiken, vornan die vom Kaiser verlassenen und mißhandelten Kirchenfürsten von Trier, Mainz, Köln, Speyer, Frankreichs König und Heer zu Hilfe. Und als gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges der von allen Heeren verwüstete, von Hungersnoth und Pest heimgesuchte, von der Hälfte seiner Ein-

wohner entvölkerte Elsaß, dessen Wirthschaft völlig zerstört ist, vor der Gefahr steht, von Oesterreich an Spanien verkauft zu werden, schafft der Westfälische Friede Ordnung und sichert Frankreichs Recht auf den Elsaß und das metzer Land in so fester Form, daß es, wider alle Klitterung deutscher Deuteler, von jedem folgenden Europäerpakt bestätigt wird. Im Verlauf der haager Besprechungen sagt, 1709, Baron Schmettau, Preußens Vertreter in Paris: ‚Die Elsasser sind bekanntlich noch französischer als die Pariser; sie strömen, wenns heißt, daß die Deutschen den Rhein überschreiten wollen, jedesmal in Haufen herbei, um diesen Versuch zu hindern.' In die erste Jahrhundertfeier der Vereinung mit Frankreich tönt, 1781, Straßburgs Stimme: ‚Alle Stände und Bürger der Stadt Straßburg empfinden einmüthig das Bedürfniß, öffentlich ihrer dankbaren Anhänglichkeit an Frankreich Ausdruck zu geben, das in den hundert Jahren seiner Herrschaft ihnen ein den Vorfahren unbekanntes Glück in behaglicher Ruhe bereitet hat.' Lange vor der Revolution war eben der Elsaß, nicht nur von Rechtes wegen, sondern auch im Herzen französisch; und er hat sich, seit der Begriff des Vaterlandes lebt, immer für uns ausgesprochen. Und ist die Angabe haltbarer, Lothringen sei gewaltsam vom Deutschen Reich losgerissen worden? Besser als ich könnte Herr Raymond Poincaré Ihnen erzählen, daß Herzog Leopold von Lothringen, als er seinen Traum, die Vermählung seines Sohnes Franz mit der Erzherzogin Maria Theresia von Oesterreich, verwirklicht sah, mit klarem Staatsmannsverstand die Unmöglichkeit erkannte, den jungen Prinzen, der Kaiser sein sollte, Herzog von Lothringen bleiben zu lassen; und daß er den Plan erdacht hatte, den Aufstieg seines Geschlechtes mit der Hingabe des Herzogthumes zu bezahlen. In Leopolds Kopf entstand das diplomatische Abkommen, das Lothringen an Frankreich gab. Stanislaus, der Schwiegervater des fünfzehnten Louis, erhielt Lothringen für Lebenszeit, mit der Verpflichtung, es dem Franzosenkönig zu vermachen; Franz der Dritte, Leopolds Sohn, empfing als Ersatz das Großherzogthum Toskana, wo das letzte Reis vom Stamm der Medicis hinwelkte; und 1738 begrüßte der Mann, der Friedrich der Große werden sollte, diesen Vertrag mit den Beifallsworten, ‚nur Friedensliebe habe den König von Frankreich zur Annahme Lothringens getrieben'. Heißt Das:

‚durch Vergewaltigung und Rechtsbrüche vom Deutschen Reich Gebiete loslösen‘? Ach, meine Herren, Unwissenheit und Gedächtnißschwäche sind den Deutschen, noch bei ihren Feinden und den Neutralen, stärkere Bundesgenossen als Oesterreicher, Türken, Bulgaren! Graf Hertling fügte seiner Darstellung den Satz an, ‚die Revolution von 1789 habe den letzten Rest verschlungen‘. Was meint er damit? Etwa Mülhausen? Diese Republik, die seit dem fünfzehnten Jahrhundert zur schweizer Eidgenossenschaft gehörte, ließ sich 1798 aus völlig freiem Willen in die Französische Republik aufnehmen. Diese Wahrheit, die ganze, mag den Deutschen unbequem sein; ihr Leugnen aber muß unwirksam bleiben. Der Behauptung des Kanzlers, die französische Nationalversammlung habe Das, was er eine ‚Desannexion‘ nennt, anerkannt, hat schon der unsterbliche Protest der elsaß-lothringischen Abgeordneten geantwortet. Der Versammlung saß das Messer an der Kehle und sie willigte, um die Qual des Vaterlandes abzukürzen, in die grausame Verstümmelung des französischen Hauses, die seit siebenundvierzig Jahren jedem des Franzosennamens Würdigen das Gebot sittlicher Zucht vorgeschrieben hat. Vier Jahrhunderte währt der Kampf der Freiheit gegen Unterdrückungsversuch. Und Frankreich hat stets für die Freiheit gefochten.“

Junge deutsche Historiker sollten diesen Geschichtauszug unbefangen nachprüfen und Widerlegbares widerlegen. Wunderlicher als der Versuch, Frankreichs Recht auf den Elsaß und Lothringen zu erweisen, ist das zornige Staunen, das der vom Minister Pichon in der Sorbonne verlesene Brief Wilhelms des Ersten an die Kaiserin Eugenie bewirkt hat. Der Brief war in Deutschland längst gedruckt worden; und sein Inhalt, der die Annexion auf die Nothwendigkeit stärkeren Schutzes vor französischem Angriff begründet, stimmt mit allem von Bismarck über den Gegenstand Gesagten überein. Dem ersten Kanzler schmeckte das professorale Gerede von historischem Recht und von der „Deutschheit“ der eroberten Landstücke niemals. Wenn wir, pflegte er zu sagen, Alles nehmen wollten, was einmal zu dem Römischen Reich Deutscher Nation gehört hat, müßten wir die Arme so ausbreiten, daß die Klammer schwach würde. Metz, rein französisches Land, wollte er nicht; aber das stützende Westgau.

„Ich bin der Freund der Franzosen, wie ich der Freund

aller Menschen bin, wenn sie vernünftig und gut sind, und weil ich selbst nicht so dumm oder so schlecht bin, zu wünschen, daß meine Deutschen und die Franzosen, die beiden auserwählten Völker der Humanität, sich die Hälse brechen zum Besten von England und Rußland und zur Schadenfreude aller Junker und Pfaffen dieses Erdballes. Beruhigt Euch, Ihr Pharisäer der Nationalität! Ich werde Eure Farben achten und ehren, wenn sie es verdienen; wenn sie nicht mehr eine müßige oder knechtische Spielerei sind. Ich werde den Rhein nimmermehr den Franzosen abtreten. Elsaß und Lothringen kann ich freilich dem Deutschen Reich nicht so leicht einverleiben, wie Ihr es thut; denn die Leute in jenen Landen hängen fest an Frankreich: wegen der Rechte, die sie durch die französische Staatsumwälzung gewonnen haben, wegen der Gleichheitgesetze und freien Institutionen, die dem bürgerlichen Gemüth sehr angenehm sind, aber dem Magen der großen Menge viel zu wünschen übrig lassen. Doch die Elsasser und Lothringer werden sich wieder an Deutschland anschließen, wenn wir Das vollenden, was die Franzosen begonnen haben, wenn wir diese Nation in der That überflügeln, wie wir es schon im Gedanken gethan haben, wenn wir uns bis zu dessen letzten Folgerungen emporschwingen, wenn wir die Dienstbarkeit bis in ihren letzten Schlupfwinkel, den Himmel, zerstören, wenn wir den Gott, der auf Erden im Menschen wohnt, aus seiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöser Gottes werden, wenn wir das arme, glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und die geschändete Schönheit wieder in ihre Würde einsetzen, wie unsere großen Meister gesagt und gesungen und wie wir, die Jünger, es wollen. Nicht nur Elsaß und Lothringen, sondern ganz Frankreich wird uns dann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt. Die ganze Welt wird deutsch werden. Von dieser Sendung und Universalherrschaft Deutschlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das ist mein Patriotismus.“ Diese Sätze schrieb Heinrich Heine am siebenzehnten September 1844. Dreißig Jahre danach sprach Bismarck, der größte Schüler heinischer Stilkunst: „Das Elsaß hat, Straßburg abgerechnet, volle zweihundert Jahre und darüber zu Frankreich gehört und die Gewohnheit hat über die Menschen eine außerordentliche Macht. Wenn die Elsässer erst einmal zweihundert Jahre zu

Deutschland gehört haben werden, dann empfehle ich einen vergleichenden Rückblick: und ich bin überzeugt, daß sie bei uns doch im Ganzen angenehmer gelebt haben. Jedenfalls werden sie dann an der ursprünglichen Stammesgemeinschaft der Deutschen mit eben so großer Wärme und Energie hängen, wie jetzt die Anhänglichkeit ist, die sie, in einem so vortrefflich geläufigen Deutsch, für Frankreich an den Tag legen. Nicht für Elsaß-Lothringen haben unsere Krieger ihr Blut vergossen, sondern für das Deutsche Reich, für seine Einheit, für den Schutz seiner Grenzen. Wir haben die Länder an uns genommen, damit die Franzosen bei ihrem nächsten Angriff, den Gott lange hinausschieben möge, den sie aber doch planen, die Spitze von Weißenburg nicht zu ihrem Ausgangspunkt, sondern damit wir ein Glacis haben, auf dem wir uns wehren können, bevor sie an den Rhein kommen. Wir haben uns nicht geschmeichelt, daß uns rasch gelingen werde, die Herren aus dem Elsaß glücklich zu machen, und wir haben auch nicht darum die Annexion betrieben. Wir haben ein Bollwerk gebaut gegen die Irruptionen, die seit zweihundert Jahren diese leidenschaftliche, kriegerische Völkerschaft unternimmt, deren alleiniger, direkt ausgesetzter Nachbar zu sein Deutschland das Unglück und die Unannehmlichkeit hat. Diesen Kriegen gegenüber haben wir die Spitze von Weißenburg, die tief in unser Fleisch hineinragt, abbrechen müssen; und gerade in dieser elsässischen Spitze wohnt ein Theil der früher französischen Bevölkerung, der an Kriegslust, an Haß gegen den deutschen Nachbarstamm den Galliern in keiner Weise Etwas nachgiebt. Bis zu dem Zeitpunkt, wo wir die jetzt unter uns anwesenden Abgeordneten von Elsaß-Lothringen kennen lernten, habe ich sanguinischere Ansichten über die Möglichkeit gehabt, in Elsaß-Lothringen bald ein konstitutionelles und parlamentarisches Leben großzuziehen. Nachdem wir nun die Tonart kennen gelernt haben, in der die gewählten Vertreter von Elsaß-Lothringen die Reichspolitik, die Reichsinteressen auffassen, habe ich (ich bin sonst nicht schüchtern in der Politik) doch ein gewisses Bangen und Zagen empfunden, ob ich dem Reich den Schritt zumuthen darf, der dahin führen kann, daß wir in Elsaß-Lothringen eine parlamentarische Institution schüfen, deren Majorität oder Gesammtheit von der Gesinnung und Auffassung der Herren Abgeordneten Simonis und Winterer sein

könnte. Ich glaube, daß ein solches Parlament für den europäischen Frieden eine große Gefahr in sich bergen würde. Alle unsere Schritte werden von den Interessen und vor allen Dingen von der Sicherheit des Reiches, seines Gebietes und seiner Grenzen geleitet werden; und so wenig ich sonst vor einem gebotenen dreisten Entschluß in der Politik zurückschrecke, werde ich mich durch Vorwürfe oder durch Ueberredung nicht dahin bringen lassen, die Interessen des Deutschen Reiches aus Gefälligkeit für solche Elsässer zu gefährden, die im Ganzen nicht zu unseren Freunden gehören. Verlangen Sie von mir nicht, daß ich auf einem so brüchigen und für die Sicherheit und Ruhe des Reiches bedenklichen Boden mit einer gewissen stürmischen Eile vorausdrängen soll, immer bereit bleibend, die Verantwortung für die Folgen zu tragen." (Am dreißigsten November 1874.)

Als Statthalter schrieb Edwin Manteuffel, der Marschall: „Ist mein Urtheil richtig, so ist die weitere Entwickelung seiner Verfassung der Wunsch des Landes und das Bedürfniß für seinen Frieden. Aber zum Reifen solcher Frucht gehört Zeit; erstürmen läßt sie sich nicht; voreiliges Fordern einzelner Prärogative führt vom Ziel ab. Erforderlich ist: Festhalten an der bisherigen rein sachlichen Erledigung der Fragen, bei selbständigster Vertretung des Landes; Festhalten an der bisher bewährten Mäßigung, aber auch offen furchtlose Anerkennung der Zusammengehörigkeit von Elsaß-Lothringen mit Deutschland. Ich verlange heute noch keine Sympathie für diese Zusammengehörigkeit; mein Rath ist nur, das Land möge sich klar machen, daß sie definitiv ist. Ich kenne den Grundton der deutschen Nation zu gut, um nicht zu wissen, daß ihre Vertreter eine diktatorische Behandlung von Elsaß-Lothringen nicht wollen und die Möglichkeit herbeiwünschen, Elsaß-Lothringen auch in Bezug auf seine Verfassung gleichberechtigt neben den anderen deutschen Staaten zu sehen. Den Weg, der dahin führt, habe ich angedeutet. Ich glaube nicht, daß der stolzeste Römer je stolzer auf Rom gewesen ist, als ich es auf mein Vaterland bin; und daß die Landeseinwohner, die mit dem Ausland paktiren sollten, das Tischtuch zwischen sich und mir zerrissen, habe ich schon beim Betreten des Landes ausgesprochen. Aber Seine Majestät der Kaiser hat mich in dieses Land gesandt, Wunden zu heilen, nicht, Wunden zu

schlagen. Ich soll Gefühle schonen, die in der Natur liegen nach der Trennung von einem Staat, wie Frankreich es ist, nach zweihundertjährigem Zusammenhang. Ueber den Rhein hinüber rief ich laut, daß Elsaß-Lothringen seine alten landständischen Rechte niemals verwirkt habe, daß nach seiner Wiedervereinigung mit Deutschland ihm daher alle Verfassungrechte der anderen deutschen Lande zustehen, daß Elsaß-Lothringen von einer Religion und Gesetz ehrenden Bevölkerung bewohnt sei, deren innerer Werth sich schon dadurch zeige, daß eine zweihundertjährige Vergangenheit in ihren Herzen fest wurzle und sie ihre Gefühle nicht wechsle wie Kleider; unsere Pflicht sei, diese Gefühle zu respektiren. Das Reich kann dem Lande die vollen Verfassungrechte nicht eher geben, als bis es die Sicherheit hat, daß ihm selbst nicht neue Schwierigkeiten dadurch entstehen. Kein Mensch hat das Recht, zu verlangen, daß Elsaß-Lothringen französischer sei als Frankreich selbst, das dieses Land nicht behaupten konnte und in völkerrechtlichem Vertrag an Deutschland zurückgegeben hat. Die Pflichten der Elsaß-Lothringer gegen ihr Geburtland treten jetzt in den Vordergrund. In vollstem Freimuth erkläre ich, daß ich mir zur letzten Aufgabe meines Lebens gestellt habe, Elsaß-Lothringen seine verfassungmäßige Selbständigkeit zu erwerben; und meinen Ruhm hätte ich darein gesetzt, daß man dereinst auf meinem Grabstein lese: ‚Hier ruht der Mann, unter dessen Verwaltung Elsaß-Lothringen seine Gleichberechtigung mit den anderen deutschen Staaten erworben hat.' Nur subalterne Auffassung meint, Elsaß-Lothringen müsse als ein erobertes Land behandelt werden."

Weil der Elsaß während der ganzen Dauer des Mittelalters ein Born deutscher Kultur gewesen ist, hat das 1870 herrschende Geschlecht seine zuversichtlichste Hoffnung auf die Artverwandtschaft gesetzt, die nach dem ersten Frostschreck fühlbar werden und einen Frühling deutschen Empfindens herbeizaubern müsse. Ein Land, wo Eckard und Tauler der Reformation die Wege ebneten, Gutenberg seine Druckpresse besann, der Stättmeister Sturm von Sturmeck eine protestantische deutsche Hochschule schuf, Oberlin und Schilter lehrten, Herder und Goethe studirten, wo Meister Gottfried gesungen, Meister Erwin gebaut hatte: dieses Land mußte über Nacht der Vermummung müde werden und sich wieder als einen Theil des deutschen Reichsleibes fühlen. So hoffte

man; und vergaß, daß hier fünfhundert Jahre lang die Römer, dann Gothen, Alanen, Alamannen, Franken befohlen hatten; die Hoheitzeichen des Ostfränkischen und des Austrasischen Reiches, Frankreichs und Spaniens anerkannt worden waren; den berühmtesten Söhnen des letzten Jahrhunderts, Rapp und Kleber, Ney und Kellermann, die Sache Frankreichs Lebensinhalt und Schicksal geworden war. Die Sache der Revolution und Bonapartes; der Weltbefreierin, Weltherrscherin. Altdeutsches Land: Das klang einlullend ins Ohr. Doch dieses Landes Bewohner wollten Franzosen sein und bleiben. Sie hatten die Schmach des Rheinbundes als Nachbarn gesehen; die Norddeutschen als eine Barbarenhorde hassen, die geknechteten oder zuchtlos bedrohten Süddeutschen bedauern, die troisième Allemagne als den Stammsitz des Volksverrathes mißachten gelernt. Wars nicht begreiflich, daß nach dem Sieg der deutschen Waffen ein Zehntel der Bevölkerung laut den Entschluß, Franzosen zu bleiben, aussprach und der größte Theil der Zaghafteren ihn dem Nächsten zuraunte, der solches Vertrauens würdig schien? Die der Scholle Verschriebenen mußten im Land aushalten; zeigten aber nach einem Vierteljahrhundert noch den Sendlingen der Patriotenliga im Winkel der Bodenkammer die Trikolore, die des Rachetages harre, und zogen am vierzehnten Julimorgen in Schaaren über die Grenze, um auf der Heimatherde das Nationalfest mitzufeiern. Deutsch? Abbé Jacot, der in einem französisch geschriebenen Buch den Lothringern vorbehaltlose Hingabe an Deutschland empfahl, hat die deutsche Sprache nie meistern gelernt. Und Graf Ferdinand von Dürckheim-Montmartin, der unter Louis Napoleon gedient und sein Schloß Fröschweiler mit den in Malmaison von Bonaparte und Josephine benutzten Möbeln geschmückt hatte, wurde von Stammesgenossen wie ein Verräther geächtet, weil er gewagt hatte, an seine Abkunft aus einem deutschen Edelmannshaus zu erinnern. Der Rückblick lehrt, daß den Deutschen der Anschluß oft schwerer geworden ist als den nie zuvor von deutscher Wesensart Berührten. Das Nationalempfinden hat auch in diesen oft durchpflügten Boden nicht so tiefe Furchen gezogen wie das Wirthschaftinteresse. Der Weinbauer freut sich der Zollfreiheit im kaufkräftigen deutschen Reichsgebiet und wird von der Konkurrenz Frankreichs nicht mehr überrannt. Er kann sich mit dem noch immer „neuen" Zustand eher befreunden als der Spin-

nereibesitzer, der in Deutschland mit starken Wettbewerbern zu ringen hat und eine Zollmauer überklettern muß, um auf den französischen Markt, seine alte Absatzstätte, zu kommen. Blinder Historismus muß ewig in Irrniß führen. Im Erdwesten schafft nicht Stammesgedächtniß noch Ahnenkult, schafft, nach dem aristophanischen Wort, nur Wohlbehagen dem Menschen ein Vaterland. Da ists, wo er gedeiht. Auch Elsaß-Lothringen wirds erleben.

Warum sputet die hohe Obrigkeit, die ihre Herrschaft jetzt, wies ihr gefällt, brauchen kann, sich nicht endlich, Elsassern und Lothringern in solches Erlebniß zu helfen? In dem Reichsland, Kaiserland wohnen, neben Eingewanderten und ihnen seelisch doch fern, zwei Völker, die Nothbehelf hastig zusammengekoppelt hat, deren grundverschiedene Wesensarten aber nie in Einheit verschmelzen werden. Aus dem Streit, ob Frankreichs, ob Deutschlands Recht auf das Land dieser Völker fester gezimmert sei, ob 1871 von „Desannexion" zu sprechen war, morgen davon zu sprechen wäre, blinkt kein Ertrag. Gönnet Elsassern und Lothringern selbständige Freiheit in der Staatsform, die ihnen, jedem Stamm für sich, tauglich scheint, und wärs eine den hanseatischen Republiken ähnliche Form. Da wir am Ostrand des Reiches Republiken begünstigen, dürften wir sie am Westrand nicht wie Pestgefahr scheuen. Lasset diese Menschen athmen, beten, plaudern, germanischer oder gallo-romanischer Kultur anhangen, Fahnen hissen, Gedenktage feiern, wie es ihnen beliebt. Aus dem Glacis, das nie wieder nöthig sein wird und das, nach vier Jahrzehnten, die Bewohner eine Strafanstalt dünken muß, werde ein zweiter Thüringerwald, Schwarzwald, in dessen liebliche und herbe Schönheit der Großstädter die dürstende Lunge, die welken Nerven und sein gutes Geld trägt. Wenn Minette, Kohle, Eisen, Weinbau, Textil- und Fremdenindustrie den Wohlstand heben und in zwei von Eingeborenen regirten Bundesstaaten das Leben wieder Lust ist, braucht das starke Deutsche Reich das Selbstbestimmungrecht dieser Völker nicht zu fürchten. An Vertheilung, wie einer Heerde, die auf jede Weide, in jeden Stall traben muß, heute in Fritzens und morgen in Sepps, denkt wohl kein Vernünftiger mehr. Dauerts aber nicht gar zu lange, bis der Beschluß in Reife gedeiht? Internationale oder nationale Frage: endgiltig können nur die Elsasser und Lothringer sie beantworten. Sind sie leidlich zufrieden und deuten an, ihre Heimath dürfe

nicht länger Streitgegenstand sein, dann muß der Sühneifer der Franzosen verglühen und sie können getrost sich dann an dem Bewußtsein rösten, den Geschwistern die Zukunft erhellt und zugleich im Nachbarreich den Sauerteig demokratischer Gedanken reichlich gemehrt zu haben. Genosse Hervé hat 1913, als er noch stolz auf sein „Weltbürgerthum" war, geschrieben: „Das franko-russische Bündniß, das den Frieden von kosakischer und panslawistischer Barbarei abhängig macht, erstrebt zwar nicht die Revanche und Rückgabe Elsaß-Lothringens, ist aber unlösbar, bis der elsaß-lothringischen Frage eine befriedigende Antwort gefunden ist. Für die Rückgabe oder völlige Neutralisirung der Provinzen würde Frankreich in freudiger Begeisterung seine besten Kolonien, außer den nordafrikanischen, bieten. Eine den Frieden verbürgende Entspannung würde aber auch schon erlangt, wenn dem Reichsland das Recht auf Selbstregirung und republikanische Staatsform, im Verbande der deutschen Staaten, gewährt würde." Das Lieblingwort neuster Sprachmode ist „Randstaaten". Aus den östlichen wird, im günstigsten Fall, ein Balkan. Wird noch immer nicht für die Festigung der westlichen vorgesorgt?

Erhebet ein Zwist sich:
So stürzen die Gäste,
Geschmäht und geschändet,
In nächtliche Tiefen
Und harren vergebens
Im Finstern gebunden,
Gerechten Gerichtes.

Atropos.

Sie aber, sie bleiben
In ewigen Festen
An goldenen Tischen.
Sie schreiten vom Berg-
Zu Bergen hinüber;
Aus Schlünden der Tiefe
Dampft ihnen der Athem
Erstickter Titanen,
Gleich Opfergerüchen
Ein leichtes Gewölke.

Hat der fast grämlich ernste Mund der drei von Gottheitwillen im Schoß der Nacht gezeugten Moiren, die den Schicksals-

faden spinnen und messen, auf das im Tiefsten unwandelbare Wesen der Erdkugel und den wechselnden Stand der Sonnenuhr weisen, nun, vor der höchsten Sintfluth des Christengewissens, lächeln gelernt? Freuen sie, die selbst Zeus nicht in Mägdedienst zu ducken vermocht hat, sich des Unabwendbaren, das dem Menschengeschlecht von sinkenden Sternen naht, der gewaltigsten aller Weltrevolutionen, die seit der Geburt des Christglaubens, der Entthronung der alten Götter wurden?

Ehe die Zahl der Jahreswochen über das erste Dutzend hinaufwuchs, ist manche wichtige Geest und Marsch des Gesichtsfeldes in Helle entschleiert worden. Die in Ost abgeschlossenen Verträge, deren Inhalt sich in das Gewand des Friedens kleidet, sind ernst gemeint; sollen nicht zu Uebergang genützt werden, sondern Dauerzustand bereiten. Das Baltikum unter deutscher Herrschaft, zum Theil vielleicht unter deutschen Fürsten; fest verknotetes Bündniß mit Polen, dem Deutschland litauische, Oesterreich die (zuvor, seinen Ruthenen zu Liebe, geweigerten) cholmer Landstücke zuschlägt; Ostsee und Schwarzes Meer den in Einzelstaaten zersplitterten und dicht eingeklammerten Slawen, den südöstlichen wohl auch Adria, Aigaier- und Mittelmeer, nur offen, wenn sie sich in Gehorsam bequemen. Von diesem Ziel aus ist auf Wehrlastminderung (bis auf den Stand, der zur Wahrung der inneren Ruhe genügt, wollte Graf Czernin abrüsten), auf Menschheitfrieden, Schiedsgericht, Völkerbund eben so wenig zu hoffen, wie, trotz allem Mühen Sullys und Henri des Vierten, am Morgen und Mittag des Dreißigjährigen Krieges, dessen Reichsgestalten der deutsche Nationalstaat, nach den neusten Beschlüssen, sich bald anähneln muß. Unter solchen Umständen war der Verzicht auf hohle Redensart, war die Zertrümmerung der zwölf verwitterten Gedenksteine aus dem vorigen Sommer nöthig; wurde hier verlangt und ist jetzt geleistet. Der Reichskanzler, den sogar die pariser „Humanité", das selten noch in Deutschenschmähung gleitende Sozialistenblatt, nach dem brester Vertragsschluß „unausrodbarer Heuchelei" geziehen hatte, ist mit dankenswerther Offenheit dem Wahn entgegengetreten, der noch von Versöhnung und Vernunftfrieden träumt. Nach seiner Meinung wollen die Feinde Deutschland „vernichten"; sind sie „verstockt und frivol, verlogen und brutal"; muß jedes Trachten nach Verständigung scheitern. Und da die Häupter der Westreiche (bis heute nur der

europäischen) in dem selben rauhen Ton geantwortet und die berliner Politik scheinheiligen Truges, unzähmbarer Plünder- und Raubsucht angeklagt haben, ist in den Amtsbezirken die Stimmung ungefähr wieder, wie sie im ersten Kriegswinter war. Auch in den Parlamenten. Das hat in Paris Clemenceaus Rednersieg über die Sozialdemokratie, in Berlin das Scheltgestöber erwiesen, das den Fürsten Lichnowsky zerstriemen, begraben sollte. Der hat die Geschichte seiner londoner Mission geschrieben, mußte darin, natürlich, oft von sich und dem Personalgezettel gegen sein Wirken sprechen; und ist nun, da, wider seinen klar ausgedrückten Willen, ein unbegreiflicher Vertrauensbruch die Schrift in die Oeffentlichkeit, ins Ausland geschmuggelt hat, von den hehren Parteiführern als ein unwissender Tropf und eitler Narr gebüttelt worden, just so wie von deren immerhin beträchtlicheren Ahnen einst der noch nicht vom Erfolg umleuchtete Junker Bismarck. Unter den Richtern war, auf der Bundesrathshöhe und im Diätenthal, nicht Einer, dessen Kenntniß der inneren Geschichte und des Staaten- und Wirthschaftbaues (besonders des britischen und des austro-ungarischen), dessen Geisteskultur, Einzel- und Völkerpsychologie an die des (manchmal vielleicht grillig unsteten) schlesischen Fürsten heranreicht. Das von keinem edlen Wort, keiner Verbeugung vor dem reinen Willen der für Demokratie einstehenden Durchlaucht gestörte Metzelfest brauchte uns heute nicht zu beschäftigen, wenn es nicht, bedeutsam, lehrte, daß noch im vierten Kriegsjahr der Reichstag jeden Ruf zu Gewissensprüfung wüthend abweist und sich, für die Dauer öffentlicher Sitzung, den festen Glauben an tückisch ersonnenen Ueberfall nicht von Zweifeln aufthauen läßt. Fug oder Unfug: so ists. Ob Fürst Lichnowsky in Kleinem oder in Großem geirrt, die Pechfarbe Unzulänglicher noch geschwärzt hat, ist nur in einem Verfahren zu ergründen, das über alle nothwendigen Zeugen und Akten verfügt, dem Angeschuldigten freies Gehör sichert und dessen Zweck, lautere Wahrheit zu finden, nicht durch Schatten der Staatsraison und der Stimmungwälle verdunkelt wird. Dieses Verfahren wird, nach der allmächtig herrschenden Auffassung (die nicht aus Galilaea, nicht aus der Bergpredigt stammt) erst möglich, wenn irgendwelche Verträge Waffenruhe erwirkt haben. Gestern konnte nur spürbar werden, ob der Wunsch, durch ausgleichende Vertheilung von Kabinetssünde und De-

magogenschuld freundliches Lenzgefühl aus der Westerde zu locken, den Winter Lenins und den breiter Sonnenaufgang überlebt habe. Er ist gestorben; höchste Zeit, ihn einzuscharren. Der Muthige zieht jede Gewißheit flauem Nebelgedünst vor. Verschmitzter Heuchelei darf der Feind die Sprecher Deutschlands nun nicht mehr zeihen. Er weiß, daß sie im Westen nicht weniger wollen, als sie im Osten erlangt haben: wo, nach dem Urtheil des Kanzlers, von „gewaltsamer Gebietsaneignung und entehrenden Bedingungen für Rußland“ nichts zu merken ist. Er weiß, daß Deutschland weder verhungern noch erfrieren, über die lange Linie Tornea-Odessa-Konstanza manches Unentbehrliche heimsen, aus Holzfaser Spinnstoff holen wird, wie es aus der Luft Stickstoff, aus der Kohle Oel geholt, für Baumwolle, Gummi, Leder, Nährmittel Notherſatz erfunden hat. Daß er also entweder die Ideale, für die er zu kämpfen behauptet, in die Urne, wenigstens in ein Pökelfaß legen oder sich im Harnisch der Geduld zu noch langwierigem Krieg bereiten muß. Zu einem, der in Calais, an den Pyrenäen nicht endet und in dessen Waffenstillstände die Wuth des Ringens um Frachtraum und Rohstoff, Güterfertigung und Absatz, Geldwerth und Gewinnantheil ihren Feuerschein, ihre Funken sprüht: bis an ihnen sich wieder die Fackel der Furie entzündet. Inzwischen werden ganze Erdtheile umgepflügt, ehrwürdige Ordnungen Plunder, Wirthschaftformen, die noch für ein Jahrhundert brauchbar schienen, Scherben geworden sein, den Besitzer des Ackers und der Schachtschätze die Wogen von der letzten Zinne selbstherrischer Ausbeutung macht herabgeschwemmt haben, die Volkheitschichtungen nirgends mehr den gestrigen gleichen. Nicht ungeheure Einkunftsteuern nur: ganze Vermögensdrittel, Hälften gar werden vom Staat geheischt; der dann jedes Geschäftsgeheimniß durchleuchtet, jedes Werthpapierversteck entriegelt, die Sucht nach listiger Unterbietung des Konkurrenten, den Drang ins Dickicht entwürdigender Kundenjagd nicht mehr achtet. Blickt deshalb die dritte Moira lächelnd auf den Weg der Sonnenuhr? Die Stunde der Gewissensprüfung, des läuternden Bekenntnisses muß kommen. Kein Land und kein Volk wird dann sein wie zuvor; vom Glück inneren Friedens aber nur das belichtet, das nicht im Meilenstein schon das Endziel sah.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 30. März 1918.

Der alte Sauerteig.

Welches wüste Gebrüll! Heulen so Menschenstimmen? „Gütig ist der Grund Deines Herzens, Mensch, der Du täglich mir von Deinem Brote sprichst, mich bittest und mir dankst. Um Brot, für Brot. Und der Weizen steht und prangt und die Mühlen gehen und mahlen und Ihr backt und vertheilt. Und Ihr praßt und Ihr hungert. Zu diesem Allen schweigt Gott. Gott nenne ich Euch, da Ihr mich entsetzt. Ihr seid zu groß, um meiner zu gedenken. Zu erfüllt seid Ihr. So erfüllt, daß es aus Euch

Wo?

Bei jedem Bankier, jeder Bank, Postanstalt, Sparkasse, Versicherungsgesellschaft, Kreditgenossenschaft wird Kriegsanleihe gezeichnet!

quillt. Was aus Euch dringt, kenne ich nicht mehr, aber fruchtbarer scheint Ihr mir als Wiesen an Wurzeln, als Meere an Muscheln, als Wolken an Tropfen. Ward ich Euch Kreatur? Und seid Ihr Gott? Bin ich erblindet? Stündlich entreißet Ihr Euch meiner Zärtlichkeit. So weit seid Ihr von Gottes Hand gerathen. Ich nenne Euch Gott, weil Ihr unermeßlich seid in Eurer Menge. Du aber, göttlich geliebter Mensch meines Herzens, sollst den Hauch meiner Liebe spüren. Neu sollen geöffnet werden für Dich die Jahreszeiten, die Halme mit ihren Knospen, die friedlichen Augen der Thiere, alle Pfeifen meiner Orgel, alle Felsen, woraus Quellen springen. Nie soll der Schatten des Unwahren Deine Schwelle kreuzen. Siehe, die Liebe ist wahr wie Gott." Diese Zeilen hatte ich gerade in einem kleinen Buch gelesen, auf dessen Pergamentschale steht: „Gott betet. Von Mechtild Lichnowsky." Ein Parergon der Dichterin, die, vor vier Jahren, aus dem reinen Buch „Götter, Könige und Thiere in Egypten" gesprochen hatte: Hier bin ich. Kühn, schlicht, kräftig. Noch ist viel „Feuilleton" drin. Heine spukt übers Schiffsverdeck hin; aber auch würziger Ruch ist aus Thälern, von Höhen des Bayernwaldes, in dem, am alten Stamm der Arco, diese Weibnatur erwuchs. Und ein Drang, die Dinge zu sehen, zu hören, zu schmecken, zu riechen, zu betasten, als leuchte noch der erste Schöpfungtag. „Wie ist eine Katze? Wie läuft die Linie ihres Rückens? Wie geht sie? Niemand wüßte es. Oder beschreibt mir die Blumen, die ich nennen werde. Jeder Salon hat doch Blumen; zwar sieht man sie nie an, man hält aber trotzdem darauf. Beschreibt mir also ein Ding, das stündlich sich in Euren Linsen spiegelt. Ihr seht keine besonderen Merkmale. Aber Ihr müßt Skarabäen sammeln. Der Farbe wegen? Dafür würde eine Bohnensammlung genügen. Es giebt nichts Entzückenderes als Bohnen; grüne, gelbe, grau- marmorirte, glasirte, schattirte. Sie dürfen gar keine echten Skarabäen haben, da Sie weder die echten lebenden noch die durch die Kunst verklärten noch die falschen von einander unterscheiden. Können Sie sich einen Blinden vorstellen, der Stiche sammelt?" Gut: weil Egypten aus solchem Auge zuvor nicht gesehen worden war und weil das außen Erblickte und das innen Erschaute in sauberem Kleid aus gewachsenem Sprachstoff, manchmal schon mit dem Perlbehang eines von Persönlichkeit geform-

ten Schmuckes einherging. Dann kam das „Spiel vom Tod“, im Schleiergewand eines Dramas, und „Der Stimmer“, den man eine Novelle nennen mag. Davon heute erzählen, die Rümpfe gar kritisch zerlegen, Saftiges von Faserigem sondern, das Eingeweide und Sehnengebündel tadeln, weils für bequemen Gaumengenuß nicht taugt? Die Stunde stimmt nicht dazu. Hier ist Musik. Ist ein Dreiklang, der Menschen umarmt, ihrem Wesen und ihrem Verhältniß zu einander die Sphäre, Atmosphäre webt und aus dem selbst der nicht darin heimisch Werdende anders scheidet, als er hineinsank. Hier ist nicht edles Dilettiren einer Vornehmen, die, statt mit ihrem feinen Gefühl das „Publikum“ zu entgroben, zu durchläutern, aus eigenem Kraftvermögen Kunst schaffen, nicht nur immer zuhören, sondern, endlich, selbst reden will. Weder die Literatur-Dame, die schon in stattlichen Rudeln weidet, noch eine ins Weltliche gewandte Heilige Mechtildis, die adelig zarte, blind dem Heiland gehorsame Magd mit dem schwachen Körper und dem dünnen Hälschen, die dennoch in den Frauenklöstern am Ammersee und zwischen Augsburg und Ulm so straffe Zucht hielt. Die auf ihren Namen Getaufte hätte sich an dem aus Weiß, Gold und Purpur gewirkten Kleid, das jeder zur himmlischen Hochzeit Geladene tragen müsse, wohl, wie an allem Schönen, gefreut und, auf ihre Art andächtig, gern mit dem Goldkettchen gespielt, das in dem Cedernhaus mit dem Silbergetäfel am Goldriegel hängt und, wie ein Klingelschnürlein, dem Sehnen der Menschenseele die Oeffnung der Thür zum Herzen Gottes mit seiner Schelle erflehen kann. Von Brot und Gemüse zu leben, auf rauher Streu zu schlafen, würde auch dieser Mechtildis nicht allzu schwer; und sie verstünde den schmächtigen, unter blondem Kraushaar sanft aufblickenden Heiligen, den schlechte Erziehung und Gewohnheit, ohne übles Grundwollen, in ein Räuberleben verstrickt, Gottes Güte aber aus dem Fegfeuer auf die Heiligenau des Himmels gehoben hat. Den Stoff, aus dem Himmelsvolk des vierzehnten Jahrhunderts wurde, muß das Auge bewundern, wie anderes in Ehrwürde Bestattete. („Ich stehe am Sarg einer Königin, die im Kindbett starb. Ihr kleines Töchterchen ruht neben ihr. Wer hat um Beide geweint? Wer hat sie liebevoll gebettet?“) Aber sein Duft und seine Farbe ist Tod. Und diese Dichterin will Leben; Sonne und Thiere, Musik und Blumen, Hoch-

wald und Wiese, manchmal auch Menschen; am Liebsten, vielleicht, Unerwachsene oder Einfalt, die noch nicht verbildet ward. Wer das Recht hätte, ihr zu rathen, müßte, zuerst, warnen: schon jetzt in die Wipfel der höchsten Seinsprobleme, doch etwas mühsam, hinaufzuklimmen; den letzten Fragen von Leben und Tod die Antwort zu suchen und gar einem Gott, einem von heute, die Seele zu öffnen, die Zunge zu lösen. Der Genius darf, das vollreife Können mag es wagen. Dieses Parergon ist dem Ton Nietzsches zu nah, der seine Zarathustraweise wieder den Heiligen Büchern des Ostens, den Reden des Buddha, Manus und der Anderen, entlieh. Zu nah (nicht: ihm nachgeahmt) und drum nicht immer von eigenem Athem lebend. Vollendung gelänge der Dichterin wohl aus erdhafterem Stoff. Doch in unseren Himmeln sei Freude darüber, daß sie ist. Jemand. Der den Muth hat, nicht wie die in Clavigos Sinn Verwegenen zu sein, „die sich über so Vieles hinaussetzen und doch an einer Ecke mit Zwirnsfäden angebunden werden". Eine aus süddeutschem Schaft, aus noch erkennbarer Wurzel sonnenwärts langende Seele, die das Auge frei aufschlägt und durch die, um die Schöpfung werden kann.

Gott betet. „Zu Dir, lieber Mensch, denn Du bist allgütig und unsichtbar. Du athmest den Wohlgeruch nicht, der aus der Tiefe Deines Seelenkelches zu mir dringt. Ich trinke Dich zur Neige in vollkommener Liebe. Du liebst meine Geschöpfe. Ich fühle es, wenn ich Dich trinke." Kann Gott irren? Auch Dieser? Daß Güte dem Menschen, gerade dem unseren Blick nächsten, ein verächtliches Ding und das Kennzeichen matter Schwäche geworden ist, daß der Mensch den Menschen nicht gütig sieht, das Geschöpf seines Gottes nicht liebt, ist unser tiefster Schmerz; an jedem Morgen der erste und der letzte an jedem Abend. Seltsamer Zufall, der in dieser Stunde mich das Büchlein der Frau Mathilde Lichnowsky lesen ließ. Doch was ist Zufall anders als der rohe Stein, der Leben annimmt unter Bildners Hand? In das Besinnen des Dranges nach neuer, noch nicht von Athemsschiebung und Fingersbetastung blind und feltig gewordener Sprachmünze, die hier die Währung des Glaubens an menschliche Allgüte sichern soll, bricht das Stimmengeheul, das den Namen Lichnowsky in alle Winde verschreit. Als eines Tropfes, Gecken, Verräthers den Namen des Gatten der Dichterin: Karl Max

des Sechsten, Fürsten Lichnowsky, Edlen Herrn von Woschütz, Herrn auf Kuchelna und Schloß Graetz. Schlesischer Uradel, der, schon im fünfzehnten Jahrhundert, von der austro-schlesischen Herrschaft Lichnow den Geschlechtsnamen lieh. Wirklicher Geheimer Rath, Major, Malteser, Ehren-Großkomthur des Sankt Georg-Ordens; wohl auch reich: denn in jeder Kriegsanleiheliste fand ich ihn als Hingeber einer Million. Ein Mann, dem Feindessieg allen Lebensbehang durchlöchert, den Besitz arg geschmälert hätte und der nicht zu beschwören, zu erweisen braucht, daß er sein Vaterland, den Quell seiner Macht, seines Glanzes, liebt. Er war, unter Philipp Eulenburg, Sekretär unserer wiener Botschaft, in Bülows Kanzlerzeit Personalreferent des Auswärtigen Amtes, vom Herbst 1912 bis in den Hochsommer 1914 Kaiserlicher Botschafter in London. Nach dem Kriegsausbruch wurde er, oben und unten, heftig gescholten. „Der Hauptschuldige! Ließ sich von der Krämerbande betölpeln und berichtete bis in die letzten Tage Unsinn. Ein Wirrkopf, dem man nie solches Amt anvertrauen durfte.“ Oft wars zu lesen, überall zu hören; und keine Amtsstimme widersprach. „Gott, der gute Lichnowsky! Ahnunglos . . .“ Ist er zu tadeln, weil er sich wehrte? Leise nur that ers. In einem Land mit moderner Staatseinrichtung hätte der Verrufene im Parlament gesagt oder in eine Zeitung geschrieben: So wars. Das ging im Haus alten Sauerteiges nicht. Für sein Archiv und für ein Halbdutzend ihm Wichtiger schreibt er die Geschichte seiner „londoner Mission“; ohne die Optik und Akustik der Oeffentlichkeit (die er nicht will) zu beachten; mit den Zornesschnörkeln, unnöthigen Ausfällen, kleinen Gedächtnißfehlern, die in einem Privatbrief verzeihlich sind. Wider seinen klar ausgedrückten Willen werden von einem ihm persönlich nicht bekannten, unhemmbar in Martyrien strebenden Offizier, gegen dessen Zuverlässigkeit kein Mißtrauen sich regen konnte, Abschriften für Prinzen, Minister, Generale, Parteiführer gemacht. Der im Feuer bewährte Hauptmann, dem, auf sein drängendes Bitten, die Schrift für ein paar Stunden geliehen und der verpflichtet worden war, auch von ihrem Inhalt nichts weiter sickern zu lassen, scheint sich in den Glauben verrannt zu haben, des Kriegsgrauses Ende müsse rasch nahen, wenn die von Lichnowsky erwähnten Thatsachen den „Führenden“ bekannt seien. Wo, wann, wie eine der

Abschriften sich verirrt, den Weg in eine Winkeldruckerei, ins Ausland gefunden hat, brauchen wir nicht zu ermitteln. Seit Monaten soll die Schrift, auf schlechtem Papier, mit vielen Satzfehlern und einem „Nachwort der Herausgeber“ (die ihr auch eine Titelsensation erfunden hatten) leichter zu erlangen gewesen sein als Butter und Rindswurst. An Alledem war der Fürst so unschuldig, wie er an einem Einbruch gewesen wäre, der das Manuskript aus einem Stahlschrank gestohlen hätte. Im März hörten wir, ein stockholmer Sozialistenblatt habe ein (auch schon weithin verbreitetes) Offenes Schreiben des Herrn Dr. Muehlon, der bis ins Jahr 1917 dem Vorstand des Hauses Friedrich Krupp angehörte, und den Anfang von Lichnowskys Schrift veröffentlicht. Wie häßlich schmerzhaft mußte das Geraun, dann das Gelärm auf die Hauptbetheiligten, zwei, vielleicht, still im Geistigen lebende Menschen, wirken! Gerichtssitzung im Hauptausschuß des Reichstages. Schimpfgestöber, auch Geiferregen in der Presse. Kein edles Wort, keine Verbeugung vor dem reinen Willen der für Demokratie zeugenden Durchlaucht. Die scheint ja gestrauchelt zu sein; liegt wohl für immer. „Feste druff.“ Mit Stiefel und Speichel. Wer hört Gott beten? „Allgütig wollte ich Dich, lieber Mensch. Nirgends aber sieht so Dich mein Auge.“

Die Regirung (der ich oft so vernünftigen Entschluß nachrühmen möchte) ließ die Schriftsätze des Fürsten und des Industriedirektors in alle Zeitungen gelangen. Ich beschränke mich in die Wiedergabe des politisch, also nicht für heute und morgen nur, Wichtigen. Dessen Umfang fordert Geduld.

„Im September 1912 starb Baron Marschall, der nur wenige Monate auf dem londoner Posten gewesen war. Seine Ernennung, die wohl hauptsächlich wegen seines Alters und der nach London gerichteten Wünsche eines jüngeren Beamten erfolgte, gehörte zu den vielen Mißgriffen unserer Politik. Trotz eindrucksvoller Persönlichkeit und großem Ansehen zu alt und zu müde, um sich noch in die ihm völlig fremde angelsächsische Welt einzuleben, war er mehr Beamter und Jurist als Diplomat und Staatsmann. Er war sofort eifrig bestrebt, die Engländer von der Harmlosigkeit unserer Flotte zu überzeugen, wodurch natürlich nur der gegentheilige Eindruck entstand. Zu meiner großen Ueberraschung wurde mir im Oktober der Posten angeboten. Ich hatte mich nach mehrjähriger Thätigkeit als Personalreferent im Auswärtigen Amt auf das Land zurückgezogen und die Zeit zwischen Flachs und Rüben und auf Pferden und Wiesen

verbracht, dabei auch Manches gelesen und gelegentlich politische Aufsätze veröffentlicht . . . Herr von Kiderlen wollte eigentlich Herrn von Stumm nach London schicken. Er begegnete mir sofort mit unverkennbarem Uebelwollen und suchte mich durch Unhöflichkeit einzuschüchtern. Herr von Bethmann Hollweg brachte mir damals freundschaftliche Gesinnungen entgegen und hatte mich kurz vorher in Graetz besucht. So glaube ich, daß man sich auf mich einigte, weil kein anderer Kandidat augenblicklich zur Verfügung stand. Wäre nicht Baron Marschall unerwartet gestorben, so wäre ich damals eben so wenig hervorgeholt worden wie in den vielen vergangenen Jahren.

Als ich nach London kam, im November 1912, hatte man sich über Marokko beruhigt, da inzwischen in Berlin eine Vereinbarung mit Frankreich erfolgt war. Die Mission Haldanes war zwar gescheitert, da wir die Zusage der Neutralität verlangten, statt uns mit einem Vertrage zu begnügen, der uns vor britischen Angriffen und vor Angriffen mit britischer Unterstützung sichern sollte. Sir Edward Grey aber hatte den Gedanken, mit uns zu einer Verständigung zu gelangen, nicht aufgegeben und versuchte es zunächst auf kolonialen und wirthschaftlichen Gebieten. Durch Vermittelung des befähigten und geschäftskundigen Botschafters Von Kühlmann waren Besprechungen über eine Erneuerung des portugiesischen Kolonialvertrages und über Mesopotamien (Bagdadbahn) im Gange, die das unausgesprochene Ziel verfolgten, sowohl die genannten Kolonien wie Kleinasien in Interessensphären zu theilen.

Der britische Staatsmann wollte, nachdem sowohl mit Frankreich wie mit Rußland die alten Streitfragen geregelt waren, auch mit uns zu ähnlichen Abmachungen gelangen. Nicht, uns zu vereinsamen, sondern, uns möglichst zu Theilnehmern an der bestehenden Genossenschaft zu machen, war seine Absicht. Wie es gelang, britisch-französische und britisch-russische Gegensätze zu überbrücken, so wollte er auch die britisch-deutschen möglichst beseitigen und durch ein Netz von Verträgen, zu denen schließlich wohl auch eine Vereinbarung über die leidige Flottenfrage gehört hätte, den Weltfrieden sichern, nachdem unsere frühere Politik zu einer Genossenschaft, der Entente, geführt hatte, die eine gegenseitige Versicherung gegen Kriegsgefahr darstellte. Das war das Programm Greys. In seinen eigenen Worten: Unbeschadet der bestehenden Freundschaften (zu Frankreich und Rußland), die keinerlei aggressive Zwecke verfolgen und keinerli bindende Verpflichtungen für England in sich schließen, mit Deutschland zu einer freundschaftlichen Annäherung und Verständigung zu gelangen und die beiden Gruppen einander näher zu bringen.

Unsere Bundesgenossen wünschten die Gründung eines selbständigen Staates Albanien, da Oesterreich die Serben nicht an die Adria und Italien die Griechen nicht nach Valona, ja, nicht einmal nördlich von Korfu gelangen lassen wollte. Im Gegensatz hierzu förderte bekanntlich Rußland die serbischen und Frankreich die griechi-

schen Wünsche. Mein Rath ging nun dahin, diese Frage als außerhalb des Bündnisses stehend zu betrachten und weder die österreichischen noch die italienischen Wünsche zu unterstützen. Ohne unsere Förderung aber wäre die Errichtung Albaniens, dessen Lebensunfähigkeit vorauszusehen war, unmöglich gewesen. Serbien wäre an das Meer gelangt und der jetzige Weltkrieg vermieden worden. Frankreich und Italien hätten sich über Griechenland ernstlich entzweit und die Italiener, falls sie nicht gegen Frankreich allein kämpfen wollten, sich mit der Ausdehnung Griechenlands bis nördlich von Durazzo abfinden müssen. Die Civilisation in dem größten Theil Albaniens ist griechisch. Die Städte sind es im Süden vollkommen und während der Botschafterkonferenz kamen Abordnungen aus größeren Städten nach London, um die Angliederung an Griechenland durchzusetzen. Auch im heutigen Griechenland leben albanische Volkstheile und die griechische Nationaltracht sogar ist albanischen Ursprunges. Die Einverleibung der überwiegend orthodoxen und islamitischen Albaner in den griechischen Staat war daher die beste Lösung, die natürlichste, wenn man etwa Skutari und den Norden den Serben und den Montenegrinern überließe. Für diese Lösung war auch S. M. aus dynastischen Gründen. Als ich den Monarchen brieflich in dieser Richtung bestärkte, erhielt ich vom Reichskanzler erregte Vorwürfe, ich gelte als Gegner Oesterreichs und er müsse sich solche Eingriffe und die direkte Korrespondenz (mit dem Kaiser) verbitten.

Wir mußten uns von der verhängnißvollen Ueberlieferung endlich lossagen, Dreibundpolitik auch im Orient treiben, und den Irrthum erkennen, der darin lag, uns im Süden mit den Türken und im Norden mit den Austro-Magyaren zu identifiziren. Denn die Fortsetzung dieser Politik, die wir beim Berliner Kongreß begonnen und seither mit Eifer gepflegt hatten, mußte mit der Zeit und namentlich, wenn die nöthige Gewandtheit an leitender Stelle fehlte, zum Zusammenstoß mit Rußland und zum Weltkriege führen. Statt uns mit Rußland auf Grundlage der Unabhängigkeit des Sultans, den man auch in Petrograd nicht aus Konstantinopel entfernen wollte, zu einigen und uns, unter Verzicht auf militärische und politische Eingriffe, auf wirthschaftliche Interessen im Orient zu beschränken und mit der Zerlegung Kleinasiens in Interessensphären zu begnügen, ging unser politischer Ehrgeiz dahin, am Bosporus zu dominiren. In Rußland entstand die Meinung, der Weg nach Konstantinopel und ins Mittelländische Meer führe über Berlin. Statt die kräftige Entwickelung der Balkanstaaten zu fördern, die, einmal befreit, Alles eher sind als russisch und mit denen wir die besten Erfahrungen machten, stellten wir uns auf die Seite der türkischen und magyarischen Unterdrücker. Der verhängnißvolle Irrthum unserer Dreibund- und Orientpolitik, die Rußland, unseren naturgemäß besten Freund und Nachbar, in die Arme Frankreichs und Englands gedrängt und von der asiatischen Ausbreitungpolitik abgedrängt hatte, war um so augen-

fälliger, als ein russisch-französischer Ueberfall, die einzige Hypothese, die eine Dreibundpolitik rechtfertigte, aus unserer Berechnung ausscheiden konnte.

Seit den siebenziger Jahren hatte sich in Oesterreich die Lage so von Grund aus verändert wie etwa in Bayern. Wie hier eine Rückkehr zum großdeutschen Partikularismus und zur altbayerischen Politik nicht zu befürchten ist, so war dort ein Wiederaufleben der Politik der Fürsten Kaunitz und Schwarzenberg nicht zu gewärtigen. Unsere Interessen aber würden durch einen staatsrechtlichen Anschluß Oesterreichs, das auch ohne Galizien und Dalmatien nur etwa zur Hälfte von Germanen bewohnt ist, also etwa ein großes Belgien darstellt, eben so leiden wie durch Unterordnung unserer Politik unter wiener und pester Gesichtspunkte. Wir konnten uns nicht mit all den österreichischen Zwisten vermählen und brauchten nicht Rücksicht auf alle Wünsche unserer Bundesgenossen zu nehmen; sie war nicht nur unnöthig, sondern auch gefährlich, weil sie zum Zusammenstoß mit Rußland führte, wenn wir orientalische Fragen durch österreichische Brillen betrachteten. Die Ausgestaltung des Bündnisses aus einem unter einer einzigen Voraussetzung geschlossenen ‚Zweckverband' zu einer Gesammtgemeinde, zu einer Interessengemeinschaft auf allen Gebieten war geeignet, eben Das herbeizuführen, was das Rechtsgeschäft verhindern sollte: den Krieg. Eine solche Bündnißpolitik mußte außerdem den Verlust der Sympathien junger, kräftig aufstrebender Gemeinwesen auf dem Balkan nach sich ziehen, die bereit waren, sich an uns zu wenden und uns ihre Märkte zu öffnen. Der Gegensatz zwischen Hausmacht und Nationalstaat, zwischen dynastischer und demokratischer Staatsidee mußte zum Austrag kommen; und wir standen, wie gewöhnlich, auf falscher Seite. König Karol hat zu einem unserer Vertreter gesagt, er habe das Bündniß mit uns unter der Voraussetzung geschlossen, daß wir die Führung behielten; ginge diese aber an Oesterreich über, so ändere Das die Grundlage des Verhältnisses und er werde unter solchen Umständen nicht weiter mitmachen können. Aehnlich lagen die Dinge in Serbien, wo wir gegen unsere eigenen wirthschaftlichen Interessen die österreichische Erdrosselungpolitik unterstützten.

Bald nach meiner Ankunft in London, Ende 1912, regte Sir Edward Grey eine zwanglose Besprechung an, um zu vermeiden, daß aus dem Balkankrieg sich ein europäischer entwickle. Der britische Staatsmann nahm von Anfang an die Haltung ein, daß England an Albanien kein Interesse habe, wegen dieser Frage also nicht gewillt sei, es auf einen Krieg ankommen zu lassen. Er wollte als ‚ehrlicher Makler' lediglich zwischen den beiden Gruppen vermitteln und Schwierigkeiten beilegen. Er stellte sich daher keineswegs auf die Seite der Ententegenossen und hat während der Dauer der etwa achtmonatigen Unterhandlungen durch guten Willen und seinen maßgebenden Einfluß nicht unwesentlich zur Einigung beigetragen. Statt

daß wir eine der englischen analoge Haltung einnahmen, vertraten wir ohne Ausnahme den Standpunkt, der uns von Wien aus vorgeschrieben wurde. Graf Mensdorff führte den Dreibund in London, ich war sein ‚Sekundant'. Meine Aufgabe bestand darin, seine Vorschläge zu unterstützen. In Berlin schaltete der kluge und erfahrene Graf Szögyenyi. Sein Refrain war: ‚Und dann tritt der Bündnißfall ein'; und als ich die Richtigkeit dieses Schlusses einmal anzuzweifeln wagte, wurde ich wegen Austrophobie verwarnt. Unter Anspielung auf meinen Vater hieß es auch, ich sei ‚erblich belastet'.

Grey leitete die Verhandlungen mit Umsicht, Ruhe und Takt. Wenn eine Frage sich zu verwickeln drohte, entwarf er eine Einigungformel, die das Richtige traf und auch stets Annahme fand. Seine Persönlichkeit genoß bei allen Theilnehmern gleiches Vertrauen. Wir hatten thatsächlich wieder einmal eine der vielen Kraftproben, die unsere Politik kennzeichnen, glücklich überstanden. Rußland hatte überall vor uns zurückweichen müssen, da es niemals in der Lage war, den serbischen Wünschen Erfolg zu verschaffen. Albanien war als österreichischer Vasallenstaat errichtet und Serbien vom Meer verdrängt. Der Verlauf der Konferenz war daher eine neue Demüthigung für das russische Selbstbewußtsein. Wie 1878 und 1908 hatten wir uns dem russischen Programm entgegengestellt, ohne daß deutsche Interessen im Spiel waren. Bismarck wußte den Fehler des Kongresses durch den geheimen Vertrag und durch seine Haltung in der Battenbergfrage zu mildern; die in der bosnischen Frage wieder betretene abschüssige Bahn wurde in London weiter verfolgt und, als sie an den Abgrund führte, nicht rechtzeitig verlassen.

Als einer meiner Herren im Frühjahr 1914 vom Urlaub aus Wien zurückkehrte, erzählte er, Herr von Tschirschky erkläre, es gebe bald Krieg. Da ich über wichtige Vorgänge stets in Unkenntniß gelassen wurde, hielt ich diesen Pessimismus für unbegründet. Seit dem Bukarester Frieden scheint aber thatsächlich in Wien die Absicht bestanden zu haben, eine Revision dieses Vertrages auf eigne Faust durchzuführen, und man wartete anscheinend nur auf einen günstigen Anlaß. Auf unsere Unterstützung konnten die wiener Staatsmänner selbstverständlich rechnen. Das wußten sie, denn es war ihnen schon wiederholt ‚Schlappheit' vorgeworfen worden. Man drängte in Berlin sogar auf eine ‚Rehabilitirung' Oesterreichs.

Als ich im Dezember 1913 von längerem Urlaub nach London zurückkehrte, hatte die Frage Liman von Sanders zu einer neuen Verschärfung unserer Beziehungen zu Rußland geführt. Grey machte mich nicht ohne Besorgniß auf die Erregung aufmerksam, die darüber in Petersburg herrsche. ‚Ich habe die Russen niemals so aufgeregt gesehen.' Ich wurde von Berlin aus beauftragt, den Minister zu bitten, in mäßigendem Sinn in Petersburg zu wirken und uns bei Beilegung des Streites behilflich zu sein. Sir Edward war hierzu gern bereit und seine Vermittelung hat nicht wenig dazu beigetragen, die

Angelegenheit zu ebnen. Meine guten Beziehungen zu Sir Edward und sein großer Einfluß in Petersburg wurden auf ähnliche Weise mehrfach benutzt, wenn es galt, dort Etwas durchzusetzen, da unsere Vertretung sich hierzu als völlig ungeeignet erwies. In den kritischen Tagen des Juli 1914 sagte mir Sir Edward: ‚Wenn Sie Etwas in Petersburg erreichen wollen, wenden Sie sich regelmäßig an mich; wenn ich aber einmal Ihren Einfluß in Wien anrufe, so versagen Sie mir Ihre Unterstützung.‘

Die guten und vertrauensvollen Beziehungen, die es mir gelang, nicht nur in der Gesellschaft und mit den einflußreichsten Persönlichkeiten, wie Grey und Asquith, sondern auch mit der Oeffentlichkeit anzuknüpfen, hatten eine merkliche Besserung unseres Verhältnisses zu England herbeigeführt. Sir Edward war aufrichtig bemüht, diese Annäherung zu befestigen, und seine Absichten traten besonders in zwei Fragen hervor: dem Kolonial- und dem Bagdadvertrag.

Im Jahr 1898 war zwischen dem Grafen Hatzfeldt und Herrn Balfour ein geheimes Abkommen unterzeichnet worden, das die portugiesischen Kolonien in Afrika in wirthschaftpolitische Interessensphären zwischen uns und England theilte. Da die portugiesische Regirung weder die Macht noch die Mittel besaß, ihren ausgedehnten Besitz zu erschließen oder sachgemäß zu verwalten, hatte sie sich früher bereits mit dem Gedanken getragen, ihn zu veräußern und ihre Finanzen dadurch zu saniren. Eine Einigung zwischen uns und England war zu Stande gekommen, welche die Interessen beider Reiche begrenzte und die um so größeren Werth besaß, als Portugal sich bekanntlich in völliger Abhängigkeit von England befindet.

Unseren Interessen und Wünschen wurde von der britischen Regirung das größte Entgegenkommen gezeigt. Grey beabsichtigte, uns seinen guten Willen zu bekunden, wünschte aber auch, unsere koloniale Entwickelung überhaupt zu fördern, da England die deutsche Kraftentfaltung von der Nordsee und von Westeuropa nach dem Weltmeer abzulenken hoffte. ‚Wir wollen Deutschland seine koloniale Entwickelung nicht mißgönnen‘, sagte mir ein Mitglied des Kabinets. Die Aufrichtigkeit der britischen Regirung in ihrem Bestreben, unsere Rechte zu achten, zeigte sich darin, daß Grey, noch ehe der Vertrag fertig gestellt oder unterzeichnet war, englische Unternehmer, die in den uns durch den neuen Vertrag zugewiesenen Gebieten Kapitalanlagen suchten und dafür die britische Unterstützung wünschten, an uns verwies, mit dem Bemerken, das Unternehmen gehöre in unsere Interessensphäre.

Der Vertrag war schon zur Zeit des Königbesuches in Berlin, also im Mai 1913, im Wesentlichen fertig. In Berlin war damals unter dem Vorsitz des Reichskanzlers eine Besprechung, an der auch ich theilnahm und bei der noch einzelne Wünsche festgelegt wurden. Bei meiner Rückkehr nach London gelang es mir mit Hilfe des Botschaftraths Herrn von Kühlmann, der mit Mr. Parker die Einzelheiten

des Vertrages bearbeitete, auch unsere letzten Vorschläge durchzusetzen, so daß der ganze Vertrag schon im August 1913, vor Antritt meines Urlaubs, von Grey und mir paragraphirt werden konnte.

Nun sollten aber neue Schwierigkeiten entstehen, die die Unterzeichnung verhinderten, und erst nach einem Jahr, also kurz vor Kriegsausbruch, konnte ich die Ermächtigung erhalten zum endgiltigen Abschluß. Zur Unterzeichnung aber ist es nicht mehr gekommen. Grey wollte nämlich nur unterzeichnen, falls der Vertrag sammt den beiden Verträgen von 1898 und 1899 veröffentlicht würde. England besitze sonst keine geheimen Verträge und es sei gegen die bestehenden Grundsätze, bindende Abmachungen zu verheimlichen. Er könne daher keinen Vertrag eingehen, ohne ihn zu veröffentlichen. Ueber Zeitpunkt und Art der Veröffentlichung sei er aber bereit, unseren Wünschen Rechnung zu tragen, vorausgesetzt, daß die Veröffentlichung in längstens Jahresfrist nach Unterzeichnung erfolge. Im Auswärtigen Amt aber, wo meine londoner Erfolge zunehmendes Mißvergnügen erregten und wo eine einflußreiche Persönlichkeit, die die Rolle des Herrn von Holstein spielte, den londoner Posten für sich in Anspruch nahm, erklärte man, die Veröffentlichung gefährde unsere Interessen in den Kolonien, da die Portugiesen uns dann keine Konzessionen mehr geben würden. Die Nichtigkeit des Einwandes erhellt aus der Erwägung, daß der alte Vertrag den Portugiesen höchst wahrscheinlich längst eben so bekannt war wie der neue und daß bei dem Einfluß, den England in Lissabon besitzt, die dortige Regirung einem deutsch-britischen Einverständniß gegenüber völlig willenlos ist.

Im Frühjahr 1914 besaß ich nicht mehr das Wohlwollen des obersten Reichsbeamten, da er fürchtete, ich strebe nach seinem Posten; doch muß ich ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er bei unserer letzten Unterredung vor Kriegsausbruch, Ende Juni 1914, seine Zustimmung zur Unterschrift und Veröffentlichung ertheilte. Trotzdem bedurfte es noch mehrfacher Anregungen von mir, die von Herrn Dr. Solf in Berlin unterstützt wurden, um endlich, Juli 1914, die Genehmigung zu erwirken. Da aber die serbische Krisis damals schon den Frieden Europas bedrohte, mußte die Vollziehung des Vertrages verschoben werden. Auch er gehört zu den Opfern des Krieges.

Durch den Bagdad-Vertrag wurde ganz Mesopotamien bis Basra unser Interessengebiet, unbeschadet älterer britischer Rechte an der Tigrisschiffahrt und den Wilcox-Bewässerung-Anlagen, ferner das ganze Gebiet der Bagdad- und Anatolischen Eisenbahn. Als britischer Wirthschaftbereich galten die Küsten des Persischen Busens und die Smyrna-Aidin-Bahn, als französischer Syrien, als russischer Armenien. Wurden beide Verträge vollzogen und veröffentlicht, so war damit eine Verständigung mit England erreicht, die allen Zweifeln an der Möglichkeit eines englisch-deutschen Zusammenwirkens für immer ein Ende machte.

Die heikelste alle Fragen war und blieb die Flottenfrage. Sie wird nicht immer ganz richtig beurtheilt.

Die Schaffung einer mächtigen Flotte am anderen Ufer der Nordsee, die gleichzeitige Entwickelung der bedeutendsten Militärmacht des Festlandes zur bedeutendsten Seemacht mußte in England mindestens als Unbequemlichkeit empfunden werden. Hierüber kann billiger Weise kein Zweifel bestehen. Um den nöthigen Vorsprung zu behalten, nicht in Abhängigkeit zu gerathen und sich die Herrschaft der Meere zu sichern, die Britanien braucht, um nicht zu verhungern, mußte es zu Rüstungen und Ausgaben schreiten, die schwer auf dem Steuerzahler lasteten. Eine Bedrohung der britischen Weltstellung ergab sich jedoch nur, wenn unsere Politik die Möglichkeit kriegerischer Entwickelungen gewärtigen ließ. Diese Voraussetzung war bei den Marokkokrisen und der bosnischen Frage in sichtbare Nähe getreten. Mit unserer Flotte nach den bestehenden Festlegungen hatte man sich abgefunden. Sie war den Briten gewiß nicht willkommen und bildete einen der Gründe, aber nicht den einzigen und vielleicht auch nicht den wichtigsten, für den Anschluß Englands an Frankreich und Rußland; aber wegen der Flotte allein hätte England eben so wenig zum Schwert gegriffen wie etwa wegen unseres Handels, der angeblich den Neid und schließlich den Krieg gezeitigt hat.

Ich vertrat von Anfang an den Standpunkt, daß es trotz der Flotte möglich sei, zu freundschaftlicher Verständigung und Annäherung zu gelangen, wenn wir keine Novelle brächten und eine zweifelfreie Friedenspolitik trieben. Auch vermied ich, von der Flotte zu sprechen, und zwischen Grey und mir ist das Wort überhaupt nicht gefallen. Sir Edward Grey sagte gelegentlich in einer Kabinetssitzung: ‚Der deutsche Botschafter hat vor mir nie die Flotte erwähnt.‘

Während meiner Amtszeit schlug Mr. Churchill, der damalige Erste Lord der Admiralität, aus finanziellen Gründen und wohl auch, um der pazifistischen Richtung in seiner Partei entgegen zu kommen, eine einjährige Rüstungpause vor. Amtlich, von Grey, wurde der Vorschlag nicht unterstützt; zu mir hat er nie davon gesprochen. Mr. Churchill redete mich aber wiederholt darauf an. Ich bin überzeugt, daß seine Anregung aufrichtig gemeint war, wie überhaupt Winkelzügigkeit nicht im Wesen des Engländers liegt. Es wäre für Churchill ein großer Erfolg gewesen, dem Lande mit Ersparnissen aufzuwarten und den Rüstungalb, der auf dem Volk lastete, erleichtern zu können.

Ich entgegnete, es würde aus technischen Gründen schwer sein, auf seinen Gedanken einzugehen. Was sollte aus den Arbeitern werden, die für diese Zwecke geworben seien, was aus dem technischen Personal? Unser Flottenprogramm sei einmal festgelegt und daran lasse sich schwer Etwas ändern. Wir beabsichtigten aber auch nicht, es zu überschreiten. Er kam aber wieder darauf zurück und machte geltend, daß die für ungeheure Rüstungen aufgewendeten Mittel doch besser für andere, nutzbringende Zwecke Verwendung fänden. Ich entgegnete, daß auch diese Ausgaben der heimischen Industrie zu Gut kämen. Es gelang mir auch durch Unterredungen mit Sir W. Tyrrell, dem Kabinetschef Sir Edwards, die Frage von der Tagesordnung ab-

zusetzen, ohne zu verstimmen, obwohl sie im Parlament wiederkehrte, und zu verhindern, daß ein amtlicher Vorschlag erging. Es war aber ein Lieblinggedanke Mr. Churchills und der Regirung; und ich glaube, daß wir durch Eingehen auf seine Anregung und auf die Formel 16:10 für Großkampfschiffe einen greifbaren Beweis unseres guten Willens geben und die bei der Regirung vorherrschende Tendenz, mit uns in nähere Fühlung zu kommen, wesentlich befestigen und fördern konnten. Aber, wie gesagt, es war möglich, trotz der Flotte und auch ohne ‚Flottenfeierjahr' zu einer Verständigung zu gelangen. In diesem Sinn hatte ich meine Mission von Anfang aufgefaßt und es war mir auch gelungen, mein Programm zu verwirklichen, als der Ausbruch des Krieges alles Erreichte vernichtete.

Der Handelsneid, von dem bei uns so viel der Rede ist, beruht auf unrichtiger Beurtheilung der Verhältnisse. Gewiß bedrohte das Emporkommen Deutschlands als Handelsmacht nach dem Krieg von 1870 und in folgenden Dezennien die Interessen der britischen Handelskreise, die mit ihrer Industrie und mit ihren Exporthäusern eine Art Monopolstellung besaßen. Der zunehmende Waarenaustausch mit Deutschland aber, das an der Spitze aller britischen Exportländer in Europa stand, eine Thatsache, auf die ich in meinen öffentlichen Reden immer hinwies, hatte den Wunsch, mit dem besten Kunden und Geschäftsfreund in guten Beziehungen zu bleiben, gezeitigt und alle anderen Erwägungen allmählich zurückgedrängt.

Der Brite ist matter of fact, er findet sich mit Thatsachen ab und kämpft nicht gegen Windmühlen. Gerade in den kaufmännischen Kreisen fand ich das lebhafteste Entgegenkommen und das Bestreben, die gemeinsamen wirthschaftlichen Interessen zu fördern. Ich habe, um mit den wichtigen Handelskreisen Fühlung zu bekommen, den Einladungen der Vereinigten Handelskammern und der londoner und bradforder Kammer entsprochen und war Gast der Städte Newcastle und Liverpool. Ueberall war ich der Gegenstand herzlicher Huldigungen. Auch Manchester, Glasgow und Edinburg hatten mich geladen und ich wollte später dorthin gehen.

Mir wurde von Leuten, die britische Verhältnisse nicht kennen und die Bedeutung der ‚public dinners' nicht würdigen, und auch von Solchen, denen meine Erfolge unerwünscht waren, der Vorwurf gemacht, ich habe durch meine Reden geschadet. Ich glaube vielmehr, daß mein öffentliches Auftreten und die Betonung gemeinsamer wirthschaftlicher Interessen nicht unwesentlich zur Besserung der Beziehungen beigetragen hat, abgesehen davon, daß es ungeschickt und unhöflich gewesen wäre, alle Einladungen abzulehnen.

Auch in allen anderen Kreisen habe ich die liebenswürdigste Aufnahme und ein warmes Entgegenkommen gefunden, bei Hof, in der Gesellschaft und bei der Regirung.

Greys Einfluß war in allen Fragen der auswärtigen Politik nahezu unbeschränkt. Zwar sagte er bei wichtigen Anlässen: „Ich muß

Das erst im Ministerrath vorbringen"; doch schloß dieser sich seinen Ansichten regelmäßig an. Seine Autorität war unbestritten. Obwohl er das Ausland gar nicht kennt und außer einer kurzen Reise nach Paris niemals England verlassen hatte, beherrschte er alle wichtigen Fragen durch langjährige parlamentarische Erfahrung und natürlichen Ueberblick. Französisch versteht er, ohne es zu sprechen. In jungen Jahren in das Parlament gewählt, hatte er bald angefangen, sich mit Auslandpolitik zu befassen. Unter Lord Rosebery war er Parlamentarischer Unterstaatssekretär des Auswärtigen, wurde 1906 unter Mr. Campbell-Bannermann Staatssekretär und bekleidete diesen Posten dann zehn Jahre. Aus einer alten, im Norden Englands begüterten Familie stammend, die bereits den bekannten Staatsmann Grey geliefert hatte, schloß er sich dem linken Flügel seiner Partei an und sympathisirte mit Sozialisten und Pazifisten. Man kann ihn einen Sozialisten im idealen Sinn nennen, denn er überträgt die Theorie auch auf sein Privatleben, das sich durch die größte Einfachheit und Anspruchlosigkeit auszeichnet, obwohl er über reichliche Mittel verfügt. Jede Repräsentation liegt ihm fern. Er hatte in London nur ein kleines Absteigequartier, gab niemals Diners, außer dem einen amtlichen im Auswärtigen Amt zu Königs Geburtstag. Wenn er einmal Gäste bei sich sah, so war es zu einem einfachen Essen in ganz kleinem Kreis und mit weiblicher Bedienung. Auch mied er große Geselligkeit und Feste.

Das Wochenende verbringt er, wie seine Kollegen, stets auf dem Lande, doch nicht mit eleganten, großen ‚parties'. Meist bleibt er allein in seinem Cottage in Newforest, wo er lange Spazirgänge macht, um Vögel zu beobachten als leidenschaftlicher Naturfreund und Ornithologe. Oder er ging nach Norden auf sein Gut, wo er Eichhörnchen fütterte, die den Weg durch das Fenster fanden, und verschiedene Arten Wasservögel züchtete. Mit Vorliebe setzte er sich gelegentlich nach Norfolk in die Sümpfe, um seltene Reiherarten beim Brüten zu beobachten, die nur dort nisten.

In seiner Jugend war er ein berühmter Cricket- und Racketspieler; jetzt treibt er als Hauptsport das Angeln nach Lachs und Forellen in den schottischen Gewässern. ‚Das ganze Jahr lang freue ich mich darauf', sagte er einmal. Er hat ein Buch über den Angelsport herausgegeben. Als wir ein week-end mit ihm in der Nähe von Salisbury verbrachten, kam er auf dem Zweirad angefahren und kehrte eben so nach seinem etwa dreißig Englische Meilen entfernten Cottage zurück.

Die Einfachheit und Lauterkeit seines Wesens verschaffen ihm auch die Achtung seiner Gegner, die mehr auf dem Gebiete der inneren als der auswärtigen Politik zu suchen waren. Lügen und Intriguen sind ihm gleichmäßig fern.

Seine Frau, die er zärtlich liebte, trotzdem sie angeblich nicht eigentlich seine Gattin war, und von der er sich niemals trennte, starb

in Folge eines Sturzes aus einem Wagen, den sie selbst lenkte. Einer seiner Brüder wurde von einem Löwen getötet. Wordsworth ist sein Lieblingdichter und er konnte ihn auswendig vortragen. So sieht der Mann aus, der als Lügen-Grey und als Anstifter des Weltkrieges verschrien wird.

Mr. Asquith ist ganz anderer Art. Als jovialer Lebemann, als Freund der Damen, namentlich der jungen und hübschen, liebt er heitere Gesellschaft und gute Küche und wird dabei von seiner lebenslustigen Gattin unterstützt. Ehemals bekannter Advokat mit reichem Einkommen und langjähriger Parlamentarier, dann Minister unter Mr. Gladstone, Pazifist, wie sein Freund Grey, und Freund einer Verständigung mit Deutschland, behandelte er alle Fragen mit der heiteren Ruhe und Sicherheit eines erfahrenen Geschäftsmannes, dessen gute Gesundheit und vortreffliche Nerven durch fleißiges Golfspiel gestählt sind. Seine Töchter gingen in deutsche Pensionate und sprachen fließend Deutsch. Wir waren nach kurzer Zeit mit ihm und seiner Familie befreundet und seine Gäste auf dem Lande in dem kleinen Hause an der Themse.

Um auswärtige Politik kümmerte er sich nur in seltenen Fällen, wenn wichtige Fragen vorlagen; dann war natürlich die letzte Entscheidung bei ihm. In den kritischen Tagen des Juli kam Mrs. Asquith wiederholt zu uns, um zu warnen, und war schließlich ganz verzweifelt über die tragische Wendung. Auch Herr Asquith war am zweiten August, als ich ihn besuchte, um einen letzten Versuch im Sinn einer abwartenden Neutralität zu machen, ganz gebrochen, wenn auch vollkommen ruhig. Die Thränen liefen ihm über die beiden Wangen hinunter.

Im Foreign Office hatten, neben dem Staatssekretär, Nicolson und Tyrrell den stärksten Einfluß. Unterstaatssekretär Nicolson war nicht unser Freund, aber seine Haltung gegen mich war immer durchaus korrekt und zuvorkommend. Unsere persönlichen Beziehungen waren die besten. Auch er wollte den Krieg nicht; als wir aber gegen Frankreich zogen, hat er zweifellos im Sinn des sofortigen Anschlusses gearbeitet. Er war der Vertrauensmann meines französischen Kollegen, mit dem er in dauernder Fühlung stand. Er war Botschafter in Petersburg gewesen und hatte den Vertrag des Jahres 1907 abgeschlossen, der Rußland ermöglichte, sich dem Westen und dem nahen Orient wieder zuzuwenden.

Viel größeren Einfluß als der Permanente Unterstaatssekretär besaß der Kabinetschef Sir Edwards: Tyrrell. Dieser hochintelligente Mann hatte in Deutschland das Gymnasium besucht und sich nachher der Diplomatie zugewandt, war aber nur kurze Zeit im Ausland gewesen. Zunächst schloß er sich der damals unter den jüngeren britischen Diplomaten modernen antideutschen Richtung an, wurde später aber ein überzeugter Befürworter der Verständigung. In diesem Sinn hat er auch Grey beeinflußt, mit dem er sehr intim war. Seit Aus-

bruch des Krieges hat er das Amt verlassen und im Home Office (Ministerium des Innern) Anstellung gefunden; er ging wohl in Folge der gegen ihn wegen seiner germanophilen Richtung erhobenen Kritik.

Die Wuth gewisser Herren über meine londoner Erfolge und über die Stellung, die ich mir in kurzer Zeit machen konnte, war unbeschreiblich. Chicanöse Erlasse wurden ersonnen, um mein Amt zu erschweren; ich blieb in völliger Unkenntniß der wichtigsten Dinge und wurde auf die Mittheilung belangloser, langweiliger Berichte beschränkt. Geheime Agentennachrichten über Dinge, die ich ohne Spionage und die nöthigen Fonds nicht erfahren konnte, waren mir niemals zugänglich; und erst in den letzten Tagen des Juli 1914 erfuhr ich zufällig durch den Marineattaché die geheimen englisch-französischen Abmachungen über das Zusammenwirken beider Flotten im Fall eines Krieges. Auch andere wichtige und dem Amt längs bekannte Vorgänge, wie der Briefwechsel Grey-Cambon, wurden mir vorenthalten.

Ich hatte bald nach meiner Ankunft die Ueberzeugung gewonnen, daß wir unter keinen Umständen einen englischen Angriff oder eine englische Unterstützung eines fremden Angriffes zu befürchten hätten, daß aber unter allen Umständen England die Franzosen schützen werde. Diese Ansicht habe ich in wiederholten Berichten und mit ausführlicher Begründung und großem Nachdruck vertreten, ohne jedoch Glauben zu finden, obwohl die Ablehnung der Neutralitätformel durch Lord Haldane und die Haltung Englands während der Marokkokrise recht deutliche Winke waren. Dazu kamen noch die bereits erwähnten und dem Amte bekannten geheimen Abmachungen.

Ich wies immer darauf hin, daß England als Handelsstaat bei jedem Kriege zwischen europäischen Großmächten außerordentlich leiden, ihn daher mit allen Mitteln zu verhindern suchen würde, aber eine Schwächung oder Vernichtung Frankreichs im Interesse des europäischen Gleichgewichtes und, um eine deutsche Uebermacht zu verhindern, niemals dulden könne. Das hatte mir bald nach meiner Ankunft Lord Haldane gesagt. In ähnlichem Sinn äußerten sich alle maßgebenden Leute.

Nach Sarajewo war die Haltung der englischen Presse ruhig und den Oesterreichern freundlich, da man den Mord verurtheilte. Allmählich aber wurden immer mehr Stimmen laut, die betonten, daß, so sehr eine Ahndung des Verbrechens nöthig sei, dessen Ausbeutung zu politischen Zwecken nicht zu rechtfertigen wäre. Oesterreich wurde eindringlich zur Mäßigung aufgefordert.

Als das Ultimatum erschien, waren alle Organe, mit Ausnahme des stets nothleidenden ‚Standard', einig in der Verurtheilung. Die ganze Welt, außer in Berlin und Wien, begriff, daß es den Krieg, und zwar den Weltkrieg bedeutete. Die britische Flotte, welche zufällig zu einer Flottenschau versammelt war, wurde nicht demobilisirt. Ich drängte zunächst auf eine möglichst entgegenkommende Antwort

Serbiens, da die Haltung der russischen Regirung keinen Zweifel mehr an dem Ernst der Lage ließ. Die serbische Antwort entsprach den britischen Bemühungen, denn thatsächlich hatte Herr Paschitsch Alles angenommen, bis auf zwei Punkte, über die er sich bereit erklärte zu unterhandeln. Wollten Rußland und England den Krieg, um uns zu überfallen, so genügte ein Wink nach Belgrad: und die unerhörte Note blieb unbeantwortet.

Grey ging die serbische Antwort mit mir durch und wies auf die entgegenkommende Haltung der Regirung in Belgrad. Wir berieth en dann seinen Vermittelungvorschlag, der eine beiden Theilen annehmbare Auslegung der beiden Punkte vereinbaren sollte. Unter seinem Vorsitz wären Herr Cambon, Marquis Imperiali und ich zusammengetreten und es wäre leicht gewesen, eine annehmbare Form für die strittigen Punkte zu finden, die im Wesentlichen die Mitwirkung der k. u. k. Beamten bei den Untersuchungen in Belgrad betrafen. In einer oder zwei Sitzungen war Alles bei gutem Willen zu erledigen; und schon die bloße Annahme des britischen Vorschlages hätte eine Entspannung bewirkt und unsere Beziehungen zu England weiter verbessert... Nach unserer Ablehnung hat Sir Edward uns, mit einem Vorschlag hervorzutreten. Ich konnte keine andere Antwort erhalten als die, daß es ein kolossales ‚Entgegenkommen' Oesterreichs sei, keine Gebietserwerbungen zu beabsichtigen. Sir Edward wies mit Recht darauf hin, daß man auch ohne Gebietserwerbung ein Land zum Vasallen erniedrigen kann und daß Rußland hierin eine Demüthigung erblicken und es daher nicht dulden werde. Endlich entschloß sich Grey zu der Warnung vom neunundzwanzigsten Juli. Ich entgegnete, daß ich stets berichtet hätte, wir würden mit der englischen Gegnerschaft rechnen müssen, falls es zum Krieg mit Frankreich käme. Mehrmals sagte mir der Minister: ‚Wenn der Krieg ausbricht, giebt es die größte Katastrophe, die die Welt je erlebt hat.'

Ich hatte bis zum letzten Augenblick auf eine abwartende Haltung Englands gehofft. Auch mein französischer Kollege fühlte sich keineswegs sicher, wie ich aus privater Quelle erfuhr. Noch am ersten August hatte der König dem Präsidenten Poincaré ausweichend geantwortet.

Vor meiner Abreise empfing mich Grey in seiner Wohnung. Auf seinen Wunsch war ich hingegangen. Er war tief bewegt. Er sagte mir, er werde stets bereit sein, zu vermitteln. ‚Wir denken nicht daran, Deutschland zu zerschmettern.' Diese vertrauliche Unterredung ist leider veröffentlicht worden. Damit hat Herr von Bethmann die letzte Möglichkeit zerstört, über England den Frieden zu erlangen.

Unsere Abreise vollzog sich durchaus würdig und ruhig. Vorher hatte der König seinen Oberstallmeister Sir E. Ponsonby zu mir gesandt, um sein Bedauern über meine Abreise auszusprechen, und darüber, daß er mich nicht selbst sehen konnte. Prinzeß Luise schrieb mir, die ganze Familie betrauere unseren Fortgang. Mrs. Asquith und andere Freunde kamen zum Abschied in die Botschaft. Ein

Extrazug brachte uns nach Harwich. Dort war eine Ehrencompagnie für mich aufgestellt. Ich wurde wie ein abreisender Souverain behandelt. So endete meine londoner Mission. Sie scheiterte nicht an den Tücken der Briten, sondern an den Lücken unserer Politik.

Wenn ich jetzt, nach zwei Jahren, mir Alles rückwärts schauend vergegenwärtige, so sage ich mir, daß ich zu spät erkannte, daß kein Platz für mich war in einem System, das seit Jahren nur von Tradition und Routine lebte und das nur Vertreter duldet, die so berichten, wie man es lesen will. Vorurtheillosigkeit und unabhängiges Urtheil werden bekämpft, Unfähigkeit und Charakterlosigkeit gepriesen; Erfolge aber erregen Mißgunst und Beunruhigung.

Ich hatte den Widerstand gegen die wahnsinnige Dreibundpolitik aufgegeben, da ich einsah, daß er zwecklos war und daß man meine Warnungen als Austrophobie, als Fixe Idee hinstellte. In der Politik, die nicht Akrobatenthum oder Aktensport ist, sondern das Geschäft der Firma, giebt es keine Philie oder Phobie (Freundschaft oder Feindschaft), sondern nur das Interesse des Gemeinwesens. Eine Politik aber, die sich blos auf Oesterreicher, Magyaren und Türken stützt, muß in Gegensatz zu Rußland gerathen und schließlich zur Katastrophe führen. Trotz früheren Irrungen war im Juli 1914 noch Alles zu machen. Die Verständigung mit England war erreicht. Wir mußten Rußland die Gewißheit geben, daß wir weder die Meerengen beherrschen noch die Serben erdrosseln wollten. Weder Bündnisse noch Kriege, sondern nur Verträge brauchten wir, die uns und Andere schützten und einen wirthschaftlichen Aufschwung sicherten, der in der Geschichte ohne Vorgang war. War Rußland aber im Westen entlastet, so konnte es sich wieder nach Osten wenden: und der anglo-russische Gegensatz trat dann automatisch und ohne unsere Mitwirkung hervor, nicht minder aber der russisch-japanische.

Wir konnten auch der Frage der Rüstungbeschränkung näher treten und brauchten uns um österreichische Wirrnisse nicht mehr zu kümmern. Ich hatte in London eine Politik zu unterstützen, deren Irrlehre ich erkannte. Das hat sich an mir gerächt, denn es war eine Sünde wider den Heiligen Geist.

Der Militärismus, eigentlich eine Schule des Volkes und ein Instrument der Politik, macht die Politik zum Instrument der Militärmacht, wenn der patriarchalische Absolutismus des Soldatenkönigthums eine Haltung ermöglicht, die eine militärisch-junkerlichen Einflüssen entrückte Demokratie nicht zulassen würde. So denken unsere Feinde; und so müssen sie denken, wenn sie sehen, daß trotz kapitalistischer Industrialisirung und trotz sozialistischer Organisirung die Lebenden, wie Friedrich Nietzsche sagt, noch von den Toten regirt werden. Das vornehmste feindliche Kriegsziel, die Demokratisirung Deutschlands, wird sich verwirklichen.

Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser. Richtig, also nicht in Polen und Belgien, in Frankreich und Serbien. Das ist die Rückkehr zum Heiligen Römischen Reich, zu den Irrungen der Hohen-

staufen und Habsburger. Es ist die Politik der Plantagenets, nicht die der Drake und Raleigh, Nelson und Rhodes. Dreibundpolitik ist Rückkehr zur Vergangenheit, Abkehr von der Zukunft, dem Imperialismus, der Weltpolitik. Mitteleuropa ist Mittelalter, Berlin-Bagdad eine Sackgasse, nicht der Weg ins Freie, zu unbegrenzten Möglichkeiten, zur Weltmission des deutschen Volkes.

Ich bin kein Gegner Oesterreichs oder Ungarns oder Italiens und Serbiens oder irgendeines anderen Staates, sondern nur ein Gegner der Dreibundpolitik, die uns von unseren Zielen ablenken und auf die schiefe Ebene der Kontinentalpolitik bringen mußte. Sie war nicht deutsche, sondern k. u. k. Hauspolitik. Die Oesterreicher hatten sich daran gewöhnt, das Bündniß als einen Schirm zu betrachten, unter dessen Schutz sie nach Belieben Ausflüge in den Orient machen konnten. (Fürst Lichnowsky: „Meine londoner Mission".)

„Mitte Juli 1914 hatte ich, wie schon mehrmals, eine Besprechung mit Dr. Helfferich, dem damaligen Director der Deutschen Bank in Berlin und heutigen Stellvertreter des Reichskanzlers. Die Deutsche Bank hatte eine ablehnende Haltung gegenüber einigen großen Transaktionen eingenommen (Bulgarien und Türkei), an denen die Firma Krupp aus geschäftlichen Gründen (Lieferung von Kriegsmaterial) ein lebhaftes Interesse hatte. Als einen der Gründe zur Rechtfertigung der Haltung der Deutschen Bank nannte mir Dr. Helfferich schließlich den folgenden. Die politische Lage ist sehr bedrohlich geworden. Die Deutsche Bank muß auf jeden Fall abwarten, ehe sie sich im Ausland weiter engagirt. Die Oesterreicher sind dieser Tage beim Kaiser gewesen. Wien wird in acht Tagen ein sehr scharfes, ganz kurz befristetes Ultimatum an Serbien stellen, in dem Forderungen enthalten sind wie Bestrafung einer Reihe von Offizieren, Auflösung politischer Vereine, Strafuntersuchungen in Serbien durch Beamte der Doppelmonarchie, überhaupt eine Reihe bestimmter, sofortiger Genugthuungen verlangt wird, anderen Falls Oesterreich-Ungarn an Serbien den Krieg erklärt. Dr. Helfferich fügte noch hinzu, daß sich der Kaiser mit Entschiedenheit für dieses Vorgehen Oesterreich-Ungarns ausgesprochen habe. Er habe gesagt, daß er einen Konflikt mit Serbien als eine interne Angelegenheit zwischen diesen beiden Ländern betrachte, in die er keinem anderen Staat eine Einmischung erlauben werde. Wenn Rußland mobil mache, dann mache er auch mobil. Bei ihm aber bedeute Mobilmachung den sofortigen Krieg. Diesmal gebe es kein Schwanken. Die Oesterreicher seien über diese entschlossene Haltung des Kaisers sehr befriedigt gewesen. Als ich Dr. Helfferich daraufhin sagte, diese unheimliche Mittheilung mache meine ohnehin starken Befürchtungen eines Weltkrieges zur völligen Gewißheit, erwiderte er, es sehe jedenfalls so aus. Vielleicht überlegten sich aber Frankreich und Rußland die Sache doch noch anders. Den Serben gehöre entschieden eine bleibende Lektion. Dies war die erste Mittheilung, die ich erhielt über die Besprechungen des Kaisers mit den Bundesgenossen. Ich kannte Dr. Helfferichs besonders vertrauensvolle Beziehungen zu

den Persönlichkeiten, die eingeweiht sein mußten, und die Verläßlichkeit seiner Mittheilung.

Nach meiner Rückkehr von Berlin unterrichtete ich Herrn Krupp von Bohlen und Halbach, dessen Direktorium in Essen ich damals angehörte. Dr. Helfferich hatte mir Dies übrigens erlaubt. (Es bestand damals die Absicht, ihn in den Aufsichtrath der Firma Krupp aufzunehmen.) Bohlen schien betroffen, daß Dr. Helfferich im Besitze solcher Kenntnisse war, machte eine abfällige Bemerkung, daß die Leute von der Regirung doch nie ganz den Mund halten könnten, und eröffnete mir alsdann Folgendes. Er sei selbst beim Kaiser dieser Tage gewesen. Der Kaiser habe auch zu ihm von der Besprechung mit den Oesterreichern und deren Ergebniß gesprochen, jedoch die Sache als so geheim bezeichnet, daß er nicht einmal gewagt haben würde, seinem Direktorium davon Mittheilung zu machen. Da ich aber einmal Bescheid wisse, könne er mir sagen, die Angaben Helfferichs seien richtig. Dieser scheine freilich noch mehr Details zu wissen als er, Bohlen, selbst. Die Lage sei in der That sehr ernst. Der Kaiser habe ihm erklärt, er werde sofort den Krieg erklären, wenn Rußland mobil mache. Diesmal würde man sehen, daß er nicht umfalle. Die wiederholte kaiserliche Betonung, in diesem Fall werde ihm kein Mensch wieder Unschlüssigkeit vorwerfen können, habe sogar fast komisch gewirkt.

Genau an dem mir von Helfferich bezeichneten Tage erschien auch dann das Ultimatum Wiens an Serbien. Ich war in dieser Zeit wieder in Berlin und äußerte mich gegenüber Helfferich, daß ich Ton und Inhalt des Ultimatums geradezu ungeheuerlich finde. Helfferich aber meinte, Das klinge nur in deutscher Uebersetzung so. Er habe das Ultimatum in französischer Sprache zu sehen bekommen und da könne man es keineswegs als übertrieben empfinden. Bei dieser Gelegenheit sagte mir Helfferich auch, daß der Kaiser nur zum Schein auf die Nordlandreise gegangen sei, ihr keineswegs die übliche Ausdehnung gegeben habe, sondern sich in jeder Zeit erreichbarer Nähe und in ständiger Verbindung mit Berlin halte. Nun müsse man eben sehen, was komme. Hoffentlich handelten die Oesterreicher, die auf eine Annahme des Ultimatums natürlich nicht rechneten, rasch, bevor die anderen Mächte Zeit fänden, sich einzumischen. Die Deutsche Bank habe ihre Vorkehrungen schon so getroffen, daß sie auf alle Eventualitäten gerüstet sei. So habe sie das einlaufende Gold nicht mehr in den Verkehr zurückgegeben. Das lasse sich ganz unauffällig einrichten und mache Tag für Tag schon bedeutende Beträge aus.

Alsbald nach dem wiener Ultimatum an Serbien gab die deutsche Regirung Erklärungen dahin ab, daß Oesterreich-Ungarn auf eigene Faust gehandelt habe, ohne Vorwissen Deutschlands. Bei dem Versuch, diese Erklärungen mit den zuvor genannten Vorgängen überhaupt vereinigen zu wollen, blieb nur etwa die Lösung, daß der Kaiser sich schon festgelegt hatte, ohne seine Regirung mitwirken zu lassen, und daß bei den Besprechungen mit den Oesterreichern auf deutscher Seite davon abgesehen wurde, den Wortlaut des Ultimatums zu verein-

baren. Denn daß der Inhalt des Ultimatums in Deutschland ziemlich genau bekannt war, habe ich gezeigt. Herr Krupp von Bohlen, mit dem ich über diese wenigstens der Wirkung nach lügnerischen deutschen Erklärungen sprach, war davon gleichfalls wenig erbaut, weil in einer so schwerwiegenden Angelegenheit Deutschland doch keine Blankovollmacht an einen Staat wie Oesterreich hätte ausstellen dürfen und es Pflicht der leitenden Staatsmänner gewesen wäre, sowohl vom Kaiser wie von den Bundesgenossen zu verlangen, daß die österreichischen Forderungen und das Ultimatum an Serbien auf das Eingehendste diskutirt und festgelegt werden und gleichzeitig das genaue Programm des weiteren Vorgehens überhaupt. Gleichviel, auf welchem Standpunkt man stehe, man dürfe sich doch nicht den Oesterreichern in die Hände geben, nicht Eventualitäten aussetzen, die man nicht vorher berechnet habe, sondern hätte an seine Verpflichtungen entsprechende Bedingungen knüpfen müssen. Kurz, Herr von Bohlen hielt die deutsche Ableugnung eines Vorwissens, falls in ihr eine Spur von Wahrheit stecke, für einen Verstoß gegen die Anfangsgründe diplomatischer Staatskunst und stellte mir in Aussicht, er werde mit Herrn von Jagow, dem damaligen Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, der ein besonderer Freund von ihm war, in diesem Sinn reden. Als Ergebniß dieser Besprechung theilte mir Herr von Bohlen mit, Herr von Jagow sei ihm gegenüber fest dabei geblieben, daß er an dem Wortlaut des österreichisch-ungarischen Ultimatums nicht mitgewirkt habe und daß eine solche Forderung von Deutschland überhaupt nicht erhoben worden sei. Auf den Einwand, Das sei doch unbegreiflich, habe Herr von Jagow erwidert, daß er als Diplomat natürlich auch daran gedacht habe, ein solches Verlangen zu stellen. Der Kaiser habe sich aber in dem Zeitpunkt, in dem Herr von Jagow mit der Angelegenheit befaßt und hinzugezogen wurde, schon so festgelegt gehabt, daß es für ein Vorgehen nach diplomatischem Brauch schon zu spät und nichts mehr zu machen gewesen sei. Die Situation sei so gewesen, daß man mit Verklausulirungen gar nicht mehr habe kommen können. Schließlich habe Jagow sich gedacht, die Unterlassung werde auch ein Gutes haben, nämlich den guten Eindruck, den Deutschland in Petersburg und Paris mit der Erklärung machen könne, daß man an dem wiener Ultimatum nicht mitgearbeitet habe." (Brief des Dr. Muehlon.)

Vor acht Tagen habe ich, nicht zum ersten Mal, angedeutet, daß öffentliches Gerede über die Vorgeschichte des Krieges heute noch nutzlos bleiben müsse; Zwielicht könne der Sonnenhelle erst nach einem Verfahren weichen, das über alle nothwendigen Zeugen und Akten verfügt und dessen Zweck, lautere Wahrheit zu finden, nicht durch Schatten der Staatsraison und der Stimmungwälle verdunkelt wird. Herr Dr. Muehlon, der für das Haus Krupp die schwierigsten internationalen Verhandlungen führte und von berliner Bankleitern eben so hoch wie in Essen geschätzt

wurde, zeigte sich mir im Spätherbst 1913, in einem sehr langen Gespräch, als klaren Kopf von starker Willenskraft und unverhohlen demokratischer Gesinnung. In der Kriegszeit habe ich ihn nicht gesehen; weiß aber, daß er freiwillig aus seiner gerade in dieser Zeit höchst einträglichen essener Stellung schied, von der Regirung um die Uebernahme wichtiger Missionen ersucht wurde, ihr beträchtliche Dienste leistete und dann schrieb, die Ueberzeugung, das Streben in Verständigung mit den Feinden werde nicht als Gewissenspflicht empfunden, wehre ihm neue Mitarbeit. Die Nachfolger der für seine Hilfe dankbaren Regirung sprechen ihm, als einem „Mann mit krankem Gemüth, kranken Nerven, krankhafter Phantasie", die Glaubwürdigkeit ab. Haben sie bedacht, daß jeder Versuch, Belastungzeugen in den Krankenbezirk zu pferchen, das Mißtrauen der Menge weckt? Ich finde in Muehlons Offenem Brief keine Spur von Geistesverfall; genau so, wie er den Direktor Helfferich reden läßt, könnte noch der Staatsminister geredet haben. Der aber und Herr Krupp von Bohlen darf für sein Zeugniß gleiche Achtung fordern. Herr von Jagow hat in seiner Schutzschrift gegen den Fürsten Lichnowsky die Angaben Muehlons nicht erwähnt; nur gesagt, er sei am fünften Juli (wo „die Oesterreicher beim Kaiser gewesen" sein sollen) nicht in Berlin gewesen. Daraus wird mancher Unfreundliche schließen, an diesem Tag sei eine Entscheidung gefallen, für die der Staatssekretär nicht haftbar sein wolle. Dessen (in Muehlons Brief) letzter Satz stimmt fast wörtlich mit der Offiziösenmeldung überein, die ich am ersten August 1914 hier abdruckte: „Die Mittheilung, daß die österreichische Note an Serbien der berliner Regirung nicht früher als den anderen Kabineten bekannt geworden ist, hat in London, Paris und Petersburg einen vortrefflichen Eindruck gemacht." Damals schrieb ich: „Wenn auch nur denkbar wäre, daß der Kanzler des Deutschen Reiches nicht, bis ins Kleinste, genau wußte, was Oesterreich-Ungarn in Belgrad fordern werde, denkbar, daß wir mit solcher Explosivnote überrumpelt würden, dann säßen wir in engerer Klemme als in den Tagen des Deutschen Bundes und wären nicht Oesterreichs Reserve, nein, Oesterreichs Lanzenknechte. Dann müßte der Nationalstolz gegen ein Bündniß auflodern, das uns aus dem Rath scheidet, aber mit der Hauptlast der That bebürdet. Warum wird der Umlauf

so gefährlicher Märchen geduldet? Warum nicht gesagt, was ist (weil es sein muß): daß zwischen Wien und Berlin Alles vereinbart war? Wir wären unwürdig der Männer, die Preußens Vorherrschaft in Deutschland erkämpften, wir hätten uns Duncans schlaftrunkene Kämmerlinge zu Herren gesetzt, wenn es jemals anders sein könnte." Drei Tage danach lasen wir in dem deutschen Weißbuch die Sätze: „Die wiener Regirung benachrichtigte uns von ihrer Auffassung und erbat unsere Ansicht. Aus vollem Herzen konnten wir unserem Bundesgenossen unser Einverständniß mit seiner Einschätzung der Sachlage geben und ihn versichern, daß eine Aktion, die er für nothwendig hielte, um der gegen den Bestand der Monarchie gerichteten Bewegung in Serbien ein Ende zu machen, unsere Billigung finden würde. Wir waren uns hierbei wohl bewußt, daß ein kriegerisches Vorgehen Oesterreich-Ungarns gegen Serbien Rußland auf den Plan bringen und uns hiermit, unserer Bundespflicht entsprechend, in einen Krieg verwickeln könnte. Wir konnten aber, in der Erkenntniß der vitalen Interessen Oesterreich-Ungarns, die auf dem Spiel standen, unserem Bundesgenossen weder zu einer mit seiner Würde nicht zu vereinbarenden Nachgiebigkeit rathen noch auch ihm unseren Beistand in diesem schweren Moment versagen." Wozu jetzt der Lärm, der Hilferuf an den Psychiater, die Beschwörung des unsauberen Suchomlinow (auf dessen Prozeß auch Herr von Jagow, ohne ihn gründlich zu kennen, sich nun wieder zu stützen sucht)? Die lange Kriegsdauer hat manches Gedächtnißvermögen geschwächt. Ob der Kaiser mit einem Erzherzog oder General gesprochen, die Feste seines Entschlusses betont, die Deutsche Bank ihr Gold aus dem Umlauf gezogen, Suchomlinow gelogen, Rußland die Mobilmachung nur vorbereitet oder schon begonnen hat: nicht darauf kommts an. Auch nicht darauf, wann der Wortlaut des wiener Ultimatums in Berlin bekannt wurde. Das Wesentliche hat Herr von Bethmann im Weißbuch selbst gestanden. Er glaubte, das Lebensinteresse Oesterreich-Ungarns, dessen Würde mit Nachgiebigkeit nicht vereinbar sei, fordere die Demüthigung Serbiens, und stimmte, „aus vollem Herzen", dem wiener Plan zu, trotzdem er wußte, daß dessen Ausführung den Eingriff Rußlands erwirken und dadurch (mindestens) Deutschland und Frankreich in den Krieg ziehen werde. Wozu der Lärm? Mehr hat, in der Hauptsache, auch Herr Dr. Muehlon nicht gesagt.

Und nicht mehr der Fürst Lichnowsky. Der meint nicht, wie Fälscher oder Kindsköpfe behaupten, der Krieg sei von berliner Verschwörern in Finsterniß vorbereitet und aus niederträchtiger Selbstsucht erzwungen worden. Er hat im ersten Entwurf seiner Rechtfertigungschrift mit spöttischem Ton, der Schmerz bergen sollte, von dem „Weltkrieg aus Versehen" gesprochen: und durch die Wahl dieses Ausdruckes die Meinung bewiesen, unzulängliche Leiter des politischen Geschäftes seien (wie ihr grimmigster Gegner zu sagen pflegte) ahnunglos „in den Krieg geschlittert". Auch Einer, der aus Eitelkeit in Enttäuschung und „krankhafte Wahnvorstellung" abgerutscht ist? Wer in eigener Sache das Wort nimmt, muß wohl von sich sprechen; wer sich gegen die Anklage, blind und thöricht gewesen zu sein, vertheidigt, muß (und darf erst recht in einer nicht für irgendwelche Oeffentlichkeit bestimmten Schrift) auf Leistung und Erfolg hinweisen. Vor dem Verdacht eitlen Geckenthumes braucht kein Diomedes diesen Hektor zu schirmen. Der von des Liedes Stimmen Verschriene zeugt selbst für sich; zeiht vor Nahen und Fernen, Freunden und Enkeln sich der schwersten Schuld. „Ich hatte in London eine Politik zu unterstützen, deren Irrlehre ich erkannte. Das hat sich an mir gerächt: denn es war eine Sünde wider den Heiligen Geist." Spricht so, fast einem in Dostojewskijs Welt Reuigen ähnlich, ein von Eitelkeit Trunkener? Der würde kleinen Fehl, trügendes Augenmaß, Täuschung des reinen Herzens durch tyrische List der Karthager doch wohl leichter bekennen als unverzeihliche Sünde. Unverzeihlich aber wäre der Entschluß, einer Sache, die man für schlecht, also vernunftlos hält, dienstbar zu bleiben, weil dieser Dienst Machtmehrung, Glanz einbringt und immerhin „interessant" ist. Mich dünkt, daß der Fürst sich allzu schwerer Schuld anklagt, die ihn wirklich belastende nicht fühlt und, noch heute, nicht begreift, „was sich an ihm gerächt hat". Nicht wider seine Ueberzeugung, glaube ich, hat er gehandelt, sondern gedacht: Mit den berliner Dutzendleuten, die nur ihr Bischen Routine haben, werde ich hier, auf dem wichtigsten Außenposten, mit meiner Staatsmannsvernunft, meinem Hofrang und der Möglichkeit direkten Briefwechsels mit dem Kaiser, schon fertig. Trotzdem Bismarcks Erlebniß unter Schleinitz ihn warnen konnte, hat er gehofft, von einer Botschaft aus den Gang der Gesammtpolitik bestimmen zu können, und (nicht aus Dünkel, sondern der

Sache wegen) gezürnt, wenn die Berliner, die sich als „Vorgesetzte“ fühlen durften, ärgerlich, statt auf ihn zu hören, murrten: „Lichnowsky hält sich wohl für den Oberkanzler? Er will immer klüger sein als das Amt.“ (Jagow.) Da lag eine Wurzel seines Irrthumes. Die zweite in der Gewohnheit, nur Personen, nicht immer, wie das Urtheil über Fritz von Holstein beweist, aus dem Auge ruhig wägender Gerechtigkeit, zu sehen, nur persönliche Vorzüge und Mängel für Wirkung und Hemmung verantwortlich zu machen und scheu an der Frage vorüberzuschleichen, ob in diesen Personen nicht nur Systeme, seelische, politische, wirthschaftliche, sich, kräftig oder schwach, verkörpern. An einer Stelle überwindet Lichnowsky die Scheu: wo er an Nietzsches Wort von der Totenregirung im Reich der Lebenden erinnert. Vielleicht taugt er nicht in „Untergebenheit“, in das Amt Eines, der mit dem Hirn Anderer denken, die Kinder fremden Geistes kämmen, kleiden, für Besuchsstunden aufputzen soll. Sterbenden oder schon toten Gedanken durfte er sich nicht verpflichten; mußte gehen, ehe ein Aron ihn als Sühnbock in die Wüste stieß. Doch er fühlte, nicht ohne Grund, in seinem Amt sich dem Reich nützlich und hoffte, seiner londoner Politik (die, mit ähnlichem Dankertrag, der bedachtsam milde Graf Wolff-Metternich vorbereitet hatte) den störrigen Willen der Vorgesetzten bald anzusträngen und mit dem so stattlich bespannten Donnerwagen über die breite Kluft zwischen militärischer und politischer Strategie hinwegzukommen. Dieser Wahn hat sich gerächt. Aber was die ungemeine Intelligenz des Warners voraussah, ist Ereigniß geworden. Die Feinde werden seine Schrift ausnützen? Sicher weidlich. Ihnen wird die Thatsache munden, daß der Kaiserliche Botschafter in London und der diplomatische Vertreter der Firma Krupp, zwei einander ferne und fremde Männer, sich in dem Glauben fanden, bei richtiger Weichenstellung wäre die Entgleisung in Krieg zu vermeiden gewesen. Schadet nicht. Haben Lansdownes, Snowdens, Hendersons Kritiken der Sache Englands geschadet? Und wir sind, deutscher Land- und Seemannschaft sei Dank, so weit, daß wir vor Glaubenssplitterung nicht zu zittern, nicht jeden vom Dogma Abtrünnigen im gelben Leinhemd, mit der hohen Pappmütze des Ketzers in Scheitergluth zu schicken brauchen.

Noch ist Krieg; und von den Waffenstillständen, die neuen Nikias und Antalkidas wieder als Friedensschlüsse gölten, bliebe

bis zum Makedonenfrieden Philipps Muße genug, das Buch der Genesis zu schreiben. Die Entschleierung des im Sommer 1914 Geschehenen nützt heute nicht mehr und noch nicht. Nöthig aber und nothwendig ist die Erörterung der Grundsätze, nach denen Staatsmannskunst und Diplomatie fortan handeln soll; und weil zu solcher Erörterung die zwei Schutzschriften allerlei zuvor im Zunfthaus verborgenen Stoff bieten, ist gut, daß sie ans Licht kamen. Die des Herrn von Jagow (die gröber ist und öfter in Irrthum strauchelt, als von der Feder dieses behutsam feinen Junkers zu erwarten war) wendet sich an unbegrenzte Oeffentlichkeit und kann deshalb von dem Zellenleben des Auswärtigen Amtes nicht den Vorhang wegziehen. Im Urtheil über den Werth anglodeutscher Verständigung und über Greys Streben nach Friedenswahrung stimmt der Staatssekretär mit dem Botschafter überein; auch, scheint mir, in der Erkenntniß all der Fehler, von denen er sprechen könnte, wie Papst Benedikt über den Einbruch in Belgien: „Das war nicht unter meinem Pontifikat.“ Marokko ist ihm „eine politische Niederlage“, Bjoerkoe (Vertrag Wilhelm-Nikolai) eine Enttäuschung, Potsdam (Kiderlen-Sasonow) ein Schemen. Hört! Hört! Erinnern sich Einzelne noch, wie laut, jedesmal, die Errungenschaft gerühmt wurde und wie unwirsch sie meine Zweifel bebrummten? Jagows Anklagen sind mit der bei uns nicht mehr seltenen Geschicklichkeit gruppirt; haltbar ist nur die eine, die den Botschafter unerträglichen Dranges in Selbständigkeit zeiht. Denn daß Lichnowsky sich weder von „den Grundzügen bismärckischer Politik“ abgekehrt noch empfohlen hat, „Oesterreich-Ungarn im Stich zu lassen“, wird leicht zu erweisen sein. Für heute: Eine Maschine, deren Theile so schlecht in einander passen, kann nichts Rechtes leisten. Durch Einheit des Wollens und Handelns sind die großen Organisationen geworden: der Orden Jesu und das preußische Heer, die stärksten Banken, Industriegesellschaften, Rhedereien. Die Träger unseres Reichsgeschäftes kannten, verstanden, trauten einander nicht. Offene Aussprache? Der macht mir doch nur was vor. Aufklärung der Gründe, die einen Beschluß erzwangen? Steckt ja doch nur Persönliches dahinter; Einer will sich halten, der Zweite noch höher klettern, der Dritte Beide blamiren; wozu Vorwände begaffen? So schlimmer Wirrniß hat sich der Glaube entbunden, nur die Waffe könne dem Reich in der Welt noch Geltung er-

streiten. Und mit gedoppeltem Dank grüßt der Deutsche sein unermüdliches Heer, dem auch in West nun Lenzerfolg blüht.

In der Entsetzensspannung dieser Tage und Nächte, die Millionen Menschen, fast jeder einer engen Lebensgemeinschaft Licht oder Stab, in unerschaute Feuerwirbel und erstickende Gasschwaden schleudern, zerreißen die Fäden des Denkens. Wer den Graus empfindet und in ihm das Kreißen eines Menschheitschicksals ahnt, dürfte sich nicht in den Versuch nüchternen Gedankenausdruckes vorwagen. Der kann nur Kühlen gelingen. Betet jetzt Gott? Sucht der Hauch seiner Liebe den allgütigen Menschen, dessen Schwelle niemals der Schatten des Unwahren gekreuzt hat, und verhallt dann in den Seufzer, daß dieser des Gebetes Würdige unsichtbar ist? Durch Jahrtausende schallt, ehern und dennoch hold, unverjährbare Mahnung. Aus der Stiftshütte hörte sie Moses. „Du sollst nicht stehen wider Deines Nächsten Blut, ihn nicht verleumden und hassen noch gieren, an ihm Dich zu rächen, sondern ihn lieben wie Dich selbst.“ Die Lehre des Vaters wird dem Sohn Lebensinhalt; füllt bis an den Rand das Gefäß seines Menschenleides. Hammerschläge und spitze Nägel sprengen die zarte Schale; heraus aber rinnt der Strom von Erlebniß geweihter Liebe. Jeder Apostel empfängt, jeder kündet, wie neues Gebot, die Mahnung, Brudersgüte dem Bruder zu zollen, Unrecht lieber zu leiden als zu thun und nicht träg sich aufs Lotterbett übler Gewohnheit zu räkeln. „Euer Ruf duftet nicht fein. Feget drum aus Euren Häusern den alten Sauerteig und trachtet, schnell ein neuer Teig zu werden. Lasset uns Ostern halten nicht im alten Sauerteig, nicht im Teig der Bosheit und Verschmitztheit, sondern in dem ungesäuerten Teig lauterer Wahrhaftigkeit.“ Wo sind die Reiche der Kyros, Philipp, Alexander, Dschenghis, Timur, Caesar, Attila, Bonaparte, von deren Kriegerruhm und Eroberertat die Erdfeste dröhnte? Das Reich des Geistes, dessen nie laue, nie schwächliche Menschenliebe im Stall noch Menschenwürde zeugt, hat sie, alle, überdauert. Und nach jeder Finsterniß leuchtet ihm eine Sonne. Der alte Teig schimmelt; trachtet, ein neuer zu werden! Den nur süßt echte Osterfreude mit dem ewigen Frühlingshoffen, daß dem in schwerer Passion Unbefleckten kein Fels die Auferstehung in Herrlichkeit wehrt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Inhalt.

1888 s. Steine, die zwölf.
1870 s. Steine, die zwölf.
Advent, erster 1
Adventisten s. Advent.
Atropos s. Töchter der Nacht.
Bakunin s. Pferd, das fahle.
Belgische Frage, die 307
von Bethmann s. Advent.
Bismarck und Brest-Litowsk s. Palmenkrone.
Brest-Litowsk 162
s. a. Nebel fällt, der.
Brester Vertrag s. Töchter der Nacht.
Bülow, Fürst s. Palmenkrone.
Chiers und Mad, zwischen . . . 302
Clemenceau s. Advent s. a. Hahnenschrei.
Demokratie s. Was wir brauchen.
Deutschland, altes 300
Deutschland, neues 299
Don Carlos 135
Elsaß-Lothringen s. Palmenkrone s. a. Töchter der Nacht.
Entelechie s. Irrthum, der große.
Erreichniß s. Advent, erster.
Frankreichs Rachekrieg s. Advent.
Friede der Zukunft, der, s. Steine, die zwölf.
Frieden mit Rußland s. Welt, die freudlose.
Fronteinheit s. Hahnenschrei.
Gefährten in Leid? s. Welt, die freudlose.
Gegenwart s. Steine, die zwölf.
Genesis s. Welt, die freudlose.
Hahnenschrei 41
Hermannsschlacht s. Theater.
Hertling s. Advent, erster s. a. Töchter der Nacht.
Hertlings Rede s. Nebel fällt, der.
Hirn und Schwert s. Was wir brauchen.
Holstein-Gottorp s. Irrthum, der große.
Jaels Söhne s. Advent, erster.
Japan s. Töchter der Nacht.
Jerusalem s. Neu-Jerusalem s. a. Zwischen zwei Welten.
Jesuiter in der Forschung . . . 293
Irrthum, der große. 371
Juden, die s. Neu-Jerusalem s. a. Zwischen zwei Welten.
Kischenew-Kiew 239
Klotho s. Töchter der Nacht.
Kriegserklärung, die deutsche s. Steine, die zwölf.
Lachesis s. Töchter der Nacht.
Lenin s. Pferd, das fahle.
Lloyd George s. Hahnenschrei.
Macht der Finsterniß s. Theater.
Moral, neue s. Was wir brauchen.
Morgenroth s. Hahnenschrei.
Napoleon in Rußland s. Irrthum, der große.
Nebel fällt, der 239
Neu-Jerusalem 99
Palmenkrone, die 229
Pferd, das fahle 60

Polen s. Steine, die zwölf.
Programm für den Weltfrieden s. Palmenkrone.
Progymnasmata s. Irrthum, der große.
Reichstag-Ersatz s. Nebel fällt, der.
Russische Arbeiterpartei s. Steine, die zwölf.
Rußland s. Advent, erster s. a. Irrthum, der große s. a. Pferd, das fahle s. a. Was wir brauchen.
Sauerteig, der alte 471
von Schoen s. Steine, die zwölf.
Septuagesima s. Palmenkrone.
Sonderfriede? s. Was wir brauchen.
Steine, die zwölf 399
Sternsinger s. Neu-Jerusalem.
Stimmen der Feinde s. Welt, die freudlose.
Theater 341
Tiger, der s. Advent, erster.
Töchter der Nacht, die 431
Tolstoi s. Theater.
Traue frohem Tagesblick! s. Welt die freudlose.
Traum 297
Traumspiel s. Hahnenschrei.
Troika, die s. Pferd, das fahle.
Trotzkij s. Hahnenschrei. s. a. Pferd, das fahle.
Ukraina s. Palmenkrone.
Vergangenheit s. Steine, die zwölf.
Verse 305
Vertrag von San Stefano s. Töchter der Nacht.
Was wir brauchen 157
Weihtag s. Neu-Jerusalem.
Welt, die freudlose 211
Weltfrieden s. Palmenkrone.
Westevangelium s. Palmenkrone.
Wien—Berlin s. Palmenkrone
Wilhelm I s. Steine, die zwölf.
Wilsons Rede s. Irrthum, der große.
Wintermond s. Zwischen zwei Welten.
Zimmermann s. Advent, erster
Zionismus s. Neu-Jerusalem s. a. Zwischen zwei Welten.
Zukunft s. Steine, die zwölf.
Zwischen zwei Welten 157

XXVI. Jahrg. Berlin, den 30. März 1918. Nr. 18.

Die Zukunft

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY
DEC 17 1919

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Seite

Der alte Bauerkeig 461

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 6,50 Mark, die einzelne Nummer 60 Pf.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
Großbeerenstraße 67.
1918.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 6.50, pro Jahr M. 26.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 7.25, pro Jahr M. 28.60; Ausland M. 7.80, pro Jahr M. 31.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der **VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 47,** Großbeerenstraße 67, Fernspr. Lützow 7724.

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft" nur durch **Max Kirstein,** Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59. Fernsprecher Amt Zentrum 1089 u. 108 10.

WEIN-STUBEN-RUTH
BERLIN W

Nordische Anleihen, Russische und Balkanwerte, Oesterreichische Anleihen, Amerikanische Bonds, Chinesen, Japaner. Anstellungen erbeten.
E. Calmann, Hamburg. Errichtet 1853.

Weinstuben
Mitscher
Vorzügliche Küche
Austern
Französische Strasse 18

Fürstenhof Carlton-Hotel = Frankfurt a. M. =
Das Vollendetste eines modernen Hotels. □ Gegenüber dem Hauptbahnhof, linker Ausgang.

Waldemar Bonsels
Menschenwege
Aus den Notizen eines Vagabunden
Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.50
Dazu 25% Verlagszuschlag

Diese Notizen eines Vagabunden stellen die Erlebnisse eines Menschen dar, der die Welt unserer Zeit in einer überraschenden inneren Freiheit den Ansichten, Vorurteilen und Gesetzen unseres Herkommens gegenüber durchwandert, und in dessen Gemüt sich die Erscheinungen darbieten, als gäbe es keinen Widerhall als nur den der unverfälschten menschlichen Natur. So entsteht dem Leser langsam ein Weltbild, dessen Mittelpunkt die Liebe ist, und in diesen Strahlen verwandelt sich die Fülle der Erscheinungen in eine Einheit hoher sittlicher Forderung. Man ist versucht, die Betrachtungsart dieses unbeirrbaren Wanderers als eine Scheidung vergänglicher von unvergänglichen Dingen aufzufassen, und das Menschentum dieser Lebensweisheit wirkt überraschend, neu und herausfordernd.

Literarische Anstalt Rütten & Loening / Frankfurt a. M.

Vom Büchermarkt

Menschenwege. Aus den Notizen eines Vagabunden. Von Waldemar Bonsels. Geheftet 5,— M., gebunden 6,50 M.

Diese Notizen eines Vagabunden stellen die Erlebnisse eines Menschen dar, der die Welt unserer Zeit in einer überraschenden inneren Freiheit den Ansichten, Vorurteilen und Gesetzen unseres Herkommens gegenüber durchwandert, und in dessen Gemüt sich die Erscheinungen darbieten, als gäbe es keinen Widerhall als nur den der unverfälschten menschlichen Natur. Es entsteht dem Leser langsam ein Weltbild, dessen Mittelpunkt die Liebe ist, und in diesen Strahlen verwandelt sich die Fülle der Erscheinungen in eine Einheit hoher sittlicher Forderung. Man ist versucht, die Betrachtungsart dieses unbeirrbaren Wanderers als eine Scheidung vergänglicher von unvergänglichen Dingen aufzufassen, und das Menschentum dieser Lebensweisheit wirkt überraschend, neu und herausfordernd. Der Inhalt des Buches bietet sich uns nun keinesfalls in abstrakten Abhandlungen dar, sondern in der bunten Fülle der Erscheinungen, des anschaulichen Erlebnisses; denn dieser Vagabund in Lumpen, über einem empfindsamen Herzen, berichtet in seinem Buch von den seltsamsten Begegnungen auf seiner Wanderschaft mit Heiligen und Verbrechern, mit Frauen und Dirnen, mit Toten und Lebendigen, mit der Natur, mit Tieren und mit Gott. Die Wesen, die ihm auf seiner scheinbar so ziellosen Wanderung begegnen, muten wie Gestalten aus einer Legendenwelt an und sind doch die Geschöpfe unseres Lebens und unserer Tage. Die Offenheit dieses merkwürdigen Menschen, vor dem alle Schranken der herkömmlichen Lebensart zu fallen scheinen, führt ihn in dunkle Gassen und durch trübe Nächte, unter dem Sonnenhimmel dahin, durch Städte und Wälder, in Schlösser und Hütten, und was ihm begegnet, wird beredt und scheint ihm auf die eine große Frage seines suchenden Geistes zu antworten, auf die Frage nach der Erlösung des Menschen. Das Buch ist in jeder Buchhandlung zu haben oder direkt vom Verlage Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Wahlrecht und Demokratie in Deutschland. Von Professor Dr. Max Weber. Heft 2 der „Schriften zur inneren Politik", herausgegeben von Wilhelm Heile und Walter Schotte. Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe"), Berlin-Schöneberg, 1917. 48 Seiten. Preis 1,20 M.

In schneller Folge erscheint hinter Naumanns glänzender Schrift „Der Kaiser im Volksstaat" in der gleichen Sammlung die nicht minder geistvolle und überaus temperamentvolle Arbeit des Heidelberger Universitätsprofessors Max Weber. Diese Arbeit kommt gerade zur rechten Zeit, während im preußischen Landtag die entscheidenden Kämpfe über die Verfassungsreform Preußens und damit Deutschlands ausgefochten werden. Nie ist die Fragestellung schärfer, die Beantwortung klarer und bestimmter gefaßt worden, als in dieser Schrift. Die ganze Arbeit ist von so überzeugender Kraft der Gedanken- und Beweisführung, daß alle noch so geschickt beleuchteten Versuche, durch Stimmhäufung nach Besitz- Bildung, ständischer Gliederung usw. Vorrechte und Vorzugsstellungen zu erhalten oder neu zu schaffen, demgegenüber nicht standhalten können.

„Der Friede". Unter diesem Titel erscheint seit Anfang Januar in Wien eine Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur, der in Anbetracht ihres vielseitigen Inhalts weiteste Verbreitung zu wünschen ist.

Vom parlamentarischen Wahlrecht in den Kulturstaaten der Welt. Von Prof. Dr. Fr. Stier-Somlo. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) in Berlin. Preis 4 M., geb. 5 M.

Bei der Neueinrichtung des deutschen Staatsgebäudes spielt das Wahlrechtsproblem — nicht nur in Preußen — eine weithin sichtbare Rolle. Die Kenntnis und Beurteilung der darin enthaltenen Einzelprobleme ist daher für jeden Gebildeten ein zeitgemäßes Bedürfnis, und so wird die vorliegende Schrift des bekannten Staats- und Völkerrechtslehrers denn um so freudiger begrüßt werden, als bisher ein übersichtliches Büchlein fehlte, das die Grundprobleme, wie sie sich in unseren Tagen dem prüfenden Auge darbieten, in ihrer Vielseitigkeit erfaßt, auf möglichst klare Linien gebracht und freimütig Stellung genommen hätte.

Commerz- u. Disconto-Bank.

Achtundvierzigste ordentliche Generalversammlung der Aktionäre
am Donnerstag, den 11. April 1918, vormittags 11 Uhr,
im Sitzungssaale der Bank zu Hamburg, Neß Nr. 9.

Tagesordnung:

1. Geschäftsbericht des Vorstandes, sowie Vorlegung der Bilanz nebst Gewinn- und Verlust-Rechnung und Vorschlag zur Gewinnverteilung.
2. Bericht des Aufsichtsrates über die Prüfung der Bilanz, der Gewinn- und Verlust-Rechnung sowie des Vorschlages zur Gewinnverteilung.
3. Beschlußfassung über die Genehmigung der Bilanz und die Entlastung des Vorstandes und des Aufsichtsrates, sowie über die Verteilung des Reingewinnes.
4. Wahlen zum Aufsichtsrate.

Diejenigen Aktionäre, welche sich an der Generalversammlung beteiligen wollen, haben ihre Aktien **spätestens am 6. April d. J.** während der üblichen Geschäftsstunden

in **Berlin** bei **unserer Niederlassung**
bei der **BanK des Berliner Kassenvereins** (nur für Mitglieder des Giro-Effekten-Depots)
in **Hamburg, Altona, Hannover, Kiel, Leipzig, Altenburg (S.-A), Brandenburg a. H., Cottbus, Forst i. L.** und **Stettin**, bei **unseren Niederlassungen**
in **Chemnitz** beim **Chemnitzer Bank-Verein**
in **Dresden** bei der **Mitteldeutschen Privat-Bank A.-G.**
in **Frankfurt a. M.** bei den Herren **J. Dreyfus & Co.**
in **Köln** bei Herrn **J. H. Stein**
in **Löbau** bei der **Löbauer Bank**
in **Lübeck** bei Herrn **Sal. L. Cohn**
in **Magdeburg** bei der **Mitteldeutschen Privat-Bank A.-G.**
in **München** bei der **Bayerischen Vereinsbank**

zu hinterlegen und bis zum Schluß der Generalversammlung daselbst zu belassen oder die Hinterlegung bei einem **deutschen Notar** dadurch nachzuweisen, daß sie **einer der genannten Anmeldestellen spätestens am 6. April d. J.** einen ordnungsmäßigen **Hinterlegungsschein** des Notars in Verwahrung geben. Dieser Hinterlegungsschein gilt nur dann als ordnungsmäßig, wenn darin die hinterlegten Aktien nach Nummern genau bezeichnet sind und wenn überdies in dem Hinterlegungsschein selbst bescheinigt ist, daß die Aktien bis zum Schluß der Generalversammlung bei dem Notar in Verwahrung bleiben. Gegen Hinterlegung der Aktien oder Einreichung der notariellen Hinterlegungsscheine werden Eintrittskarten ausgehändigt. Die zu hinterlegenden Aktien können ohne Gewinnanteilscheine und Erneuerungsscheine eingereicht werden.

Hamburg, den 15. März 1918.

Der Vorstand.

Lincke. **Pilster.**

Dresden - Hotel Bellevue
Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz
Herrl. Lage Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. **Diätet. Kuren** Zweiganst. tägl. 6 M. Prosp. u. Brosch. fr.

Compl. Jahrgänge „Zukunft"
vom 3. Jahrg. an, tadellos erhalten, preiswert zu verkaufen durch
Krohm, Hamburg 37, Isestr. 2.

Krahe's Heilkuren
bezwecken eine innere unschädliche Desinfektion des Körpers und sind zu empfehlen für alle noch heilbaren Krankheiten, speziell für Lungen- und Magenkranke. Aerztliche Gutachten, Zeugnisabschriften usw. gratis durch die ärztliche Leitung des **Krahe's Heilinstitut, Frankfurt a. M., Börsenplatz 1.**

Barmer Bank-Verein

Hinsberg, Fischer & Comp.

Bericht der Geschäftsinhaber.

Das Berichtsjahr war für das Bankgewerbe im allgemeinen ein günstiges. Noch mehr als in den vorangegangenen Kriegsjahren hat sich die Wirkung der langen Dauer des Krieges auf unsere Kundschaft geltend gemacht. Die Betriebe, welche für den Kriegsbedarf arbeiten, konnten meist namhafte Gewinne aufweisen, während auf die Betriebe, die sich nicht umstellen konnten, eine liquidierende Wirkung ausgeübt worden ist. In beiden Fällen wurden Mittel flüssig, die zum Teil den Banken zugewiesen worden sind. Die Summe unserer Gläubiger ist daher außerordentlich angewachsen, trotzdem im Laufe des Jahres auf die 6. und 7. Kriegsanleihe bei uns ca. Mk. 233 000 000.— gezeichnet worden sind. Die Summe der insgesamt bei uns gezeichneten Kriegsanleihe steigt dadurch auf ca. Mk. 567 000 000.—.

Auch der sonstige Wertpapierverkehr gestaltete sich sehr lebhaft. Wir waren beteiligt bei der Uebernahme von

Mk. 8 000 000.— Stahlwerk Becker-Aktien im Jahre 1916,
Mk. 2 000 000.— Carl Berg-Aktien im Jahre 1917,
Mk. 2 500 000.— Deutsche Eisenbahn-Signal-Werke-Aktien im Jahre 1917,
Mk. 3 000 000.— Gladbacher Feuerversicherungs-Aktien im Jahre 1917,
Mk. 1 500 000.— Fürstlich Lippische Staatswerkstätten-Aktien i. Jahre 1917.

Die gewaltige Erhöhung der Preise für fast sämtliche Erzeugnisse bewirkte, daß die Umsätze eine erhebliche Steigerung erfahren haben. Dementsprechend weist unser Provisionserträgnis eine Erhöhung auf.

Unsere sämtlichen Filialen, sowie unsere Kommandite von der Heydt-Kersten & Söhne, Elberfeld, haben recht befriedigend gearbeitet. Die Zahl der offenen Rechnungen stieg von 25 868 auf 30 123.

Unsere Unkosten sind auch in diesem Jahre, infolge der auf allen Gebieten herrschenden Teurung, wieder gestiegen.

Wie bisher haben wir den im Felde stehenden Beamten bezw. deren Familien einen erheblichen Teil ihres Gehaltes als Kriegsunterstützung ausbezahlt. Auch haben wir wiederum den bei uns tätigen Beamten mehrere Male besondere Zuwendungen gemacht. Die für diesen Zweck verausgabten Beträge belaufen sich auf Mk. 400 000.—.

Der Entwicklung des bargeldlosen Zahlungsverkehrs haben wir unsere besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und wir glauben, zu den Fortschritten auf diesem Gebiete das Unsrige beigetragen zu haben.

Es fanden den Heldentod im abgelaufenen Jahr 18 unserer Beamten, denen wir ein ehrendes Andenken bewahren werden.

Am 9. Mai 1917 konnte unsere Bank auf ein 50 jähriges Bestehen zurückblicken. Angesichts der ernsten Zeiten sahen wir von einer Feier dieses denkwürdigen Tages ab. Wir haben eine Denkschrift, welche die Entwicklung des Barmer Bank-Vereins während dieser Zeit schildert, vorbereiten lassen, doch hat deren rechtzeitiges Erscheinen einen Aufschub erlitten dadurch, daß der Verfasser des Werkes auf dem Felde der Ehre gefallen ist. Die Fertigstellung des letzten Teiles war daher mit Schwierigkeiten verknüpft. Wir hoffen indes, in allernächster Zeit die Denkschrift unseren Freunden zur Verfügung stellen zu können.

Wir schlagen Ihnen vor, als vierten persönlich haftenden Gesellschafter Herrn Legationsrat Dr. Eduard Freiherr von der Heydt, z. Zt. im Haag, zu wählen.

Unser Bestand an Wertpapieren setzt sich zusammen aus

a) 1. Anleihen des Reichs und der Bundesstaaten in 11 Arten .	Mk. 16 731 899.73		
2. verzinsliche Schatzanweisungen bis 1922 fällig . .	„ 22 636 256.82	Mk.	39 368 156.55
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Notenbanken beleihbare Wertpapiere in 29 Arten . .		„	2 162 676.54
c) sonstige börsengängige Wertpapiere:			
1. festverzinsliche Papiere in 3 Arten	Mk. 22 710.05		
2. Aktien in 7 Arten . . .	„ 467 415.—	„	490 125.05
d) nicht börsengängige Wertpapiere:			
1. festverzinsliche Wertpapiere in 6 Arten	Mk. 11 536.25		
2. Aktien in 27 Arten . . .	„ 77 660 65	„	89 196.90

Es betrugen die Einlagen:	31./12. 1917		31./12. 1916
nach 6 Monaten kündbar . . .	Mk. 25 275 304.86	gegen Mk.	13 853 333.89
von 3 Monaten bis 6 Monaten kündbar	42 283 542.79		19 016 123.33
von 7 Tagen bis 3 Monaten kündbar	69 745 787.54		14 396 512.68
mit kürzeren Fristen kündbar . .	87 629 574.16		65 215 798.85

Die im verflossenen Geschäftsjahre erzielten Umsätze stellten sich wie folgt:

Umsätze in laufender Rechnung	im Soll		im Haben
	Mk. 10 381 907 785.57	Mk.	10 473 397 524.29
gegen in 1916	„ 6 445 979 374.71	„	6 476 634 136.76

Umsätze auf den lebenden und toten Rechnungen, von beiden Seiten gerechnet

	Mk.	34 285 735 984.53
gegen im Vorjahre	„	22 189 424 175.—

Es gingen ein:

an Mark- und Platzwechseln Stück 861 609 im Betrage von		„	2 148 758 337.54
an Auslandswechseln . .	„ 16 309 „ „ „	„	106 711 068.91
	Stück 877 918 „ „ „	Mk.	2 255 469 406.45

gegen 891 195 Stück im Betrage von Mk. 1 476 945 045.37 im Vorjahre.

Es betrug die Summe der Außenstände:		
am 31. Dezember 1917	„	105 692 492.60
gegen am 31. Dezember 1916	„	110 521 094.43

Die Gesamtzahl der von uns geführten Rechnungen beträgt 30 123 gegen 25 868 Ende 1916.

Die Gewinn- und Verlust-Rechnung weist an		
Zinserträgnis auf	Mk.	8 155 279.18
an Gebühren	„	5 200 571.17
an Gewinn auf Wertpapiere . . .	„	300 186.51
an Vortrag aus 1916	„	454 225.50
	Mk.	14 110 262.36
Es betrugen die gesamten Verwaltungskosten einschließlich Steuern	„	4 512 688.42
so daß verbleiben	Mk.	9 597 573.94
Nach Abschreibung und Rückstellung auf Grundstücke, Gebäude und Talonsteuer	Mk.	223 965.38
stellt sich der Gewinn des Jahres 1917 auf . . .	„	9 373 608.56
Wir schlagen vor, diesen wie folgt zu verteilten:		
7% Dividende auf Mk. 92 499 400.— . . .	Mk.	6 474 958.—
Rückstellung für Kriegssteuer	„	540 000.—
Belohnungen an Beamte	„	400 000.—
Vertragsmäßige Gewinnanteile an Geschäftsinhaber und Direktoren (69 Personen)	„	1 073 848.46
satzungsgemäße Gewinnanteile an den Aufsichtsrat 8%	„	425 115.69
und auf neue Rechnung vorzutragen	„	459 686.41
	Mk.	9 373 608.56

Commerz- u. Disconto-Bank, Hamburg-Berlin.

Achtundvierzigster Jahresbericht für das Geschäftsjahr 1917.

Am Schlusse des vierten Kriegsjahres, über das wir in der Folge berichten, besteht Deutschlands militärische und wirtschaftliche Kraft ungeschwächt weiter. Die in Angriff und Abwehr erfolgreiche Tätigkeit seiner Heere im Osten, Süden und Westen, die zielbewußte Arbeit seiner Flotte und das befriedigende Ergebnis der Ernte bestärkten das deutsche Volk in seiner Ueberzeugung, daß es durchhalten könne und durchhalten wolle und daß ein günstiger Friede den ihm aufgezwungenen Kampf beenden werde.

Wenn es auch durch die allen völkerrechtlichen Verträgen widersprechende Behandlung der Neutralen unseren Gegnern möglich wurde, die Zufuhr mancher Rohstoffe zeitweilig zu verringern, so gelang es doch der unermüdlichen Wissenschaft und Technik, durch Auffindung und Herstellung geeigneter Ersatzstoffe die entstehenden Lücken zu schließen. Mit Anspannung aller Kräfte widmete man sich der Herstellung des Kriegsbedarfs und es gelang, allen Anforderungen zu entsprechen. Unsere Industrie war in den ihr gezogenen Grenzen so stark beschäftigt, daß zeitweilig die für das Inland zur Verfügung stehenden Mengen an Kohle und Eisen nicht ausreichten, um allen Wünschen gerecht zu werden. Hinter der Erzeugung des Notwendigen mußte teilweise die Herstellung anderer entbehrlicher Dinge zurückstehen, weil die für die Beschaffung des Gesamtbedarfs zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte knapp bemessen waren. Die Höhe der ausgeschütteten Dividenden und der Kursstand unserer Industriewerte an der Börse beweisen, wie erfolgreich die gewerbliche Tätigkeit im vergangenen Jahre war und wie zuversichtlich man die weitere Entwickelung beurteilt.

Es ist nur zu wünschen, wie wir schon in unserem vorigen Geschäftsbericht zum Ausdruck brachten, daß alle Maßregeln, die unter dem Zwange der Kriegswirtschaft getroffen sind und Handel und Gewerbe in ihrer freien Betätigung beengen, möglichst bald wieder aufgehoben werden, wenn der Krieg sein Ende erreicht hat und die Wege für den Weltverkehr wieder geöffnet sind.

In unseren wirtschaftlichen Beziehungen zum Auslande ist als erfreuliche Erscheinung eine beträchtliche Wertsteigerung der deutschen Valuta festzustellen, die mit dem Beginn des Waffenstillstandes an der östlichen Front einsetzte und bis zum Ende des Jahres erhebliche Fortschritte machte. Diese völlig aus politischen Ursachen hervorgegangene Erholung machte den stark spekulativen Charakter des früheren Rückganges deutlich ersichtlich. Sie widerlegt aber auch die feindliche Beweisführung, welche aus der zeitweilig besonders heftigen Entwertung unserer Valuta ungünstige Vergleiche zwischen der deutschen und der eigenen Wirtschaftslage herleiten wollte.

Die abgelaufene Geschäftsperiode zeigte eine weiter zunehmende Geldflüssigkeit und im Zusammenhange damit eine Vermehrung des anlagesuchenden Kapitals. Diese Geldflüssigkeit und das unerschütterliche Vertrauen auf den Enderfolg der deutschen Waffen bereiteten den beiden Kriegsanleihen des Jahres 1917 wiederum einen vollen Erfolg. Die Gesamtzeichnungen beliefen sich auf M. 25 603 000 000,— gegenüber M. 21 460 000 000,— im Jahre 1916.

Im wesentlichen war die Lage des Bankgeschäfts dieselbe wie im vorangegangenen Zeitabschnitt, und auch die erzielten Gewinne entsprangen hauptsächlich den gleichen Quellen. Insbesondere gilt dies vom Zinsenkonto, wenngleich die gesteigerte Geldflüssigkeit eine nutzbringende Anlage der Kapitalien zeitweilig erschwerte.

Der Wechseldiskontsatz der Deutschen Reichsbank von 5% blieb während des ganzen Jahres unverändert.

Unsere Kreditoren vermehrten sich um M. 329 000 000,— gegen das Vorjahr und im Zusammenhang damit erhöhten sich unsere Bestände an Wechseln und unverzinslichen Schatzanweisungen, Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen, sowie Reports und Lombards. Der Gewinn auf Zinsenkonto stieg von M. 9 430 000,— auf M. 11 550 000,— und die Einnahme aus Provisionen von M. 5 010 000,— auf M. 5 980 000,—.

Der Umsatz im Wertpapier- und Konsortialgeschäft war im verflossenen Jahre recht lebhaft; den in dieser Abteilung erzielten, nicht unerheblichen Nutzen haben wir auch diesmal zur Minderbewertung der Bestände verwandt.

Das Unkostenkonto erfuhr eine erhebliche Steigerung durch Gehalts- und Teuerungszulagen, sowie durch weitere Fürsorge für unsere im Felde stehenden Beamten und deren Familien.

Für eine zu zahlende Kriegsgewinnsteuer ist Vorsorge getroffen.

Unsere Filialen und Depositenkassen haben sich erfreulich entwickelt und zur Erhöhung des Erträgnisses entsprechend beigetragen, auch unsere Kommandite S. Kaufmann & Co. lieferte einen guten Gewinn ab. Wir errichteten neue Filialen in Stettin, Kottbus und Forst; am ersteren Platze haben wir die Firma Joel Hirschberg, an den beiden letzteren die Bankkommandite W. Loewenstein & Co. übernommen.

Ferner sind wir mit dem Chemnitzer Bank-Verein in Chemnitz und der Löbauer Bank in Löbau durch Vereinbarung einer Interessengemeinschaft in engere Verbindung getreten. Wir hatten Gelegenheit, uns einen Posten Aktien des Chemnitzer Bank-Vereins zu sichern. Angesichts des umfangreichen Filialnetzes dieser beiden Institute erwarten wir eine ersprießliche Entwicklung unserer geschäftlichen Beziehungen zum Königreich Sachsen und zu der Lausitz.

Die Norddeutsche Zucker-Raffinerie, Frellstadt, hat recht befriedigend gearbeitet und ihre Dividende von 6% auf 8% erhöht.

Die Waaren-Commissions-Bank in Hamburg verteilt eine Dividende von 10%. Die Geschäfte dieser Bank waren durch die behördlichen Maßnahmen erheblich eingeschränkt.

Die Barmbecker Brauerei Aktien-Gesellschaft erhöhte

ihre Dividende von 5% auf 7% und änderte die Firma in „Tivoli-Brauerei Aktiengesellschaft.

Die Bremen-Besigheimer Oelfabriken beschlossen die Erhöhung des Aktienkapitals von 7 Millionen auf 10 Millionen Mark. Die Dividende betrug 15% wie im Vorjahre.

Die Continental-Caoutchuc und Gutta-Percha-Compagnie Hannover, verteilt wiederum 30% Gewinn.

Die Hannoversche Gummiwerke „Exelsior" Aktiengesellschaft, Hannover, wird ihre Dividende von 24% im Vorjahre auf 26% erhöhen.

Diese beiden großen hannoverschen Gummifabriken haben im Jahre 1917, trotzdem sie von der Zufuhr von Rohgummi abgeschnitten waren, ihre kriegswirtschaftlichen Aufgaben voll erfüllen können.

Die Eisenbahnsignal-Bauanstalt Max Jüdel & Co. Aktiengesellschaft Braunschweig, hat für das Gesehäftsjahr 1916 das gleiche Erträgnis von 14% wie im Jahre 1915 ausgeschüttet. Auf unseren Antrag wurden M. 2 000 000,— junge Aktien dieser Gesellschaft zum Börsenhandel zugelassen.

Die Fabrik isolierter Drähte zu elektrischen Zwecken (vormals C. J. Vogel Telegraphendraht-Fabrik) Aktiengesellschaft in Berlin, hat durch ein unter unserer Führung stehendes Konsortium eine Erhöhung ihres Aktienkapitals um M. 2 150 000,— auf Mark 7 400 000,— durchgeführt. Wir haben die jungen Aktien dieser Gesellschaft zur Einführung gebracht. Für das Geschäftsjahr 1916/17 gelangte eine Dividende von 18% zur Ausschüttung.

Die C. Lorenz Aktiengesellschaft in Berlin verteilte für das Jahr 1916 eine Dividende von 35% und hat auch im abgelaufenen Geschäftsjahr günstig gearbeitet. Die jungen Aktien der Gesellschaft wurden zum Börsenhandel zugelassen.

Die Hackethal Draht- und Kabelwerke Aktiengesellschaft, Hannover, hat eine Erhöhung ihres Aktienkapitals um Mark 1 400 000,— vorgenommen, die jungen Aktien sind an der Berliner Börse zugelassen. Die Gesellschaft konnte für 1916 wiederum eine Dividende von 22% verteilen und hat auch für das am 31. Dezember 1917 beendigte Geschäftsjahr die gleiche Dividende bei erhöhten Abschreibungen vorgeschlagen.

Die Held & Francke Aktiengesellschaft, Berlin, erhöhte ihre Dividende im abgelaufenen Geschäftsjahr von 12% auf 14%.

Das Baroper Walzwerk Aktiengesellschaft, Barop in Westf., hat für das Geschäftsjahr 1916-17 einen Gewinn von 20% zur Ausschüttung gebracht. Wir haben in Gemeinschaft mit befreundeten Bankfirmen M. 1 000 000,— junge Aktien an der Börse eingeführt.

Die Telephon-Fabrik A. G. vormals J. Berliner in Hannover verteilte für das am 30. Juni 1917 abgelaufene Geschäftsjahr eine Dividende von 25%. Die Ausdehnung des Geschäftskreises dieser Gesellschaft macht eine Kapitalserhöhung notwendig, welche wir binnen kurzem zur Durchführung bringen werden.

Die Schiffsinstallation A. G. in Bremen wurde von uns gemeinschaftlich mit einer anderen Bank ins Leben gerufen, um die Interessen uns nahe stehender Firmen an elektrischer Ausrüstung von Schiffen zu vereinigen.

Die Alkaliwerke Ronnenberg A. G., Hannover, haben ihr Aktienkapital um M. 4 000 000,— auf M. 18 000 000,— erhöht, bei welcher Transaktion wir gemeinsam mit befreundeten Banken mitgewirkt haben. Für das Jahr 1916 hat die Gesellschaft eine Dividende von 4% zur Ausschüttung gebracht, während für das Jahr 1917 eine erhebliche Steigerung des Erträgnisses in Aussicht zu nehmen ist.

Die Linke-Hofmann-Werke Breslauer Aktiengesellschaft für Eisenbahnwagen- und Lokomotiv-Maschinenbau hat zwecks Uebernahme der Waggonfabrik Aktiengesellschaft vormals P. Herbrand & Cie. ihr Aktienkapital um M. 2 725 000,— erhöht. Wir haben uns an der Fusion sowie an der Uebernahme von M. 1 105 000,— der neu ausgegebenen Aktien in Gemeinschaft mit befreundeten Bankfirmen beteiligt. Die Dividende für das Geschäftsjahr 1916 betrug 24%.

Die Leipziger Werkzeugmaschinenfabrik vormals W. von Pittler Aktiengesellschaft bringt für das Jahr 1917 wieder 30% Dividende zur Verteilung.

Die Aktiengesellschaft für Fabrikation von Eisenbahnmaterial zu Görlitz erhöhte infolge Ausdehnung ihrer Geschäfte das Aktienkapital von 3 auf 4½ Millionen. Mit befreundeten Bankfirmen führten wir die Kapitalserhöhung durch und brachten die jungen Aktien zur Notierung an der Berliner Börse.

Durch unsre Vermittlung erwarb die Gebr. Krüger & Co. Aktiengesellschaft, Berlin, die Carl Schoening A.-G., Berlin. Zu diesem Zwecke erhöhte die Gebr. Krüger & Co. A.-G. ihr Kapital von Mark 2 100 000,— auf M. 3 000 000,—. In Gemeinschaft mit einer befreundeten Bankfirma stellten wir den Schoening-Aktionären die jungen Krüger-Aktien zum Bezuge an. Die Dividende bei der Krüger & Co. A.-G. wird für das Jahr 1917 mit 20% gegen 15% im vorigen Jahre vorgeschlagen.

Die Patzenhofer Brauerei A.-G. in Berlin erwarb die Berliner Bockbrauerei Aktiengesellschaft und vergrößerte zu diesem Zwecke ihr Aktienkapital um M. 2 700 000,—. Wir übernahmen in Gemeinschaft mit einer befreundeten Bank die Durchführung dieses Geschäfts.

An der Kapitalserhöhung, welche die Sächsische Maschinenfabrik vorm. Richard Hartmann, Chemnitz, zum Erwerb der Oskar Schimmel & Co. Aktiengesellschaft und zur Stärkung der Betriebsmittel im Betrage von 3 Millionen M. vornahm, indem sie das Kapital von 12 auf

15 Millionen erhöhte, nahmen wir teil, ebenso an der Einführung der Aktien an der Berliner Börse.

Mit befreundeten Banken übernahmen wir M. 5 000 000,— Westfälische Stahlwerke 5% Obligationen.

Weiter beteiligten wir uns an der Errichtung der

Hamburger Lloyd Versicherungs A.-G., Hamburg,

und der

„Albis" Versicherungs A.-G., Hamburg,

sowie an der Erhöhung des Kapitals der

„Hansa" Allgemeine Versicherungs-Aktien-Gesellschaft, Hamburg,

von 5 Millionen auf 8 Millionen Mark und der

Howaldtswerke, Kiel,

von 7 Millionen auf 10 Millionen Mark.

Der Gesamtumsatz auf einer Seite des Hauptbuches beträgt M. 42 485 063 049,01.

Wir beantragen, auf unser Aktienkapital von 85 Millionen Mark eine Dividende von 7% zu verteilen und dementsprechend den Reingewinn, welcher einschließlich des Gewinnvortrages von M. 659 813,— mit M. 10 148 270,80 durch die Gewinn- und Verlust-Rechnung ausgewiesen wird, wie folgt zu verwenden:

4% auf das Aktienkapital von M. 85 000 000,—	M.	3 400 000,—
Rückstellung für Talonsteuer	„	85 000,—
in den Reservefonds II	„	1 400 000 —
in den Beamten-Pensions- und Unterstützungsfonds	„	200 000,—
Gewinnanteil an den Aufsichtsrat	„	266 296,54
Gewinnanteil an den Vorstand	„	416 481,88
Gewinnanteil und Gratifikationen an die stellvertretenden Direktoren, Filialdirektoren, Prokuristen und Beamten	„	1 290 000,—
3% weitere Dividende	„	2 550 000,—
Vortrag	„	550 492,38

Durch obige Zuwendung erreichen unsere Reservefonds I und II den Betrag von 20% des Aktienkapitals.

Wiederum haben wir aus der Zahl unserer zum Kriegsdienst einberufenen Beamten beklagenswerte Verluste zu verzeichnen. Die Namen der gefallenen Tapfern, denen wir ein treues, ehrendes Andenken bewahren werden, finden ihren Platz auf unserer Ehrentafel IV.

Hamburg, im März 1918.

Der Vorstand.

Die Weltenwende.

Es geschehen noch Zeichen und Wunder! Man muß nur Augen haben, das Wunderbare zu sehen, was geschieht. Wenn nach 100 Jahren unsere Nachkommen in den Büchern der Geschichte lesen werden, was das Deutsche Volk in dieser Zeit ohne Gleichen geleistet und gelitten, ertragen und erstritten hat, dann werden sie sagen: das ist doch wohl Sage und Legende, das ist ja geradezu wunderbar. Wir, die wir mitwirkend und mitleidend das alles erleben, sind gar nicht imstande, die sinnverwirrende Größe des Weltgeschehens, aus dem das Deutsche Zeitalter hervorwächst, zu übersehen. Steil ist der Weg und dornig der Pfad, er führt durch ein Meer von Blut und Tränen, aber er führt zur Höhe! Sie hatten um das freiheitsdurstige Volk der Germanen eine Kette gelegt, sie ist zersprengt. Das Riesenreich Rußland liegt am Boden, der Rücken ist uns frei geworden; nun reckt und streckt sich die deutsche Brust dem Westen entgegen zur letzten Abwehr, und, wenn's sein muß, zum entscheidenden Schlag. Das Auge Deutschlands ist gerichtet auf England. Was wir wollen, ist nicht Weltherrschaft; was wir wollen, ist Freiheit für die Deutsche Weltarbeit. Die Entscheidungsstunde über Sein und Nichtsein dieser Freiheit schlägt. O Deutschland, hoch in Ehren, erkenne die Zeichen der Zeit und stehe fest, mein Vaterland! Fest steht und treu der feldgraue Wall; wir in der Heimat wollen und werden uns von unseren Brüdern da draußen nicht beschämen lassen. Wir stehen vor dem Tor des Deutschen Friedens, wir leben im Zeichen der Weltenwende. Das Vaterland erwartet von jedem deutschen Mann und jeder deutschen Frau, daß sie in dieser entscheidungsvollen Stunde restlos ihre Pflicht erfüllen. Es ist nicht nur eine Pflicht der Vaterlandsliebe, es ist die Pflicht der Selbsterhaltung, die uns gebietet, die bevorstehende 8. Kriegsanleihe zu einem überwältigenden Erfolge zu bringen. Das Geld ist da. Ihr Männer und Frauen in Stadt und Land, heraus mit dem Gelde fürs Vaterland! Es ist kein Rußland, dem ihr's gebt, es ist Deutschland, unser starkes, sieghaftes, zukunftsfrohes Vaterland. Segen von Kindern und Kindeskindern über alle, die nun mit ihrem Gelde helfen, daß das Werk vollendet wird, zu dem unsere Liebsten und Besten mit ihrem Blut den Grundstein gelegt haben.

Dieckmann-Lehe.

Norddeutsche Grund-Credit-Bank.

Die **Dividende** von 6% ist **vom 22. März d. J. ab an unseren Kassen in Weimar und Berlin** sowie an den übrigen bekannten Zahlstellen zahlbar.

Weimar, den 21. März 1918.

Die Direktion.

Bilanz der Mitteldeutschen Creditbank

per 31 Dezember 1917.

Aktiva.	M.	pf
Nicht eingezahltes Aktienkapital	—	—
Kasse, fremde Gelds., Kupons u. Guth. bei Noten-u. Abrechn.-(Clearing-) Bank.	31 533 456	51
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen	148 926 929	21
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen	93 748 973	89
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere	55 849 597	69
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen	57 050	—
Eigene Wertpapiere	9 900 713	58
Konsortial-Beteiligungen	6 379 213	82
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen	1 773 000	—
Debitoren in laufender Rechnung		
a) gedeckte M. 124 815 211,74		
davon durch börsengängige Wertpapiere gedeckt M. 86 861 919,72		
b) ungedeckte „ 56 136 458,56	180 951 670	30
ausserdem Aval- und Bürgschaftsdebitoren M. 32 114 960,34		
Bankgebäude M. 10 270 000,—		
abzüglich Hypotheken „ 170 000,—	10 100 000	—
Sonstige Immobilien M. 1 084 144,56		
abzüglich Hypotheken „ 35 000,—	1 049 144	56
Mobiliar	1	—
	540 269 750	56

Passiva.	M.	pf
Aktienkapital	60 000 000	—
Reserven	9 250 000	—
Kreditoren	448 944 710	56
Akzepte und Schecks	16 084 598	45
ausserdem Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen M. 32 114 960,34		
Uebergangsposten unserer Niederlassungen untereinander	993 505	13
Unerhobene Dividenden	40 566	—
Reingewinn des Jahres 1917 M. 4 852 409,32		
Vortrag aus dem Jahre 1916 „ 103 961,10	4 956 370	42
	540 269 750	56

Gewinn- und Verlust-Rechnung per 31. Dezember 1917.

	M.	pf
Unkosten		
a) Gehälter und Geschäftsunkosten	3 622 513	92
b) Tantiemen d. Filialdirekt., d. Prokuristen u. d. Vorsteher d. Depos.-kassen, sow. Gratifikationen u. Teuerungszulagen an die Beamten	1 135 469	60
c) Für die zu den Fahnen einberufenen Beamten und deren Familien, sowie für andere Zwecke der Kriegsfürsorge	706 027	17
d) Steuern	578 713	52
Beiträge zum Beamtenversicherungsverein des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes und zur Pensionskasse der Bank	118 608	95
Abschreibungen auf Bankgebäude	106 403	66
auf Mobiliar	124 730	97
Reingewinn Verteilung:		
7% Dividende auf M. 60 000 000,—	4 200 000	—
Tantiemen an Aufsichtsrat und Vorstand	641 463	86
Vortrag auf neue Rechnung	114 906	56
	11 548 838	21

	M.	pf
Gewinn-Vortrag aus 1916	103 961	10
Gewinn aus Zinsen sowie aus deutschen und fremden Wechseln	7 172 439	99
Gewinn aus Provisionen	3 538 424	33
Gewinn aus Wertpapieren und Konsortialbeteiligungen	—	—
Gewinn aus dauernden Beteiligungen bei Banken und Bankfirmen	251 736	22
Kleine Gewinne und Mieteinnahmen	282 276	07
	11 548 838	21

In der heute abgehaltenen 63. ordentlichen Generalversammlung unserer Aktionäre wurde die Dividende für das Geschäftsjahr 1917 auf 7% festgesetzt.

Der Dividendenschein für 1917 kommt mit **M. 21,—** für jede Aktie zu **M. 300**
„ **84,—** „ „ „ „ „ „ **1400**

zur Auszahlung. Die Einlösung der Dividendenscheine erfolgt von heute ab: in **Frankfurt a. M., Berlin, Baden-Baden Cöln, Essen, Fürth, Giessen, Hanau, Hannover, Hildesheim, Karlsruhe, Königsberg i. Pr., Mainz, München, Nürnberg** und **Wiesbaden** bei unseren Niederlassungen, sowie bei unseren Depositenkassen u. Wechselstuben in **Alsfeld i. H., Friedberg i. H., Höchst a. M., Lauterbach i. H., Marburg a. d. L., Offenbach a. M., Uelzen** (Provinz Hannover) und **Wetzlar** und unseren Agenturen in **Büdingen** und **Butzbach** an unseren Kassen vormittags zwischen 9 und 11 Uhr, in **Coblenz** und **Cöln** bei der Firma **Leopold Seligmann**, in **Hamburg** bei der Firma **M. M. Warburg & Co.**, in **Leipzig** bei der **Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt (Abteilung Beckert & Co.)**, in **Meiningen** und **Gotha** bei der **Bank für Thüringen vormals B. M. Strupp Aktiengesellschaft**, in **München** bei den Firmen **H. Aufhäuser** und **Moritz Schulmann**, in **Stuttgart** bei der Firma **Doertenbach & Cie., G. m. b. H.**, in **Tübingen** und **Hechingen** bei der **Bankcommandite Siegmund Weil.** Die Dividendenscheine sind auf der Rückseite mit dem Firmenstempel oder dem Namen des Einreichenden zu versehen.

Frankfurt a. M., den 23. März 1918.

Der Vorstand der Mitteldeutschen Creditbank.

Dr. Katzenellenbogen. Mommsen. Reinhart. Wolfensperger.

Rheinische Handelsgesellschaft m.b.H.

Bankgeschäft — Düsseldorf 25.

An- und Verkauf von Effekten

sowie Ausführung sämtlicher bankgeschäftlichen Transaktionen.

Fernsprecher: 4410, 4411, 4431, 4432.

Telegramm-Adresse: Velox.

Aktiengesellschaft für chemische Produkte

vormals H. Scheidemandel — Berlin.

Bilanz-Konto per 30. September 1917.

Aktiva.	M.	pf	Passiva.	M.	pf
Fabrikanlagen, Laboratorien, Büroeinrichtung und Patente	1	—	Aktienkapital	11000000	—
Grundstücke in Berlin	765000	—	Anleihe aus 1909	2623000	—
Wertpapiere und Beteiligungen	13543465	61	im eigenen Besitz	1129000	—
Schuldner:			Reservefonds	1100000	—
a) Banken und Sparkassen	9449014	67	Versicher.- u. Delkrederefonds	1162214	59
b) Tochtergesellschaften	9982828	49	Umstellungsfonds auf Friedenswirtschaft	2000000	—
c) Verschiedene	4733254	97	Preisausgleichsfonds	500000	—
Barbestand	113639	09	Unterstützungsfonds	250000	—
Kautionswechsel	5000	—	Talonsteuer-Reserve	75000	—
Waren- und Material-Vorräte	2185607	26	Anleihe aus 1909, verloste Stücke	9180	—
Avale M. 1279400.—			Anleihezinsen-Rückstell.-Konto	33000	—
			Hypotheken	579553	85
			Restkaufpreise auf erworbene Fabriken	75000	—
			Unbehobene Dividenden	4683	—
			Gläubiger:		
			a) Banken	1044941	46
			b) Tochter-Gesellschaften	197553	01
			c) Verschiedene	13533600	14
			Avale M. 1279400.—		
			Gewinn- und Verlust-Konto	5941099	04
	40777811	09		40777811	09

Gewinn- und Verlust-Konto pro 1916/17.

Soll.	M.	pf	Haben.	M.	pf
Allgemein. Spesen-Konto	1688874	29	Gewinn-Vortrag	48459	29
Steuern u. Versicherungen	325068	30	Erträgnisse aus Fabrikation, Handelsgesellschaften, Beteiligungen und Zinsen	11544834	14
Abschreib. auf Fabriksanlagen	3638251	80			
Bilanz-Konto	5941099	04			
	11593293	43		11593293	43

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft" nur durch Max Kirstein Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59. Fernspr. Amt Zentrum Nr. 10809, 10310.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugseiten 1,80 Mk.

A. BATSCHARI
Cigaretten

Fürsten-Klasse
Imperator 25 ₰ S. M. 20 ₰ Kaiser 15 ₰
Fürst Fürstenberg 15 ₰ Prinz Fr. C. Hohenlohe 10 ₰
Prinzess M. Hohenlohe 10 ₰
Prinzess Charlotte 8 ₰
Prinzess Victoria Louise 6 ₰

A B C

Für Inserate verantwortlich: Friedrich Rehländer, Berlin-Steglitz.
Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109573367